This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

✓ 47. g. 11

Moſes Mendelsſohn's geſammelte Schriften.

Nach den Originaldrucken und Handſchriften

herausgegeben

von

Prof. Dr. G. B. Mendelsſohn.

In ſieben Bänden.

Vierten Bandes

erſte Abtheilung.

Mit einer lithographiſchen Tafel.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1844.

THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
2 - DEC. 1937
OF OXFORD

Inhalt

der ersten Abtheilung des vierten Bandes.

	Seite
Kleine Schriften. 1. Bereits gedruckte. Fortsetzung.	1 — 58
Versuch, eine vollkommen gleichschwebende Temperatur durch die Construction zu finden (1761) ..... (Zu dieser Abhandlung gehört eine lithographirte Zeichnung.)	3 — 11
Aus der Neuen Berlinischen Monatsschrift vom Jahre 1810	12 — 37
1. Brief an Resewitz, über den Selbstmord (1 Mai 1756)	12 — 24
2. Vorschläge zu einer Aufgabe in der Beredsamkeit (1758)	25 — 26
3. Beantwortung einiger Fragen in der Schauspielkunst (c. 1770)	26 — 28
4. Von der lyrischen Poesie (1777)	28 — 35
5. Über den Neid (1780)	35 — 36
6. Über einige deutsche sinnverwandte Wörter	36 — 37
Von der Herrschaft über die Neigungen (c. 1755)	38 — 45
Zufällige Gedanken über die Harmonie der inneren und äußeren Schönheit (c. 1755)	46 — 53
Gedanken Verschiedener bei Gelegenheit einer merkwürdigen Schrift (1783)	54 — 58

Seite

Kleine ungedruckte Schriften, Bemerkungen und Fragmente ..... 59 — 153

Von den ohngefähren Zufällen (16 März 1753) .... 61 — 63
Gedanken und Bemerkungen (11 Apr. 1754) ..... 63 — 64
Gedanken, und über einen Lehrsatz des Euclides (10 Juli 1757) ..... 64 — 65
Über Vorsehung (29 Juni 1758) ..... 65 — 66
Über reverentia, Ehrfurcht (c. 1760) 66
Briefe über Kunst ..... 66 — 76
Recension der: „Beurtheilung der Schrift, die im J. 1755 den Preis von der Academie zu Berlin erhalten hat, nebst einem Schreiben an den Verf. der Dunciade für die Deutschen. Frkf. u. Lpz. 1757." ..... 76 — 78
Verwandtschaft des Schönen und Guten (c. 1757 — 1760) ..... 78 — 82
Anmerkungen über Bayle's „Pensées diverses sur les Comètes", und Gedanken von der Vergleichung zwischen der Abgötterei und dem Atheismo. 83 — 88
Gedanken vom Ausdrucke der Leidenschaften ..... 88 — 92
Recension von: (Herder) „über die neuere deutsche Litteratur, 1ste und 2te Sammlung" (1767) .... 93 — 101
Über freie und freiwillige Handlungen starker und großer Geister (28 Aug. und 28 Sept. 1769) ..... 101 — 102
Über Cochius von den Neigungen (1769) ..... 102 — 105
Über Garve von den Neigungen (1769) ..... 105 — 112
Von dem Worte Kunst ..... 112 — 113
Zu den Briefen über die Empfindungen (1770) ..... 113 — 114
Notizen zu Stosch's Synonymen, Frkf. a. O. 1770 114 — 118
Anhang einiger Synonymen ..... 118 — 119
Stammbuchs-Inschrift aus Dorow (26 Oct. 1771) .. 119
Inschrift in Brockmann's Stammbuch (7 Jan. 1778) 120
Über (Hemsterhuys) Lettre sur la sculpture (März 1776) ..... 120 — 121
Objective und subjective Unterhaltungsfähigkeit (Juni 1776) ..... 121 — 122
Über das Erkenntniß-, Empfindungs- und Begehrungsvermögen (Juni 1776) ..... 122 — 124
Über einen schriftlichen Aufsatz des Hrn. de Luc, die Immaterialität der Seele betreffend (Mai 1778). 124 — 127
Wahrheit, Schein (Nov. 1781) ..... 127 — 128
Von vollkommenen und unvollkommenen Rechten und Pflichten (Nov. 1781) ..... 128 — 131
Modus conjunctivus 131
Über die Freiheit, seine Meinung zu sagen (23 Mai 1784) ..... 132 — 134

Seite

Über Prof. Selle's Satz, daß es keine reinen Vernunftbegriffe gebe ..... 134 — 135
Über vollkommene und unvollkommene Pflichten, mit Beziehung auf Zöllner's Schrift über M. M.'s Jerusalem (1784) ..... 135 — 145
Über Dieterich's Bemerkungen in Beziehung auf Kant's „öffentlichen und Privatgebrauch der Vernunft" ..... 146 — 148
Sonderung der Ämter und Stände ..... 148 — 150
Über die beste Staatsverfassung ..... 150 — 153

Moses Mendelssohn's Antheil an der Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste ..... 155 — 496

Ersten Bandes erstes Stück, 1756.

Aufmunterungen in moralischen Gedichten, von Joh. Lorenz Withof ..... 157 — 170
Lowth de sacra poesi Hebraeorum (im 2ten Stücke fortgesetzt) ..... 171 — 210
Drey Gedichte von dem Verf. der vermischten Werke in verschiedenen Arten der Dichtkunst (Dusch) .. 210 — 218

Zweiten Bandes erstes Stück, 1757.

Lehrbuch prosaischer und poetischer Wohlredenheit, von Joh. Bernh. Basedow .. .. 218 — 240
The pleasures of imagination, a poem by Akenside ..... 240 — 262
Historische Lobschrift des Frhrn. von Wolf, von Joh. Christoph Gottsched ..... 262 — 267

Zweiten Bandes zweites Stück, 1758.

Principes pour la lecture des orateurs, 3 Tomes; Grundsätze und Anweisung die Schriften der Redner zu lesen, aus dem Französ. übersetzt von C. L. R., 3 Theile (im 1sten Stücke des dritten Bandes fortgesetzt) ..... 267 — 289

Dritten Bandes erstes Stück, 1758.

Seite

Vier Bücher Äsopischer Fabeln von M. G. Lichtwer, 2te Aufl. ..... 290 — 302
משלי שועלים d. i. Fabeln des berühmten Weisen Rabbi Berachja Hanakdan, 2te Ausg. ..... 302 — 305
Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre, durch alle Monate des Jahres; die Frühlingsmonate ..... 306 — 312
Ge. Friedr. Meier's Auszug aus den Anfangsgründen aller schönen Künste und Wissenschaften... . 313 — 318

Dritten Bandes zweites Stück, 1758.

Das Recht der Vernunft, in 5 Büchern, von M. G. Lichtwer ..... 318 — 330
A philosophical enquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful..... 331 — 350
Lieder, Fabeln und Romanzen von F. W. G(leim) 350 — 361
Einleitung in die schönen Wissenschaften, nach dem Französischen des Batteux mit Zusätzen vermehrt von C. W. Ramler, 4 Bände ..... 361 — 375

Vierten Bandes erstes Stück, 1758.

Alex. Gottlieb Baumgarten, Aestheticorum pars altera ..... 375 — 387
An essay on the writings and genius of Pope, Vol. I. (im 2ten Stücke, 1759, fortgesetzt)..... 388 — 439
(Zimmermann) von dem Nationalstolze ..... 439 — 457

Vierten Bandes zweites Stück, 1759.

Der Tod Abels, in 5 Gesängen von Geßner..... 457 — 484
Lady Johanna Gray, ein Trauerspiel von C. M. Wieland..... 484 — 496

Moses Mendelssohn's Antheil an den Briefen, die neueste Litteratur betreffend ..... 497 — 599

(in der 2ten Abth. des 4ten Bandes fortgesetzt.)

Aus dem I. Theil.

IX. Den 1 März 1759.

Seite

20ster Brief. — Die neueren Philosophen ..... 499 — 501
21ster Brief. — Baumgarten's Metaphysik, 3te Aufl. ..... 502 — 504
22ster Brief. — Von dem einreißenden Mißbrauche der mathematischen Begriffe in der Philosophie .. 504 — 506

X. Den 8 März 1759.

23ster Brief. — Mathematische Evidenz, Abu Thameb's Erklärung des mathematischen Körpers .. 506 — 508
24ster Brief. — Über Reinhard's examen de l'optimisme ..... 508 — 510
25ster Brief. — Über Leibnitzens Satz des Nichtzuunterscheidenden; von einer Spur desselben beim Cicero ..... 510 — 512

XI. Den 15 März 1759.

26ster Brief. — Martin Frobenius Ledermüller's erste Abhandlung über die Saamenthierchen („physikalische Beobachtungen derer Saamenthiergens, Nürnb. 1756") ..... 512 — 517
27ster Brief. — Fortsetzung des Gegenstandes ..... 517 — 518
28ster Brief. — Ledermüller's zweite Abhandlung über die Saamenthierchen („Versuch einer gründlichen Vertheidigung der Saamenthiergen, Nürnb. 1758"); Schreiben Lieberkühn's an Hamberger (Schluß in der folgenden No.) ..... 518 — 519

XII. Den 22 März 1759.

Schluß des 28sten Briefes ..... 520 — 522

29ster Brief. — Nichts kommt einem Dinge völlig so zu, wie es einem andern Dinge zukommt; eine neue Ausdehnung des Satzes des Nichtzuunterscheidenden ..... 522 — 524

Aus dem II. Theil.

XVI. Den 19 April 1759.

Seite

34ſter Brief. — Frid. Adami Widderi dissertatio de hylozoismo et Leibnitianismo; Gliſſonius; Vertheidigung Leibnitzens gegen den Hylozoismus; Spinoza und Strato von Lampſacus ..... 524 — 529

XVII. Den 26 April 1759.

35ſter Brief. — Von des Caplans Rabe verſprochener Überſetzung der Miſchnah und von dem Werthe des Talmuds ..... 529 — 531

XVIII. Den 3 Mai 1759.

37ſter Brief. — Eſchenbach's Metaphyſik, und Vertheidigung Wolf's dagegen ..... 531 — 534

38ſter Brief. — Eſchenbach's philoſophiſches Syſtem ..... 534 — 537

XXIII. Den 7 Juni 1759.

42ſter Brief. — Die Newton'ſche und Leibnitziſche Philoſophie; Boſcovich, philosophiae naturalis theoria P. I. (Schluß in der folgenden No.).. 537 — 543

XXIV. Den 14 Juni 1759.

Schluß des 42ſten Briefes ..... 543 — 545

Aus dem III. Theil.

I. Den 5 Juli 1759.

45ſter Brief. — Boſcovich, philosophiae naturalis theoria P. II.; Anwendung der Naturphiloſophie auf die Mechanik; neue Art des Beweiſes, daß jede Maſſe einen Schwerpunkt haben müſſe (Schluß in der folgenden No.) .... 545 — 551

II. Den 12 Juli 1759.

Schluß des 45ſten Briefes ..... 551 — 555

XI. Den 13 Sept. 1759.

Seite

54ſter Brief. — Boſcovich, philosophiae naturalis theoria P. III.; ſeine Hypotheſe von der Durchdringlichkeit feſter Körper; Beweis wider Boſcovich, daß man mit dem Ausdrucke „Figur der Erde“ wirklich einen beſtimmten Begriff verbinde (Schluß in der folgenden No.) ..... 556 — 562

XII. Den 20 Sept. 1759.

Schluß des 54ſten Briefes ..... 562 — 563

55ſter Brief. — Die Inconſequenz und Mängel in Boſcovich's allgemeinem Verfahren; Leibnitz gegen einige ſeiner Einwürfe vertheidigt..... 563 — 565

56ſter Brief. — Über Boſcovich's Abhandlungen von Gott und der Seele, dem Raume und der Zeit..... 566 — 569

Aus dem IV. Theil.

II. Den 11 Oct. 1759.

60ſter Brief. — Nutzen und Nutzloſigkeit geiſtloſer Köpfe; „Grundſätze und Regeln der ſchönen Künſte“ von Sulzer in Ausſicht, Gottſched's „Handlexikon der ſchönen Wiſſenſchaften“ erſchienen .... 569 — 571

61ſter Brief. — Sulzer's „Begriff aller Wiſſenſchaften und andrer Theile der Gelehrſamkeit, 2te Aufl. 1759“..... 571 — 573

62ſter Brief. — Fortſetzung über Sulzer's Schrift; beſonders über eine philoſophiſche Grammatik, über eine allgemeine Sprache und Schrift, eine allgemeine Algebra; von der Malerkunſt, von der practiſchen Philoſophie (Schluß in der folgenden No.) 573 — 576

III. Den 18 Oct. 1759.

Schluß des 62ſten Briefes ..... 576 — 578

VI. Den 8 Nov. 1759.

66ſter Brief. — Über die Idealſchönheit in den ſchönen Wiſſenſchaften..... 579 — 582

Seite

67ſter Brief. — Iſelin's Verſuch über die Geſetzgebung ..... 582—585

XI. Den 13 Dec. 1759.

72ſter Brief. — Es ſcheint ſchwer, über den Urſprung der Sprachen etwas zu ſagen; Preisaufgabe der Berliner Academie über den Einfluß der Sprachen auf die Meinungen und der Meinungen auf die Sprachen; Michaelis Preisſchrift; ein Punkt der Aufgabe fordert etwas zu viel ..... 585 — 588

73ſter Brief. — Einige fernere Bemerkungen über Michaelis Preisſchrift; Vertheidigung des Cicero wegen des Wortes voluptas, und Einwürfe gegen das summum bonum der Epikuräer ..... 588 — 592

XII. Den 20 Dec. 1759.

74ſter Brief. — Fortgeſetzte Bemerkungen aus Michaelis Preisſchrift; weitere Anmerkungen über das summum bonum; über das Verhältniß des Naturrechts zum Naturgeſetz und zur Moral; über einen paradoxen Satz von Schmauß ..... 592 — 596

75ſter Brief. — Über die anonyme Preisſchrift, welche in einer vorausgeſchickten Betrachtung den Urſprung der Sprachen in den nachahmenden Lauten ſucht; Beiſpiele von des Verfaſſers Etymologien 596 — 599

Kleine Schriften.

1. Bereits gedruckte.

(Fortsetzung.)

Tab. I.

Fig. 6.

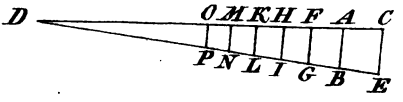


Fig. 1.

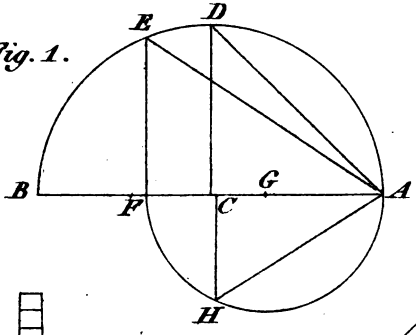
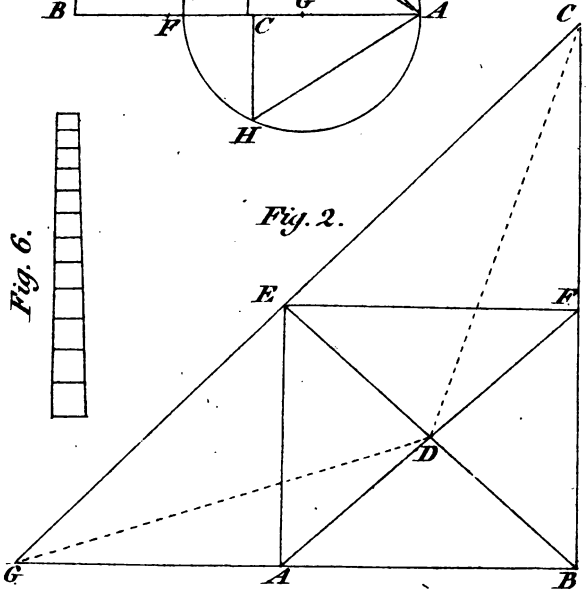
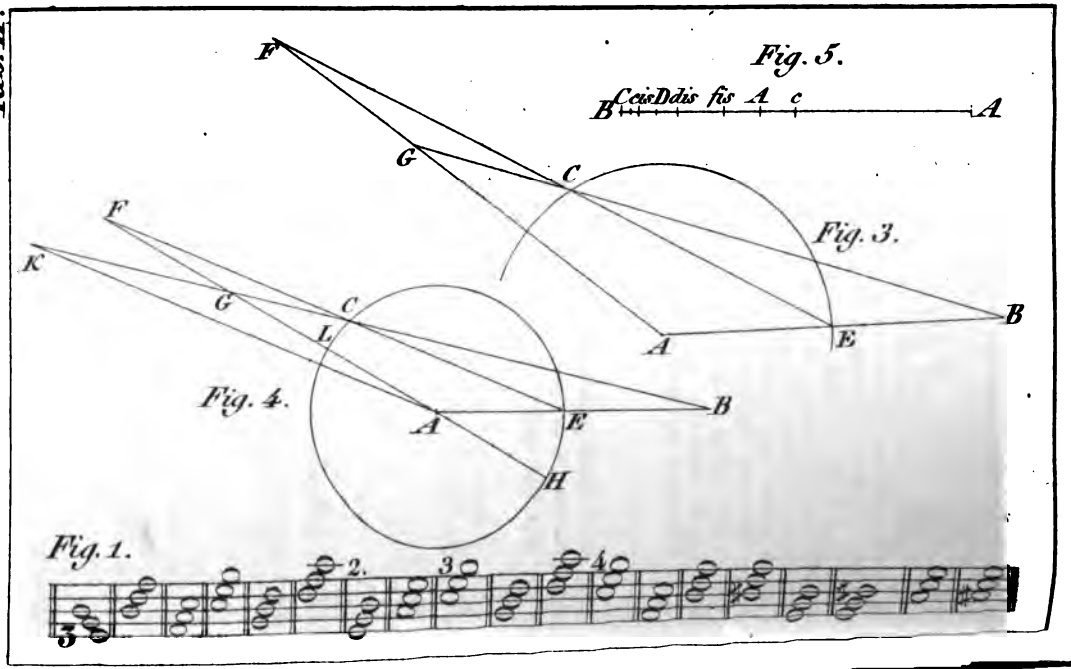


Fig. 6.

Fig. 2.



Tab. II.



Verſuch, eine vollkommen gleichſchwebende Temperatur durch die Conſtruction zu finden *).

(Aus Marpurg's hiſt.-krit. Beyträgen zur Aufnahme der Muſik. Bd. V. Stück 2. Berl. 1761. S. 95—109.)

Man hat ſich ſeit vielen Jahren Mühe gegeben, eine gleichſchwebende Temperatur in Zahlen auszudrücken. Die Unmöglichkeit, dieſes ganz genau bewerkſtelligen zu können, leuchtete zwar

*) Der Streit über den Vorzug dieſer oder jener ungleich ſchwebenden Temperatur hat aufgehört, ſeit uns Neidhardt mit der gleichſchwebenden Temperatur bekannt zu machen angefangen. Man hat gefunden, daß weder die eine, noch die andere etwas taugt; und daß in einer Tonleiter, wo die kleinen und großen halben Töne in einerlei Klanggrößen ausgeübt werden, nothwendig alle Töne zwiſchen eins und zwei in einer ſtetigen geometriſchen Proportion zuſammenhangen müſſen. Man iſt alſo auf verſchiedene Art eine gleichſchwebende Temperatur zu berechnen bemüht geweſen, z. B. 1) vermittelſt der Ausziehung der Wurzeln, 2) durch Vergleichung des Quinten- und Quartenzirkels, 3) durch die geometriſche Zerfällung des ditoniſchen Commatis, 4) durch die arithmetiſche Theilung deſſelben, 5) durch die geometriſche Zerfällung des ſyntoniſchen Commatis in elf Theile, 6) durch die arithmetiſche Zergliederung deſſelben in eben ſo viele Theile, 7) durch die Rationalzahlen des Mollaccords 6 : 5 : 4 : 3. (Krit. Briefe über die Tonkunſt, 39. 40. 41. Stück), 8) durch die arithmetiſche Zergliederung der Dieſis 125 : 128, 9) durch die geometriſche Theilung derſelben, 10) durch die arithmetiſche Zerfällung des kleinen Terzencommatis 625 : 648, 11) durch die geometriſche Theilung deſſelben, u. ſ. w.

in die Augen; allein man begnügte sich, es durch die Näherung zur Wahrheit dahin zu bringen, daß der Fehler nicht zu merken war. Nun ist zwar ein geübtes Ohr im Stande, einen ungemein kleinen Unterschied zu bemerken; allein so scharf ist der geübteste Sinn nicht, daß er nicht sollte betrogen werden können. Man hat also leichtlich einen harmonischen Canon finden können, der dem feinsten Gehör gleichschwebend deuchtet. An die mathematische Construction hat man selten gedacht. Man wußte, daß sie möglich sei, und daß man durch dieselbe die verlangten Längen, ohne die mindeste Abweichung, finden könne; allein man hielt sie für unbequem, vermuthlich weil zu einer vollkommenen geometrischen Construction der verlangten Längen höhere krumme Linien vonnöthen sind, welche nun freilich in der Ausübung unsägliche Schwierigkeiten verursachen. Neidhardt, der sich um die Temperatur sehr verdient gemacht, spricht folgendergestalt davon. „Was die geometrische Construction betrifft, so wird eine geometrische Mittelproportionallinie insge-

---

Obgleich eine auf solche Art berechnete gleichschwebende Temperatur dem Gehör alle mögliche Genugthuung giebt, so kann man doch, wegen der am Ende vorkommenden Brüche, nicht behaupten, daß eine einzige davon das Auge gänzlich befriedige; es müßte denn die von Nro. 7 seyn. Ich übergehe die Differenzen, die sich, wegen der verschiedenen Arten der Solution, in den letztern Ziffern finden, ob man selbige gleich wegwirft. Der Herr Kirnberger, einer unsrer besten Tonkünstler hieselbst, dem diese Unvollkommenheit unserer gleichschwebenden Temperatur bekannt war, und der gerne eine gleichschwebende Temperatur auf dem Monochord zu sehen wünschte, die zugleich das Ohr und das Auge vergnügte, bekam dasjenige zu lesen, was Neidhardt in seiner Sect. canon. harmon. von der geometrischen Construction in Absicht auf die Temperatur schreibt. Er nahm Gelegenheit, mit einem scharfsinnigen Mathematiker hieselbst, dessen Namen zu nennen ich nicht die Erlaubniß habe, hierüber zu sprechen, und denselben zu fragen: ob dasjenige, was der Herr Neidhardt nur so obenhin berührt hatte, sich nicht näher untersuchen und vielleicht mit mehrerer Genugthuung, als die arithmetische Annäherung, auf einen Canon zur Ausübung bringen ließe. Der gelehrte Freund des Herrn Kirnberger übernahm diese Untersuchung, und hatte nach einer kurzen Bemühung das Vergnügen, das Räthsel aufzulösen und die von dem Herrn Neidhardt gelassene weite Lücke auszufüllen. Hier ist sein Aufsatz über diesen Gegenstand, der seinen vortrefflichen Einsichten so viel Ehre macht, als er nicht nur allen Kennern der gleichschwebenden Temperatur, sondern auch den Mathematikern selbst gewiß angenehm seyn wird. (Anm. von Marpurg.)

mein durch die Lineam und den Circulum, zwo aber durch den Circulum und parabolam, durch den Circulum und die hyperbolam intra asymptotas, durch den Circulum und hyperbolas, oder auch Ellipses, infinitas, u. s. w. gefunden". „Uns geht die ganze Sache nichts an", setzt Reidhardt hinzu, „weil die arithmetische Annäherung bei dem canone harmonico viel, viel bequemer kann angewendet werden; wiewohl sich zwar das Ohr, der Verstand aber ganz und gar nicht damit befriedigen läßt."

Wie aber? wenn man beides, Verstand und Ohr, befriedigen könnte, und zwar eben so leicht und bequem, wo nicht noch leichter, als man durch die arithmetische Annäherung das Ohr allein befriedigt? Eine geometrische Construction der mittlern gleichverhaltenden Linien kann ohne Hülfe der höhern krummen Linien nicht vollzogen werden, und diese haben ihre Schwierigkeiten; allein es giebt eine Art von Construction, die man die mechanische nennt, welche leicht auszuführen, und eben so richtig ist, als die geometrische. Der Meßkünstler verwirft sie, nicht ihrer Unrichtigkeit halber, sondern aus geometrischem Eigensinn. Er will nicht blindlings suchen, kein Instrument blindlings anlegen, und dann zusehen, ob er es recht angelegt; sondern allezeit vorher wissen, wo er das Begehrte finden, und an welche Stelle er seine Instrumente anzubringen hat. Bei den sogenannten mechanischen Constructionen aber muß man öfter das Instrument auf's Gerathewohl hinlegen und so lange hin- und herrücken, bis man den rechten Ort findet. Wer so eigensinnig nicht seyn will, kann sich der mechanischen Construction mit Nutzen bedienen; und ich glaube, der Musikus habe am wenigsten Ursache, es zu seyn. Wenigstens kann man den Versuch machen, ob die verlangte, gleichschwebende Temperatur nicht durch die Construction weit leichter und richtiger zu finden sei, als durch die gemeine arithmetische Annäherung. Ich werde vorerst die mathematischen Gründe auseinandersetzen, welche die Richtigkeit der Construction beweisen, und sodann für den mechanischen Künstler die Regeln kurz und deutlich vorschreiben, nach welchen er diese Construction ins Werk zu richten hat.

Zu einer gleichschwebenden Temperatur gehören 13 gleich dicke und gleich gespannte Saiten, deren letzte die Octave der ersten ist, alle übrige aber, die gleich weit von einander abstehen, denselben Ton hervorbringen, d. h. das nämliche Verhältniß gegen einander haben. Man erlangt dieses, wenn man 13 Längen

findet, die ſtetig proportionirt ſind, und deren erſte zur dreizehnten wie 2 zu 1. Denn in dieſem Falle geben alle Saiten, die gleich weit von einander abſtehen, den nämlichen Ton, und die erſte mit der dreizehnten ſtimmt die Octave an.

Man nenne die erſte C, die dreizehnte c; ſo ſucht man zwiſchen C und c 11 Mittelproportionallinien a, b, d, e u. ſ. w. dergeſtalt, daß C : a = a : b = b : d = d : e = e : f = f : g = g : h u. ſ. w. = l : m = m : c. — Da ſich die erſte zur ſiebenten verhält, wie die ſiebente zur dreizehnten, ferner die erſte zur vierten, wie die vierte zur ſiebenten, und die ſiebente zur zehnten, wie die zehnte zur dreizehnten; ſo findet man die ſiebente, wenn man zwiſchen der erſten und dreizehnten, die vierte, wenn man zwiſchen der erſten und ſiebenten, und endlich die zehnte, wenn man zwiſchen der ſiebenten und dreizehnten die Mittelproportionallinie ſucht. Der Muſikus nennt die erſte C, die vierte dis, die ſiebente fis, die zehnte A und die dreizehnte c.

Die Conſtruction dieſer Linien geſchieht vermittelſt der geraden Linie und des Zirkels, bisher noch vollkommen geometriſch. Denn es ſei AB die Länge der Saite C (Fig. 1.). Beſchreibt aus der Mitte c den Halbkreis ADEB und richtet in c die Linie cD ſenkrecht auf. Ziehet die Linie AD; ſo verhält ſich AB : AD = AD : Ac. Traget AD in F und richtet die Linie FE ſenkrecht auf. Ziehet AE; ſo verhält ſich abermals AB : AE = AE : AF. Über AF beſchreibt aus der Mitte G den Halbkreis AHF, richtet in c die Linie cH ſenkrecht auf und ziehet AH; ſo iſt FA : AH = AH : Ac; welches alles aus geometriſchen Gründen bewieſen und bekannt iſt. Daher iſt AB die Länge der Saite C, AE die Länge der Saite dis, AD oder AF die Länge der Saite fis, AH die Länge der Saite A, und Ac, oder cB, oder auch cD die Länge der Saite c; und dieſe gehen in einer ſtetigen Proportion fort, dergeſtalt, daß C : dis = dis : fis = fis : A = A : c. Denn

AB : AE = AE : AF.
daher AB : AF = AE^2 : AF^2.
ferner AF : AH = AH : Ac.
daher AF : Ac = AH^2 : Ac^2.

Da nun aber auch überdem erwieſen, daß

AB : AF = AF : Ac (weil AF = AD),
ſo iſt AE^2 : AF^2 = AH^2 : Ac^2,
folglich AE : AF = AH : Ac.

Daher AB (= C) : AE (= dis) = AE : AF (= fis) = AE : AH (= A) = AH : AC (= c). Welches erwieſen werden ſollte.

Wir haben alſo den erſten, aber auch den leichteſten Schritt gethan, nämlich zwiſchen C und c vorerſt drei Mittelproportionallinien gefunden. Die Schwierigkeit iſt nunmehr, in jede von dieſen Intervallen wiederum zwei Mittelproportionallinien einzutheilen, und dadurch die gefundenen fünf ſtetig gleichverhaltenden Linien in dreizehn zu verwandeln. Denn wenn man zwiſchen alle Glieder einer ſtetigen Progreſſion eine gleiche Anzahl Mittelproportionalglieder ſetzt, ſo gehen auch dieſe in einem ſtetigen Verhältniſſe fort, welches aus folgenden Gründen zu erſehen iſt. Geſetzt a : b = b : c, und man ſetzt zwiſchen a und b ſowohl, als zwiſchen b und c eine Anzahl Mittelproportionalglieder = m; das letzte Glied vor b ſei = e, und das erſte nach b = f, ſo iſt

$$a : b = e^{m+1} : b^{m+1}$$

ferner $b : c = b^{m+1} : f^{m+1}$

Da nun $a : b = b : e$, ſo iſt $e^{m+1} : b^{m+1} = b^{m+1} : f^{m+1}$

und folglich $e : b = b : f$; und alſo rückt die Proportion ununterbrochen fort.

Wenn wir alſo in jede von den gefundenen vier Intervallen zwei Mittelproportionallinien eintheilen könnten, ſo hätten wir die verlangten dreizehn Linien, und folglich die gleichſchwebende Temperatur gefunden.

Es kömmt alſo bloß auf das bekannte problema deliacum an, das in dem Alterthum ſo viel Aufſehen gemacht hat. Plato, Hero von Alexandrien, Philo, Apollonius, Diocles, Pappus, Sporus und Eratoſthenes haben zu verſchiedenen Zeiten Auflöſungen davon geliefert, die man beim Eutokius und im Deutſchen in Sturm's Überſetzung der Archimediſchen Werke nachleſen kann. Dieſe großen Leute haben bloß mechaniſche Wege gefunden; denn eine geometriſche Conſtruction zweier Mittelproportionallinien möchte wohl, ohne Hülfe der höheren krummen Linien, unmöglich ſeyn. Nicomedes war der Erſte, der zum Behuf dieſer Aufgabe die Muſchellinie erfand; und nach ihm hat man ſich auch der andern krummen Linien dazu bedient. Da wir aber hier mit den krummen Linien nichts zu thun haben, ſondern alles vermittelſt des Zirkels und der geraden Linien ausführen müſſen, ſo möchte wohl der Weg des Hero von Alexandrien unter allen denen, die Eutokius anführt, der leichteſte ſeyn; doch werde ich noch eine Conſtruction hinzuthun, die man beim

Newton in seiner Arithmetica universali finden kann, und die mir zur Ausführung die bequemste scheint.

Nach Heron's Vorschrift verfährt man auf folgende Weise. Gesetzt, wir wollten zwischen C und dis zwei Mittelproportionallinien finden. Setze die beiden Linien AB (=C) und AE (=dis) rechtwinklicht auf einander (Fig. 2.), und vollende das Rechteck ABFE. Ziehe AF und BE, welche einander in D halbtheilen werden. Lege eine Regel an den Punkt E, und bewege sie um diesen Punkt so lange hin und her, bis DC so groß wird als DG. Sodann ziehe die Linie CEG; so sind CF und GA die beiden verlangten Mittelproportionallinien, und folglich FC die Länge der Saite cis, GA aber die Länge der Saite D. Den Beweis hiervon kann man bei Sturm nachlesen.

Verfährt man nun mit dis und fis, fis und A, und A und c auf die nämliche Weise, wie vorhin mit C und dis geschehen, so bekömmt man E und F, G und gis, B und H, und folglich alle verlangte Längen. Man nennt diesen Weg mechanisch, weil man die Regel nicht für sicher anlegen kann, sondern erst die Stelle suchen muß, wo DC = DG. Man sieht aber leicht, daß dieß die Richtigkeit der Operation nicht hindert.

Newton hat in seiner Arithmetica universali*) einige andere, gleichfalls mechanische Constructionen eben derselben Aufgabe, davon folgende zur Ausführung noch bequemer scheint, als die Heron's.

Er theilt die Linie AB, die erste von den beiden gegebenen Linien (in unserm Falle = C), in zwei gleiche Theile in E (Fig. 3.). Aus dem Mittelpunkte A beschreibt er mit dem Halbmesser AE den Kreis EC, in welchen er die zweite gegebene Linie EC (in unserm Falle = dis) als eine Sehne anpaßt; sodann zieht er die beiden Linien EC und BC, ohne bestimmte Gränzen, weiter hinaus. An A legt er die Regel an, rückt sie zwischen den gezogenen beiden Linien so lange hin und her, bis GF so groß wird als AE oder EB, und zieht die Linie FGA. Wenn dieß geschehen, spricht er, so sind CF und AG die beiden Mittelproportionallinien zwischen AB und EC,

*) Vid. Append. de Aequationum construct. lineari.

und in unſerm Falle CF = cis und AG = D. Constructio nota est, ſetzt Newton hinzu.

Es ſei mir erlaubt, dasjenige zu beweiſen, was Newton als bekannt vorausſetzt. Große Genies erreichen das Ziel mit Einem Schritt, wohin ſich gemeine Geiſter durch eine lange Reihe von Schlüſſen müſſen leiten laſſen. Der Satz war dieſer: man beſchreibe mit AE = EB aus dem Mittelpunkte A einen Zirkel, und ziehe die Sehne EC ſowohl, als die Linie BC unendlich weit hinaus, und die Linie FA dergeſtalt, daß FG = AE; ſo verhält ſich AB : CF = CF : GA = GA : CE.

Beweis.

Vollendet den Zirkel, und verlängert FA bis in H (Fig. 4.), aus A aber zieht die Linie AK parallel zu EC.

Weil AK parallel zu EC, ſo iſt BA : BE = AK : EC. Nun iſt BE = ½ AB, deswegen iſt auch EC = ½ AK. Ferner in den beiden Triangeln FGC, KGA, die gleiche Winkel haben (denn FC iſt vermöge der Conſtruction parallel zu KA), iſt CF : FG = KA : GA;

folglich CF : 2FG = ½ KA : GA.

Nun iſt aber 2FG = AB (per hypoth.), ½ KA = CE (per demonstr.); daher CF : AB = CE : GA, und durch die Umkehrung AB : CF = GA : CE.

Gleichergeſtalt AB + GA : CF + CE = AB : CF = GA : CE.

Nun iſt AB + GA = FH, denn AH + FG = AB, CF + CE = FE; daher FH : FE = AB : CF = GA : CE.

Ferner iſt (per prop. XXXVII. L. 3. Eucl.) FH : FE = FC : FL. Da nun FL = AG, denn AL = FG (per hypoth.), ſo iſt FH : FE = FC : GA.

Folglich, da vermöge des vorhin erwieſenen FH : FE = AB : CF = GA : CE,

ſo iſt CF : AG = AB : CF = GA : CE,

und endlich AB : CF = CF : AG = AG : CE;

welches der Satz war, der erwieſen werden ſollte.

Sucht man nun auf eben dieſelbe Weiſe die beiden Mittelproportiallinien zwiſchen dis und fis, fis und A, A und c; ſo bekömmt man E und F, G und gis, und B und H. Doch kann dieß auf eine weit leichtere Manier geſchehen. Denn ſobald man die Saiten C und cis gefunden, ſo iſt auch die Entfernung C — cis bekannt. Da nun C : cis = cis : D, ſo iſt

auch C—cis:C=cis—D:cis. Ebenso verhält sich D—dis: D, dis—E:dis, E—F:E, F—fis:F, fis—G: fis, G—gis: G, gis—A:gis, A—B:A, B—H:B und H—c:H; welches alles auf die nämliche Weise bewiesen werden kann. Richtet man also die gefundene Entfernung C—cis (Fig. 6.) auf die Saite C senkrecht in die Höhe, und vollendet den Triangel, so lassen sich alle übrige Entfernungen cis—D, D—dis, dis—E, E—F u. s. w. gar leicht finden, und die letzte Entfernung H—c muß, wenn alles richtig beobachtet worden, auf den Punkt c, als die Hälfte der größten Saite, einfallen, welches jedem Anfänger in der Mathematik bekannt ist.

Ich glaube nunmehr alles gesagt zu haben, was zum Verständnisse der vorgeschlagenen Construction nöthig ist. Der mechanische Künstler kann dieß auf Glauben annehmen, wenn er sich mit den mathematischen Gründen nicht abgeben will. Er hat aber alle mögliche Sorgfalt anzuwenden, daß er alles genau vollstrecke, was ihm vorgeschrieben wird. Ich werde ihm die Arbeit soviel als möglich abzukürzen suchen, und zugleich einen Weg an die Hand geben, da sich am Ende bald zeigen wird, ob er vorsichtig genug gewesen.

Über die Länge der Saite AB beschreibt er (Fig. 1.) aus der Mitte C den Halbkreis ADEB, richtet in C die Linie CD senkrecht auf, und zieht AD. Diese Linie AD trägt er aus A in F, richtet in F die Linie FD senkrecht auf, und zieht AE. Über AF beschreibt er aus der Mitte G den halben Zirkel AHF, richtet in C abermals die Linie CH senkrecht auf, und zieht AH (Fig. 5.). Alsdann trägt er AE aus A in dis, AD aus D in fis, AH aus A in A, und Ac aus A in C.

Ferner theilt er die Linie AB in E in zwei gleiche Theile (Fig. 3.) und beschreibt aus A mit dem Halbmesser AE den Kreisbogen EC, trägt die Länge der Saite dis (aus der 5ten Fig.) aus E in C, und verlängert sie, soviel als nöthig seyn kann. Gleichergestalt zieht er aus B durch C eine gerade Linie unbestimmt hinaus. Sodann legt er eine Regel in A, und verschiebt sie so lange hin und wieder, bis der Theil der Regel FG, der zwischen den beiden verlängerten Linien eingepaßt ist, ganz genau mit AE oder EB übereinkömmt, und beschreibt die Linie FGA.

Die beiden Linien CF und AG trägt er (in der 5ten Fig.) aus A in cis und in D. Will er diese beide Linien CF und

GA auch nach der Fig. 2. suchen, so kann er sich oben, Fol. 4., Raths erholen, wie solches zu bewerkstelligen ist. Er kann solchergestalt desto sicherer gehen, wenn er findet, daß die in beiden Constructionen gefundenen Linien GA und CF vollkommen übereinkommen; doch dürfte diese Weitläuftigkeit unnöthig seyn, wenn man bei der Einpassung der Linie FG nur vorsichtig genug ist.

Hat man aber die Entfernung C — cis so genau als möglich gefunden, so weiß jeder Künstler schon, wie er die übrigen alle zu suchen hat; und braucht es weiter keines mühsamen Aufreißens der dritten Figur, die sonst viermal mit der größten Sorgfalt gezeichnet werden müßte. Er zieht nämlich die Linie CD (Fig. 6.) so groß, als die Saite C, richtet in C die Linie CE = C — cis senkrecht auf, und zieht ED. Die Länge C — cis trägt er ferner aus C in A, und richtet die Linie AB senkrecht auf; diese ist = cis — D. Gleichergestalt trägt er AB aus A in F und richtet FG senkrecht auf; so ist FG = D — dis; und eben also findet er dis — E, E — F, F — fis, fis — G, G — gis u. s. w.

Da er nun die Punkte D, dis, fis, A, c (Fig. 5.) bereits durch die vorige Construction herausgebracht hat, so hat er eine untrügliche Probe, ob er alles nach Vorschrift genau vollzogen oder nicht. Denn da er vermittelst der einzigen Entfernung C — cis durch den Triangel CDE (Fig. 6.) alle übrige ohne Schwierigkeit finden kann, so wird sich's bald zeigen, ob die durch Fig. 6. herausgebrachten Punkte D, dis, fis, A, c auf die (Fig. 5.) durch andere Wege bestimmten Punkte D, dis, fis, A, c fallen oder nicht. Im ersten Falle kann der Künstler versichert seyn, die vollkommenste Temperatur herausgebracht zu haben, die nicht nur dem Gehör gleichschwebend deuchtet, sondern auch dem Verstande Genüge leistet, und in der That, soviel unsere Hände und Instrumente zuwege bringen können, gleichschwebend ist. Im letztern Falle hingegen sieht er gar deutlich, daß er von der Wahrheit abgewichen, und muß die Arbeit von neuem wieder vornehmen.

Aus der Neuen Berliniſchen Monatsſchrift *).

1. Brief an Reſewitz **), über den Selbſtmord.

(Aus der Neuen Berl. Monatsſchrift Bd. 24. Sept. 1810. S. 168—192.)

Verehrteſter Freund!

Ihre Freunde, ſagen Sie, reden Ihnen nach, Sie wären zu ſchreibſüchtig. Wenn dieſes mehr als ein Scherz iſt, ſo müſſen Ihre Freunde ſelten ſolche Briefe von Ihnen bekommen haben, als derjenige iſt, den ich jetzt beantworten will. Ich ſage: beantworten; denn ob ich die Gründe widerlegen werde, die darin enthalten ſind, muß ich Ihrem Urtheil überlaſſen. So viel iſt gewiß: in der Schreibſucht beſtehe ich meinen Mann; und wenn

*) Die hier folgenden Aufſätze ſind in dem Jahrg. 1810 der Neuen Berliniſchen Monatsſchrift von Fried. Nicolai mitgetheilt worden, der ſie (Bd. 23. S. 40.) mit folgenden Worten einleitet: „Als ich kürzlich in meinen alten Papieren nachzuſuchen hatte, fand ich mit wehmüthigem Vergnügen auch manches von der Hand meines verewigten Freundes. Etwas davon will ich hier bekannt machen, vielleicht künftig einmal noch etwas. Es iſt nur wenig, aber von einem Manne, der nicht wenig war."

**) In einer Anm. S. 168—9. redet Nicolai von dem Briefwechſel, den Moſes Mendelsſohn mit Reſewitz unterhalten hat.

(Anm. des Herausg.)

Ihnen meine Geſchwätzigkeit damals beſchwerlich geweſen iſt, als wir uns vornahmen, Ihren langweiligen Gaſt durch die Metaphyſik zu vertreiben, ſo möchte es Ihnen bald leid ſeyn, daß Sie meine Feder in Gang gebracht haben. Wir wollen ſehen, ob ſie, oder das verdrießliche Fieber, Ihre Geduld mehr auf die Probe ſtellen wird.

Ich kann unmöglich an einen Beweis wider den Selbſtmord denken, ohne das wehmüthige Andenken jenes rechtſchaffenen Freundes in meinem Gemüthe zu erneuern, der mir ſeine Einwürfe dawider am erſten mitgetheilt hat. Er genießt nun den Lohn ſeiner Tugend in jener herrlichen Welt, wo er die Wahrheit in einem ungleich hellern Glanze ſchaut; und ſieht vielleicht von ſeiner Höhe mit einem ſtillen Vergnügen auf uns herab, wie ein Kämpfer, der den Preis errang und jetzt zwei Jünglinge im Thale ſich üben ſieht. Ich werde den Abſchied nie vergeſſen, den er bei ſeinem letzten Hierſeyn von mir nahm, nachdem wir uns bei unſerm Herrn Müchler zum erſtenmal geſehen und geliebt hatten. „Leben Sie wohl," ſagte er zu mir, als er unter den Linden von mir ging; „wir wollen uns lieben, aber nicht, wie ſich die Weltlichen lieben!" — Da er nunmehr die Ewigkeit angetreten hat, ſo erkennt er mit der lebhafteſten Überzeugung, wie ungereimt jene Hypotheſe ſei, die wir bei unſrer Streitſache vorausſetzen müſſen. Wer in einer Geſellſchaft von lauter Seligen lebt, der darf an den unmöglichen Fall nicht einmal gedenken, daß die Seele ſterblich ſei. Nur uns geziemt es, aus Menſchenliebe öfter von dem Wege der Wahrheit abzuweichen, um Irrende in die Heerſtraße einzulenken; und dieß thun wir, wenn wir nach der Hypotheſe der Ungläubigen ſtreiten.

Sie beklagen ſich gleich im Eingange Ihrer Widerlegung über das Verfahren der Weltweiſen, die das bloße Weſen eines eingeſchränkten Geiſtes zum Grunde legen, und aus dieſer nackten Abſtraction Folgen ziehen, die ſie dem Menſchen zur Ausübung vorlegen zu können glauben. Ihre Vorſchriften, ſagen Sie, ſollten zwar von bloß vernünftigen Weſen, von Bürgern der Geiſterwelt, nach aller Strenge ausgeführt werden; aber warum verdammen ſie den Menſchen, der ſich nie ohne außerweſentliche Umſtände, ohne körperliche Zufälligkeiten befindet, in dem jeder Zeit Sinne und Affecten in Bewegung ſind? warum verdammen ſie dieſes ſchwache Geſchöpf, fragen Sie, wenn es

seinen Lebenswandel nicht nach den Vorschriften einer abstracten Vernunft einrichten kann? Weit billiger scheint Ihnen die menschenfreundliche Nachsicht der bürgerlichen Richter, welche den Menschen nach den Schwachheiten beurtheilen, die von seiner Menschheit unzertrennlich sind, und ihren Untergebenen oft solche Vergehen verzeihen, die ein strenger Weltweiser auf das schärfste geahndet haben würde.

Ich will mich bei dieser allgemeinen Anklage wider alle systematischen Sittenlehren ein wenig aufhalten, bevor ich zu der Anwendung komme, die Sie davon auf meinen Beweis machen.

Philosophen und bürgerliche Richter haben sich einerlei Absicht zum Ziel gesetzt; nur in den Mitteln, deren sie sich zu dieser Absicht bedienen, weichen sie von einander ab. Sie haben sich einerlei Absicht zum Ziele gesetzt: sie wollen Blödsinnige, denen es sowohl an Einsicht, als an Geschmack fehlt, die innere Schönheit der rechtschaffnen Handlungen wahrzunehmen, zu ihrer Pflicht anhalten, und das moralisch Gute auf Erden befördern. Nun kann dieses auf zweierlei Art geschehen. Man verändert entweder die Beschaffenheit der Handlungen, indem man gewisse, willkührlich angenehme oder unangenehme Empfindungen mit ihnen verbindet, und dadurch dem innerlichen Werthe oder Unwerthe der Handlungen ein größeres Gewicht giebt; oder man läßt die Natur der Handlungen, wie sie ist, und verändert die Vorstellung, die sich derjenige von ihnen macht, der sie ausüben oder unterlassen soll. Jenes thut der Richter; und die sinnlichen Schmerzen, die durch willkührliche Satzungen mit gewissen Handlungen verbunden werden (haben Sie immer Geduld mit meinen metaphysischen Distinctionen!), werden bürgerliche Strafen genannt. Man sieht also, daß diese Art, die Menschen zu ihren Pflichten anzuhalten, für sich betrachtet, die Anzahl der Übel in der Natur vermehrt; allein sie ist löblich; sie ist unentbehrlich, weil sich der größte Haufen der Menschen von keiner vernünftigen Vorstellung lenken läßt, und nothwendig durch gewaltsame Mittel angetrieben werden muß. Wo der Begriff, den man sich von der Beschaffenheit der Handlung macht, nicht verbessert werden kann, da muß die Sittlichkeit der Handlung selbst thätiger gemacht werden.

Wird also eine jede Abweichung von dem Gesetze der Natur zu bestrafen seyn? Keinesweges! nur solche, die durch kleinere

phyſiſche Übel zu hintertreiben ſind. Die Summe des wirklichen Guten muß durch die willkührlichen Strafen vermehrt werden; und wer außer dieſem Falle die Menſchen mit ſeiner Strafgerechtigkeit plagt, der muß an dem phyſiſchen Übel ein wildes Gefallen finden. Wollten wir dieſen einen Weltweiſen nennen?

Wo wird alſo der Fall hingehören, wenn unſre Leidenſchaft z. B. durch einen gerechten Schmerz in Flammen geſetzt wird? Nothwendig zu der Zahl derjenigen Abweichungen und Sünden wider die Geſetze der Natur, wovon der größte Haufen der Menſchen nicht anders als durch größere phyſiſche Übel abzuhalten iſt. Jene reichen alſo über die Gränzen der Strafgerechtigkeit hinaus; und es iſt nicht ein bloßer mitleidiger Trieb, es iſt ein Vernunftſchluß, der die bürgerlichen Richter abhält, ſolche Schwachheiten mit Strafe zu belegen.

Sollte aber die innerliche Sittlichkeit da aufhören, wo die bürgerliche Strafgerechtigkeit aufhört? Iſt eine Handlung, wozu uns ein gerechter Schmerz (justus dolor) antreibt, deswegen anſtändig? iſt ſie tugendhaft? iſt ſie richtig? Oder iſt ſie deswegen rechtſchaffen, weil ſie nicht zu beſtrafen iſt? Keinesweges! Das Gebiet der innern Sittlichkeit iſt unumſchränkt; es erſtreckt ſich auf alle unſere Handlungen ohne Ausnahme; auf die innern, auf die äußerlichen, auf die kleinern Handlungen, woraus andere zuſammengeſetzt ſind; und ſogar auf die entfernteſten, die auf unſern gegenwärtigen Wandel nur den mindeſten Einfluß haben, weil die kleinſten Umſtände zu der völligen Rechtſchaffenheit einer Handlung das Ihrige beitragen. Ja ich will beweiſen, daß ein Weltweiſer, der die innere Sittlichkeit in ihrem ganzen Umfange betrachtet, etwas mehr vorhat als eine bloße Speculation, wenn man ja alle Speculationen aus der Sittenlehre verbannen will.

Bei einer jeden moraliſch böſen Handlung, die wir mit Vorſatz unterlaſſen, machen wir ſtillſchweigend folgenden Vernunftſchluß: „dieſe Handlung läuft wider das Geſetz der Natur, alſo will ich ſie verabſcheuen.“ Der theoretiſche Sittenlehrer macht die Handlungen namhaft, die mit den Geſetzen der Natur ſtreiten; und er beweiſt nach aller Strenge, in welchem Falle eine Handlung richtig, anſtändig, erhaben und tugendhaft ſei; ohne ſich zu den menſchlichen Schwachheiten herunterzulaſſen, ohne dem Sünder Beweggründe an die Hand zu geben, die nach ſeiner elenden Denkart zugeſchnitten ſind. Er beſchäftigt ſich mit der wahren Würde der menſchlichen Natur; und ſeine Vorſchriften

müſſen ſowohl von dem bürgerlichen Richter, als von dem practiſchen Sittenlehrer angenommen, ja ſogar, wie ich erweiſen werde, vorausgeſetzt werden.

Indeß ſind ſeine abſtracten Lehren in manchen Fällen zwar richtig, aber nicht wirkſam; zwar erweiſend, aber nicht thätig genug, die Menſchen mit Beweggründen zu ihren Handlungen zu verſehen. Wenn ſich Sinn und Affecten wider unſre Vernunft zuſammenrotten, wenn ſie ſich vereinigen, durch dunkle Empfindungen dem Laſter einen Schein der Schönheit anzuſtreichen; ſo unterliegt die Speculation, die noch in unſerm Gemüth nicht rechte Wurzel geſchlagen, die ſich noch nicht, ſo zu ſagen, unſerm Blute einverleibt hat. Hier erſcheint der bürgerliche Richter und der practiſche Weltweiſe; ſie erregen Empfindungen wider Empfindungen. Sie vermehren die Anzahl oder verſtärken den Nachdruck der Beweggründe zum Guten, und unterſtützen die Wahl, die der theoretiſche Weltweiſe zwiſchen unſern Handlungen getroffen hat. Der bürgerliche Richter zerſchneidet den Knoten. Wir haben geſehen, daß ſeine Hülfe mit den gewaltſamen Operationen eines Wundarztes verglichen werden kann, die in manchen Fällen den Kranken mehr Schmerzen verurſachen, als ſie wirklich heilen.

Ganz anders verfährt der practiſche Weltweiſe. Er vermehrt nicht eine Art von Übel, um ein anderes zu vermindern; nein! er bedient ſich gelinderer Mittel. Er verordnet uns: die abſtracten Lehren, die der theoretiſche Sittenlehrer herausgebracht, öfter zu überdenken, täglich mit andern Wahrheiten zu verbinden, und in nüchternen Tagen, wenn uns keine Leidenſchaft widerſteht, unſere Handlungen danach einzurichten. Hierdurch erlangen wir eine Fertigkeit, uns nach dieſer erkannten Wahrheit zu beſtimmen. Unſere Wahl des Guten wird zu einer Art von Inſtinct; und wenn alsdann die Leidenſchaften in uns ſtürmen, ſo iſt dieſe moraliſche Wahrheit nicht mehr eine bloß abſtracte Speculation, die in unſerer Seele einzeln zur Gegenwehr dahingeſtellt iſt, ſondern ſie ſtellt ſich unſerm Gemüthe in Verknüpfung mit unzähligen andern Wahrheiten, mit unzähligen kleinen Handlungen vor, die wir nach ihrer Veranlaſſung ausgeübt haben. Alle dieſe Vorſtellungen zuſammen verwandeln ſich in einen Affect; es ſtehen Empfindungen wider Empfindungen auf; und wenn die Leidenſchaft nicht allzu heftig iſt, ſo kann ſie ſo ſehr durch die Gegenwirkung des guten Affects geſchwächt werden,

daß ihr nicht mehr Thätigkeit bleibt, als sonst einer bloßen Speculation.

Es ist wahr, kein Mensch kann alle seine moralischen Gesinnungen zu einer Fertigkeit erheben. In der kurzen, in der unstäten Zeit, die ihm auf Erden bestimmt ist, müssen nothwendig bei ihm manche Wahrheiten unfruchtbar, und die Erkenntniß derselben todt bleiben. Ja es kann in gewissen Fällen eine ungewöhnliche Leidenschaft entstehen, die desto gefährlicher ist, je weniger man sie erwartet, und die dadurch dem besten Vorsatze Trotz bieten kann. In diesem Falle ist seine Schwachheit eine menschliche Schwachheit, und sein Fehler ein unüberwindlicher Fehler. Wollen wir aber, aus Herablassung zu unserer verdorbenen Natur, uns ein falsches Ziel setzen? Wollen wir nicht unser Augenmerk auf eine vollkommne Sittlichkeit richten, und ihr mit allen Kräften immer näher zu kommen ringen? Haben sich nicht alle große Genies in den schönen Künsten wohl dabei befunden, daß sie sich eine vollkommene Schönheit eingebildet, ob sie sie gleich in der Ausübung nie völlig erreicht haben? Nur seichte Geister stellen sich menschliche Kunststücke zum Muster vor, die niemals ohne alle Fehler sind, und ahmen sie bis auf ihre Schwachheiten nach. Was Künstlern Vortheil gebracht hat, dessen kann sich der Sittenlehrer mit mehrerem Rechte bedienen. Man beschuldigt die Weltweisen, sie setzten allzu viel auf die Vernunft; und wahrlich! der muß mehr Zutrauen zu seinen Einsichten haben, der sich von der abstractesten moralischen Wahrheit zu behaupten getrauet, es würde sie nie ein Mensch erkennen; d. h. es könnte Niemand aus derselben Beweggründe zu seiner Handlung hernehmen.

Vielleicht habe ich dieses ohne Nutzen so weitläuftig ausgeführt. Ich kann sicher voraussetzen, Sie, mein Freund! sind in allen diesen Stücken mit mir einig; Sie sind ebenso sehr von der Vortrefflichkeit der theoretischen Sittenlehre überzeugt, als ich es zu seyn glaube. Wenn dieses aber ist, wie haben Sie von mir fordern können, ich hätte Empfindung gegen Empfindung, Hoffnung gegen Hoffnung, und Furcht gegen Furcht zu Felde stellen sollen? Wie hätte ich eine Wahrheit practisch ausführen können, bevor ich außer Zweifel gesetzt, daß sie theoretisch richtig sei? Würde ich nicht schnurstracks wider meine Absicht gehandelt haben?

Ehe der Sittenlehrer sich bestreben darf, unsere Empfindungen zum Besten einer guten Handlung in Bewegung zu

setzen, muß er erst selbst überzeugt seyn, daß die Handlung gut sei. So lange seine Begriffe noch schwankend sind, muß er sich hüten, die Triebfedern der Empfindungen rege zu machen, wenn er nicht Gefahr laufen will, wider seine Absicht eine böse Handlung zu befördern. Ihr Gleichniß selbst soll mir zum Beispiel dienen. Man kann keinen Wollüstling von seiner viehischen Lebensart entwöhnen, ohne seiner Lust eine überwiegende Furcht einer bevorstehenden Unlust, oder eine gewisse Hoffnung eines höhern Vergnügens entgegenzustellen. Muß ich aber nicht, der ich einen Wollüstling von seiner niedrigen Lebensart abbringen will, erst selbst überzeugt seyn, daß es Sünde sei, ein wollüstiges Leben zu führen? Und muß ich diese Überzeugung nicht in der demonstrativen Sittenlehre suchen? Es ist also gewiß: eine jede practische Wahrheit setzt eine theoretische voraus, die auf triftige Gründe gebaut, und unumstößlich bewiesen seyn muß; und die Theorie in der Sittenlehre ist eben so unentbehrlich, als die Theorie in der Meßkunst, ob sie uns gleich beide noch die Kunstgriffe nicht zeigen, wie ihre abstracten Lehren in der Ausübung anzuwenden sind.

Und dieses war meine Absicht, als ich mir vornahm, die Zulässigkeit des Selbstmordes aus metaphysischen Gründen zu bestreiten. Ich wollte in dieser Sache nur gleichsam den Grundstein zur völligen Überzeugung legen. Ich wußte es, daß mein Beweis, und wenn er auch völlig richtig ist, von einer practischen Wahrheit noch weit entfernt sei; aber ich hielt dafür, eine jede moralische Wahrheit müsse erst theoretisch richtig seyn, bevor sie der practische Sittenlehrer zur Ausübung bequemen darf. — Andere mögen nun für eine jede Art von Unglück neue Trostgründe ausfindig machen und sie mit der nachdrücklichsten Beredsamkeit unterstützen; Andere mögen in die verschiedenen Gemüther der Menschen eindringen, um die Wunden, welche die Leidenschaften darin geschlagen haben, durch bequeme Mittel zu heilen. Die dieses unternehmen und ausführen, verdienen, Wohlthäter der Menschen genannt zu werden; sie leisten ungleich mehr, als ich geleistet habe; und ich gestehe es, daß es mir sowohl an Einsicht in die einzelnen Charaktere der Menschen und in die Welthändel, als an Geschicklichkeit gefehlt hat, mich so nahe an die ausübende Sittenlehre zu wagen. Indeß muß doch immer der Untersatz zum Grunde gelegt werden: „der Selbstmord streitet wider die Gesetze der Natur;“ weil dieses die

theoretiſche Wahrheit iſt, worauf ſich der practiſche Sittenlehrer ſtützt, wenn er die Empfindung wider den Selbſtmord einnehmen will; und ich bin zufrieden, wenn man mir einräumt, daß dieſe gewaltſame Handlung mit dem Geſetze der Natur ſtreitet.

Da Sie dieſes gethan haben, da Sie an einer Stelle Ihres Schreibens ausdrücklich geſtehen, daß eine Vernunft durch ihre Natur verbunden ſei, dem Menſchen im Selbſtmorde das Leben zu erhalten, ſo wären wir in dieſer Sache einig, und ich könnte hier ſchließen; aber Sie ſcheinen mir zuletzt auch dieſe Kleinigkeit nicht einräumen zu wollen; und ich geſtehe es, daß ich einen Vortheil, den man mir einmal zuerkannt hat, nicht gern wieder abtrete. Ich werde alſo noch ein paar Worte hinzuthun müſſen.

Sie dringen gegen das Ende Ihres Schreibens mit größerem Nachdruck darauf: ich hätte den verzweiflungsvollen Selbſtmörder mit Troſtgründen aufrichten ſollen. Wenn das Gemüth von einem gegenwärtigen Schmerze angefochten wird, und wenn dieſer Schmerz ſo peinlich iſt, daß wir unſer Daſeyn verwünſchen, ſo kann uns nichts anders heilen, als das anſchauende Erkenntniß einer Vollkommenheit, die das quälende Gefühl gleichſam überwältigt. Der bloße Begriff des Daſeyns, ſagen Sie, iſt ein abgeſonderter Begriff, der niemals in das Herz übergeht; ein trockenes Gerippe, das mit Fleiſch und Adern bekleidet werden muß, wenn uns ſeine Schönheit einnehmen ſoll; und ich geſtehe es, daß ich Ihnen nichts zu antworten wüßte, wenn ich die Abſicht gehabt hätte, den Selbſtmörder durch trockene Schlüſſe in das Leben zurückzurufen. Wo die Vorurtheile tief Wurzel gefaßt haben, wo die Irrthümer in das Herz gedrungen, und durch lange Gewohnheit in eine ſchädliche Fertigkeit ausgeartet ſind; da bringt die lautere Wahrheit nicht tiefer ein, als der Pfeil eines kraftloſen Priamus in das Schild des Pyrrhus gedrungen iſt. Sollten in einem ſo entſcheidenden Augenblicke Troſtgründe die erwünſchte Wirkung thun, ſo befiehlt die Klugheit, daß ſich der Tröſter ſelbſt nach den Vorurtheilen des Elenden bequeme; daß er ihm das anſchauende Erkenntniß einer Vollkommenheit vorlege, die er, ohne von ſeinem Irrthum abzuweichen, für eine Vollkommenheit erkennt. Man predige einem Harpagon, der jetzt die ganze Stadt foltern laſſen will, weil ihm ſein summum bonum, ſein Geldkäſtchen, iſt entwendet worden; man predige dem die Nichtigkeit der irdiſchen Güter und

die mehr als kindische Eitelkeit der überflüssigen Reichthümer vor; er wird gewiß noch rasender werden, und vielleicht den leidigen Tröster am ersten foltern lassen wollen. Sagen Sie ihm hingegen: man hätte irgendwo ein graurothes Kästchen gesehen, das — —; den Augenblick wird sich sein Gesicht aufheitern, und er wird Sie noch freudiger umarmen, als der trübsinnige Weise, der vor seiner Vernichtung geschauert, und der jetzt von Ihnen seiner Unsterblichkeit versichert worden wäre. Haben aber deswegen alle moralische Gründe, die uns die elende Thorheit des Geizes lehren, gar keinen Nutzen? oder sind sie immerdar unkräftig, einen Menschen von diesem verderblichen Laster abzuhalten, auch wenn er sie sich in gleichmüthigen Stunden eingeprägt und durch eine wiederholte Übung gleichsam in sein eigen Blut verwandelt hat? Das Daseyn, das ich der Zernichtung entgegensetze, ist nur in der Demonstration, wo ich nothwendig allgemeine Formeln brauchen muß, ein abstracter Begriff. In der Anwendung auf besondere Fälle, die ich dem practischen Sittenlehrer überlasse, kann es niemals von allen Vollkommenheiten leer seyn. Wo Mängel sind, da müssen auch Realitäten anzutreffen seyn. Das Gefühl der Schmerzen selbst zeigt auf einen gewissen Grad der Realität, der durch die Unvollkommenheit eingeschränkt, aber nicht gänzlich aufgehoben wird; und ich glaube bewiesen zu haben, daß der mindeste Grad der Vollkommenheit, in Vergleich gegen eine Zernichtung, unsrer Wahl den Ausschlag geben müsse. Nach meinen Begriffen werden angenehme und unangenehme Empfindungen durch keine bestimmte Gränzen getrennt, weil beide nichts, als relative Begriffe sind, die sich von dem kleinsten Grade der Realität in einer langen Reihe bis an das Unendliche erstrecken; und die Zernichtung ist ihr Abgrund.

Sie fragen mich irgendwo in Ihrem Schreiben: „soll das Gefühl meines Daseyns angenehm oder schmerzhaft seyn?“ — Zergliedern Sie diese Frage. Soll ich mir die Begriffe, die ich habe, gern vorstellen wollen, oder ungern? Sollen sie mich vollkommener oder unvollkommener machen? Sollen sie die Gränzen meines Daseyns näher einschränken, oder erweitern? Erinnern Sie sich hierbei, daß hier die Frage nicht ist, ob ich diese Begriffe, oder irgend andere wählen soll. Nein! To be or not to be, that is the question. Die Frage ist, ob mein Daseyn die Gränzen meiner Realität mehr oder weniger erweitern wird, als

meine Zernichtung. Wird es noch nöthig ſeyn, hierauf zu antworten?

Ich komme zu einer Stelle in Ihrem Schreiben, wo ich beſorge, Ihren Sinn nicht recht getroffen zu haben. Ich werde mir alſo eine nähere Erklärung darüber ausbitten müſſen. Sie legen mir eine Vertheidigung in den Mund, die nicht beſſer hätte ausgedrückt werden können. „Das Gefühl des Daſeyns", ſagen Sie in meinem Namen, „beſteht in der Deutlichkeit, Wirkſamkeit und dem Umfange der Kraft, ſich die Dinge vorzuſtellen; und dieſes iſt für keine Kleinigkeit zu achten." Wohl! dieſes ſei meine Antwort. Wenn Sie aber, um mir auch dieſe Ausflucht zu benehmen, die Frage aufwerfen: „macht uns unſere Vorſtellungskraft deswegen glücklich, weil ſie viel deutliche und vollſtändige Begriffe hervorbringt; oder darum, weil ſie von ſolchen Gegenſtänden viel deutliche Begriffe hervorbringt, die uns Vergnügen erwecken?" u. ſ. w.; ſo geſtehe ich, daß ich nicht mit Ihnen geantwortet hätte: „mich däucht, es iſt das Letztere." Ich würde mich vielmehr auf alle Briefe des Theokles an Euphranor berufen *), worin ich ausgemacht zu haben glaube, daß uns diejenigen Vorſtellungen angenehm ſind, die unſerm urſprünglichen Bedürfniſſe, unſerm Beſtreben nach Erkenntniſſen zuträglich ſind. Die Gleichniſſe, die Sie zu Beſtätigung Ihres Satzes angeführt, ſcheinen mir nichts weniger als überzeugend. Der menſchliche Körper geräth wirklich in einen beſſern Zuſtand, d. h. er wird geſünder, wenn die Wirkſamkeit aller ſeiner Kräfte in einem gleichmäßigen Verhältniſſe zunimmt. In einem hitzigen Fieber werden nur die Lebensbewegungen heftiger, die natürlichen hingegen nehmen ab; die Verdauung geht nicht vor ſich, die Ausdünſtung wird unterbrochen u. ſ. w. Wundert man ſich noch, daß ein hitziges Fieber eine Krankheit ſei?

Die lebhafte Erkenntniß des Fiebers, die Sie ſich auf Ihre Koſten erworben haben, iſt Ihnen unangenehm, weil ſie im genauen Verſtande vielmehr ein Mangel des Erkenntniſſes zu nennen iſt. Sie erkennen nichts, als eine Unvollkommenheit in Ihrem Körper, eine Mißſtimmung in ſeinen Fibern, wodurch ihre eigene Realität auf eine Zeit lang eingeſchränkt, und Ihr ganzes Weſen unvollkommner wird.

*) Bd. I. Seite 107.

Wenn ein Wesen, das in widrige Leidenschaften verwickelt ist, deutliche Vorstellungen erlangt, so verschwinden die Leidenschaften, weil sie nothwendig dunkle Begriffe zum Grunde haben müssen; und ein Arzt, der eine vollkommene Einsicht hat von einer Krankheit, in welche er selbst verfallen ist, muß desto mißvergnügter seyn, je mehr diese Wissenschaft seine Furcht vergrößert, und je gewisser sie ihm den nahen Tod vor Augen legt. Was Sie von den bösen Geistern sagen, ist mir völlig unbegreiflich. Ich glaube, der T... selbst kann nichts begehren, nisi sub ratione boni. Das Widerspiel hiervon streitet mit den ersten Gründen unseres Erkenntnisses. Wenn ein Geist eine deutliche und lebendige Erkenntniß von dem Guten und Bösen hat, so muß er das Gute wollen, oder er wird von dem Schöpfer ursprünglich zum Bösen bestimmt seyn, d. h. Gott muß ihn ursprünglich bestimmt haben, an seiner eigenen Vernichtung zu arbeiten. Ein ungeheurer Begriff, der nur in einer poetischen Welt für möglich angenommen werden kann! Jedoch auch die Dichter erlauben sich keine solche ungebundene Freiheit; sie lassen den König der Hölle selbst nie etwas ohne Bewegungsgrund beschließen; er schmiedet die entsetzlichsten Anschläge, er sinnt auf Bosheit, bloß aus eitler Ruhmbegierde:

> He trusted to have equal'd the most High,
> If he oppos'd.

Es liegt also lauter Unwissenheit, lauter falsche Urtheile liegen zum Grunde, die ihm sein Vorhaben als wirklich gut vorstellen; und wenn die Dichter an manchen Stellen hiervon abgewichen zu seyn scheinen, so kann ihr Versehen der Wahrheit keinen Eintrag thun. Nach den Begriffen, die wir uns von Gott und von dem Wesen eines Geistes machen müssen, ist der ärgste Schalk, von einer gewissen Seite betrachtet, ein Thor; und wenn Satans Erkenntniß so lebendig als groß, wenn seine Fassungskraft so deutlich als schnell wäre, so wäre Satan moralisch nothwendig ein Engel.

Der zweite Tadel, den Sie wider meinen Beweis vorbringen, beruht auf der Gleichgültigkeit, mit welcher, nach Ihrer Meinung, ein Ungläubiger das größte Übel, das der Zernichtung, ansehen muß. Sie nehmen über sich, zu beweisen, daß der, welcher seiner Meinung nach der Zernichtung höchstens nur eine Zeit lang entrinnen kann, durch die Vernunft verbunden sei, sich

zu allen Zeiten und in allen Umſtänden, in Glück und Unglück, in Freude und Leid, das Leben zu nehmen. Hier iſt es eigentlich, wo Sie dasjenige wieder beſtreiten, was Sie mir Anfangs ſcheinen zugegeben zu haben. Was ſoll ich hierauf antworten? — Verzeihen Sie meine Hartnäckigkeit! Ich glaube, Ihre Art, den Ungläubigen ad absurdum zu bringen, wird meinem Beweiſe erſt den Nachdruck geben, der ihm ſonſt gefehlt hätte. Ich geſtehe es, liebenswürdiger Gegner! Sie haben mir in dem Syſtem der Zernichtung eine Ausſicht gezeigt, die ich nicht genug bewundern, nicht genug verabſcheuen kann. Hätte ich dieſen Gedanken vormals ſo deutlich eingeſehen, als er mir jetzt in die Augen leuchtet, ſo würde ich dem Ungläubigen meine Schlingen näher gelegt haben.

„Du geſtehſt es", hätte ich ihn angeredet, „daß alle deine Wünſche, alle Beſtimmungen deines Willens auf eine wahre oder ſcheinbare Vollkommenheit abzielen. Entweder du fühlſt es, daß dieſe Vollkommenheit, dieſer Endzweck aller deiner Begierden eine Ewigkeit in ſich faßt, weil eine Realität von einer eingeſchränkten Dauer unwürdig iſt, dem Beſtreben eines vernünftigen Weſens zum Ziele geſetzt zu werden; oder du nennſt die Ewigkeit eines zufälligen Dinges ein Hirngeſpinnſt, und glaubſt, eine zeitliche Vollkommenheit intereſſirt dich genug, um ſie einer Unvollkommenheit vorzuziehen." Denn wahrlich, eines von beiden muß er annehmen, wenn er Geduld genug hat, auf ſich ſelbſt Acht zu haben.

Geſetzt, er behaupte das Erſtere, ſo wäre er durch einen einzigen Vernunftſchluß auf die häßlichſte Behauptung zu bringen, die jemals iſt gedacht worden, und von welcher Sie mit Recht ſagen, daß ſie die Natur eines jeden vernünftigen Weſens aufwiegele. Er wird nichts wünſchen, nichts wollen, nichts verlangen können; und ſowohl das wahre, als das ſcheinbare Gute muß in ſeinen Augen alle Vorzüge verlieren, wodurch ſie fähig ſeyn könnten, ſeine Wahl zu beſtimmen. Kurz! er wird in Glück und Unglück, in Freude und Leid verbunden ſeyn, ſich die Kehle abzuſchneiden.

Will er alſo in ſeinem Unglauben beharren, ſo muß er zu dem letztern Falle ſeine Zuflucht nehmen. Er muß ſagen: „laſſet die Vollkommenheit, die ich erreichen kann, immer von einer eingeſchränkten Dauer ſeyn. Das Loos eines endlichen Weſens bringt es alſo mit ſich. Es würde nach Unmöglichkeiten ſtreben,

wenn es ſich in allen ſeinen Begierden eine Ewigkeit zum Ziele ſetzen wollte. Meine Vorſtellungskraft iſt auf eine ſolche Vollkommenheit beſtimmt, die ſowohl der Dauer, als dem Grade nach endlich iſt. Dieſe innerliche Beſtimmung iſt meiner eingeſchränkten Natur gemäß, und ich kann immer noch eine zeitliche Vollkommenheit einer ewigen Unvollkommenheit vorziehen." Nimmt er dieſes an, ſo kann ich beweiſen, daß ihm vermöge ſeiner Natur kein Augenblick verächtlich ſeyn muß, um welchen er ſeine Realität verlängern kann. Das Mehr und Weniger kann hier in der Natur der Sache nichts ändern. Zieht er ein fröhliches Leben von 100 Jahren ſeiner Zernichtung vor, ſo muß ihm die kürzeſte und mit den größten Qualen verknüpfte Dauer dieſen Vorzug verdienen. Glück und Unglück, Freude und Leid muß ihm vollkommen einerlei ſeyn, wenn zwiſchen Seyn und Nichtſeyn gewählt werden ſoll; denn ein einziger Augenblick iſt für ihn eine Ewigkeit.

Ich bin müde, aus dieſem Tone zu ſprechen. Wie müde müſſen Sie nicht ſeyn, mir in dieſem Tone zuzuhören! Ich will alſo ſchließen, und nur noch eine einzige Bitte hinzuthun. Seien Sie verſichert, daß ich keine andere Tugend an meinen Freunden zu mißbrauchen pflege, als ihre Geduld, und daß mich nichts mehr vergnügen wird, als wenn Sie fortfahren werden, mir Ihre vortrefflichen Gedanken mitzutheilen.

Berlin d. 1 Mai 1756.

Ich bin Zeit Lebens

Ihr

unveränderlicher Freund

Moſes.

2. Vorschläge zu einer Aufgabe in der Beredsamkeit*).

Im J. 1758.

(Aus der Neuen Berl. Monatsschrift. Bd. 23. Jan. 1810. S. 44—46.)

1.

Ist eine der drei einfachen Regierungsformen, vermöge ihrer innern Einrichtung, der Aufnahme und dem Fortgange der schönen Künste und Wissenschaften zuträglicher, als die andere? und welche ist es?

2.

Da die Empfindung des Schönen überhaupt mit der Empfindung des Schönen in den Sitten so genau verwandt ist; woher kommt es, daß beide nicht allezeit in einem Subject bei einander sind?

Man findet nämlich sehr Viele, die in den Werken der schönen Künste den feinsten und richtigsten Geschmack haben, und dennoch in ihren Sitten das Häßliche und Unanständige nicht merken, das ein Anderer, dessen Geschmack sonst vielleicht sehr ungebildet ist, mit der größten Sorgfalt zu vermeiden sucht. Nun läßt sich zwar einigermaßen begreifen, wie die Neigung zur Wollust und zur Weichlichkeit sich mit dem allerfeinsten Geschmacke in den schönen Wissenschaften verträgt. Wie aber dieses in Ansehung des Geizes, der Mißgunst und anderer unmenschlichen Leidenschaften angeht, scheint ein Räthsel zu seyn.

*) Ich hatte 1757, als ich anfing die Bibl. der schönen Wissenschaften herauszugeben, einen Preis auf das beste einzusendende Trauerspiel ausgesetzt. Ich war nun Willens, einen ähnlichen Preis für einen in Prosa auszuführenden Gegenstand zu bestimmen. Dazu entwarf M. M. diese Vorschläge. Die Sache unterblieb, weil ich und Moses die Bibl. d. sch. W. nicht fortsetzten.

Anmerk. von Fr. Nicolai.

3.

Woher es kommt, daß die schönen Wissenschaften, wie bereits vielfältig bemerkt worden, in ihrem Fortgange nur einen gewissen Grad der Vollkommenheit erreichen, alsdann plötzlich aus der Art schlagen, und mit noch geschwinderen Schritten sich dem Verfall zu nahen scheinen, als sie vorhin zur Vollkommenheit gelangt sind?

Man glaubt nämlich insgemein, die Begierde zur Neuerung und, es seinen Vorgängern zuvorzuthun, sei die Ursache der bemerkten Revolutionen. Könnte es aber nicht auch seyn, daß die schönen Wissenschaften an ihrer innern Intensität verlieren, wenn der Geschmack an denselben allzu sehr ausgebreitet wird?

4.

Giebt es ein allgemeines Kriterium der Schönheit? und worin besteht es?

---

3. Beantwortung einiger Fragen in der Schauspielkunst.

Um das J. 1774.

(Aus der Neuen Berl. Monatsschrift. Bd. 24. Jul. 1810. S. 11—17.)

Erste Frage. Kann man durch Regeln, ohne innere Empfindung, ein guter Schauspieler werden? Und hatte jene Actrice Recht, die ihre Schülerinn für ungeschickt hielt eine verliebte Rolle zu spielen, weil sie ihr gestand, daß sie in ihrem Leben nicht verliebt gewesen sei?

Antwort. Daß man es in gewissen Stücken durch die Übung bis zu großer Fertigkeit bringen könne, ist unstreitig. Wir sehen das täglich an unsrer Fertigkeit im Lesen und Schreiben, und an den überaus leichten und hurtigen Kriegsübungen der Preußen. Wie viel Regeln, die wir Anfangs langsam und mit Mühe erlernt haben, müssen hier fast auf einmal executirt

werden! Die Empfindung thut nichts dabei; und dennoch merkt man hier nichts von jener Unbiegſamkeit, die man mit Recht manchem ältern Künſtler vorwirft, weil er bloß aus Kenntniß der Regeln und ohne Empfindung malte.

Die Urſache iſt leicht zu finden. Eine jede Bewegung unſrer Gliedmaßen, die wir in ihre Theile auflöſen können, kann auch vermittelſt gewiſſer Regeln hervorgebracht, und uns durch die Wiederholung der Regeln gleichſam natürlich werden. — Allein es giebt Bewegungen in den Muskeln unſers Körpers, von denen wir bloß klare Begriffe haben. Dieſe können nicht vermittelſt der Regeln hervorgebracht werden. Man verſuche es einmal, die Bewegungen alle zu machen, die dazu nöthig ſind, folgende drei Worte auszuſprechen, ohne ſich die Töne dabei ſtillſchweigend zu denken: Arma virumque cano. Sobald man aber die Töne ſich denkt, ſo erfolgen alle dazu nöthige Bewegungen gleichſam ohne Mühe.

Gleicherweiſe verhält es ſich mit den Ausdrücken der Affecte. Die Bewegungen der äußeren Gliedmaßen, mit welchen ſie begleitet zu werden pflegen, können durch die Übung vollkommen fertig nachgeahmt werden. Aber die Bewegung der Geſichtsmuskeln, die Inflexionen der Stimme, die ſich in's Kleine verlieren, können unmöglich anders hervorgebracht werden, außer wenn diejenigen Begriffe in unſerer Seele erregt werden, die mit denſelben correſpondiren. Da nun die Kennzeichen der Affecte durch keine ſymboliſche Erkenntniß einer Gemüthsbewegung, ſondern durch die wirkliche Anſchauung, durch die Begeiſterung derſelben hervorgebracht werden, ſo wird es für einen Schauſpieler nicht genug ſeyn, wenn er es weiß: ich ſoll einen zornigen Affect ausdrücken; ſondern er muß dieſen Affect intuitiv fühlen.

Zweite Frage. Was thut die Illuſion zur Begeiſterung eines Schauſpielers?

Wir haben geſehen, daß die Affecte, die der Schauſpieler ausdrücken ſoll, wirklich in ihm entſtehen müſſen. Nun kann dieſes anders nicht geſchehen, als vermittelſt einer Illuſion, indem er ſich ſtillſchweigend beredet, er ſei die Perſon, die er vorſtellt. Dieſe Illuſion braucht aber kein deutlicher und lauter Vorſatz des Schauſpielers zu ſeyn; ja, es kann ſeiner anſchauenden Erkenntniß hinderlich werden, wenn er allzu deutlich an dieſen Vorſatz gedenkt. Allein er muß ſeine untern Seelenkräfte walten laſſen. Die Menge der Begriffe, denen er ſich nach und nach

überläßt, werden eine Art von anschauender Illusion in ihm hervorbringen; und er muß sich nur hüten, mit seinen obern Seelenkräften zu widersprechen. Er muß ausdrücklich an keinen Gegenstand gedenken, der ihn überzeugen kann, er sei die Person nicht, die er vorstellen soll. Kleider und Decoration helfen dem Schauspieler gar nichts. Diese äußerlichen Gegenstände muß er zehnmal ansehen können, ohne dadurch in seiner anschauenden Illusion gestört zu werden.

Man wirft hierwider ein: „wenn der Schauspieler wirklich zornig ist, so agirt er schlecht." — Allein soll uns dieß wundern? Wenn der Acteur zornig ist, so agirt er seine eigene Person, und nicht die des Helden, den er vorstellen soll; denn die Ursachen seines Zornes halten ihn ab, in alle die Begriffe einzugehen, die zu seiner intuitiven Begeisterung nöthig sind. Wo er aber, den Charakteren unbeschadet, seine eigene Empfindung ausdrücken kann, da wird man allezeit den Sieg der Natur über die Kunst wahrnehmen.

Wir haben Exempel hiervon: 1) an dem Schauspieler, der die Elektra des Sophokles vorstellte; 2) an einer Stelle in dem Prolog zu Thomson's Coriolan. 3) Man sieht es auch auf der komischen Schaubühne, wenn der Schauspieler einem Frauenzimmer Liebe ausdrücken soll, das er wirklich liebt. — —

---

4. Von der lyrischen Poesie*).

Im J. 1777.

(Aus der Neuen Berl. Monatsschrift. Bd. 23. Mai 1810. S. 298—311.)

Die Begriffe stehen mit einander entweder in Real-Verbindung, so wie ihre Urbilder, die wirklichen Dinge außer uns,

---

*) Moses Mendelssohn hatte diese Gedanken über die psychologische Beschaffenheit der lyrischen Poesie seinem Freunde Engel zu Gefallen aufgesetzt, aber schriftlich nicht ganz geendigt, weil sich beide mündlich über diesen Gegenstand unterhielten.

Anmerk. von Fr. Nicolai.

in Absicht auf ihr Daseyn in Zeit und Raum mit einander verbunden sind; oder in Ideal-Verbindung; und zwar a) als Grund und Folge, d. i. Rational-Verbindung, b) durch Gemeinschaft der Merkmale, welches die Verbindung der Einbildungskraft ausmacht.

Wenn in der Masse des Bewußtseyns die Real-Verbindung die herrschende ist, so sind wir im wachenden Zustande, und bei uns selbst. So lange das Bewußtseyn der Rational-Verbindung herrscht, meditiren wir, d. i. wir lösen Begriffe auf, oder setzen sie zusammen; gehen von Grund auf Folge, oder von Folge auf Grund. Im Traume ist die Verbindung nach der Gemeinschaft der Merkmale (Ähnlichkeit, Gleichheit u. s. w.) die herrschende. Wenn alle diese Arten der Verbindung sich einander die Waage halten, und keine merklich hervorsticht, so hört das Bewußtseyn auf: wir schlafen.

In Absicht der Folge der Begriffe wird die Aufmerksamkeit, insoweit sie nicht von der Freiheit des Willens abhängt, geleitet: 1) von der Stärke des Eindrucks; 2) von dem Antheil, den wir daran nehmen; 3) von dem Vorsatz, den wir gefaßt haben, eine gewisse Idee zu verfolgen. Die Stärke der unfreien Aufmerksamkeit ist also nach diesem dreifältigen Verhältniß zu schätzen.

Man kann die Freiheit des Willens, mit welcher wir die Aufmerksamkeit zu lenken im Stande sind, die subjective Gewalt; so wie die Kraft der Vorstellungen selbst auf die Aufmerksamkeit, im Gegensatz mit jener, die objective Gewalt nennen. Die subjective Gewalt ist desto größer, je mehr objective Gewalt sie zu besiegen vermag, je mehr sie im Stande ist die Aufmerksamkeit, aller Hindernisse ungeachtet, nach Gutfinden zu lenken.

Mit jedem Fortschritt der Begriffe gleitet die Seele in Imaginations-Verbindungen aus, sobald eine Nebenidee die stärkste objective Gewalt erlangt. Sie kömmt von derselben in die Real-Verbindung zurück durch die Stärke des Eindrucks wirklicher Gegenstände; und in die Rational-Verbindung durch die Kraft des Vorsatzes, oder auch durch die Freiheit des Willens, welcher sie sowohl auf jene, als auf diese zurückrufen kann.

So lange wir es in unserer Gewalt haben, die Gedanken von jeder andern Reihe, bei der mindesten Veranlassung, in die Real-Verbindung zurückzurufen, so lange besitzen wir Gegenwart

des Geistes (Besonnenheit). In den Augenblicken, in welchen wir dieser Freiheit beraubt sind, sagt man: wir seien abwesenden Geistes. Und zwar, wenn uns die Stärke des Vorsatzes, eine gewisse Idee zu verfolgen, überwältigt, so sind wir in Betrachtung vertieft. Ist es die Gewalt der Theilnehmung, die uns verhindert gegenwärtig zu seyn, so sind wir in Empfindung verloren, oder durch Gemüthsbewegung außer uns. Reißt uns aber die Lebhaftigkeit der Einbildungen mit sich fort, so sind wir in Verzückung, Begeisterung u. dgl. — Wer keinen festen Vorsatz hat eine Idee zu verfolgen, auch keiner starken Theilnehmung, so wie keiner lebhaften Einbildung fähig ist, kann leicht gegenwärtigen Geistes seyn. Je fester hingegen jener Vorsatz ist, desto mehr Kraft der Seele wird zur Besonnenheit angestrengt werden müssen.

Aus der Real-Verbindung findet sich leicht ein Übergang in die Reihe des Vorsatzes; denn diesen gefaßten Vorsatz haben wir sehr oft mit dem Begriffe der Real-Verbindung zusammen gedacht, und also in Association. Es giebt also im wachenden Zustande mehr Übergänge aus den Nebenwegen der Imagination in die Reihe des Vorsatzes. Im Traume muß uns bloß die Stärke des Vorsatzes selbst zurückführen; im Wachen aber geschieht es durch die Stärke des Vorsatzes unmittelbar, und durch die Real-Verbindung, die in diesem Zustande herrschend ist, mittelbar.

Dieses mag die Ursache seyn, warum wir eine Meditation im Traume nur selten gehörig ausführen, und warum sie im wachenden Zustande besser von statten geht. Wir werden im Traume durch die herrschende Verbindung, vermittelst der Gemeinschaft der Merkmale, zu oft von unserm Vorsatz abgeleitet; und der äußere Eindruck ist nicht mächtig genug, uns in die Real-Verbindung und vermittelst derselben auf den Vorsatz zurück zu führen.

Nach dieser psychologischen Einleitung komme ich zum lyrischen Gedichte.

Das lyrische Gedicht soll die Veränderungen darstellen, die in einem von der Theilnehmung beherrschten Gemüthe vorgehen.

Die Veranlassung dazu ist allezeit eine Begebenheit in der Real-Verbindung der Dinge. Diese kann also mit dargestellt werden.

Aber keine topische Beschreibung, auch keine chronistische. —

Diese setzen Bewußtseyn der Real-Verbindung und Gegenwart des Geistes voraus.

Auch kein deutliches Bewußtseyn eines bestimmten Vorsatzes, diese oder jene Idee zu verfolgen. Wenn der Dichter einen solchen Vorsatz hat, so muß er gleichsam tief in seiner Seele verborgen liegen, und durch die Theilnehmung gleichsam bedeckt seyn.

Die Folge der Begriffe auf einander geschieht nach der Verbindung der Theilnehmung. Bei jedem Fortschritt eine kurze oder längere Abschweifung in gleichartige Nebenbegriffe. Die Rückkehr geschieht durch Gemeinschaft der Merkmale, oder durch die Gewalt der Haupt-Theilnehmung, die in der Seele herrscht; niemals durch den Vorsatz, noch weniger durch die Real-Verbindung. Sobald die Haupt-Theilnehmung nicht mehr lebhaft genug ist in Worte sich zu ergießen, so schließt sich das lyrische Gedicht.

Alle Nebenideen, die durch das stärkere Licht der Hauptideen in dem von der Theilnehmung beherrschten Geiste verdunkelt werden, muß der lyrische Dichter verschweigen. — Daher die Sprünge, die plötzlichen Übergänge, die versteckte Ordnung. Dieses ist eigentlich die Ordnung des Vorsatzes, die der Dichter zu verbergen sucht.

In keiner Dichtungsart kömmt die Natur der Kunst so nahe, als in der lyrischen. Denn wenn der Dichter wirklich in dem besungenen Gemüthszustande sich befindet, so ist er sich selbst Gegenstand, also causa objectiva und causa efficiens zugleich.

Alle Völker haben lyrische Gedichte, selbst die ungebildetsten nicht ausgenommen.

Die lyrischen Gedichte der Kunst unterscheiden sich durch die verborgene Ordnung des Vorsatzes (den Plan).

Untergattungen.

Lied. Der Gegenstand der Theilnehmung ist unbestimmt. — Noch keine wirkliche Gemüthsbewegung, nur Anlage und Bereitschaft dazu. — Die Ordnung ist zum Theil Ideal-Verbindung, durch die Association gleichartiger Empfindungen; zum Theil Rational-Verbindung; jedoch nicht ohne Theilnehmung. — Keine völlige Abwesenheit des Geistes. — Keine eigentliche Ab

schweifung; denn ihre Reihe und Ordnung schließt keine Nebenidee aus.

Elegie. Der Gegenstand der Theilnehmung bestimmt. — Die Veranlassung nicht mehr neu. — Die Theilnehmung ist zwar in Affect übergegangen, hat aber durch die Zeit von ihrer stürmischen Gewalt verloren. Sie hat sich vielmehr tief in den Grund der Seele gesenkt, und mit allen dunklen Begriffen und verborgenen Triebfedern derselben auf das genaueste verbunden. — In dem entferntesten Nebenbegriffe findet die Seele Gleichartigkeit mit dem herrschenden Interesse. Daher die sanften Übergänge. Kein Aufbrausen, keine Verwunderung, keine plötzliche Abschweifungen und Rückkehr; sondern alles ist durch das Band der Theilnehmung auf's innigste verbunden.

Ode. Der Gegenstand höchst bestimmt. Der Dichter kann nicht sagen:

Welche Gottheit soll auch mir
Heute einen Wunsch gewähren?
Unentschlossen irr' ich hier
Zwischen den Altären.

Dieses ist der Anfang eines Liedes, keiner Ode. Pindar, der eine seiner Oden mit einer ähnlichen Frage anfängt, hat die sehr gute Entschuldigung für sich, daß der Held, den er zu loben hatte, von so manchen Göttern und Halbgöttern abstammte, daß er natürlich in Zweifel seyn muß, welchen von dessen Ahnherrn er zuerst preisen soll. Die Ungewißheit entsprang also bei ihm gerade aus der Bestimmtheit des Gegenstandes. Inwieweit sich diese Entschuldigung auch bei Horaz und bei unserm Ramler, welche beide diesen Anfang nachgeahmt, anbringen läßt, mag ich nicht entscheiden. — Die Veranlassung neu, unerwartet, Verwunderung erregend. Der Dichter unterliegt der Gewalt des Affects. — Abwesenheit des Geistes — Verzückung — Begeisterung. Er sieht erstaunliche Dinge, verspricht Wunder, und ist nicht an die Regel der Bescheidenheit gebunden, die Horaz jedem andern Dichter, und vornehmlich dem Heldendichter vorschreibt:

ex fumo dare lucem.

Der Anfang der Ode ist mehrentheils da, wo die Begriffe lebhaft genug geworden, und sich aus der Seele gleichsam hervordrängen; zuweilen gleich nach dem ersten Staunen, sobald

der Affect in Worte auszubrechen bemüht ist. Daher bei allen Odendichtern der entferntesten Völker die Redensarten: Ich thue meinen Mund auf! Mein Geist beginnt erhabene Dinge! Ich will reden, höret mich!

Der Fortgang . . . —

Der Schluß zuweilen im höchsten Grade des Affects; indem dieser nämlich durch Nebenbegriffe so vermehrt werden kann, daß ihm Worte fehlen, und der Dichter gleichsam in sich selbst zurückkehren muß; zuweilen mitten in der Abschweifung: wenn die Bilder und Begriffe, welche der Dichter auf dem Nebengange antrifft, wichtig genug sind, ihn von dem Hauptgegenstande völlig abzuführen, und ihm nun kein anderer Rückweg mehr offen ist, als durch die ihm verbotene Ordnung der Real-Verbindung.

Beispiele aus den Psalmen.

Psalm 123.

Zu dir erheb' ich meine Augen,
Der du im Himmel thronest! . . —
Erbarm' dich, Ewiger! erbarm' dich unser!
Wir sind des Schmaches viel zu satt.
Ja, viel zu satt ist unsre Seele
Des Spotts der Übermüthigen,
Der trotzigen Verachtung.

Der Affect verschließt hier dem Dichter gleichsam den Mund.

Psalm 126.

Wann aus dem Elend Gott noch Zion führet;
So sind wir wie vom Traum erwacht.
Voll Lachens ist dann unser Mund,
Frohlockens voll die Zunge.
Und alle Heiden sprechen:
Für sie hat Wunder Gott gethan!
Ja, Wunder thut der Herr für uns;
Deß sind wir herzensfroh
Ach, führ' uns aus dem Elend, Herr!
Wie Wasserström' in dürres Land.
Die mit Thränen säen,
Sammeln ein mit Freuden.
Er gehet hin und weinet,
Der Säemann mit seiner Last;
Jauchzend kommet er zurück,
Trägt seine Garben ein.

Psalm 129.

Oft hat man mich gedrängt,
Von meiner Jugend auf:
So singe Israel!
Oft hat man mich gedrängt,
Von meiner Jugend auf,
Jedoch nicht übermocht.
Auf meinem Rücken haben sie gepflügt,
Gezogen ihre langen Furchen.
Gerecht ist er, der Ewige!
Zerhieb der Frevler Seile.
Zu Schanden werden, weichen
Müssen alle Feinde Zions,
Und seyn wie Gras auf Dächern,
Das, eh' man's ausrauft, welkt.
Kein Schnitter füllet seine Hand,
Kein Garbenbinder seinen Arm.
Vorübergeher grüßten nicht:
„Der Segen Gottes über euch!
„Wir grüßen euch im Namen Gottes!"

Dieser Psalm ist von Herrn Ramler*) sehr glücklich übersetzt. — Der Schluß ist mitten in der Abschweifung, die den Dichter auf eine sehr angenehme Vorstellung geführt und den traurigen Affect gleichsam in ein liebliches Bild aufgelöst hat.

Psalm 133.

Sieh, wie fein, wie lieblich ist es,
Wenn in Eintracht Brüder leben!
Wie vom Haupte köstlich Salböl
Fleußet in den Bart herab:
Aarons ehrenhaften Bart,
Wallend auf des Kleides Borte;
Wie auf Hermon Morgenthau,
Thau auf Zions Berge träufelt.
Dort befiehlt der Ew'ge Segen,
Lebensfreude hin, auf ewig.

Der Dichter ist von seiner Hauptidee nunmehr allzu weit entfernt, und die Ode schließt sich mitten in der zweiten Digression.

---

*) Im 3. Bande seines Batteux.

Anmerk. von Fr. Nicolai.

Wenn unſere Sinne lebhaft gerührt werden, ſo bemerken wir in dem Fortgange der Begriffe eine dreifache Periode. In der erſten beherrſcht der Totaleindruck die Seele ſo völlig, daß ſie ihr die Macht benimmt, die Theile einzeln zu betrachten und zu bezeichnen. Dieſes iſt der Zuſtand der Betäubung. Unterdeß arbeitet die Real-Verbindung immer fort, und vermindert die Lebhaftigkeit des Totaleindruckes nach und nach, bis die Seele in derſelben einen Übergang auf einen beſondern Umſtand findet, der alsdann aus dem betäubenden Gefühl gleichſam hervorſpringt, und ſich auszeichnet. Dieſer führt die Seele alsdann durch die Ordnung der Theilnehmung auf die übrigen Theile des Totaleindruckes. Das iſt der Zuſtand der Verwirrung. Endlich wird die Rationalordnung die herrſchende. Die Seele kann ihre völlige Aufmerkſamkeit auf die Theile richten, die ihrem Vorſatze gemäß ſind, und kann ſie in der gleichen Ordnung auf einander folgen laſſen. — — (Das Übrige fehlt.)

---

5. Über den Neid *).

1780.

(Aus der Neuen Berl. Monatsſchrift. Bd. 23. Jan. 1810. S. 46—47.)

Nein, ihr gutherzigen Männer, Opitz und Ramler! ihr kennt den Feind eurer Verdienſte nicht recht, und beſchreibt ihn

---

*) Ramler ſchrieb in das Stammbuch eines berühmten Schauſpielers folgendes, vermuthlich auf irgend eine Veranlaſſung:

Opitz.

Neid iſt ein ſchlimmes Ding; dies Lob bleibt ihm indeſſen:
Er pflegt dem Neider Herz und Augen abzufreſſen.

Seinem Freunde, dem Schauſpieler ***
bei deſſen Durchreiſe durch Berlin
von
K. W. Ramler.
d. 30 März. 1780.

Daneben ſchrieb Moſes Mendelsſohn obiges.
Anmerk. von Fr. Nicolai.

eurem Freunde S. sehr unphysiognomisch. Der Unhold besucht und belauscht euch zwar oft, aber allezeit vermummt oder verkappt. Nach meinem Berichte, hat er vielmehr lange, lange Ohren, und gesunde Augen. Scheel sieht er, aber scharf, und hat auch nur die Augenlieder zerfressen. Daher kann er keinen Schlaf gewinnen, und hört und sieht, auch wenn's ihm wehe thut.

Berlin, d. 30 März 1780.

Moses Mendelssohn.

---

6. Über einige deutsche sinnverwandte Wörter.

(Aus der Neuen Berl. Monatsschrift. Bd. 23. Jan. 1810. S. 41—43.)

Abbinden, abtrennen, ablösen. Man bindet eine Sache ab, die irgend woran angeknüpft war. Man trennt sie ab, wenn man die Knoten nicht auflöst, sondern zerschneidet. Man löset sie hingegen ab, wenn sie vorhin, wie ein Theil an seinem Ganzen, befestigt war.

Abbinden, losbinden. So auch abkaufen, loskaufen. Das Erstere (1 und 3) sagt man von leblosen Dingen, das Letztere (2 und 4) von lebendigen, oder auch von solchen leblosen, die eine Bemühung anwenden, sich von dem Gegenstande zu entfernen, mit welchem sie verbunden sind.

Abtheilen, eintheilen, vertheilen. Das Erste wird gebraucht, wenn ein Theil vom Ganzen getrennt wird, ohne daß man vorher das Ganze übersehen hat; beide letzte, wenn man das Ganze vorgenommen hat, und es in seine Theile zerlegt. Er theilt jährlich von seinen Einkünften ein Kapital von 500 Thalern ab, welches er wiederum in 5 Massen eintheilt, und für gewisse Ausgaben oder auf gewisse Zeiten vertheilt. Eine Stadt hat 5 Abtheilungen; zusammen genommen, nennt man sie eine Eintheilung.

Ablernen, verschieden von lernen: wenn man, ohne Vorwissen des Lehrers, ihm seine Kunstgriffe absieht.

Ab vor einem Verbum activum oder neutrum — bedeutet: durch eine gewiſſe Handlung eine Schuld abtragen. So: abarbeiten, abpflügen, abſchwören u. ſ. w.

Abbilden, abſchildern; abreißen, abzeichnen. Jenes (1 und 2) heißt: ein Ding durch die Nachahmung ſo vorſtellen, wie es ſich dem Geſichte und dem Gefühle darſtellt; dieſes (3 und 4) hingegen bloß, wie es ſich den Augen darſtellt. Ein Bild heißt ein ſinnlicher Ausdruck eines Gegenſtandes. Viele Bilder, die zuſammengenommen ein Ganzes ausmachen, heißen ein Gemälde.

Abfinden, abthun, entſcheiden, beilegen, ausmachen. Eine Zwiſtigkeit wird entſchieden, wenn darin vorgeht, was Rechtens iſt. Beigelegt wird ſie, wenn, ohne auf die Gerechtigkeit zu ſehen, beide Partheien auf eine oder auf die andre Weiſe ſich wozu verſtanden haben. Abgethan iſt ſie, wenn der gegenſeitigen Forderung Genüge geſchehen iſt. Der Befriedigte, der ſeine Forderung gegen eine Leiſtung aufgiebt, iſt abgefunden. Ausmachen heißt, wenn etwas außer Zweifel geſetzt wird; es iſt ausgemacht, daß ein jeder Rechtshandel ſowohl vom Richter entſchieden, als von guten Freunden beigelegt werden kann.

Böſe, ſchlecht, ſchlimm, arg, übel. Was an und für ſich nicht gut iſt, nennt man ſchlecht; in Anſehn ſeiner Folgen und Wirkungen, böſe; in Anſehn der Abſichten, arg; inſoweit es mit unſern Wünſchen nicht übereinſtimmt, ſchlimm; und inſoweit eine widrige Empfindung damit verbunden iſt, übel. — Die Fabel von den Bienen (von Mandeville) iſt kein ſchlechtes Buch; hier und da findet man zwar böſe Lehren darin, der Verfaſſer ſcheint es aber nicht ſo arg gemeint zu haben. Ein böſes Geſchwür. Ein ſchlechter Kopf. Ein böſes Herz. Ein übler Geruch, Geſchmack; Übellaut. Sagt man auch: ein übler Anblick? — Übelgeſinnt ſcheint unſrer Erklärung zu widerſprechen. Vielleicht aber heißt es ſo viel als Leute, die widrige Geſinnungen hegen, z. B. mißvergnügte Leute, die mit den Einrichtungen unzufrieden ſind (Malcontenten). Eine böſe Unternehmung kann einen nicht ſchlechten Fortgang haben, und dennoch ein ſchlimmes Ende nehmen. Das Wetter kann eigentlich nicht ſchlecht, aber wohl für Einen, der reiſen will, ſchlimm ſeyn.

Von der Herrſchaft über die Neigungen.

(Um das J. 1755.)

(Aus J. Heinemann's Moſes Mendelsſohn. S. 48—56.)

---

§. 1.

Ein jeder Begriff, der vermöge ſeiner Beſchaffenheit unſern Willen beſtimmen kann zu handeln oder nicht zu handeln, heißt ein Bewegungsgrund.

a) Dieſer Begriff muß uns die Vorſtellung einer Schönheit oder Vollkommenheit gewähren, wenn er uns zu Handlungen antreiben will, et vice versa.

b) Was uns Luſt gewährt, wenn es gegenwärtig iſt, das erregt abweſend ein Verlangen in uns, welches nichts anderes iſt, als eine Vermiſchung von Luſt und Unluſt; von Luſt über die Güte des Gegenſtandes, und von Unluſt über deſſen Abweſenheit.

c) Gleichgültigkeit, Wollen, Verlangen, Begierde, Sehnſucht ſind die Stufen der Begehrlichkeit, oder desjenigen Affects, der in uns erregt wird, wenn der vollkommene Gegenſtand abweſend iſt; ſo wie Gleichgültigkeit, Behaglichkeit, Luſt, Vergnügen, Wolluſt, Entzückung die Grade der Empfindung ausdrücken, die durch den Genuß des vollkommenen Gegenſtandes erregt werden.

§. 2.

Je mehr Gutes in der Vorstellung einer Sache enthalten ist, je deutlicher wir das Gute einsehen, und je weniger Zeit erfordert wird, es völlig zu übersehen, desto größer ist die Begierde, desto angenehmer der Genuß.

a) Die Quantität der Motiven verhält sich also zusammengesetzt wie die Menge des Guten, wie seine Deutlichkeit; und umgekehrt wie die Zeit, welche zum Überdenken erfordert wird.

b) Man setze die Menge des Guten = m,
die Deutlichkeit = p,
die Zeit = t;
so ist die Quantität des Bewegungsgrundes = $\frac{m\,p}{t}$.

§. 3.

Eine Vorstellung kann also weniger deutlich seyn, und dennoch eine größere Gewalt haben, in unsern Willen zu wirken: 1) wenn sie eine größere Menge des Guten enthält; 2) wenn diese Menge geschwinder überdacht werden kann.

§. 4.

Ja wenn die Zeit, die zum Überdenken erfordert wird, sehr gering ist, so können die Begriffe so dunkel werden, daß sich die Seele weder des Bewegungsgrundes, noch ihrer eigenen Entschließung bewußt ist, und dennoch in dem Körper solche Bewegungen hervorbringen, die zu einer andern Zeit einen überlegten Rathschluß erfordert hätten. Denn obgleich die Kürze der Zeit die Deutlichkeit vermindert, dergestalt, daß öfters gar das Bewußtseyn aufhört; so bleibt dennoch die Quantität der Motiven einerlei, weil an der Zeit gewonnen wird, was von der Deutlichkeit abgeht.

§. 5.

Aus den beiden vorigen §§. lassen sich unzählige Erscheinungen erklären, die für viele Weltweise ein Stein des Anstoßes gewesen sind. Ich will einige davon anführen.

1) Video meliora proboque etc. Wer kennt diesen Spruch, ohne zu wissen, wie schwer er sich mit irgend einem

philosophischen Systeme verträgt? — Nach meinen Begriffen ist nichts natürlicher. Die Seele kann durch einen richtigen Vernunftschluß einsehen, A sei gut; und sich dennoch zu B entschließen, wenn ihr die untern Seelenkräfte in B zwar dunkel, aber doch eine größere Menge des Guten, und in einer geringern Zeit vorstellen, wie solches in einer Leidenschaft, — als von welcher der Dichter redet, — jederzeit wirklich geschieht.

2) Warum fährt Mancher vor Schrecken auf, wenn eine Kanone abgefeuert wird, ob er gleich schußfrei steht, und auch vorher überlegt hat, daß ihn die Kugel nicht treffen kann? Weil die überlegte Sicherheit durch einen langsamen symbolischen Schluß, die Idee der Gefahr aber anschauend in uns entsteht. Die anschauenden Begriffe folgen schneller auf einander, als die symbolischen; daher ist die Quantität ihrer Wirkung größer.

3) Man sieht auch, wie die Seele beim Reden, Schreiben, Klavierspielen u. s. w. vieles verrichten kann, ohne sich dessen bewußt zu seyn.

§. 6.

Sollen wir zu einem tugenhaften Wandel aufgemuntert werden, so muß man sich nicht begnügen, uns die Löblichkeit der Tugend nach aller Strenge demonstrirt zu haben, sondern man muß uns mit einer großen Menge von Bewegungsgründen bekannt machen; und wir müssen lernen, diese Menge von Motiven schnell zu überdenken.

a) Durch die Demonstration wird die Deutlichkeit vermehrt; die Menge der Motiven vermehrt die Anzahl der Vollkommenheiten; und die Fertigkeit, sie schnell zu überdenken, vermindert die Zeit.

b) Das Erstere geschieht in Princip. philosoph. practicae univers.; das Zweite in der Ethik; das Dritte hingegen wird erhalten: 1) durch die Gewohnheit, 2) vermittelst der anschauenden Erkenntniß.

Von der Gewohnheit.

Was die Gewohnheit auf unsern Körper vermag, überlasse ich den Physikern zu erklären. Ich will für dieses Mal nur einige ihrer erstaunlichen Wirkungen in unsere Seele betrachten, und einige Anmerkungen darüber machen.

§. 7.

Durch die Übung (welche mit der Gewohnheit einerlei Wirkung hat) wird eine jede Fähigkeit in unserer Seele zu einer Fertigkeit.

Eine Fertigkeit besteht in einem Vermögen, etwas so geschwind zu verrichten, daß wir uns nicht mehr alles dessen bewußt bleiben, was wir dabei vorgenommen. Nun wird zu einer jeden Verrichtung eine Folge von Begriffen erfordert, mit welcher in dem Körper eine Reihe von willkührlichen Bewegungen übereinstimmen. Diese Reihen von Begriffen folgen desto schneller auf einander, je genauer sie mit einander verbunden sind. Je mehr Ähnlichkeiten, Beziehungen und Verhältnisse unsere Seele zwischen den Begriffen wahrnimmt, die zu einer Handlung erfordert werden, desto schneller eilt die Imagination, von Einem auf das Andere zu kommen. Je öfter wir eine Reihe von Vorstellungen gehabt, desto mehr Verhältnisse und Beziehungen wird unsere Seele zwischen ihnen gewahr. Also können wir eine Reihe von Begriffen, die wir öfter gehabt, schneller überdenken, bis sie endlich in einer so kleinen Zeit auf einander folgen, daß sich unsere Seele derselben nicht mehr deutlich bewußt ist. Und alsdann sagen wir, unsere Fähigkeit sei zu einer Fertigkeit geworden.

a) Daher erschrickt man nicht, wenn man öfters Kanonen hat abfeuern sehen; weil es die Gewohnheit dahin gebracht, daß das Urtheil: die Kugel wird mich nicht treffen, so schnell entsteht, als die Idee der Gefahr, die durch den entsetzlichen Knall erregt wird.

b) Wer die Schlüsse der allgemeinen practischen Weltweisheit öfters überdacht, in ihrem Zusammenhange betrachtet, und in vorkommenden Fällen angewendet hat; der wird bei wichtigen

Vorfällen Wunder zeigen, wie viel die demonstrative Sittenlehre über die Neigungen und Leidenschaften vermag. Hat er es aber an Übung fehlen lassen, so folgen die Begriffe, die zu seinem moralischen Schlusse erfordert werden, nicht schnell genug auf einander, wodurch ihre Wirksamkeit in den Willen merklich verringert wird.

c) So wie der Künstler die ihm vorgeschriebenen Regeln so oft ausüben muß, bis er sich in währender Ausübung der Regeln nicht mehr bewußt ist; eben so muß es der moralische Mensch mit dem Gesetze der Natur machen, wenn er seine untern Seelenkräfte mit den obern in Harmonie bringen will.

Von der anschauenden Erkenntniß.

§. 8.

Wenn wir die symbolischen Schlüsse der practischen Sittenlehre in eine anschauende Erkenntniß verwandeln, d. h. wenn wir sie von den abstracten Begriffen auf einzelne Begebenheiten in der Natur zurückführen und die Anwendung derselben aufmerksam beobachten, so erlangen sie dadurch eine größere Gewalt, in den Willen zu wirken.

a) In der Anwendung der allgemeinen Schlüsse auf besondere Fälle übersehen wir alle Theile und Folgen dieser Schlüsse auf einmal, die wir in der Theorie nur nach und nach überdenken können; wir vermindern also die Zeit, wodurch die Wirksamkeit vermehrt wird (§. 2.).

b) Die anschauende Erkenntniß erlangen wir: 1) durch die Erfahrung, d. i. wenn wir die symbolische Erkenntniß in besondern Fällen selbst angewendet oder von Andern haben anwenden sehen; 2) durch Beispiele, oder wenn uns die Anwendung der allgemeinen Lehren auf gewisse wahrhafte Begebenheiten aus der Geschichte gezeigt wird; und endlich durch Erdichtungen, die öfters bessere Wirkungen thun können, als die Beispiele, weil sie 1) durch die Nachahmung angenehmer werden, und 2) wahrscheinlicher, und nicht so sehr mit fremden Begebenheiten untermischt seyn müssen, als die wahrhaften Begebenheiten in der Natur.

§. 9.

Wer die symbolische Erkenntniß von dem Werthe der Tugend mit der anschauenden Erkenntniß verbindet, der hat seine untern Seelenkräfte mit den obern übereinstimmend gemacht, und ist vollkommen tugendhaft.

a) Wer sich mit der symbolischen Erkenntniß begnügt, der wird sich entschließen, tugendhaft zu seyn; allein sein Entschluß erreicht seine Wirkung nicht, wenn sich ihm eine sinnliche Lust widersetzt, deren Quantität größer ist, als die Quantität der symbolischen Erkenntniß.

b) Die bloße anschauende Erkenntniß giebt erstlich nicht die völlige Gewißheit, die den Tugendhaften tenacem propositi macht; zweitens ist sie trüglich, weil unsere Urtheilskraft leicht verführt werden kann, wenn sie sich mit Exempeln ohne Beweis begnügt; drittens kömmt sie nicht so leicht in das Gedächtniß zurück, wenn ihr Gegenstand abwesend ist, und vielmehr das Object einer sinnlichen Lust, eines Scheinguts auf die Sinne wirkt.

c) Die symbolische Erkenntniß kommt bei jedem Vorfalle leichter in das Gedächtniß zurück, und giebt unserm Urtheile den Charakter der Untrüglichkeit; die Einbildungskraft erinnert uns der öfters damit verknüpften intuitiven Erkenntniß, und diese vermehrt die Quantität der Motiven.

§. 10.

Die sittliche Empfindlichkeit besteht in einer schnellen Vorstellung des wahren oder scheinbaren Guten, das in einem Gegenstande anzutreffen ist.

a) Sie ist also, ohne Hülfe der Urtheilskraft, gegen tugendhafte und lasterhafte Neigung gleichgültig.

b) Wer die Empfindlichkeit eines Menschen vermehrt, hat ihn dadurch noch nicht tugendhaft gemacht, wenn er nicht zugleich seine Urtheilskraft gebessert hat.

c) Das Temperament kann den Menschen weder tugendhaft, noch lasterhaft machen; sondern es vermehrt oder vermindert bloß den Grad der angebornen sittlichen Empfindlichkeit.

Von der Illusion.

§. 11.

Wenn eine Nachahmung so viel Ähnliches mit dem Urbilde hat, daß sich unsere Sinne wenigstens einen Augenblick bereden können, das Urbild selbst zu sehen, so nenne ich diesen Betrug eine ästhetische Illusion.

Der Dichter muß vollkommen sinnlich reden; daher müssen uns alle seine Reden ästhetisch illudiren.

§. 12.

Soll eine Nachahmung schön seyn, so muß sie uns ästhetisch illudiren; die obern Seelenkräfte aber müssen überzeugt seyn, daß es eine Nachahmung, und nicht die Natur selbst sei.

Denn das Vergnügen, das uns die Nachahmung gewährt, besteht in der anschauenden Erkenntniß der Übereinstimmung desselben mit dem Urbilde. Es gehören also folgende beide Urtheile dazu, wenn wir an einer Nachahmung Vergnügen finden wollen: „dieses Bild gleicht dem Urbilde;" — „dieses Bild ist nicht das Urbild selbst." — Man sieht leicht, daß jenes Urtheil vorangehen muß; daher muß die Überzeugung von der Ähnlichkeit intuitive, oder vermittelst der Illusion; die Überzeugung hingegen, daß es nicht das Urbild selbst sei, kann etwas später erfolgen, und daher mehr von der symbolischen Erkenntniß abhangen.

§. 13.

Da uns die Nachahmung an und für sich selbst nicht so sehr vergnügt, als die Geschicklichkeit des Künstlers, der sie zu treffen gewußt hat, so setzen wir uns bei der Beurtheilung der schönen Künste über alles hinweg, wozu keine größere Geschicklichkeit von Seiten des Künstlers erfordert worden wäre, es nachzuahmen.

a) Daher sind die äußerlichen Verzierungen bei einer dramatischen Vorstellung nur zufällig, und öfters schädlich, wenn sie durch ihre eigene Schönheit unsere Aufmerksamkeit von der Vorstellung abwenden. Es ist genug, wenn die Verzierungen nicht durch einen offenbaren Widerspruch der Illusion schaden.

b) Ja es ist nicht einmal nöthig, daß ein dramatisches Stück aufgeführt würde, um zu gefallen. Wer beim Lesen urtheilen kann, ob der Dichter sein Stück mit der gehörigen Kunst ausgearbeitet, und ob er es so gemacht hat, daß es durch die lebendige Vorstellung eines höheren Grades der Nachahmung fähig werden kann; der kann die äußere Vorstellung leicht entbehren.

§. 14.

Das beste Mittel, uns intuitive von dem Werthe der Nachahmung zu überzeugen, ist, wenn vermittelst der Illusion unangenehme Leidenschaften in uns erregt werden.

a) Wenn wir eine gemalte Schlange plötzlich anblicken, so gefällt sie uns desto besser, je mehr wir uns davor erschreckt haben. Aristoteles glaubt, wir ergötzten uns, weil wir von der vermeinten Gefahr befreit worden wären. Allein wie unnatürlich ist diese Erklärung! Ich glaube vielmehr, der kurze Schrecken überführt uns intuitive, daß das Urbild getroffen sei.

b) Daher gefallen uns alle unangenehme Affecten in der Nachahmung. Der Musikus kann uns zornig, betrübt, verzweiflungsvoll u. s. w. machen, und wir wissen ihm Dank für die unangenehmen Leidenschaften, die er in uns erregt hat. Man sieht aber, daß in diesen Fällen das zweite Urtheil: diese Affecten sind nur nachgeahmt, unmittelbar auf den Affect folgen muß; weil sonst die unangenehme Empfindung, die aus dem Affecte entspringt, größer seyn würde, als die angenehme, die eine Wirkung der Nachahmung ist.

c) Aus diesen Gründen lassen sich die Gränzen des bekannten Gesetzes bestimmen: die schönen Künste sind eine Nachahmung der Natur, aber nicht die Natur selbst.

Zufällige Gedanken über die Harmonie der inneren und äußeren Schönheit.

(Um das J. 1755.)

(Aus J. Heinemann's Moſes Mendelsſohn. S. 57—66.)

Die Maſchinen der Natur ſind von den Kunſtmaſchinen darin unterſchieden, daß bei jenen das Innere und Äußere, Materie und Form, Kraft und Schein, allezeit in der genaueſten Verbindung ſtehen; welches aber bei den Werken der Kunſt nicht ſtatt findet. Die Baukunſt macht eine Ausnahme. Die Gebäude müſſen den Schein der Feſtigkeit und Bequemlichkeit haben. Die Materie verhält ſich bei den Werken der Kunſt bloß leidend, und der Künſtler drückt ihr durch eine fremde Kraft eine ihr gleichgültige Form ein; dahingegen die Natur durch innere Kräfte die Materie in die gehörige Form bringen, und alſo durch innere Kraft den äußern Schein wirken läßt. Es wird ſich alſo bei den Naturmaſchinen, durch dieſe Harmonie des Innern und des Äußern, von dem Einen auf das Andere ſchließen laſſen; bei den Kunſtmaſchinen aber nicht. Mit andern Worten: die Naturmaſchinen haben eine Phyſiognomik, die Kunſtmaſchinen aber nicht.

Zwiſchen Güte und Schönheit findet dieſelbe Harmonie ſtatt, wie zwiſchen Kraft und Schein; denn die Schönheit iſt nichts anderes, als ſichtbar gewordene Güte und Tüchtigkeit.

Da aber die Güte etwas objectiviſches iſt, bei der Schönheit hingegen viel ſubjectiviſches mit unterläuft, ſo kann dieſe Harmonie nicht vollſtändig ſeyn. Mancher Gegenſtand kann Schönheit lügen, mancher ſeine Schönheit zu ſehr verbergen, wenn nämlich die innern Eigenſchaften außer dem Gebiete des äſthetiſchen Gefühls liegen.

Die Vorſehung hat dafür geſorgt, mehrentheils innere Tüchtigkeit durch äußere Schönheit, Güte durch Annehmlichkeit zu erkennen zu geben. Da aber dieſes nur eine Nebenabſicht geweſen, ſo hat ſie zuweilen höheren Abſichten weichen müſſen, wenn ſie mit ihnen in Colliſion gekommen. Hierher gehört der Geſchmack der Speiſen und ihre Geſundheit oder Zuträglichkeit für den menſchlichen Körper.

Das Symbol der äußern Schönheit mit böſem und gefahrvollem Innern verknüpft, iſt das Haupt der Meduſe, das mit Schlangen geziert iſt, weil auch dieſe Schönheit in Form und Bewegung mit innerem Schädlichen verbinden. Hingegen war die Hermesſäule nach der Beſchreibung, die, wo ich nicht irre, Alcibiades im Gaſtmale des Plato davon macht, ein Sinnbild der inneren Vortrefflichkeit, mit äußerer Häßlichkeit verbunden. Der Elephant verbirgt mehr als thieriſchen Verſtand und eine feine, beinahe edle Empfindſamkeit unter einem plumpen äußeren Weſen, das nicht den mindeſten Geiſt verſpricht.

Jede Naturmaſchine iſt in doppelter Rückſicht der Schönheit und Häßlichkeit fähig: 1) als Form, und 2) als Ausdruck; als Form, inſoweit die Maſchine ſich in Linien und Flächen endigt, die ſowohl in Ruhe, durch Wendung und Farbe, als zum Theil in Bewegung, an und für ſich betrachtet, ſchön, reizvoll, erhaben u. ſ. w. ſeyn können. Man kann dies die todte Schönheit der Naturmaſchine nennen. Da aber auch das Äußere derſelben ein natürlicher Ausdruck des Inneren iſt und die guten und böſen Eigenſchaften, die Vollkommenheiten und Mängel der Dinge ſichtbar macht, ſo machen ſie auch in dieſer Betrachtung einen angenehmen oder widrigen Eindruck, erregen Gefallen oder Mißfallen, ſind ſchön oder häßlich.

Die lebendigen Schönheiten ſind von verſchiedener Art. 1) Die organiſchen oder ſinnlichen Merkmale, welche die innerlichen organiſchen Vollkommenheiten natürlich ausdrücken; z. E. die äußerlichen Kennzeichen von Geſundheit der Pflanze, von ihrer Fähigkeit zum Wachsthum, Nahrung und Fortpflanzung.

2) Die thierische Schönheit, oder sinnlichen Merkmale der inneren thierischen Vollkommenheiten, als der Empfindung, Willkühr und des Naturtriebes. 3) Menschliche oder geistige Schönheit, d. i. sinnliche Merkmale, welche Vernunft, Freiheit des Willens, Empfindsamkeit, Sittlichkeit, und die übrigen Eigenschaften eines vernünftigen Wesens auf eine natürliche Weise ausdrücken.

Es giebt auch zufällige Schönheiten, d. i. Merkmale, welche gewisse innerliche Eigenschaften nicht durch natürliche Verbindung, sondern bloß durch zufällige Association der Begriffe andeuten, und also nur gewissen Personen eigen seyn können. So nehmen uns zuweilen gewisse Gesichtszüge ein, die an und für sich unbedeutend sind, uns aber gefallen, weil wir sie an gewissen Gegenständen unserer Liebe und unserer Hochachtung wahrgenommen haben. Die Nachahmung äußerlicher Fehler und Mängel großer verehrungswerther Männer ist daher zu erklären. Es ist nicht immer bloß niederträchtige Schmeichelei, wie Mancher zu glauben geneigt ist.

Aus der harmonischen Verbindung und Vereinigung aller dieser Schönheiten entspringt die Schönheit des Menschen.

Zwischen der todten und lebendigen Schönheit findet abermals eine Harmonie statt, insoweit die Natur die innere Vollkommenheit des Lebens mehrentheils durch schöne Formen, Farbe und Bewegung zu erkennen zu geben pflegt. Jedoch finden auch hier häufige Ausnahmen statt.

Die unmittelbare Vorstellung einer Sache, d. h. wie sie sich uns ohne Zergliederung, Überlegung u. s. w. darstellt, heißt ihr Schein.

Angenehm ist eine Vorstellung, wenn sie uns mehr unsere Kräfte, als ihre Einschränkung empfinden läßt, d. h. wenn sie unsere Kräfte ohne Anstrengung beschäftigt.

Eine Sache, die einen angenehmen Schein hat, ist schön.

Es giebt kein absolutes Ideal der Schönheit; sondern jedes Subject erfordert, nach dem Maaße seiner Kräfte und Fähigkeiten, ein anderes Ideal, das demselben entspricht. Ein absolutes Ideal würde alle vorhin angeführte Schönheiten in dem höchsten Grade und in der vollkommensten Übereinstimmung verbinden. Dieses ist so wenig möglich, als daß sich ein Körper mit der allergrößten Geschwindigkeit, oder nach allen Richtungen zugleich bewege.

Selbſt unter den Hogart'ſchen Schönheitslinien giebt es keine, die an und für ſich die ſchönſte wäre. Jeder menſchliche Sinn erfordert nach dem Grade ſeiner Schärfe und Blödigkeit einen größeren oder kleineren Schwung. Da aber alle geſunde, unverfangene menſchliche Sinneskräfte innerhalb beſtimmter Gränzen der Schärfe und Stumpfheit bleiben, ſo wird das Ideal in der Mitte zwiſchen den äußerſten Gränzen gleichſam ſchwimmen.

Jedes Subject hat eine ihm eigene Miſchung von Fähigkeiten und Neigungen, welche ſein Genie und ſeinen Charakter ausmachen. In dieſer Miſchung wird mehrentheils eine Eigenſchaft gleichſam hervorſtechen, und den Hauptzug des Genies oder Charakters ausmachen; dieſem werden die übrigen Eigenſchaften untergeordnet ſeyn. So wird auch das Ideal, das jedem dieſer Subjecte entſpricht, jedes ſeine eigene Miſchung von todten und lebendigen Schönheiten aller Art haben müſſen, nebſt einem, in derſelben nicht ſelten hervorſtechenden Ausdruck des Guten, welches den Charakter des Ideals ausmacht. Im Herkules z. B. wird der Ausdruck der Kraft den Hauptcharakter ausmachen, im Jupiter die Majeſtät, in der Venus die Wolluſt, im Merkur Behendigkeit, in der Minerva Weisheit u. ſ. w. Alle übrige Schönheiten oder ſinnliche Ausdrücke des innern Guten haben eine Beziehung auf dieſen Hauptcharakter, und ſind demſelben untergeordnet. Der Apoll allein ſcheint nach der Beſchreibung, die von demſelben gemacht worden, alle dieſe Schönheiten in der beſten Übereinſtimmung, ohne daß eine derſelben merklich hervorſteche, zu beſitzen. Indeſſen kann er doch nur die Schönheiten des männlichen Geſchlechts haben, obzwar in dem blühendſten Lebensalter, das Kraft und Unſchuld mit Erfahrung und Weisheit verbindet. Für die Schönheiten des weiblichen Geſchlechts wird ein anderes Ideal aufgeſucht werden müſſen, in welchem nicht Thätigkeit, ſondern Liebreiz der herrſchende Charakter ſeyn wird.

Da die Schönheit eine unmittelbare Empfindung iſt, die nicht von unſern Urtheilen und Vernunftſchlüſſen abhängt, ſo findet auch in Anſehung derſelben kein Irrthum, kein Vourtheil ſtatt. Was irgend einem Menſchen gefällt und ſchön dünkt, muß einen Grund des Wohlgefallens enthalten, muß Eigenſchaften beſitzen, die wenigſtens dieſem Subjecte angemeſſen ſind, und der Miſchung ſeiner Fähigkeiten eine angenehme Beſchäftigung darbieten. Wenn auch Jemand einem Gegenſtande, der

diese Eigenschaften nicht besitzt, sie aus Irrthum oder Vorurtheil zuschriebe, so würde doch das Vorurtheil nicht das Phänomenon der Schönheit erzeugen können. Überhaupt hat alle sinnliche Erkenntniß die untrüglichste subjective Wahrheit; und da dieses auch von der Schönheit gilt, so läßt sich davon auch mit Gewißheit schließen, daß der Gegenstand, der diese subjective Erscheinung wirkt, auch die dazu erforderlichen Eigenschaften, wenigstens in Beziehung auf dieses Subject, besitzen müsse. Der allerausschweifendste Geschmack hat einigen Grund in dem Gegenstande. Die Dinge haben verschiedene Seiten, aus welchen sie betrachtet werden können. Es kömmt auf Gewohnheit, Übung, angeborne und erworbene Fertigkeit, Neigungen, Gemüthsbeschaffenheit, Winkel und Falten der Seele an, wohin die Aufmerksamkeit bei Erblickung eines Gegenstandes sich lenken, und auf welcher Seite sie haften soll. Und nach diesem Gesichtspunkte richtet sich Schatten und Licht des Gegenstandes, und auch unser Urtheil von seiner Schönheit oder Häßlichkeit. Der Begriff des ekelhaften Schmutzes überwiegt bei einem verzärtelten Frauenzimmer alle andere Betrachtungen, in welcher uns etwa der Anblick schön gewundener Därme angenehm seyn könnte. Der Naturforscher unterdrückt die Idee des Schmutzes, und findet die Därme interessant. Der Wilde hat kein Gefühl von Ekel, und hängt sie sich zum Putze um den Hals. Gemeine Augen können eine bunte Fläche mit einem wallenden Umrisse schön finden. Geübtere Sinne hingegen fordern eine der Wahrheit gemäße Vermischung von Schatten und Licht, und einen Umriß, der sich zu verlieren scheint.

Mich dünkt, die Urtheile der Menschen in Absicht auf die todte Schönheit weichen nicht so sehr von einander ab, als in Absicht auf die lebendige Schönheit oder den Ausdruck, und insbesondere, wenn Collisionen entstehen. Dieser liebt bräunliche, jener blonde Gesichter. Jene drücken mehr Lebhaftigkeit, diese mehr Seelenruhe aus. Dieser liebt Keckheit, jener Bescheidenheit; ein Anderer offenes, freimüthiges Wesen; Mancher hingegen Verschwiegenheit; dieser mannhafte Festigkeit, jener Empfindsamkeit u. s. w. Jede dieser Eigenschaften hat ihre besondere Physiognomie, die zuweilen mit den Erfordernissen der todten Schönheit in Collision kömmt. Daher die verschiedenen Urtheile der Völker und Zeiten in Absicht auf die Schönheit, die erstaunliche Mannigfaltigkeit des Geschmacks, die man sonst dem Eigensinne,

dem Vorurtheile, oder andern zufälligen Ursachen zuzuschreiben pflegt, die aber, meines Erachtens, in der Verschiedenheit der Kräfte und Fähigkeiten, und in der Mannigfaltigkeit ihrer Mischung und Verhältnisse gegen einander ihren zureichenden Grund haben. Diese müssen nothwendig nach Zeit, Raum, Klima, Erziehung, Nahrung, Religion und Regierungsform veränderlich seyn; daher auch die Dinge, die dieser Mischung von Kräften und ihrer Verhältnisse angemessen seyn sollen, die Schönheiten, derselben Veränderlichkeit unterworfen seyn müssen.

Man hat also, von dieser Seite betrachtet, guten Grund, mit dem gemeinen Sprichworte zu sagen: „ein jeder hat seinen Geschmack;" und: „über Sachen des Geschmacks läßt sich nicht streiten." In der That, nur ich allein kann sagen, welcher Schein meinen Fähigkeiten angemessen ist und diese ohne Ermüdung beschäftigt. Vernunftgründe und Autoritäten vermögen hier nichts wider die innere Überzeugung. Man kann einen Gelbsüchtigen zwar überführen, daß die Gegenstände, die ihm gelb scheinen, es in der That nicht sind, insoweit man die Farben für etwas objectives, für die Eigenschaften der Oberfläche hält, die Augen eines gesunden Menschen auf eine bestimmte Weise zu afficiren. Insoweit aber die Farben als etwas subjectivisches betrachtet werden, findet auch in Absicht auf dieselben kein Streiten und Überführen statt. Mit der Schönheit hat es dieselbe Bewandtniß. Durch Vernunftgründe und Autoritäten bringt ihr dem Menschen keine unmittelbare Erkenntniß bei. Er wird höchstens Regeln herplappern lernen, die er nicht versteht, und Urtheile nachbeten, wovon sein Innerstes nicht überführt ist.

Wie aber? sind deswegen alle Kritiken vergeblich, alle Regeln grundlos, alle Vernunftgründe in Sachen des Geschmacks bloßes Geschwätz? — Nichts weniger! Unter allen Arten des Geschmacks muß vielmehr ein einziger der Vollkommenheit und Glückseligkeit der Menschen am zuträglichsten seyn. Dieses wird der wahre, richtige Geschmack seyn, den zu erlangen alle Menschen sich bestreben müssen. Und insoweit der Mensch, wenigstens indirect, auch über die Mischung seiner Fähigkeiten einige Gewalt hat, und ihnen nach Wohlgefallen Ausbildung und Richtung geben kann; so steht es auch in seiner Macht, sich diesem einzigen wahren Geschmacke mehr oder weniger zu nähern, und seine Empfindung der Schönheit so auszubilden, wie sie

seiner Bestimmung und dem Endzwecke seines Daseyns am meisten angemessen ist.

Dieses ist das hohe Amt der Kritik. Sie soll uns zeigen: 1) welcher Geschmack der beste sei, d. h. nach obigem Grundsatze, welche Empfindung des Schönen der wahren Bestimmung des Menschen, dem Endzwecke seines Daseyns am zuträglichsten sei, am besten entspreche; und 2) wie wir unsere Kräfte und Fähigkeiten, insoweit es bei uns steht, zu bilden und zu richten haben, um dieses Geschmackes theilhaft zu werden. Führet einem Menschen, der das Groteske liebt, und an der Erhabenheit eines Apoll keinen Geschmack findet, tausend Vernunftgründe und eben so viele Autoritäten an, daß der Apoll vortrefflich sei; ihr werdet ihn zum Schweigen, vielleicht zum Nachplaudern bringen, aber nicht überführen. Zeigt ihm aber erstlich, daß die Empfindung des Erhabenen und Großen dem Endzwecke unsres Daseyns, der wahren Glückseligkeit des Menschen zuträglich sei, ja derselben weit mehr entspreche, als die Empfindung des lächerlichen Grotesken, an welcher er sich zu ergötzen gewöhnt hat. Thut dieses aber nicht eher, bevor ihr untersucht habt, ob die Seele desselben der Empfindung des Erhabenen fähig sei, und durch gehörige Ausbildung ihrer theilhaft werden könne. Sonst gereichen eure Bemühungen, wenn sie nicht fruchtlos sind, mehr zum Schaden, als zum Vortheil dieses Menschen. Sodann zeiget ihm die Weise, wie er seine Fähigkeiten ausbilden soll, um zu dieser Empfindung des Erhabenen zu gelangen, von der er nunmehr einsieht, daß sie seine Glückseligkeit befördern werde. So und nicht anders läßt sich der Geschmack der Menschen ausbilden; so und nicht anders kann man ihm eine unmittelbare Erkenntniß der Schönheit beibringen, deren er ganz unfähig zu seyn schien.

Einzelne Schönheiten können ins Gedränge kommen und einander hinderlich seyn. Das Natürliche und das Sinnreiche, Anständigkeit und Wahrheit, Kühnheit und Bescheidenheit, Eifer und Sanftmuth u. s. w. schränken sich wechselsweise einander ein. Und nun kömmt es auf die subjective Mischung der Kräfte an, welche von beiden sich widersprechenden Schönheiten obsiegen

oder unterliegen soll. Die Franzosen scheinen mehr Anstand als Wahrheit zu lieben, mehr feine Lebensart als Erhabenheit, mehr das Sinnreiche als die Natur; die Engländer das Gegentheil. Jede Nation hat offenbar ihre eigene Mischung von Kräften, wodurch ihr Geschmack bestimmt wird. Welcher Geschmack ist aber der Bestimmung des Menschen am zuträglichsten? Unstreitig derjenige, nach welchem man sich durch ekelhafte oder lächerliche Nebenbegriffe nicht abhalten läßt, das Schreckliche, Erhabene, Kühne, Naive in seiner ganzen Stärke zu fühlen, bei andern Gelegenheiten aber, wo die Collision vermeidlich ist, sich, am Feinen und Anständigen sich zu ergötzen, geübt hat. Je mehr man sich diesem Ideale nähert, desto vollkommener und richtiger ist unser Geschmack. Man sieht aber auch, wohin man die Bemühung zu lenken habe, wenn man seinen Geschmack verbessern will.

Gedanken Verſchiedener bei Gelegenheit einer merkwürdigen Schrift*).

(aus dem deutſchen Muſeum. Januar 1783. S. 3—9.)

Die Erſcheinung des Etwas, das Leſſing geſagt hat, hat mich an zwei intereſſante Briefe erinnert, welche dem ſel. Leſſing ehemals mitgetheilt wurden und durch andere Wege noch in mehrere Hände gekommen ſind. Ich gebe ſie in der Urſprache, um ſie vollkommen unverfälſcht zu liefern.

M..... le 20. Juin, 1779.

..... Vous me faites la guerre sur ce que je ne Vous ai point communiqué l'ordonnance qui a paru chez nous pour réformer les études des moines. C'est par discrétion que nous en voulions faire un secret; mais les moines eux-mêmes en ayant donné des copies, cette ordonnance fut réimprimée à B.... et H.... Ainsi je Vous envoye tout ce qui m'en reste d'exemplaires, et je me propose de la faire réimprimer à mon tour. — Pour le Votum de .... que Vous m'avez communiqué, c'est une pièce très bien travaillée; mais il porte sur des principes un peu différens des miens. J'eus un entretien sur cette matiere avec feu le Comte de Buckebourg la dernière fois que je vis ce grand homme,

---

*) Im Januar 1783 waren im deutſchen Muſeum unter dem Titel: Gedanken Verſchiedener über eine merkwürdige Schrift, Einwürfe gegen mein Etwas, das Leſſing geſagt hat (Berlin bei G. J. Decker 1782) erſchienen. An jenen Gedanken Verſchiedener hatte Mendelsſohn den größten Antheil, und von den Worten an: „Auch geht unſer Verfaſſer über alles dies ſehr ſchnell hinweg", bis ans Ende, gehören ſie ihm allein zu. Dieſen Gedanken ſetzte ich im Februar des Muſeums Erinnerungen entgegen ꝛc.

Anmerk. von Friedr. Heinr. Jacobi (in ſeinen Werken Bd. 4. Abtheil. 1. 1819. S. 38.).

et j'eus la satisfaction de trouver qu'il envisageoit cet objet sous le même point de vue à peu près que moi.

Je ne voudrois pas extirper les moines, celà fut-il en mon pouvoir? Ils ont fait du bien et du mal. Quant au mal, il est très-facile dans ce siècle de les empêcher d'en faire; et il me paroît qu'on ne songe pas assez aux services, qu'ils pourroient rendre pour peu qu'on s'y prît bien. Privés volontairement de la plûpart des jouissances des sens, éloignés de la dissipation des frivolités, et des sert-à-rien si bien appréciés par W—r, il faut nécessairement qu'ils s'attachent à ce qui leur reste; et c'est par là qu'ils acquièrent cette énergie qui a produit et le bien et les grands maux dont ils ont été la cause. Je connois leur caractère par expérience. L'histoire les représente héros, apôtres, martyrs, fanatiques, scélérats etc.; c'est-à-dire que sur le même nombre d'hommes il s'est trouvé parmi eux beaucoup plus de cette énergie, que ni la volupté ni les illusions de l'ambition n'ont affoiblie, que dans les autres classes des hommes. Mais cette énergie a été différemment conduite par la vérité ou par l'erreur. Il y en a eu des essaims qui, croupissant dans l'ignorance et dans la crapule, ont nui à la société et par le scandale qu'ils ont donné et par les erreurs qu'ils ont entretenues: et s'ils n'ont pas fait d'autre mal à l'état, c'est qu'ils n'avoient pas assez d'énergie pour en faire. On en a vu d'autres religieux ou bigots, selon qu'ils étoient plus ou moins instruits. Pour cette raison le premier point à mon avis, c'est de travailler à leur instruction; le second, de rendre leurs supérieurs responsables de leur discipline. Il faudroit pour cet effet ne jamais se mêler du gouvernement intérieur des couvens; il ne faudroit pas le faire surtout pour soutenir des individus, à moins que les supérieurs n'abusassent absolument de leur autorité et ne s'arrogeassent une espèce de jurisdiction qui ne leur appartient point. Dans ce dernier cas il faudroit user de sévérité et procéder contre ces supérieurs avec toute la rigueur. — Pour ce qui regarde le nombre des moines: c'est un calcul dont je n'ai jamais su me tirer; mais s'il faut une approximation, voici la mienne. S'ils sont méchans ou ignorans, ils sont de trop, dût-il n'y en avoir qu'un seul: mais s'il est possible de les former, comme j'espère qu'ils le seront chez nous, j'en employerois utilement tout le nombre actuel. Il n'est cependant guères probable qu' avec nos arrangemens ils restent si nombreux parce qu'ils trouveront difficilement assez de bons sujets.

Quant à la manière de les faire subsister, je suis de l'avis de l'auteur du Votum, et je crois comme lui qu'il vaudroit mieux abolir la quête: mais encore, s'ils sont bons, le mal n'est pas à beaucoup près si grand. Dans quelques années d'ici je compte qu'ils prêcheront le bien et qu'ils faciliteront les mesures d'une bonne administration autant qu'ils les ont contrariées jusqu'ici. Mais pour que cela arrive, ils ne doivent pas supposer à

l'administration cette haine, qu'on leur témoigne généralement, et il leur faut faire sentir que c'est pour leur propre bien qu'on les réforme. Il y a dans ce pays-ci un couvent de Capucins où les jeunes frères sont aussi heureux et aussi satisfaits que si on leur avoit opéré le cataracte; et bien loin de s'opposer à nos vues, il y a eu des ordres de religieux qui ont reçu l'ordonnance avec les expressions d'une vive reconnoissance.

Le grand mal que les moines ont produit, ils l'ont produit en autant qu'ils se regardoient comme uniquement dépendans de la cour de Rome. Cependant je remarque, que les princes qui en veulent aux moines, adoptent souvent avec une contradiction manifeste les principes de cette cour. .... Nous autres de ce pays-ci, nous n'avons jamais été ni Fébroniens, ni Anti-Fébroniens. Nous nous contentons d'être orthodoxes, sans aucune distinction de parti. Mais que tout ceci etc. etc.

Réponse.

P.... le 5. d'Octobre 1779.

Je ne Vous ai point encore remercié de la lettre intéressante et vraiment philosophique que Vous m'avez fait l'honneur de m'écrire le 20. de Juin. Il falloit tout Votre esprit pour espérer d'en donner aux moines; et le projet de les rendre utiles, me paroît surpasser toutes les bonnes intentions qu'on a jamais eues. Mais permettez-moi de Vous faire un couple d'observations. C'est fort bien quand Vous remarquez qu'il est assez facile dans notre siècle d'empêcher les moines de faire beaucoup de mal; mais je crois que Vous auriez dû remarquer en même tems, qu'il est très-difficile dans notre siècle de les employer à faire beaucoup de bien. „L'histoire", dites Vous, „les représente héros, apôtres, martyrs, fanatiques, scélérats; c'est-à-dire, que sur le même nombre d'hommes il s'est trouvé parmi eux beaucoup plus de cette énergie que ni la volupté ni les illusions de l'ambition n'ont affoiblie"; mais, de grace, ce qui servoit à leur donner cette énergie, l'avons-nous encore au milieu de nous? Et quand nous l'aurions, pensez-Vous que nous puissions faire des héros, des apôtres, des martyrs à notre usage avec les mêmes ingrédiens qui servoient à leur composition dans les tems dont Vous parlez? S'il y a eu de grands hommes parmi les moines, c'étoit quand de grands hommes pouvoient embrasser cet état, ou s'y trouver malheureusement engagés. Alors tout le monde croyoit de bonne foi ne vouloir qu'aller au ciel, dont il savoit décidamment la route; aujourd'hui — nous avons changé du noir au blanc à cet égard, ou, si Vous l'aimez mieux, du blanc au noir. — Quant au mépris des voluptés, c'est une très-belle chose, et j'espère qu'elle se trouve dans les couvens; mais quant au mépris des distinctions, on m'a très-positivement assuré qu'il ne falloit pas

l'y chercher. On a cru les couvens assez généralement le séjour de la vanité, de la haine, de l'intrigue, du despotisme, et de toutes les fureurs de l'envie. Souvenez-Vous des faits que la seule histoire d'Abélard renferme. — Enfin ch... E...., Vous faites fort bien de Vous consoler d'avoir des moines, et de publier à leur sujet des réglemens qui sont des modèles de sagesse et qui Vous couvriront de gloire et de bénédictions; mais si Vous faites plus que de Vous en consoler; si Vous allez jusqu'à Vous en applaudir: je m'en vengerai en Vous disant que je Vous les souhaite!

Der Mann, welcher dieſen letzten Brief geſchrieben hat, iſt eben der, welchen das Gerücht als den Verfaſſer des Etwas nennt, und von dem wir auch eine ſehr frappante Vergleichung zwiſchen Proteſtanten und Katholiken in Deutſchland haben, welche nichts weniger als einen künftigen Vertheidiger der päbſtlichen Hierarchie vermuthen ließ.

Wenn ich dieſe Widerſprüche hier vor Augen lege, ſo geſchieht es keineswegs, um dieſem Manne wehe zu thun; ſondern ich habe vielmehr die Abſicht, ihn gegen ſich ſelbſt zu vertheidigen, indem ich ſeine wahre Meinung einer vermuthlich nur angenommenen und zufälligen Meinung entgegenſtelle.

Leſſing ſelbſt mag wohl im Ernſte nicht geglaubt haben, daß die Gründe contra papam doppelt und dreifach gegen die Fürſten gälten, da ſie höchſtens nur einfach dagegen gelten können. Das Intereſſe der menſchlichen Geſellſchaft und des Fürſten ſind nicht ſo geradezu in allen Fällen widerſprechend und ſich aufhebend, als das Intereſſe der Menſchheit und des römiſchen Clerus. Zwiſchen jenen, recht verſtanden, läßt eine Übereinſtimmung ſich denken, zwiſchen dieſen nie. Und dann darf man nicht durchaus ein Schmeichler heißen, wenn man nur gegen die Tyrannei der Hierarchie ſchreibt, und mancher andern Tyrannei nicht erwähnt, weil man, nach ſeinen Umſtänden, gerathen findet, dieſe nicht zu berühren. Seine Meinungen in ihrem ganzen Umfang und nach allen Beziehungen öffentlich nicht zu ſagen, kann man viele Urſachen haben, ohne gerade ſchmeicheln zu wollen, wenn man nur nicht gerade das Gegentheil dieſer Meinung vertheidigt. Es ſteht ja Jedem frei, die Anwendung von Einem auf das Andere zu machen, ohne daß der Schriftſteller ſie erſt vormacht. Ich billige nicht jede Reform, die wir jetzt in - zu Stande kommen ſehen, und jedes Verfahren bei derſelben. Ich halte manches für offenbare Ungerechtigkeit und Eingriff in die jura singulorum, und bin weit entfernt, lauter gute Abſichten dabei zu ſehen; aber ich applaudire doch von Herzen dem Sturz der römiſchen Hierarchie, von deren Vortheilen in unſerer und der künftigen Zeit mich Müller durch ſeine meiſterhafte Schilderung des Guten, das ſie ehemals geſtiftet, nicht überzeugt hat.

Auch geht unſer Verfaſſer über alles dieß ſehr ſchnell hinweg; und man zweifelt, ob er ſeine erſte Idee nicht feſthalten konnte oder nicht feſthalten wollte. Die Schrift kündigt ſich an,

als sollte nur von Pabst und Fürst die Rede seyn; und im Grunde wird darin nur von Fürst und Volk gehandelt.

Lessing war der Meinung, man müsse einer im Schwunge seienden Übertreibung eine andere Übertreibung entgegensetzen, Aus diesem Grundsatze getraue ich mir alle Paradora zu erklären, die in seinen Schriften vorkommen; und vielleicht sind alle Paradoxa, die jemals behauptet worden sind, aus keiner andern Quelle entsprungen. Auch unser Verfasser scheint von diesem Grundsatz, eingenommen zu seyn; denn im Grunde sind seine Beweise für die Volksregierung ziemlich übertrieben, und bloß darauf calculirt, der Waage auf der andern Seite den Überschwung zu geben, welchen sie auf der einen genommen hat. Mich dünkt aber dieses Principium gelte nur für die Conversation, wo es die Unterhaltung belebt, wenn jede Parthei, wie man zu sagen pflegt, etwas über die Schnur haut. Sobald der schlichte Menschenverstand eintritt und sein Richtscheit anlegt, verschwindet der Disput, und die Unterhaltung hat ein Ende. So aber nicht der Schriftsteller, der nicht bloß unterhalten, sondern belehren will. Dieser suche deutliche und reine Begriffe, und halte sich fest an denselben. Die populäre Meinung wird ihm zwar langsamer, aber, nach einem sehr richtigen Gedanken unsers Verfassers von aller Verbesserung überhaupt, desto sicherer folgen. Wir wollen auch hier das Gute nicht übereilen.

Daß vollkommen tugendhafte Charaktere sich leichter unter einem Despoten bilden können, scheint mir ein sehr richtiger und fruchtbarer Gedanke. Lessing hat in dieser Rücksicht sehr wohl gethan, seinen Nathan in die Türkei zu setzen. Sokrates selbst hat sich zu Athen gebildet, als sich die Regierungsform zur Tyrannei neigte.

Gerne möchte ich die Antwort unsers Verfassers auf diese Frage wissen: „können wir unsere Monarchien in Volksregierungen verwandeln? und wenn wir können, sollen wir es?" Mich dünkt, wir würden das Übel entsetzlich verschlimmern. Wozu also alle Declamation, die zu nichts führen kann, zu nichts führen soll? Wir sagen dem Kranken bloß mit aller Verschönerung der Rhetorik, daß er gefährlich krank sei; nicht, was er zu thun habe, um gesund zu werden, oder nur weniger zu leiden. Lieber mag er sich gesund dünken, als eine Wahrheit hören, die ihm nicht nützen kann.

Kleine Schriften.

---

2. Moses Mendelssohn's kleine ungedruckte Schriften, Bemerkungen und Fragmente.

Von den ohngefähren Zufällen.

(16 März 1753.)

Man macht insgemein diesen Einwurf wider den weisen Urheber der Natur: würden wir nicht glücklicher seyn, wenn wir nicht den ohngefähren Zufällen unterworfen wären? d. i. nach seinem rechten Verstande: wenn uns nichts unerwartetes begegnet wäre? Denn das Unerwartete oder Unvorhergesehene nennen wir ein Ohngefähr. Allein soll uns nichts unvorhergesehenes begegnen, so müssen entweder unsere Wünsche, oder die Natur und Verknüpfung der Dinge geändert werden. Das Unerwartete ist dasjenige, dessen Erfolg wir nicht aus dem, was in unserer Seele anzutreffen war, haben vorher schließen können. Wir hätten also im ersten Falle den ganzen Zusammenhang der Dinge einsehen müssen, d. h. Gott hätte uns allwissend machen sollen. Im andern Falle aber sieht ein Jeder ein, daß die Natur nach den Wünschen aller Menschen zusammen genommen hätte gebildet werden sollen. Wäre wohl in einer solchen Welt Wahrheit anzutreffen gewesen? — Nein! Wir hätten Gottes Allmacht bewundert, ohne uns von seiner Weisheit belehren zu lassen.

Die Glücksfälle, die natürlichen Begebenheiten nämlich, die uns unerwartet zu unserm Zwecke leiten, sind von der Natur der Wunderwerke. Diese sind Begebenheiten in der Welt, welche die Allmacht, nicht aber jederzeit die Weisheit Gottes verkündigen. Ein Weiser also, der von dem Daseyn einer obersten

Gottheit durch die Gründe der wahren Philoſophie überzeugt iſt, wird von einer natürlichen Begebenheit, deren Verknüpfung mit dem Ganzen er zum Theil einzuſehen vermag, weit mehr gerührt, als von einem Wunderwerke. Niedrige Geiſter aber werden durch die beſtändige Verknüpfung der Urſachen mit ihren Folgen zu dem Irrthum verleitet, die Hand eines vernünftigen, freien Weſens zu verkennen. Ihnen alſo ſind die Wunderwerke unentbehrlich; denn indem ſie keine Urſache in der Natur der Dinge finden, zeugen ſie unmittelbar von einem freien Regierer dieſes Ganzen, und in ſo weit ſind ſie auch Proben ſeiner Weisheit.

Eben ſo verhält es ſich mit den Glücksfällen. Diejenigen Güter, die wir durch unſre Bemühung erhalten, davon alſo der Grund in unſern Handlungen anzutreffen iſt, verkündigen weit mehr eine gütige und weiſe Macht, als diejenigen, welche wir erlangen, ohne ſie vermuthet oder etwas dazu beigetragen zu haben; weil auch alle unſre Fähigkeiten, und die Klugheit, ſie nach unſerm Willen zu lenken, Geſchenke einer gütigen, weiſen und allmächtigen Hand ſind.

Ein großer Schriftſteller ſagt, man müſſe alsdann ſeine Abſicht als eine Sache, die Gott nicht billigt, fahren laſſen, wenn immer ein Hinderniß auf das andere in der Ausführung unſres Vorhabens folgt, das alle unſre Bemühungen zernichtet. Allein ſo lange uns keine Offenbarung in ſolchen Fällen von dem Willen Gottes benachrichtigt, ſo lange können wir nichts als unſern Verſtand zum Leitfaden annehmen, der nach Muthmaßung über unſer Vorhaben urtheilen muß. So oft uns unſre Bemühungen fehlgeſchlagen, müſſen wir eine neue Unterſuchung anſtellen. Manchmal vermehrt ein fehlgeſchlagenes Vorhaben die Wahrſcheinlichkeit für die Gefahr; denn iſt es ein Hinderniß, das wir bei der erſten Unterſuchung nicht erwogen, das unſre Bemühung zernichtet, ſo muß dieß bei der zweiten Unterſuchung mit in Betrachtung gezogen werden. Iſt es aber ein bloßer Unglücksfall, der in der Beſchaffenheit unſres Vorhabens gar nicht gegründet ſeyn kann, ſo iſt es noch ein Bewegungsgrund mehr, die Sache nicht fahren zu laſſen, wenn die erſte Unternehmung uns fehlgeſchlagen. Ein Exempel hiervon findet man im Pharoſpiel. Wer zum erſten Male auf eine gewiſſe Karte verſpielt, verdoppelt den Einſatz auf eben dieſelbe; hat er aber darauf gewonnen, ſo ſetzt er in dieſer Miſchung kaum ferner

etwas darauf ein. Man hält es für weniger wahrscheinlich, daß einerlei Karte mehrere Mal, als daß sie nur einmal auf einerlei Seite liegen würde.

Solchergestalt müssen mir, wenn uns ein Vorhaben fehlgeschlagen, zwei Sachen überlegen: erstlich, ob aus der Beschaffenheit unsres Vorhabens, oder der Art und Weise, wie wir es zu erlangen gesucht, zu verstehen ist, warum unsre Bemühung uns fehlgeschlagen; oder ob uns bloße Unglücksfälle verhindert, die weder mit unserm Vorhaben, noch mit der Anstalt, die wir dazu gemacht, etwas gemein haben, auch auf keinerlei Weise zu verhüten sind. Im ersten Falle also bedenke man abermals, ob das Hinderniß gewöhnlicher ist, als wir uns vorgestellt haben; und alsdann muß erst eine neue Berechnung angestellt werden. In allen übrigen Fällen müssen wir um desto weniger von unserm Vorhaben ablassen, je mehr Wahrscheinlichkeit wir für den glücklichen Ausschlag desselben durch den ersten Verlust erlangt haben. Wenn das Glück unser Vorhaben noch so oft gutheißt, so ist es dennoch keinesweges eine Anzeige, daß der Wille Gottes mit unserer Absicht übereinstimmt. Wie oft ist das Glück nicht dem Gottlosen günstig, und läßt alle seine Unternehmungen gelingen, und dennoch kann der Lasterhafte — —

(Unvollendet.)

Gedanken und Bemerkungen.

(den 11 April 1754.)

Unsre Begierden sind desto heftiger, auf je weniger Gegenstände sie sich erstrecken; so daß sich die Heftigkeit umgekehrt wie die Summe der Gegenstände verhält. Setzet die Heftigkeit = i, die Summe der Gegenstände = s; so ist die Begierde = si. Es ist daher zu untersuchen, ob nicht diese Quantität si in allen Augenblicken unsres Lebens einerlei verbleibt; welches alsdann eine vollkommene Ähnlichkeit wäre mit der Erhaltung einerlei Kräfte der Bewegung in der Natur, und zwar eigentlich der vis derivativae, weil die Bestimmung unsrer Vorstellungskraft auf einen gewissen Gegenstand, welches die Begierde ist, der vi derivativae ähnlich ist.

Fragt ein Lasterhafter, wie es in einer Welt aussehen würde, in der man den Schmerz nicht fühlte, so sei die Antwort: so wie in der moralischen Welt, wo die Kranken sich nicht fühlen und kränker zu seyn wünschen.

Die Bewegungen, die in einem Körper auf vorhergehende Empfindungen erfolgen, sind der Lebhaftigkeit der Empfindungen, und nicht der Deutlichkeit proportional.

Die Lebhaftigkeit nimmt, nachdem sie durch die Wiederholung so zu sagen das Maximum erreicht, allmälig wieder ab, und wird endlich = 0; in welchem Falle auch das Bewußtseyn aufhört.

Den 10 Juli 1757.

Man kann in Beobachtung der Pflichten zu viel thun, wenn sich die moralische Obliegenheit nicht so weit erstreckt, als die physische Möglichkeit; daher ist in Ansehung solcher Tugenden die Mittelstraße anzurathen. Hingegen kann in Ansehung solcher Pflichten niemals zu viel geschehen, die als rationes determinantes omnium officiorum angesehen werden können. Dergleichen sind amor Dei, cultus ejus internus, appetitio perfectionis verae, studium se ipsum perficiendi etc.; weil diese allgemeinen Pflichten alle unsere freien Handlungen determiniren sollen, und daher die physische Möglichkeit unmöglich weiter geht, als die Obliegenheit.

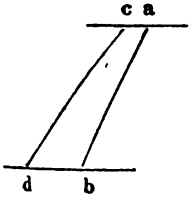
Folgender Lehrsatz ist von Euclides so vielfältig gebraucht und mit Nutzen angewendet worden, daß es vielleicht nicht völlig unnützlich wäre, denselben allgemein festzusetzen. Ja ich glaube sogar, er dürfte in der Lehre von den Differential-Größen einiges Licht anzünden, wenn man ihn darauf anzuwenden suchte.

b A **Wenn ſich von zweien Größen, A und B, mehr als die Hälfte von A verhält zu mehr als der Hälfte von B = e : d, und mehr als die Hälfte des Überreſtes von A zu mehr als der Hälfte des Überreſtes von B gleichfalls = e : d und ſo weiter; ſo verhalten ſich**
a B **auch die Größen A : B = e : d.**

Der Beweis hiervon kann aus dem Euclides l. XII. prop. 1. und 5. ohne ſonderliche Mühe abgezogen werden.

Ich glaube, man kann ſich hierdurch einen Begriff von der Differential-Größe machen, wenn man ſich einbildet, ſie entſtehe, indem man von einer gewiſſen Größe immer mehr als die Hälfte abnimmt; denn nach prop. 1. l. X. Eucl. wird zuletzt eine Größe übrig bleiben, quae quacunque magnitudine minor erit; und dieſes iſt die Definition der Differential-Größe. Es erhellt alſo hieraus die Urſache, warum eine Differential-Größe rationem totius magnitudinis mutare nequit.

In der Lehre von den körperlichen Größen hat Wolf (in ſeinen Anfangsgründen) die allerunzulänglichſten Beweiſe gewählt. Wenn er erweiſen will, daß Pyramiden, Parallelepipeda und Prismen, die gleiche Höhen und Baſen haben, einander gleich ſeien, ſo beruft er ſich auf die gleiche Anzahl gleich großer Durchſchnitte; da doch ſo wenig ein Körper aus einer größern Anzahl von Durchſchnitten, als eine Fläche aus einer größern Anzahl von Linien, oder eine Linie aus einer größern Anzahl von Punkten beſteht. Tſchirnhaus in Medicina mentis führt einen größern Schriftſteller an, der ſich eben dieſes Beweiſes in Anſehung des Triangels bedient. Allein er merkt mit Recht an, daß aus eben dieſen Gründen folge, die Linie a b = c d.



Den 29 Juni 1758.

Man kann dreierlei Grade der natürlichen Vorherſehung unterſcheiden. Entweder man erwartet einen gewiſſen Erfolg

bloß durch ein Spiel der Einbildungskraft; wenn man z. B. die beiden Begriffe A und B so oft zu gleicher Zeit gehabt, daß sie sich nachher allezeit einander begleiten, so kann man nachher B aus A, oder A aus B vermuthen, nicht weil sie in einander gegründet sind, sondern weil der begleitende Begriff die erste Vorstellung ist, auf welche wir natürlicher Weise gerathen. Expectatio casuum similium.

Oder man schließt per regulam probabilitatis, daß A und B entweder unmittelbar oder mittelbar in einander gegründet seyn müssen, weil sie sich in der Natur beständig begleiten. Hierzu wird schon das Vermögen zu abstrahiren erfordert.

Der dritte Grad ist die Vorhersehung aus der Kenntniß der Ursachen und Wirkungen und ihres Verhältnisses gegen einander.

---

c. 1760.

Reverentia, Ehrfurcht ist eine Furcht oder ein Abscheu, Jemanden zu mißfallen, den man verehrt. Dieses Wort faßt im Deutschen die philosophische Definition in sich.

Briefe über Kunst.

Erster Brief.

Es ist wahr, Agathocles, wir haben die Gränzen aller Wissenschaften und Künste seit einiger Zeit so sehr erweitert, daß man sich endlich genöthigt gesehen, jeder Kunst, jeder Wissenschaft einen eigenen Bezirk abzustechen. Jede erfordert unsern ganzen Fleiß, unsre ganze Aufmerksamkeit, unser ganzes Leben. Die Polyhistors unsrer Zeit müssen entweder Leibnitze seyn, oder sich mit der Geschichtskunde der Wissenschaften begnügen, ohne in ihr inneres Wesen zu dringen und alle ihre Geheimnisse zu durchforschen. Auf neue Entdeckungen müssen sie schlechterdings Verzicht thun. Sie sind nur den Geistern vorbehalten, welche die Natur mit einer herrschenden Neigung zu einer einzigen

Kunst, zu einer einzigen Wissenschaft begabt hat. Dieser Neigung müssen sie sich mit dem Eigensinn eines Verliebten ganz überlassen. Ihre Lieblingswissenschaft muß zu Hause ihre Beschäftigung, auf Reisen ihr Endzweck, in Widerwärtigkeiten ihr Trost, und in bessern Zeiten ihr einziges Vergnügen seyn. Alsdann nur können sie hoffen, die große Laufbahn der Entdeckungen, welche von ihren Vorgängern gemacht worden, zu durchlaufen und das Ziel, bei welchem jene stehen geblieben, weiter hinauszusetzen.

Wenn Du aber glaubst, unsern Zeiten zu dieser gränzenlosen Erweiterung Glück wünschen zu können, Freund, so gestehe ich, daß ich in diesen schmeichelhaften Glückwunsch noch nicht einstimmen kann. Du erstaunst, Agathocles! Du kannst diese befremdende Sprache nicht mit der Liebe zu den Wissenschaften reimen, die mir angeboren ist; und es wundert Dich vielleicht, daß ich Dir in unserer letzten Unterredung nicht widersprach, da Du mit Entzücken von dem Wachsthum der Wissenschaften redetest. — Geduld! den anscheinenden Widerspruch in meiner Denkungsart zu heben, ist dieser Brief bestimmt; und eine mündliche Unterredung schien mir ungeschickt, eine Meinung zu behaupten, die seltsam scheint und, wenn sie auch eine Wahrheit ist, nichts anders, als eine unangenehme Wahrheit seyn kann.

Ehe wir den Streitpunkt untersuchen, wollen wir einige Grundsätze vorausschicken, über welche wir einig sind. Diese sind gleichsam das Ziel, von welchem wir unsern Wettlauf anfangen. Wer es am ersten wieder erreicht, der kann sicher „Sieg!" rufen.

Du gestehst, daß alle unsre Bemühungen, wenn sie nicht eitel oder gar sträflich seyn sollen, unsere Glückseligkeit zum Endzweck haben müssen.

Du räumst mir ferner ein, daß diese Glückseligkeit nicht bloß in der Zufriedenheit, — welches die Glückseligkeit eines Schlafsüchtigen ist; nicht bloß in einer kaltsinnigen und begierdelosen Gemüthsart, — welche auch die Glückseligkeit eines Steinbildes genannt werden kann; und endlich nicht bloß in dem Genusse des Vergnügens, welchen wir mit Thieren und Insecten gemein haben, sondern in einem ununterbrochenen Fortgange zu höheren Vollkommenheiten bestehen müsse.

Die Vollkommenheit des Menschen besteht, trotz allem, was die Verächter der Weisheit dawider spotten mögen, außer dem

Wohlbefinden des Körpers in einem gereinigten Verstande, einem rechtschaffenen Herzen, und in einem feinen und zärtlichen Gefühl der wahren Schönheit, oder in der Übereinstimmung der untern Seelenkräfte mit den obern. Es gilt mir zu meinem Vorhaben gleich viel, ob Du die äußern Umstände als Nebendinge, oder als wesentlichen Theil unserer Vollkommenheit betrachten willst.

Ich räume Dir auf der andern Seite ein, daß alle Künste, alle Wissenschaften, insoweit sie einige Seelenkräfte beschäftigen, einigen Bedürfnissen Genüge thun, zu unserer Vollkommenheit etwas beitragen. Sie bessern unsern Verstand, reinigen unser Herz, lenken unsre Leidenschaften, vermehren die Zärtlichkeit unsrer Empfindungen, und verbreiten über unser Leben einen solchen Reiz, eine so sanfte Zufriedenheit, die weder der Eroberer, noch der Wollüstling kennt: sie sind Mittel zur Glückseligkeit. Aber sie sind auch nichts als Mittel, Agathocles! Man verfehlt die wahre Absicht, wenn man bei ihnen stehen bleibt, und sie selbst für den Endzweck ansieht, nach welchem wir streben. Und was thut derjenige anders, der eine einzige Wissenschaft, eine einzige Kunst aus der Verbindung reißt, und sein ganzes Leben ihr einzig und allein widmet? Was thut der anders, der einige seiner Seelenkräfte wunderthätig verbessert, die übrigen gleichsam unterdrückt? der einige Bedürfnisse bis zum Überflusse sättigt, die übrigen unbefriedigt läßt? Vermehrt er seine Vollkommenheit, die Übereinstimmung aller seiner Kräfte und Fähigkeiten? Hat er die Glückseligkeit erreicht, nach welcher er strebte? O nein! Er hat ein Mittel für den Endzweck gewonnen. Er hat die Wissenschaft vollkommener gemacht, nicht sich. Unser Theophrast nannte einst einen Solchen ein Opfer für das menschliche Geschlecht; ich würde ihn viel lieber ein Opfer für seine Schooßwissenschaft nennen.

Zweifle nicht, o mein Agathocles! Nur diejenigen Theile der Künste und Wissenschaften, welche wechselsweise in einander einen Einfluß haben, haben auch einen Einfluß in die Glückseligkeit des Menschen. Sobald sie sich von den Gränzen allzu weit entfernen, die gleichsam in einander fließen, so entfernen sie sich auch von dem gemeinschaftlichen Endzwecke, der sie verbindet, von der Glückseligkeit des Menschen, die sie befördern sollen; und der Liebling der Musen, der sich ohne Rücksicht auf ihren gemeinschaftlichen Endzweck bloß in den eigenthümlichen Gränzen

einer einzigen Kunst oder einer einzigen Wissenschaft einschließt, arbeitet an der Vollkommenheit dieser Kunst, aber nicht an der Vollkommenheit der Menschen.

Welcher Vorwitz treibt euch, o ihr Sterblichen! die Huldgöttinnen von einander zu sondern, deren Hände nicht umsonst in einander verschränkt sind. Betrachtet sie in dieser freundschaftlichen Stellung, in welcher sich ihre Schönheiten einander erheben, so wird der sanft vermischte Strahl ihres Liebreizes Wunder in euch wirken; folget ihren gemeinschaftlichen Tritten, so werden sie euch zu ihrer Mutter, zu der Glückseligkeit führen, die die Liebe zu ihren Töchtern mit unsterblichem Segen einweihet. Sobald ihr sie aber eifersüchtig trennt, so irrt eine jede in abführende Nebenwege; ihre Mutter verkennt sie, versagt euch ihren Segen, und ihr seid in euren Hoffnungen betrogen. Die Beispiele, welche wir in der Geschichte der Wissenschaften vor Augen haben, bestätigen alle diese allgemeine Bemerkung.

Die Weltweisheit beschäftigt sich mit den erhabensten Wahrheiten, mit den wichtigsten Lehren, welche in die Seligkeit des Menschen den stärksten Einfluß haben. Diese hohen Wahrheiten sind nicht ohne einige Spitzfindigkeit zu ergründen. Bald nahm man das Mittel für den Endzweck. Man verlor sich ganz in Spitzfindigkeiten, und brachte Schulgeschwätz statt der gehofften Weisheit hervor.

Man erkennt Gott nicht, wenn man nicht seine Werke kennt. Man kennt aber seine Werke nicht, wenn man nicht die Natur der Dinge erforscht. Hierzu ist die Naturkunde ein unentbehrliches Mittel. Allein man vergaß den Endzweck, trieb die Naturkunde mit einer unmäßigen Emsigkeit, schaffte sich ein ungeheures Namenregister von Steinen, Kräutern, Würmern und Thieren, und verkaufte diesen Wörtervorrath für Weisheit.

Die gründlichsten Wahrheiten sind zwar vermöge ihrer Natur überzeugend und unläugbar, aber überredend sind sie nicht. Sie herrschen über den Verstand, aber nicht über die Empfindungen, über die Triebe und über die Neigungen. Die Wahrheit muß von den Huldgöttinnen das sanfte Feuer, die göttliche Suade borgen, welche in die Gemüther eindringt, die Neigungen besiegt, die trockensten Schlüsse mit dem Feuer der Empfindung beseelt, und die Empfindungen selbst in Entschließungen und Handlungen ausbrechen läßt. Hierzu wird von Seiten dessen, der überredet werden soll, einige Vorbereitung erfordert. Der

muß die Annehmlichkeit der Grazien schon empfinden, der sich von ihnen besiegen läßt. Man muß auf Mittel bedacht seyn, den Geschmack zu reinigen, die Empfindung zu veredeln, und überhaupt alle Gemüthskräfte zu verbessern. Läßt man aber die Absicht fahren, schreibt man bloß für den Geschmack, und hält man mit einigen unserer Nachbaren die Verbesserung desselben für den würdigsten Gegenstand unserer Bemühungen; so kömmt man auch in Gefahr, mit ihnen flüchtig, seichte, und mehr Geschmack habende, als vernünftige Leute zu werden.

Nirgend hat die Trennung der Künste und der Wissenschaften zu größeren Ausschweifungen verleitet, als in Ansehung der Tonkunst. Der Endzweck dieser unschätzbaren Kunst ist, die Wirkungen der Dichtkunst in unser Gemüth, zur Beförderung unserer Glückseligkeit, nachdrücklicher, lebhafter und feuriger zu machen. Wenn ein Gesang zum Lobe der Gottheit, der Weisheit oder der Tugend mit der gehörigen Energie abgesungen, und von einem begleitenden Instrument gleichsam beseelt wird, so herrscht er eigenmächtig über unsere Empfindungen. Der Verstand der abgesungenen Worte bemeistert sich der Seele; und die annehmlichen Töne, von welchen sie unterstützt werden, setzen unsere Sinne in die Verfassung desjenigen Affects, welcher hervorgebracht werden soll. Die Begeisterung wird allgemein, wir werden gleichsam wider unsern Willen fortgerissen, und auf dem Wege zur Glückseligkeit von Freude und Entzückung begleitet.

Dieses ist der wahre Endzweck der Tonkunst. Hier sind aber auch die Gränzen, welche sie nicht hätte überschreiten müssen, wenn sie ihrer Bestimmung hätte treu bleiben sollen. Allein, mein Gott! in welche Nebenwege hat man sie verirren lassen! Man hat sie von der Seite der Dichtkunst gerissen und als eine besondere Wissenschaft behandelt. Man hat ihre Gränzen unendlich erweitert, Instrumente über Instrumente erfunden, Melodien über Melodien ausgesonnen, die keinen Verstand zum Führer haben, sondern ein liebliches Geklingel von Tönen sind, welches den Ohren schmeichelt. Man hat sich bemüht, den Sinnen zu gefallen, ohne den Verstand aufzuklären, ohne das Herz zu bessern, ohne die Absicht zu haben, uns glückseliger zu machen. So wie die Musik jetzt vor unsern Augen erscheint, ist sie höchstens ein müßiger Zeitvertreib, ein unschuldiges Spiel, das nicht so sträflich, nicht so verderblich ist, als die unglücklichen Spiele, die einen großen Theil der Menschen ins Verderben

stürzen. Der Weise hingegen sieht mit Verdruß, daß man die Gränzen überschritten, die Ohren allzu sehr an leere, verstandlose Töne gewöhnt, und dadurch verursacht hat, daß man kaum auf die Worte mehr merkt, welche man sich auszudrücken vorgenommen hat. Der Gesang allein erfüllt unsre Ohren, die Worte schleichen unvermerkt vorüber, und scheinen nur da zu seyn, einen unvernehmlichen Laut mit einem vernehmlichen abwechseln zu lassen. Die Musik hat also durch ihren vermeinten Fortgang ihre Würde, ihre Bestimmung, und den wahren Nutzen verloren, den man sich von ihr versprechen konnte. Seitdem ihre Gränzen so weit hinausgesetzt worden sind, hat sie aufgehört, ein Mittel zur Glückseligkeit zu werden.

Zweiter Brief.

Ich hatte mich auf Widerstand gefaßt gemacht, Agathocles! auf heftigen Widerstand. Aber gewiß, ich habe nicht vermuthet, von Seiten der Tonkunst den stärksten anzutreffen. Was hat Dich für diese Kunst so sehr eingenommen, mein Wertheſter, daß Du sie mit so vielem Eifer vertheidigst? Kamst Du irgend eben von einem vortrefflichen Concerte zurück, so daß die frischen und lebhaften Eindrücke Dich in laute, entzückungsvolle Ausrufungen ausbrechen ließen? Dieses wäre Beweises genug von den starken Empfindungen, welche die Tonkunst in uns zu erregen vermag; aber auch ein Beweis, daß diese Empfindungen blinde Führer sind, wenn sie nicht von dem Verstande geleitet werden. Deine Gründe sind nicht so überzeugend; und selbst die Ordnung, in welcher Du sie vorbringst, ist nicht so einleuchtend, als ich sonst in Deinen Briefen zu finden gewohnt war. Mein kälteres Blut wird mich in den Stand setzen, die Schlüsse zu entwickeln, die unter Deinen feurigen Ausdrückungen verborgen liegen.

Wenn ich nicht irre, so lassen sie sich in folgende kurze Sätze zusammenziehen.

Du setzest einmal als ausgemacht voraus, daß die Erregung der Affecte weit stärker, lebhafter und feuriger sei, die Besänftigung derselben aber das aufgebrachte Gemüth weit mehr beruhige und zu einer stillen Zufriedenheit zurückführe, wenn der Tonkünstler seiner eigenen Stärke überlassen wird, als wenn er

der Vorschrift des Dichters zu folgen, und sich gleichsam nun die zweite Stelle anweisen zu lassen genöthigt wird.

Sowohl die Erregung, als die Besänftigung der Affecte sind für die Ausübung der Tugend von der äußersten Wichtigkeit.

Daher glaubst Du unumstößlich bewiesen zu haben, daß die Tonkunst an und für sich selbst, und wenn sie auch nicht die Poesie zum Führer hat, die Ausübung der Tugend erleichtern und also die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts befördern helfe.

Du sagst ferner, der allgütige Schöpfer habe die Natur mit unendlich vielen Schönheiten ausgeziert, und uns mit der Fähigkeit begabt, dieselben nachzuahmen; die Nachahmung der Natur sei also eine von unsern würdigsten Bestimmungen. Und hierauf fragst Du mit einer Zuversicht, die mich befremdet: „ahmt die Tonkunst die Natur weniger nach, als die übrigen Künste? und ist diese Nachahmung nicht getreuer und merklicher, wenn die Tonkunst sich selbst die Gegenstände wählt, ohne von der Vorschrift der Dichtkunst abzuhangen?"

Der dritte Beweis, welcher in Deinem Schreiben zerstreut liegt, droht mein ganzes System umzustürzen. Wer die angenehmen Empfindungen der Menschen vermehrt, sagst Du, der befördert ihre Glückseligkeit. Der ist glückselig, der in seinem Leben mehr angenehme als unangenehme Empfindungen gehabt hat. Ein jeder Augenblick also, den die Tonkunst dem Unmuth, der Langenweile und der natürlichen Unzufriedenheit des Menschen entreißt, ist eine Wohlthat von Seiten des Tonkünstlers, und ein unschätzbares Geschenk für den Liebhaber, der am besten dafür dankt, wenn er es am besten genießt. Nicht genießen, wäre grausame Selbstpeinigung; und die Wohlthat verkleinern, nachdem man sie genossen hat, boshafte Unerkenntlichkeit.

So weit Deine Gründe. Ich schreite, sie zu wiederlegen, und folge deren Ordnung.

Die künstliche Erregung und Besänftigung der Affecte kann entweder unmittelbar oder mittelbar in das Thun und Lassen der Menschen einen Einfluß haben. Sie hat einen unmittelbaren Einfluß in dieselben, wenn für eine gewisse bestimmte Handlung, in dem Augenblicke, in welchem man es verlangt, eine Begierde oder ein Abscheu erregt, und der Mensch dadurch angetrieben wird, dieselbe zu thun oder zu unterlassen. Ein Beispiel hiervon ist die Gewalt der Beredtsamkeit bei öffentlichen Berath-

schlagungen, oder in andern Fällen, wo der Entschluß sogleich gefaßt, die Streitsache sogleich entschieden werden soll. Von dieser Seite räume ich der Musik die herrlichsten Vorzüge ein. Sie kann unser Gemüth zur Unerschrockenheit, zur Verachtung der schrecklichsten Gefahren und des Todes selbst aufmuntern; zur Freude beleben, zur Andacht erwecken, zum Mitleiden, zur Sanftmuth und zur Stille der Betrachtung selbst einwiegen; wenn der Künstler alle diese Leidenschaften in seiner Gewalt hat und die Erregung derselben seine einzige Absicht seyn läßt.

Wollen wir nicht untersuchen, o Agathocles! woher diese Zauberkraft der Tonkunst rührt? Es wird nicht schwer seyn, hinter ihre Geheimnisse zu kommen, wenn wir die Natur der Leidenschaften und ihre Wirkungen auf die Menschen betrachten. Es ist ausgemacht, daß eine jede Vorstellung in der Seele von einer gewissen Veränderung in dem Gehirn begleitet werde, welche man die körperliche Vorstellung zu nennen pflegt. So wie aber eine deutliche Vorstellung nur eine gewisse Kraft der Seele vorzüglich beschäftigt; eben so erstreckt sich die körperliche Vorstellung, die mit ihr übereinkömmt, nur auf gewisse Fibern, gleichsam auf eine gewisse Gegend des Gehirns, in welcher sich die Veränderung vorzüglich äußert. Je deutlicher die Vorstellung wird, desto heftiger wird dieser Theil bewegt, desto ruhiger und unwirksamer werden auch die übrigen Lebensbewegungen in dem menschlichen Körper; ein Umstand, aus welchem Boerhave die Beschwerlichkeit des tiefsinnigen Nachdenkens, den starken Zufluß nach dem Haupte, und die schrecklichen Folgen, die daraus entstehen können, zu erklären sucht.

Die dunkeln und nachdrücklichen Vorstellungen aber, dergleichen uns in dem Augenblicke des Affects übereilen, setzen nicht nur die geheimsten Triebfedern unserer Seele, sondern auch alle Fibern des Gehirns, und vermittelst derselben alle Theile des Körpers, die mit ihnen in Gemeinschaft stehen, in Bewegung. Der ganze Bau des Menschen empfindet den gewaltigen Eindruck einer heftigen Leidenschaft; und die verborgensten Fasern gerathen dadurch in eine harmonische oder unharmonische Spannung, nachdem die Leidenschaft angenehm oder unangenehm ist.

Ich nehme alles dieses als zugegeben an, Agathocles! und fahre fort.

Die Naturforscher haben Dich gelehrt, daß die Veränderungen in der Beschaffenheit des Menschen dergestalt wechsels-

weise mit einander verknüpft sind, daß nicht selten die Wirkungen zu Ursachen, und die Ursachen zu Wirkungen werden können. Wende diesen allgemeinen Grundsatz auf unsern einzelnen Fall an, so ist folgender Satz unläugbar: „So wie die Vorstellungen der Leidenschaften in der Seele von gewissen Veränderungen der Leibesbeschaffenheit begleitet werden, eben so folgen diese Veränderungen des Körpers den Geist in die Verfassung derjenigen Leidenschaft, welche mit ihnen übereinkommt.“ — Die Erfahrung wird unsre Schlüsse bekräftigen. Das Schrecken, die Vorstellung einer entstehenden Gefahr bringt in unsern Körper in viele gewaltsame Erschütterung; der Zorn, die Verachtung äußern ihre Wirkungen in alle Theile unsres Körpers. Diese Leidenschaften setzen die Vorstellung einer Gefahr, einer Beleidigung, oder eines zugestoßenen Unglücks voraus; und dennoch giebt es Krankheiten des Körpers, bei welchen die Seele geneigt wird, sich über an Nichts zu erschrecken, über eine Kleinigkeit zu erzürnen und gleichsam ohne Ursache zu betrüben. Ja den Mißsüchtigen ist eine Krankheit bekannt, die sie zum Lachen und öfters zu einer ausgelassenen Freude belebt. (Unvollendet.)

Entwürfe.

1. Brief.

1) Von der Harmonie der körperlichen Vorstellungen mit den Vorstellungen des Geistes.

2) Alle angenehme Affecte bringen, wenn sie gemäßigt sind, auch angenehme Bewegungen in dem Körper hervor.

3) Endabsicht dieser weisen Einrichtung.

4) Hebt die wirkende Ursache derselben nicht auf.

2. Brief.

1) Die Musik bringt ohne Beihülfe der Poesie in unsere Seele keine Affecte unmittelbar hervor;

2) sondern sie bringt solche Bewegungen in unserm Körper hervor, welche sonst auf die Affecte zu folgen pflegen.

3) Diese aber erzeugen in der Seele, kraft der wechselsweisen Verbindung des Leibes mit der Seele, die Vorstellungen der respondirenden Affecte.

4) Daher hat die Musik, wenn sie von der Poesie getrennt wird, keinen Nutzen in der Moral;

5) mit der Poesie aber vereinigt, hat sie den größten Einfluß in die Sittenlehre.

3. Brief.

6) Glückseligkeit der Zeiten, da das Mechanische in den Künsten noch nicht so hoch getrieben ward; da noch die Dichtkunst und die Musik in Einer Person beisammen wohnen konnten, und öfters Maler zugleich Weltweise seyn konnten.

7) Nachdem das Mechanische so hoch getrieben ward, mußten die Künste getrennt werden. Nunmehr zeigt man mehr Geschicklichkeit, aber weniger Geist.

8) Nunmehr, da man die Nebenabsichten in Hauptabsichten verwandelt hat, verfehlen die Künste ihres wahren Endzwecks.

4. Brief.

1) Man kann die Künste entweder als unschuldige Ergötzlichkeiten betrachten, oder als nützliche Beschäftigungen.

2) Die Baukunst ist niemals mehr als das Erstere.

3) Die Musik kann auch das Letztere werden, wenn man sie bloß als eine Hülfskunst betrachtet.

4) In der Natur ist keine schöne Musik.

5) Die Gegenstände, welche in der Musik nachgeahmt werden, sind nicht schön.

6) Der Geschmack in derselben ist veränderlich, weil man Fortschreitungen haben will, die man mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, aber nicht errathen soll.

7) Vielleicht hat die Natur deswegen die Schönheit in der Musik auch nicht einmal eine Nebenabsicht seyn lassen.

8) Schönheiten, welche bloß in der Dehnung bestehen, müssen veränderlich seyn.

9) Bloß der Geschmack an der Nachahmung und an dem Ausdrucke der Leidenschaften ist unveränderlich.

10) Daher ist der Geschmack in der Malerei und Bildhauerkunst weit beständiger.

11) Aus keiner andern Ursache ist der Witz veränderlich, aber nicht die Schönheiten des Sentiments.

Beurtheilung der Schrift, die im Jahre 1755 den Preis von der Academie zu Berlin erhalten hat, nebst einem Schreiben an den Verfasser der Dunciade für die Deutschen. Frankfurt und Leipzig 1757. 24 S. in 8.

Die Herren Schweizer (denn ein Schweizer ist der Verfasser dieser kleinen Brochüre, wenn gleich Frankfurt und Leipzig auf dem Titel stehen) fangen endlich an, mit ihrer Kritik in das philosophische Feld kleine Streifereien vorzunehmen. Dieses Mal trifft ihre Geißel des Herrn Reinhard's Schrift unter dem Titel: „Système de Mr. Pope sur la perfection du monde, comparé à celui de Mr. de Leibnitz, avec un examen de l'optimisme", welche von der Academie zu Berlin gekrönt worden. — So wenig uns sonst Hrn. Reinhard's Gedanken gefallen, und so unerheblich auch seine Einwürfe wider das Leibnitzische System immer seyn mögen, so kann doch kein Vernünftiger die ungemeine Bitterkeit billigen, mit welcher er in dieser Beurtheilung angegriffen wird. Die philosophischen Stümper des vorigen Jahrhunderts haben ihre Gegner verketzert; und die jetzigen bedienen sich einer Art von kahler Ironie, wodurch sie den Pöbel der Leser eben so gut einzunehmen wissen, als jene durch ihre Verketzerung. Dieser Vorwurf trifft sowohl die jetzigen Gegner der Wolf'schen Weltweisheit, als ihre Vertheidiger; denn niemals wird die Wahrheit mehr gemißhandelt, als wenn sie stümperhaften Vertheidigern in die Hände fällt, die sich ihrer Stärke nicht zu bedienen wissen, und ihre eigene Blöße mit dem Mantel der Ironie und des unzeitigen Witzes zu bedecken suchen müssen.

Wir können von der gegenwärtigen kleinen Schrift weiter nichts sagen, als daß sie eine gute Sache schlecht vertheidigt, so schlecht sie auch von Hrn. Reinhard ist angegriffen worden. Wir finden überhaupt kein Räsonnement darin, außer an folgender Stelle, die wir unsern Lesern ganz hersetzen wollen. Reinhard sagt: „Es ist hier nicht so fest um die Frage zu thun, ob eine Welt mehr Realitäten in sich fasse, als eine andere, als um diese, ob eine Welt um einer möglichen Vollkommenheit willen, die sie haben mag, einer andern soll vorgezogen werden? und ich

glaube Grund zu haben, dieses zu läugnen, weil es Gott indifferent ist, ob mehr oder weniger endliche Realitäten existiren, oder auch gar keine existiren." — Hierauf antwortet unser Verfasser: „Wer hat jemals gesagt, daß die beste Welt darum die beste sei, weil sie der Zahl nach mehr Realitäten in sich fasse, als alle mögliche andere Welten? Es kömmt wirklich nicht darauf an, sondern darauf, ob sie nicht die beste sei, weil sich nichts andres in dieselbe hinein geschickt hat, als was sie wirklich enthält, um die Gott würdigen Absichten zu erlangen, welche sich alle zuletzt in seiner höchst möglichen Verherrlichung auflösen."—

Wir glauben, daß weder Reinhard, noch sein Widerleger Leibnitzens Meinung recht eingesehen haben. Leibnitz, Wolf, Baumgarten und alle übrigen Lehrer des sogenannten Optimismi behaupten wirklich, daß diejenige Welt die beste sei, in welcher die meiste Realität anzutreffen ist; allein man muß auch wissen, was sie unter Realität verstehen, sonst schließt ein Jeder aus einer andern Definition, und der Streit kömmt niemals zu Ende. Es ist nicht unsres Berufs, uns in metaphysische Streitigkeiten zu verwickeln; wir wollen uns also begnügen anzuführen, daß Leibnitz alles, was einem Dinge außer uns, unabhängig von dem Stande unsres Körpers in der Welt, zukömmt, Realität nennt. Ihr wird die Erscheinung entgegengesetzt, insoweit diese einem Dinge nicht wirklich zukömmt, sondern nur, so lange unser Körper diese und keine andere Beschaffenheit hat. Beispiele von der ersten Art sind alle Kräfte unsrer Seele und eines jeden einfachen Dinges; von der letzten die Farbe, die Bewegung und alle übrigen Eigenschaften des Zusammengesetzten nach Leibnitzens Meinung. Zu dieser Realität kömmt bei zufälligen Dingen die Einschränkung hinzu; und Leibnitz nennt die Realität, wenn man von ihrer Einschränkung abstrahirt, Vollkommenheit. Man erwäge diese Definitionen und nehme sich nachher die Mühe, die oben angeführte Stelle noch einmal zu lesen; wird man nicht abermals ein Exempel von Lessing's Blinden haben, die sich mit Steinen werfen wollen, und von denen der Eine hier, der Andere dort hinaus wirft, ohne sich zu treffen?

Außer dieser Stelle beruft sich unser Schriftsteller, wenn Hr. Reinhard die Grundsätze der Leibnitzischen Philosophie läugnet, auf den bon-sens, auf die augenscheinliche Ungereimtheit der entgegengesetzten Meinung, ohne ihm Gründe entgegenzusetzen. (Diese Herren demonstriren, daß ihr Geschmack der

beste sei; und daß diese Welt die beste sei, berufen sie sich auf den bon-sens.)

Von dem Schreiben an den Verfasser der Ankündigung einer Dunciade sagen wir nichts, weil uns die Ankündigung selbst zwar nicht schlecht, aber doch nicht wichtig genug geschienen hat, so spät nachgeholt zu werden.

Verwandtschaft des Schönen und Guten.

Rousseau hat alles Böse zusammengetragen, dessen man jemals die schönen Künste und Wissenschaften beschuldigt hat, und daraus geschlossen, daß sie die Sitten verderben.

Montesquieu würde ihm antworten: dieses ist der Weg nicht, den Werth einer so wichtigen Sache zu untersuchen. Ich will alle die Gräuel sammeln, zu welchen die Liebe zur Freiheit Gelegenheit gegeben, alle die Verderbnisse, die aus der unschuldigen Empfindung des Mitleidens entsprungen; und ihr werdet euch entsetzen.

Aus der Erfahrung läßt sich in dergleichen Fällen schließen, was man nur will. Die Veränderungen in den Sitten eines Volks hangen niemals von einer einzigen bestimmten Ursache ab, sondern sind allezeit allmälige Wirkungen vieler zusammentreffender Ursachen, wovon die wenigsten der Nachkommenschaft aufbehalten werden. — Die Üppigkeit ist eine Folge der schönen Künste. Wie man will; öfters sind beide unvermeidliche Folgen des Wohlstandes einer Nation, öfter noch hat die Üppigkeit die schönen Künste verdorben. Aber wenn der Charakter aus wesentlichern Ursachen zur Verderbniß eilt, so verwandelt das Gute selbst, das sie hat, seine Natur, und wird zu einem Gifte. Nichts ist einem Volke, das auf dem Abschuß zu seinem Verderben steht, schädlicher, als Freiheit und heroische Tugend.

Bevor wir die Geschichte befragen, was für Wirkungen die schönen Künste und Wissenschaften in die Sitten gehabt haben, laßt uns erst untersuchen, was für Wirkungen sie haben können. Einen Versuch von dieser Art will ich hier wagen. Ich werde aber nicht mehr als die allgemeinen Verwandtschaften und Verbindungen anzeigen, in welchen das Schöne mit dem

Guten, und vermöge derselben die schönen Wissenschaften mit den Sitten stehen.

Sokrates wollte untersuchen, was allgemeine Gerechtigkeit sei. Da sich dieß bei einem einzelnen Menschen nicht so leicht entdecken ließ, so betrachtete er die allgemeine Gerechtigkeit in Absicht auf einen ganzen Staat, um sie hernach durch die Reduction auch bei einem einzelnen Menschen vorzunehmen. Er fand, daß die allgemeine Gerechtigkeit eines Staats eine Verfassung sei, in welcher alle Mitglieder zur Vollkommenheit der Gesellschaft übereinstimmen. Auf eine ähnliche Weise, schloß er, besteht die allgemeine Gerechtigkeit oder Rechtschaffenheit eines einzelnen Menschen in einer Verfassung, in welcher alle seine Kräfte und Fähigkeiten zur Vollkommenheit des Ganzen übereinstimmen. Er betrachtet nämlich die verschiedenen Fähigkeiten des Menschen wie die Bürger einer Republik. Der Staat muß sorgen, daß jeder Bürger Mittel finde, so glückselig zu seyn, als mit der Glückseligkeit des Ganzen bestehen kann. Der Mensch muß jede seiner Fähigkeiten so ausbilden, als zur Vollkommenheit des ganzen Menschen gehört. Die Glückseligkeit eines Staats besteht in einem zusammengesetzten Verhältnisse der Glückseligkeit der einzelnen Bürger und ihrer Übereinstimmung zum Ganzen. Die Vollkommenheit des Menschen besteht aus der Vollkommenheit seiner einzelnen Kräfte und Fähigkeiten, und aus ihrer Übereinstimmung zum Ganzen. Alle Pflichten gegen uns selber reducirt er auf das Gesetz: sei gerecht gegen dich selbst!

In dieser Betrachtung muß jeder vernünftige Mensch an sich selbst die Frage thun, die Rousseau in Absicht auf ganze Nationen beantwortet haben will. Wenn die Erkenntniß des Schönen mich von der Liebe zum Guten abführen kann, so kann ich meinen Geschmack vielleicht auf Unkosten meiner Sitten ausbilden, und ich bin ungerecht gegen mich selber.

Doch was ist Geschmack? was sind Sitten? Es giebt auch einen Geschmack in den Sitten, denn auch die Sitten haben ihr Schönes und Häßliches. Wie, wenn ich durch den Geschmack das Gute vom Bösen unterscheiden lernte? Würde dieser Geschmack anders wählen, als die Vernunft? und in welcher Verwandtschaft steht dieser moralische Geschmack mit dem Willen?

Mit unsrer Vernunft unterscheiden wir das Wahre vom Falschen, das Gute vom Bösen, das Schöne vom Häßlichen. Wir besitzen aber auch den sens, Empfindung und Geschmack)

vermittelst welcher wir ohne deutliche Schlüsse das Wahre, Gute und Schöne gleichsam fühlen. Die Schönheit in den äußern, sinnlichen Empfindungen hängt von den Schranken unserer Fähigkeit ab. Hätten wir andere Sinne, sagt Montesquieu mit Recht, etc. (Dissertation sur le goût.) Nicht so die sittliche Empfindung. Unsere Seelenkräfte mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, so sind allezeit Großmuth, Liebe, Dankbarkeit nothwendig Gegenstände des Wohlgefallens.

Es ist also die Schönheit in den äußerlichen sinnlichen Empfindungen allzu wandelbar, als daß man sie als unumstößliche Gründe sollte herleiten können. Der Geschmack muß hier die Vernunft zurechtweisen, dahingegen die Vernunft allezeit den bon-sens und die sittliche Empfindung leiten muß.

In Ansehung des bon-sens ist man völlig überzeugt, daß sich die Urtheile desselben in richtige Vernunftschlüsse auflösen lassen; bon-sens ist eine geübte Vernunft. Vernunft und bon-sens wirken nach ähnlichen Regeln; jene langsamer, so daß wir die Verbindung der Mittel-Begriffe wahrnehmen; dieser so schnell, daß wir von der ganzen Folge der Begriffe nichts behalten, als Anfang und Ende.

Unsere Urtheile vom Guten und Schönen hingegen sollen sich, wie Einige wollen, auf keine Vernunftschlüsse reduciren lassen. Hutcheson sagt, Gott habe uns einen von dem Verstande und von allen übrigen Fähigkeiten ganz unterschiedenen Sinn gegeben, mit welchem wir das Schöne und Gute erkennen und lieben. So wie wir die Qualitates sensibiles nicht durch den Verstand wahrnehmen, sondern empfinden, eben so unterscheiden wir das Angenehme vom Widrigen, das Schöne vom Häßlichen, das Gute vom Bösen durch einen unmittelbaren Sinn, dessen Aussprüche sich in keine einfachere Begriffe auflösen lassen. Diese Theorie hat ihren guten Grund, bedarf aber Erläuterung.

Mit jedem sinnlichen Gefühl strömt ein Meer von Begriffen in unsere Seele. Die Seele denkt, wenn sie einige von diesen Begriffen deutlich wahrnimmt; und sie empfindet, sobald sie sich dem Eindruck überläßt und sie alle faßt. Die Elemente sind eben dieselben, wir mögen sie mit der Vernunft oder mit den Sinnen begreifen; und eine sinnliche Empfindung ist nichts andres, als die Wahrnehmung unendlich vieler Wirkungen und Gegenwirkungen, die an und für sich von den deutlichen Begriffen

des Verſtandes nicht unterſchieden ſind. Indem ſie ſich aber der Seele auf einmal darſtellen, bringen ſie eine Wirkung hervor, die von der Wirkung einzelner Begriffe des Verſtandes ganz unterſchieden iſt, und daher Phänomena genannt wird. Die Begriffe des Verſtandes verhalten ſich zur ſinnlichen Empfindung wie etwa der Ton einer Saite zum Brauſen des Meeres, oder wie die Stimme eines vernehmlich redenden Menſchen zum Geräuſch und hohlen Murmeln eines verſammelten Volks.— Denn aus der Vermiſchung vieler Begriffe entſteht eine zuſammengeſetzte Erſcheinung, die von den Elementen, aus welchen ſie beſteht, völlig unterſchieden iſt, ſo wie etwa zwei Körper, die zuſammentreten, einen dritten erzeugen, der ganz andere ſinnliche Eigenſchaften zeigt, als diejenigen, aus welchen er beſteht.

Die Menge der Begriffe, die eine ſinnliche Empfindung ausmachen, iſt die Urſache ihrer Lebhaftigkeit. Die Freiheit vermag unmittelbar nichts über die Sinne.

Facultas determinandi voluntatem pro lubitu dicitur libertas. Lubitus est cognitio, qua substantia pollet, ex qua secundum leges appetitionis aversationisque cognosci potest, cur sic, non aliter se determinet circa actionem liberam ratione executionis. Daher kann die Quantität der Triebfedern und Beweggründe öfters zu gering ſeyn, die Lebhaftigkeit eines gegenwärtigen ſinnlichen Eindrucks zu überwältigen oder die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen.

Wenn wir die Gegenſtände nicht wahrnehmen wollen, ſo müſſen wir ſie auf die ſinnlichen Werkzeuge nicht wirken laſſen, oder durch außerordentliche Übung ein Phantasma lebhafter zu machen gelernt haben; in welchem Falle wir freilich nichts empfinden. Zum Beiſpiele können die Enthuſiaſten dienen.

Dieſe Lebhaftigkeit vermehrt auch ihre Wirkung in das Begehrungsvermögen, aber nur, ſo lange ſie gegenwärtig bleiben. Sobald ſie aber abweſend ſind, verliert ſich der Eindruck vermöge ſeiner Dunkelheit. Man bereut öfter den Genuß, als die Verſäumung einer ſinnlichen Wolluſt.

Eine ähnliche Beſchaffenheit hat es mit Geſchmack und ſittlicher Empfindung. Ihre Urtheile laſſen ſich in vernünftige und deutliche Gründe auflöſen; aber ſo wie ſie ſich in der Seele darſtellen, ſind ſie von den Wirkungen deutlicher Vernunftgründe völlig unterſchieden. Es ſind Phänomena, die ſich zu den

Vernunftgründen, in welche sie aufgelöst werden, verhalten wie die Farben zu den Winkeln, unter welchen sich die Lichtstrahlen brechen; dem Scheine nach von einer ganz andern Natur, aber im Grunde eben dasselbe. Der musikalische Dreiklang ist, wie bekannt, im Grunde nichts andres, als eine sinnliche Wahrnehmung gewisser Verhältnisse. Aber was wir bei Anhörung des Dreiklangs empfinden, ist weit von der Betrachtung einiger Verhältnisse unterschieden; denn hier hat sich die Empfindung durch alle Nerven vervielfältigt und ist zur Erscheinung geworden. So erregt eine regelmäßige Bildsäule ganz andere Empfindungen, als die Verhältnisse, aus welchen sie zusammengesetzt ist; und selbst die moralischen Tugenden empfinden wir anders, als wir sie mit der Vernunft begreifen.

Wer von der Natur keinen Geschmack empfangen, wird die Regeln des Schönen begreifen wie Sanderson Newton's Theorie der Farben, als Vernunftgründe, nicht als Phänomena. Aber so wie sich die Nachurtheile der Seele durch lange, wiederholte Übungen in die Empfindungen mischen und die sinnlichen Urtheile verbessern, eben so können die Regeln des Schönen den Geschmack reinigen, verbessern.

Unsere Urtheile von den Größen, Entfernungen, Figuren und Bewegungen der körperlichen Dinge sind ebensowohl, als unser Begriff von der Schönheit und Ordnung, von den sinnlichen Eindrücken unterschieden, stehen ebensowenig unter der Freiheit, und kommen aller Beziehung und Gewohnheit zuvor. Deswegen aber nehmen wir keinen besondern Sinn an, vermittelst dessen wir die Entfernung u. s. w. wahrnehmen

Wie die äußerlichen Sinne, sind sie der Freiheit nur mittelbar unterworfen, indem wir durch Übung, Gewohnheit und Erziehung unsern Geschmack sowohl, als unsre moralische Empfindung verändern können.

Die Wahrheit streitet sehr oft mit dem bon-sens; und in diesem Falle kann sie nur durch die Vernunft erreicht werden; z. B. die Gestalt der Erde, ihre Bewegung, die Entfernung der Fixsterne, die unendliche Theilbarkeit der Materie. Eben also streitet sehr oft die sittliche Empfindung mit der Pflicht.

Anmerkungen über Bayle's „Pensées diverses sur les Comètes."

§. 13. 14.

Unrichtige Begriffe von der Schwere. Die Carteſianer ſollen einem jeden Körper eine Kraft zueignen, ſich vom Mittelpunkte zu entfernen.

§. 15.

Rem. Man iſt auf ſehr viel Irrthümer verfallen, indem man gewiſſe abgeſonderte Begriffe für Weſen gehalten, die für ſich beſtehen können; z. B. den mathematiſchen Körper, das Chaos, die mitgetheilten Eigenſchaften der Peripatetiker u. ſ. w.

§. 18.

— — qui louoit la belle Daphné d'avoir réfuté la superstition des oracles d'Apollon, en faisant échouer les entreprises amoureuses de ce Dieu, qui se vantoit tant de savoir l'avenir.

§. 19.

Rem. Wie kommen die Chineſen zu unſern Himmelszeichen, um ſie in ihrer Aſtrologie adoptirt zu haben?

§. 31.

C'est une superstition la plus basse et la plus grossière du monde, que de prétendre, que parceque St. Clair s'appelle St. Clair, Dieu lui ait accordé la vertu de guérir le mal des yeux plutôt qu'à un autre etc. Vielleicht hat dieſes Niemand geglaubt. Man kann ſich vielmehr beredet haben, Gott habe es gefügt, daß dieſer Herr St. Clair genannt werden ſoll, um den Menſchen die Tugend anzuzeigen, die er ihm beigelegt.

§. 34.

Les raisons de Palingenius (in Capricor.) à l'avantage de la guerre.

§. 59.

Dieſer Schluß hängt nicht zuſammen. Die Cometen können die Wirkungen der causarum secundarum, und zugleich zu

Zeichen beſtimmt ſeyn, wenn man bedenkt, daß Gott das ganze Syſtem ſeiner Abſichten durch wirkende Urſachen hat ins Werk gerichtet, und alſo auch die Erſcheinung dieſer Zeichen mit ſeinen Abſichten verbunden haben kann.

§. 115.

L'imperfection est aussi contraire pour le moins à la nature de Dieu, que le non-être. — C'est là la première de Mr. Bayle, que l'athéisme n'est pas un plus grand mal, que l'idolâtrie.

Die Schwierigkeit hierbei iſt nur, daß man die Gränzen nicht weiß, wie weit ſich dieſes erſtrecke. Die mindeſte Unvollkommenheit iſt der Natur Gottes ſo ſehr zuwider, als das Nichtſeyn; und alſo wird derjenige z. B., der da glaubt, Gott exiſtire in der Zeit und in dem Raum, eben ſo ſchlimm daran ſeyn, als ein Atheiſt. Was für ein Unglück, wenn ſich dieſes alſo verhielte!

Jedoch die Gründe des Plutarch ſind nicht die bündigſten. J'aimerois bien mieux, ſagt er, que tous les hommes du monde disent, que Plutarque n'a jamais été, que s'ils disoient: Plutarque est un homme inconstant, léger etc. — Dieſes läßt ſich vom Plutarch gedenken, der um ſeinetwillen gekannt ſeyn will. Gott aber will von uns unſerer Glückſeligkeit halber gekannt ſeyn. So lange alſo die Erkenntniß, die wir von Gott haben, mehr Vergnügen an ſeinen Vollkommenheiten, als Furcht und Abſcheu vor den ihm zugeſchriebenen Unvollkommenheiten gewährt; ſo lange wie noch, im Ganzen betrachtet, mehr Bewegungsgründe zu guten als zu böſen Handlungen aus der übel zuſammenhangenden Idee, die wir uns von Gott machen, hervorgehen; ſo lange iſt die Abgötterei noch immer der Atheiſterei vorzuziehen. Man ſetze niemals den Endzweck, warum Gott verlangt, daß ſein Name auf Erden verherrlicht werde, aus den Augen. Dieſer iſt: 1) damit wir uns an der anſchauenden Erkenntniß des allervollkommenſten Weſens vergnügen, und 2) daraus Bewegungsgründe zu unſern Handlungen hernehmen mögen. — Eine jede Erkenntniß alſo, welche dieſe beiden Abſichten mehr befördert, als verhindert, iſt löblich.

§. 118.

IV. Preuve. La connoissance de Dieu ne sert à un idolâtre, qu'à rendre ses crimes plus atroces. — C'est un

plus grand crime, heißt es in der Folge, à un idolâtre de faire de faux sermens, de piller les temples etc. qu'il ne l'est à un athée de faire les mêmes choses. Donc la condition des idolâtres est plus pire, que celle des athées, etc. — Will Bayle hieraus folgern, daß es beſſer ſei, keinen Gott zu glauben, als, ſich falſche Begriffe von demſelben zu machen; ſo iſt nichts unbeſtimmter, als ſein Schluß. Denn entſchuldigt die Unwiſſenheit den Atheiſten, wenn er wider Gott ſündigt, ſo entſchuldigt ſie den Idolater nicht weniger, wenn er ſolche Sünden begeht, die vermöge ſeines Syſtems keine Sünden ſind. (Die Unwiſſenheit muß in beiden Fällen unüberwindlich geweſen ſeyn, ſonſt entſchuldigt ſie gar nicht.) Handelt aber der Idolater wider ſein irriges Syſtem, begeht er ſolche Sünden, welche ſelbſt nach ſeinen falſchen Begriffen von Gott für Sünde erkannt werden müſſen; ſo iſt er freilich ſtrafbarer, als der Atheiſt, der eben daſſelbe thut; aber aus keiner andern Urſache, als weil ſeine Condition beſſer iſt, weil er ſelbſt aus ſeinen Irrthümern hätte Bewegungsgründe hernehmen können, dieſe laſterhaften Handlungen zu unterlaſſen. Der Idolater iſt alſo beſſer daran, als der Atheiſt.

§. 119.

V. Preuve. L'idolâtrie rend les hommes plus difficiles à convertir, que l'athéisme.

Bayle ſubſtituirt hier plötzlich einen Menſchen, der von Gott gar keinen Begriff hat, ſtatt eines Gotteslängners. Jener iſt leicht zu bekehren; aber auch eben ſo leicht zur Abgötterei, als zum wahren Glauben. Er zieht einen jeden Begriff von einem höhern Weſen ſeiner Unwiſſenheit vor. Ja vielleicht finden die ſinnlichen Begriffe der Abgötterei leichter Eingang bei ihm, als die abgezogenen Begriffe des wahren Glaubens. Hieraus iſt zu beweiſen, daß die Atheiſterei der menſchlichen Natur mehr zuwider ſei, als die Abgötterei; und alſo das Gegentheil deſſen, was Bayle daraus folgern zu können glaubt.

§. 162.

Es iſt weit ſchwerer, eine Kleinigkeit, zu welcher wir von Natur geneigt ſind, zeitlebens zu unterlaſſen, als auf einen Augenblick etwas thun, das noch ſehr mit unſerer Neigung ſtreitet. Wenn alſo der Begriff von Ehre und Anſehen gleich die

Mannsperſonen dazu bringt, daß ſie den größten Gefahren und dem Tode ſelbſt trotzen, ſo folgt noch daraus nicht zum Nachtheil des Frauenzimmers, daß ſie ſich auch durch die Ehre würden zur Keuſchheit bewegen laſſen.

§. 167.

L'homme a plus d'amour pour la joie, que de haine pour la douleur, et il est plus sensible au bien, qu'au mal. On ne fait pas difficulté d'aller au chagrin et à la douleur, pourvu qu'on passe par la joie; ni de passer par la douleur et par le chagrin, pourvu qu'on aille au plaisir. — Die Exempel des erſten Falles ſind gemein. Von dem zweiten Falle führt Hr. Bayle ein einziges Exempel an. Il y a des Corses (Athen. anc. et nouv. p. 47.), qui après une offense reçue se sont tenus cachés quinze jours entiers dans les broussailles, pour attendre leur ennemi, trop satisfaits, d'y brouter quelques racines; pourvu qu'ils eussent la joie de voir réussir l'embuscade.

§. 181.

Bayle iſt ebenfalls der Meinung, Spinoſa habe ſeine Wirthinn gebeten, keinen Prieſter zu ihm zu laſſen vor ſeinem Tode; welcher Erdichtung aber kein Glaube beizumeſſen iſt. (Siehe Colerus Leben Spinoſa's.)

Gedanken von der Vergleichung zwiſchen der Abgötterei und dem Atheismo.

Bayle ſcheint anzunehmen, die Religion ſei entweder die einzige Triebfeder der menſchlichen Handlungen, oder ſie habe in dieſelben gar keinen Einfluß. Da er nun beweiſt, daß das Erſtere nicht ſeyn könne, ſo glaubt er das Letztere hinlänglich dargethan zu haben. Nun iſt es zwar an dem, daß wir nicht allezeit nach Grundſätzen handeln; daß die Gewohnheit, die Erziehung, das Temperament u. ſ. w. mehr Einfluß in das Thun und Laſſen der Menſchen haben, als ihre Grundſätze. Wie aber? helfen unſere Grundſätze nicht das Temperament bilden, die Gewohnheiten erlangen, und die Erziehung auf eine beſtimmte Seite lenken?

Was man von der Hauptleidenschaft sagt, daß sie unser Thun und Lassen regiere, sind bloße Grillen. Was ist eine Hauptleidenschaft? Wird sie nicht erst durch die Erziehung, durch die Gewohnheit und durch das Temperament gebildet? Die Grundsätze haben unstreitig wenigstens einen mittelbaren Einfluß in dieselbe.

Die Religion (ich rede sowohl von der natürlichen, als von der geoffenbarten) soll niemals die Bewegungsgründe zu den Handlungen unmittelbar hergeben; außer wenn von heroischen Tugenden die Rede ist, wovon man nicht verlangen kann, daß sie zu Fertigkeiten werden sollen. Es ist eine wahre gottselige Lebensart, wenn man eine solche Fertigkeit in der Tugend erlangt hat, daß man sich der Bewegungsgründe nicht mehr zu erinnern weiß, sondern vielleicht sich selbst bloß dem Antriebe des Temperaments und der dunklen Neigungen zu folgen scheint. Die Theologen mögen dawider sagen, was sie wollen, so hat Bayle doch kein Recht, sich ihrer Waffen zu bedienen, so lange er nicht zu ihrer Fahne schwört. Dem Weltweisen ist die Kreuzigung des Fleisches keine größere Tugend, als eine jede andere Fertigkeit, welche man durch Überlegung und Gewohnheit erworben. Die heroischen Tugenden sind sehr selten; ich meine die Fälle, da man, um tugendhaft zu seyn, wider eine große sonst tugendhafte Handlung handeln muß; oder da man sich genöthigt sieht, eine Neigung zu überwinden, die man sich aus einem unüberwindlichen Irrthume zugezogen. Hier müssen die Grundsätze unmittelbar wirken.

Wir haben andere Triebfedern zur Tugend, als die Religion; wir haben auch andere Bewegungsgründe, uns Fertigkeiten zur Tugend anzuschaffen. Wohl! aber die Religion ist eine der vornehmsten; und da man findet, daß die Menschen, der Religion, der Ehre und der innerlichen Schönheit der Tugend ungeachtet, noch immer lasterhaft genug sind, so muß man alle diese Triebfedern der Handlungen heilig halten.

Die Religion ist nicht mächtig genug, ihre Anbeter in der Keuschheit zu erhalten. — Hierwider kann man zweierlei antworten. Erstlich ist nicht alles Unkeuschheit, was man so nennt. Der Philosoph kann sich freilich nicht ohne sonderliche Schwierigkeit überreden, daß dasjenige mit der Ehre Gottes streite, was den Menschen oder vielleicht nur gewissen Gesetzgebern beliebt Unkeuschheit zu nennen. Zweitens: wenn die Religion gleich

nicht mächtig genug ist, eine verliebte Neigung zu dämpfen, wenn sie sich bereits unsres Gemüths bemächtigt hat; so kann sie doch von fern her gegen gewisse Gegenstände solche dunkle Verabscheuungen in der Seele erzeugen, daß man nachher in Ansehung dieser Gegenstände wider alle verliebte Anfälle gesichert ist. Warum wären sonst die Fälle so selten, daß sich Jemand in seine Blutsfreunde verliebt? Hat uns die Natur irgend einen Abscheu dafür eingepflanzt? Wie hat es denn Nationen geben können, welche dergleichen Heirathen unter sich zugegeben haben?

Ich gebe endlich, diesem allem ungeachtet, Bayle gern zu, daß eine Gesellschaft von Atheisten bestehen könne; daß sie vielleicht so tugendhaft seyn könnten, als eine gläubige Gesellschaft, wenn sie das Glück hat, so beschaffen zu seyn, daß die übrigen Triebfedern der Tugend mächtig genug in sie wirken. Caeteris paribus aber fehlt ihnen ein mächtiger Bewegungsgrund, sich tugendhafte Neigungen zu erwerben, und in der Bestrebung zur Tugend fortzufahren. Eine jede Bestrebung in unserer Seele ist in dem Augenblicke, wo sie entsteht, viel zu schwach, eine Leidenschaft zu überwältigen. Sie nimmt aber immer an Kräften zu, wenn es nicht an Bewegungsgründen fehlt, sich darin zu erhalten. (Unvollendet.)

Gedanken vom Ausdrucke der Leidenschaften.

Die Begriffe folgen in einer Leidenschaft so schnell auf einander, daß die Zeichen, durch welche sie ausgedrückt werden, öfter zu langsam sind, und die Kürze selbst, deren man sich beim Ausdrucke eines Affects befleißigt, öfter nicht zureicht, sie mit der gehörigen Geschwindigkeit zu verfolgen. Man muß also in der Folge der Begriffe, die man auszudrücken hat, diejenigen übergehen, welche der Leser oder Zuschauer selbst hinzudenken kann. Daher entstehen in dem Ausdrucke der Affecte öfters Sprünge *), die in der Seele selbst nicht statt finden. Man

*) Malo ducis avi domum,
Quam multo repetet Graecia milite,
Conjurata tuas rumpere nuptias
Et regnum Priami vetus.
Eheu quantus equis! quantus adest viris
Sudor! etc. Lib. 1. Od. XV.

hat aber bei diesen Sprüngen zu beobachten, daß man den Faden der Gedanken, den man unterbrochen, an einer solchen Stelle wieder ergreifen muß, aus welcher die Lücke von dem beschäftigten Gedanken der Leser ausgefüllt werden kann.

Hieraus lassen sich die schöne Unordnung in einer Ode *), die plötzlichen Anfänge und die unvermutheten Schlußfälle erklären. Besonders bezeugen die obenmäßigen Schlußfälle, daß der Dichter allhier nicht zu denken aufgehört, sondern durch die allzu große Gewalt des Affects plötzlich zum Schweigen gebracht worden sei. Vielleicht läßt sich hier der Begriff des Unendlichen durch die Kunst anbringen, deren der Verfasser der englischen Schrift „Essay on sublime" gedenkt.

Da aber in einer Ode mehr Begeisterung (die Anstrengung aller Seelenkräfte zugleich), als wahrer Affect herrscht, so wird der Dichter durch die Gewalt der Einbildungskraft auf assoeiirte Begriffe gebracht, die mit seinem Affecte in keiner nahen Verbindung stehen **). So lange sich der Dichter auf diesen Nebenwegen aufhält, werden seine Begriffe von keiner Leidenschaft gleichsam beflügelt; daher folgen die Gedanken in den Digressionen ordentlicher auf einander, und die Sprünge finden hier weniger statt. Desto plötzlicher aber erfolgt der Übergang von der Digression zu dem Hauptgegenstand ***), weil die Leidenschaft den Dichter schnell und gleichsam durch einen Sprung von dem Nebenwege, auf welchen er sich verirrt, in den Hauptweg zurückzieht. Die erste Ode des 4ten Buches ist ein vortreffliches Exempel hiervon. Es herrscht ein einziger Affect darin. Facunda inter verba cadit lingua silentio, sagt der Dichter.

Öfters verliert sich der Dichter ganz in einer Digression, ohne zu seinem Gegenstande zurückzukehren; dieß geschieht in

*) Definitio. Wenn wir bei einer gewissen Gelegenheit in Begeisterung gerathen, und die Folge von Gedanken, welche wir dabei haben, poetisch beschreiben, so heißt das Gedicht eine Ode. Ihr Unterscheidungs-Charakter liegt nicht nur in der Begeisterung allein, sondern auch darin, daß sie vielmehr eine Folge von Gedanken, als einen gewissen Gegenstand beschreibt. Cowley's Auferstehung ist keine ausführliche Beschreibung von dieser Begebenheit, sondern eine Folge von Gedanken, die er gehabt, indem er an die Auferstehung gedacht hat.

**) L. II. Od. 4. Arsit Atrides medio in triumpho etc.

***) L. I. Od. 35. Serves iturum Caesarem etc. — Eheu cicatricum etc., eine Digression. — O utinam nova etc. die Rückkehr.

solchen Oden, in welchen vergleichungsweise nicht Begeisterung und weniger Affect herrschen soll *).

In Trauerspielen, wo die Personen zwar im Affect, aber in keiner Begeisterung seyn sollen, finden keine Digressionen statt. Desto häufiger aber erfolgen Sprünge in der Folge der Gedanken, welche Figur die allerbequemste ist heftige Leidenschaften zu erregen. Shakespeare hat sich derselben vortrefflich zu bedienen gewußt.

Wenn sich aber ein anhaltender Affect in eine Art von Raserei verwandelt, so thut die Raserei die Wirkungen der Begeisterung, und macht, daß Digressionen erlaubt werden. Exempel aus Phädra und Hippolyt, aus King Lear und Hamlet.

Die schrecklichste Raserei ist diejenige, in welcher der Rasende sich bei einem Nebenbegriff aufhält, und den Gegenstand seines Affects völlig vergessen zu haben scheint. Exempel: Herodes beim Voltaire, der in der Raserei glaubt, Mariamne lebe noch. Clementina beim Richardson, die den Grandison, den Gegenstand ihrer Liebe, vor Augen sieht, ohne ihn zu kennen.

Die anscheinende Ruhe bei einem innern heftigen Affecte hält das Mittel zwischen dem gewaltigen Ausbruch und der Raserei, welche bei einer scheinbaren Gelassenheit zu besorgen steht. Die erste Hitze der Leidenschaft erfordert eine Anstrengung der Kräfte, auf welche eine proportionirte Erschlaffung zu erfolgen pflegt; daher man vermuthet, sie werde sich bald verrauchen. Haben sich aber die heftigen äußerlichen Bewegungen gelegt, und die Seele fährt fort innerlich von dem Affecte gequält zu werden, so fangen wir an, für die Zukunft besorgt zu werden, indem wir nicht wissen, worin sich dieser Zustand endigen wird. Dieses hat abermals eine Ähnlichkeit mit dem Unendlichen durch die Kunst. Daher ist die anscheinende Ruhe bei einem Affect

---

*) L. II. Od. 1. Mit dem 13ten Vers fängt sich die Begeisterung an. Diese verwandelt sich V. 29. in Affect. Die Rückkehr V. 37. sed ne mildert nur die Heftigkeit des vorhergehenden Verses, eigentlich aber kehrt der Dichter nicht zum Pollio zurück.

Die 13te Ode des zweiten Buches ist voller Affect, und dennoch schließt sie sich mitten in der Digression. Allein hier war die Digression dem Affecte schnurstracks entgegengesetzt; und konnte also keine Rückkehr statt finden. Wie vortrefflich lösen sich V. 21. u. flgd. die Bewegungsgründe zum Zorn in andere, entgegengesetzte Gründe auf!

öfters schrecklicher, als die Raserei selbst, in welcher sie sich zu endigen pflegt. Die Furcht vor einem Übel beunruhigt uns mehr, als die Gegenwart desselben. Hingegen findet bei einer Raserei mehr Mitleiden statt, indem die Seele, welche in diesem Zustande der Freiheit völlig beraubt ist, an dem Unglück nicht mehr schuld zu seyn scheint; daher das Übel, welches wir bedauern, mehr ein physisches als moralisches Übel wird.

Wir haben also drei verschiedene Stufen des Affects: den plötzlichen Ausbruch, die anscheinende Stille, und die Raserei.

Die beiden ersten Stufen können uns nicht zum Weinen bringen, wenn sie nicht Traurigkeit, plötzliche Freude, Mitleiden oder Großmuth zum Gegenstande haben. Hingegen bringt der dritte Grad einer Leidenschaft die Zuschauer allezeit zum Weinen, weil er nie ohne Mitleiden seyn kann.

Ich weiß nicht, ob die Maler und Bildhauer mehr als den ersten Grad des Affects schildern können.

In der Poesie wird der Ausdruck des ersten Grades feurig, nachdrücklich, und durch Sprünge des zweiten Grades frostig, nachdrücklich und ordentlich, des dritten Grades hingegen wild und voller Ausschweifungen geschehen müssen.

Die Musik scheint nur den ersten und dritten Grad ausdrücken zu können.

Die Tanzkunst hingegen kann, wie die Poesie, sich aller drei Grade bedienen.

Der Ausdruck der Leidenschaften durch natürliche Zeichen erregt ähnliche Bewegungen in den Gliedmaßen der Sinne, und dunkle und unbestimmte Begriffe in der Seele. Der Ausdruck der Leidenschaften durch willkührliche Zeichen erregt klare Vorstellungen in der Seele, und vermittelst dieser auch Bewegungen in den Gliedmaßen der Sinne, die aber nicht so stark sind, als diejenigen, welche durch natürliche Zeichen erregt werden. Die Malerei kann vermittelst der natürlichen Zeichen, deren sie sich bedient, Bewegungen in den Gliedmaßen der Sinne, vermittelst der Composition aber klare Begriffe von dem Gegenstande der Leidenschaften in der Seele hervorbringen. Da aber diese Kunst nicht mehr als einen einzigen Augenblick vorstellen kann, so sind die Eindrücke nicht stark genug, sehr heftige Leidenschaften zu erregen, wenn man nicht eine Reihe von Gemälden, die die Folgen und Wirkungen der Leidenschaften vorstellen, nach einander betrachten kann. Dieses geschieht in der Tanzkunst, welche Kunst,

ist, so werden sie eine so merkwürdige Schrift nicht ungelesen lassen. Die aber durchaus Quintessenzen haben wollen, werden solche in andern deutschen Journalen, nach beliebigem Geschmacke zubereitet finden. Wir begnügen uns, die Anmerkungen, die wir bei öfterer Durchlesung dieses kritischen Werkes gemacht, unsern Lesern mitzutheilen.

Das System des Verfassers von den verschiedenen Lebensaltern einer Sprache (S. 27. und flgd.) paßt vollkommen auf die griechische Sprache, und scheint von derselben abgezogen zu seyn. Aber auch nur auf diese. Die Römer hatten vielleicht zuerst Weltweise, sodann Redner, und endlich Dichter. Die Hebräer hatten entweder keine Prosa oder keine Poesie. Ihr gemeiner historischer Styl war ungebildet. Wollen wir ihren hohen prophetischen Styl geschmückte Prosa nennen, so bleibt ihnen keine Poesie. In der zweiten Sammlung entwirft der Verfasser selbst ein sehr richtiges Gemälde von der hebräischen Litteratur. Das älteste Monument der hebräischen Dichtkunst ist vielleicht ein sehr philosophisches Lehrgedicht. Die Veränderungen der neuern Sprachen binden sich ebensowenig an ein System. Hier bildet sich die Sprache zur Dichtkunst, dort zur Metaphysik, und an einem dritten Orte zur schönen Prosa zuerst. Wir wissen wohl, daß der Verfasser seine Hypothese auf ursprüngliche Sprachen einschränken kann, auf solche, die sich selbst überlassen geblieben und in ihrem natürlichen Fortgange durch keine äußerlichen Mittel unterbrochen worden. Die römische Sprache hat sich nach der griechischen, und die neuern Sprachen haben sich nach jenen beiden gebildet; daher der natürliche Fortgang bei ihnen nothwendig hat abgeändert werden müssen. In Absicht auf die hebräische Sprache fehlt es auch nicht an Entschuldigungen. Allein alles dieses zugegeben, so bleibt zur Gewährleistung für diese Hypothese nichts mehr, als die einzige griechische Sprache mit ihren Veränderungen; und es scheint sehr mißlich, von einem einzigen Beispiele sich eine Theorie abzusondern.

Wie sind die Synonyme in den Sprachen entstanden? Der Verfasser meint (S. 351), die Erfinder der Sprachen hätten das durch ein neues Wort ausgedrückt, was sie noch nicht unter einen andern Begriff zu ordnen wußten. So wären Synonymen entstanden, die dem Dichter so vortheilhaft waren, als sie dem grammatischen Weltweisen zum Ärgernis gereichen. In der Folge hatte man die Begriffe mehr unter einander ordnen

gelernt, und das mit einer Bestimmung (adjectivum, participium, adverbium) ausgedrückt, wozu man erst ein neues Wort setzte. Hierdurch wären schon zum Nachtheil der Dichtkunst eine Menge Synonymen ausgemerzt worden. Den Überrest suchte der Philosoph durch hineingelegte feine Unterschiede, als neue, nicht gleichbedeutende Wörter zu gebrauchen, wodurch der dichterischen Sprache vollends ihr Reichthum entzogen worden.

Diese Geschichte der Synonymen scheint uns weder natürlich, noch der Erfahrung gemäß. Wahrscheinlicher ist es vielleicht, daß die gleichbedeutenden Wörter entstanden, indem man einem Dinge in verschiedenen Provinzen verschiedene Namen gegeben, die in der Folge in die Hauptsprache sind aufgenommen worden oder, wo keine Hauptsprache gewesen, von den Dichtern mit gleichem Rechte haben gebraucht werden können. Nach dem Charakter dieser Provinz, und nach dem Grade der Achtung, in welcher sie bei der Nation gestanden, hat auch das von ihr entlehnte Wort eine edle, niedrige, komische oder ernsthafte Nebenbedeutung erhalten können. Auch wird man sich in den verschiedenen Provinzen dasselbe Ding wahrscheinlicherweise gleich mit verschiedenen Nebenzügen vorgestellt haben, welches abermals Gelegenheit giebt, die Synonymen durch Nebenzüge zu unterscheiden. — Nicht der Weltweise hat Synonymen abgeschafft. Seine Machtsprüche haben bei dem Volke wenig und bei den Dichtern noch weniger zu bedeuten. Wo hat auch jemals der Philosoph den verkehrten Einfall haben können, eigene Wörter auszumerzen und an ihre Stelle allgemeine Wörter mit adjectivis, participiis oder adverbiis einzuführen? z. E. statt laufen: sehr geschwind gehen; statt Thal: eine Ebene zwischen Gebirgen; oder statt Sonne: den allergrößten Stern einzuführen? — Wenn Synonymen abgeschafft werden, so thut es der Hof, die Modewelt, die sich gewisser Worte, deren sich das geringere Volk bemächtigt, enthalten, wodurch sie nach und nach aus dem Gebrauch kommen. Daher die Sprachen sich schleuniger verändern, wo eine Hauptstadt ist und der Hof sich in der Landessprache ausdrückt.

Wenn der Sprachforscher Synonymen unterscheidet, thut er dem Dichter dadurch Abbruch? — Wir glauben nein! Die verschiedenen Nebenzüge der Synonymen sind es ja, aus welchen der Dichter den größten Vortheil zieht. Der Herr Verfasser bemerkt selbst (S. 38.), daß die Wiederholungen in den orientalischen

Gedichten, die uns Tautologien scheinen, den Morgenländern nichts weniger als Tautologien waren; indem ihre synonymischen Gegensätze durch Nebenzüge verschiedene Wendungen und Neuheit bekamen. Wenn diese Nebenzüge verloren gehen, so ist es um den Reichthum des Dichters geschehn. Seine Schätze werden beschwerlicher Überfluß und sein Aufwand artet in Verschwendung aus. Mithin ist es eine Wohlthat für den Dichter, wenn diese feinen Nebenzüge festgesetzt und bestimmt werden. Wenn wir sie in den orientalischen Sprachen zu bestimmen im Stande wären, so würden wir Poesie finden, wo wir jetzt verdrießliche Tautologien sehen.

Ja, wenn die Philosophen die Unterschiede der Synonymen angeben, so hören diese dadurch nicht einmal auf Synonymen zu seyn. In allen Fällen, wo es nur um den Hauptbegriff zu thun ist und auf den Nebenbegriff nicht gesehen wird, bedient man sich derselben ohne Unterschied. Auch hat sich noch selten ein Dichter abhalten lassen, von den Vorschriften des logischen Sprachforschers zuweilen abzuweichen, wenn es Wohlklang, Nachdruck, Kühnheit oder Abwechselung erfordern; und der Philosoph muß so billig seyn, diese Ausnahmen gelten zu lassen. Daß bei den Franzosen die Richtigkeit der Sprache dem Reichthume derselben so sehr geschadet hat, kömmt wahrscheinlicherweise daher, weil dieses Volk niemals eine poetische Sprache gehabt und seine kühnsten Dichter allezeit in den Schranken der Prosa gehalten hat. Man mache aber hieraus keine Regel für andere Völker.

Von der Constructionsordnung hegt der Verfasser eine ähnliche Hypothese. „Alle alte Sprachen," heißt es (S. 98.), „die ursprünglich sind und das Gepräge der ersten sinnlichen Lebensart führen, sind voll Inversionen; eine grammatikalische Construction ist noch nicht eingeführt. So wie die Sprache sich in der Folge der Zeit zur Büchersprache bildete, wurde auch ihre Construction nach und nach an eine bestimmte Ordnung gebunden und die Inversionen aufgehoben." In Absicht auf die neueren Sprachen heißt es (S. 101.): „je mehr eine derselben von Grammatikern und Philosophen gebildet worden, desto härtere Fesseln trägt sie; je mehr sie ihrem ursprünglichen Zustande näher ist, desto freier wird sie seyn." — Dieses alles scheint uns willkührlich und ohne genugsamen Grund für allgemein ausgegeben zu werden. Die hebräische Sprache trägt mehr als eine das Gepräge der ersten sinnlichen Lebensart, und hat sehr

wenig Inversionen. Die Inversionen der griechischen und lateinischen Sprache haben sich auch mit der Zeit nicht vermindert, vielleicht gar vermehrt. Pindar hat mehr davon als Homer, und Lucan mehr als Virgil. Im Deutschen haben in den letzten Zeiten durch die Bemühung großer Schriftsteller die Inversion mehr zu- als abgenommen. — Es scheint hier alles auf die Fall-Endungen anzukommen. In Sprachen, welche die Casus nicht genug unterscheiden, muß die Ordnung der Wörter zu Hülfe genommen werden, und eine Inversion würde Undeutlichkeit verursachen. Hieraus erklärt es sich, warum die Hebräer so wenige Inversionen, und die Deutschen mehr als die Franzosen, weniger aber als die Griechen und Römer haben. — Je bekannter wir mit der Litteratur anderer Völker werden, desto mehr lernen wir unsere Gedanken von verschiedenen Seiten betrachten; wir gewöhnen uns, die Ordnung derselben nach Belieben und Erforderniß umzukehren und die Construction von ihren Fesseln zu befreien. Solchergestalt kann die Construction mit der Zeit vielmehr freier werden.

Da eine jede Inversion eine Abweichung der Ordnung in den Worten von der logischen Ordnung der Begriffe ist, so kann diese Abweichung entweder frei und dem Bedürfnisse des Redners überlassen, oder an eine bloß grammatische Ordnung gebunden seyn. Inversionen von der ersten Art sind, wenn die Deutlichkeit nicht ganz vernachlässigt worden, eine große Vollkommenheit der Sprache. Dieses hat der Verfasser sehr wohl auseinandergesetzt. Aber die von der zweiten Art, da die Ordnung der Wörter an willkührliche grammatische Regeln gebunden ist, ohne mit der metaphysischen Ordnung der Begriffe übereinzukommen, — diese sind bloße Capricen der Sprache, die ihr zu keinen Tugenden angerechnet werden können. — Zieht schon der Virtuose, der im Nachahmen Gottes auch das Böse zum Guten wenden kann, manchmal aus diesem Eigensinn selbst seine Vortheile, so geschieht dieß doch nur zufälligerweise; und es würde ihm angenehmer seyn, wenn ihm freie Hände gelassen würden. Wenn ein Ausländer die Inversionen in unsrer Sprache tadelt, so meint er nur die von der letzten Art, und hat in so weit Recht. Wir können zwar die Beschuldigung zurückschieben und, wenn es angeht, in seiner Muttersprache, die er erheben will, gleichen Eigensinn bemerken; aber wir müssen nicht aus Fehlern Tugenden machen wollen. Die freie Constructionsordnung,

die nach allen unsern Bedürfnissen und Endzwecken eingerichtet werden kann, ist noch von Niemanden getadelt worden.

S. 115. wird Hr. Ramler für den vermuthlichen Verfasser einer Abhandlung in den Litteraturbriefen ausgegeben. Wir erinnern uns, auch anderswo gelesen zu haben, daß man so manches Stück in den Litteraturbriefen diesem würdigen Gelehrten zugeschrieben, wodurch er sogar den Anfällen mancher ergrimmten Schriftsteller ausgesetzt worden. Wir können das Publikum im Namen unsers Verlegers, so wie im Namen des Hrn. Ramler selbst hiermit versichern, daß er nicht den geringsten Antheil an den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, hat, und niemals weder ordentlicher, noch außerordentlicher Mitarbeiter an dieser periodischen Schrift hat seyn wollen. In Ansehung unserer Bibliothek können wir dasselbe versichern.

Das Bild der orientalischen Litteratur, das der Verfasser in der zweiten Sammlung (Fragm. 23.) entwirft, hat viele treffende Züge. In den Folgen aber, die er daraus für die Nachahmung zieht, scheint er zu weit zu gehen. Auf solche Weise können wir uns alle Schönheiten wegräsonniren. Können wir in unserer Dichtkunst keinen Engel des Todes, keinen Gott, der Blitze schleudert, keine Veste des Himmels, wo der Thron Gottes ruht, brauchen? Sind uns die Winde nicht mehr Engel des Herrn, die Flammen des Feuers nicht mehr seine Diener? Und warum dieses? weil uns die Naturkunde über diese Punkte ungläubig gemacht? Wenn dieses ist, so können wir nur den ganzen Plunder Poesie abschaffen, denn solche unglaubhafte Dinge machen ihre ganze Nahrung aus. Die griechische Mythologie streitet nicht weniger mit unserm Besserwissen, als die hebräische oder scandinavische. Was ist die Muse? Eine Eigenschaft der menschlichen Seele. Was ist der Gott der Liebe? u. s. w. — Die nördliche Mythologie, ob sie gleich auf unserm Grund und Boden gewachsen, findet noch mehr Unglauben zu bestreiten, weil wir mit derselben noch weniger bekannt sind, als mit der griechischen. Von Gerstenberg's „Lied eines Skalden" widerstrebt, seiner Vortrefflichkeit ungeachtet, doch immer noch weit mehr, als die schwärmendste Dithyrambe, wenigstens bevor man sich überwunden, mit seiner nordischen Fabellehre nähere Bekanntschaft zu machen. Wie kann also der Verfasser S. 223. den Vorschlag thun, die Mythologie der alten Skalden und Barden einzuführen? er, der in

unſerer jetzigen Denkungsart Unglauben genug findet, die poetiſchen Bilder der hebräiſchen Sprache, die uns vermittelſt der Religion in unſerer erſten Kindheit eingeprägt und beinahe zur Natur geworden ſind, für unbrauchbar zu halten?

Überhaupt aber iſt dieſes der Geſichtspunkt nicht, aus welchem wir die Schönheiten der Poeſie zu betrachten haben. Wer wird ſich durch das Vernünfteln um ein unſchuldiges Vergnügen bringen? Die Dichtkunſt iſt in unſern Tagen bloß Nachahmung, nicht mehr Natur. Auch ihre Empfindungen ſind nur nachahmende, nicht mehr natürliche Empfindungen. Nach dem Endzwecke, den wir uns bei der Dichtkunſt vorſetzen, kann und ſoll ſie nichts anders als nachahmende Empfindungen erregen; und dieſe kehren ſich ſelten an Glauben und Unglauben des Naturforſchers. Wohin ſie wollen, können ſie uns durch ihre Täuſchungen verſetzen, und was ſie wollen, trotz unſres Beſſerwiſſens glauben machen. „Wilde Einfalt," ſagt der Verfaſſer (S. 229.), „iſt das Feld der Dichtkunſt." — O ja! als ein Gegenſtand der Nachahmung; denn ſie iſt reich an Illuſion. So lange aber dieſe wilde Einfalt noch Natur iſt, giebt es noch keine Dichtkunſt.

Was wollen wir mit der Poeſie? Liebe zur wilden und rauhen Lebensart erzeugen? — O nein! wir ſchreiben es vielmehr dieſer Kunſt zum Theil zu, daß wir der Barbarei entkommen und geſitteter geworden ſind. Unſere Poeſie ſoll nunmehr ein geſittetes Volk rühren, die Empfindungen geſitteter Menſchen durch angenehme Täuſchung beleben und in anſtändiger Übung erhalten. Die Lebensart und die Bilderſprache rauher Zeiten können zu dieſer erwünſchten Täuſchung den ſchicklichſten Stoff hergeben; ſie ſind alſo zu unſerm Endzweck fruchtbare Gegenſtände der Nachahmung, aber auch mehr nichts. Sie müſſen die feinere Politur nicht verdrängen und ſich als die Zeiten der ächten Poeſie anbieten wollen. Die übertriebene Empfehlung rauher Zeiten und Völker zum Vortheil der Dichtkunſt kömmt uns vor, als wenn man zum Kunſtgärtner ſagen wollte: „alle eure Blumen und Früchte ſtammen doch urſprünglich von Wieſen und Wäldern her; euer Kunſtgarten wird alſo am vortrefflichſten ſeyn, wenn ihr nichts als Wald und Wieſen anzubringen ſucht."

Bilder und Metaphern wachſen auf dem wilden Boden einer unbearbeiteten Sprache. Das Ungeſtüme in dem Ausbruch

des Affects wird nur bei rauhen, wenig gesitteten Menschen angetroffen; dieß kann nicht geläugnet werden. Aber diese Eigenschaften allein machen noch keine wahre Poesie, sind nur einige Elemente, deren sich der Dichter mit Vortheil bedienen kann und von dem schönen Ideal der Poesie noch weit entfernt. Wo bleibt der weise Gebrauch dieser Schönheiten selbst, die richtige Zeichnung, die Anordnung des Ganzen, die Bildung der Charaktere, die Behandlung der Leidenschaften nach ihrer wahren Natur u. s. w.? An alle diese höheren Schönheiten kann in ungesitteten Zeiten nicht gedacht werden. Sie erfordern die feinste Cultur der Sitten, der Begriffe und des Ausdrucks, und können ohne wechselweise Hülfe aller schönen Künste und Wissenschaften ohne Denken und Philosophiren nie zur Vollkommenheit gedeihen. Warum denken sich die Kunstrichter unter Philosophie allezeit metaphysische Grübelei? Die Metaphysik ist eine Wissenschaft von der man im Stande der Wildheit nichts weiß; von einer Nation aber, die in Barbarei zurückgefallen, kann sie vielleicht noch ziemlich erhalten werden; denn sie erfordert Tiefsinn, aber wenig Feinheit der Sitten und der Empfindungen, die eine Frucht erleuchteter Zeiten ist. Allein wenn auch die Anstalten, die die Weltweise machen muß, metaphysische Wahrheiten zu erforschen wie auch seine Methode und Art zu schließen, dem schönen Geiste nicht günstig sind; so sind ihm doch die Resultate mehrentheils sehr willkommen, indem sie ihn bereichern und seinen Vorrath von Erkenntnissen und Begriffen erweitern. Sodann ist auch nicht alle Philosophie logische Subtilität. Es giebt auch eine freie, heitere Art von Philosophie, die den Menschen selbst und seine Gemüthskräfte, seine Sitten, Neigungen, Schwachheiten und Tugenden angeht; eine Weisheit, die unmittelbar in unsere Glückseligkeit Einfluß hat. Diese macht das Wesen der Dichtkunst aus, und ist zum wahren Ideal in allen schönen Künsten und Wissenschaften unentbehrlich. Ohne dieselbe ist der Dichter höchstens ein hochtrabender Schwätzer; ohne dieselbe sind alle schönen Künste und Wissenschaften geistloser Tand, der Kinder ergötzen kann, Männern aber unanständig ist.

Wir sind weit entfernt, dem Hrn. Verfasser diese alltägliche ästhetische Vorlesung zu halten. Wir wissen, daß die Paradoxa eines guten Kopfes nicht nach dem Compendio beurtheilt werden müssen. Wenn die herrschende Meinung sich allzu sehr auf die eine Seite neigt, so verzeiht man es dem Verbesserer

gern, daß er den entgegengesetzten Gründen, die man übersehen hat, etwas mehr Gewicht giebt, als sie wirklich haben, um durch die Neuheit desto mehr Aufmerksamkeit zu erregen. Auf solche Weise sind vielleicht die mehrsten Paradoxa entstanden, die Wirkung mitgerechnet, die zuweilen die Neuheit auf das Gemüth des Erfinders selbst hat. Einem solchen Schriftsteller die Stellen anführen, wo er von der Wahrheit abgewichen, heißt einem Spaziergänger die Landstraße zeigen. Allein für unsere gewöhnlichen Haufen der Nachbeter ist uns bange. Diese nehmen sehr oft die Irrgänge des Genies für gebahnte Landstraßen, wenn sie nicht bei jeder Abweichung gewarnt werden. Wir sind überdem der Meinung, daß man die Vereinigung der schönen Wissenschaften mit der Philosophie nicht eifrig genug empfehlen könne, und sich einer jeden Meinung widersetzen müsse, welche diese verschiedenen Erkenntnißarten einander entgegensetzt. Unser Verfasser ist Philosoph und schöner Geist zugleich; und wenn dieser das Philosophische beständig im Streit mit dem Schönen und Erhabenen aufführt, so ist man geneigt ihm zu glauben.

Über freie und freiwillige Handlungen starker und großer Geister.

(Den 28 August 1769.)

Wir unterscheiden im Deutschen nachdrücklich genug freie Handlungen (physische) von freiwilligen Handlungen (moralischen). Wir können auch substantive Freiwilligkeit und Freiheit brauchen. — Der Mensch kann seiner Freiheit, aber nicht seiner Freiwilligkeit beraubt werden. Wenn wir doch auch zu der bürgerlichen Freiheit ein besonderes Wort hätten! Eine Handlung, die ihren Grund in dem Willen hat, ist freiwillig. Wenn ihrer Ausführung kein physischer Widerstand entgegen ist, so ist sie frei (physisch). Wenn sie der Willkühr eines Andern nicht unterworfen ist, so heißt sie bürgerlich frei. Die Handlungen des Menschen sind sittlichen Gesetzen unterworfen, hangen aber, ohne Vertrag, in Absicht auf ihre Bestimmung, bloß von seiner eigenen Willkühr ab, sind also frei. Durch den Vertrag

werden sie der Willkühr eines Andern unterworfen; also wird durch jeden Vertrag ein Theil der Freiheit vergeben. Alle Pflichten gründen sich auf Gesetze. Völlig bestimmte Gesetze geben vollkommene, unbestimmte Gesetze unvollkommene Pflichten. Die positiven Pflichten gegen Andere hangen mehrentheils von näheren Bestimmungen ab, die von Natur unserer eigenen Willkühr überlassen sind. Wenn wir durch einen Vertrag einem Andern das Recht abtreten, diese Bestimmungen nach seiner Willkühr hinzuzuthun, so verwandeln wir unvollkommene Pflichten in vollkommene.

(Den 28 September 1769.)

Der starke Geist verfolgt seine Absichten mit unermüdetem Eifer; der große Geist weiß außerordentliche Absichten durch außerordentliche Mittel zu erhalten. Der erhabene Geist hat nur weise Absichten.

Cochius von den Neigungen.

Berlin 1769, bei Haude.

S. 23. Ein Object. — Diese Objecte sind zuweilen notiones universales, als z. E. Neigung zur Trägheit, zur Weichlichkeit, zum Tiefsinn u. s. w. — Ist Object auch der schicklichste Name für die Arten der Beschäftigung, auf welche die Neigung gerichtet ist?

Alle Seelen haben dieselben Neigungen, nur nicht in gleichem Grade wirksam. Das Verhältniß der Wirksamkeit aller Neigungen eines Menschen macht seinen Charakter, so wie das Verhältniß aller Seelenkräfte sein Genie aus.

S. 24. Vorstellungen und Neigungen verhalten sich wie Ausdehnung und Bewegung. Keines entspringt aus dem andern. Die Neigungen verändern, die Vorstellungen werden verändert.

Alle drei, S. 23. angeführten Merkmale unterscheiden die Neigungen nicht von den Begierden, den habitus nicht von

der Action. S. 25. wird die Lebhaftigkeit allein für das Unterscheidungszeichen der Begierden angegeben; male. (S. 29.) Neigungen sind keine Applicationen des Grundtriebes auf ein Object, sondern der Seele beiwohnende Fertigkeiten, ihren Grundtrieb auf eine gewisse Gattung oder Art von Beschäftigung stärker, als auf andere zu richten. Diese Fertigkeiten müssen zum Theil angeboren seyn, weil der Seele keine Fähigkeit beiwohnen kann, der nicht wenigstens ein geringer Grad von Fertigkeit zukömmt; und da sie nicht alle von gleicher Stärke seyn können, so werden einige vorzüglich den Namen Fertigkeit verdienen, und also angeborene Neigungen genannt werden können. Die durch Übung und Gewohnheit verstärkten Fertigkeiten werden den angebornen entgegengesetzt und erworbene genannt. (Was bei den Neigungen natürlich und unnatürlich sei, hat Hr. Cochius gar nicht untersucht.) Wie die Handlungen in ihre Arten eingetheilt sind, so sind auch die Neigungen verschieden. Wiederholte Handlungen von einer Art verstärken die ihnen zukommende Neigung. Diejenigen Neigungen sind verschieden, die durch wiederholte Handlungen ganz verschiedener Art erworben oder verstärkt werden.

S. 29. „Unsre Natur selbst ist Trieb, ohne ein bestimmtes Object"; Abstracte, aber niemals in concreto.

S. 30. No. 4. Die Übereinstimmung des Mannigfaltigen ist Vollkommenheit. Den Trieb zum Mannigfaltigen nennt Hr. Cochius Ausdehnung. Die Übereinstimmung muß er gleichfalls hinzusetzen, denn mit der Abwesenheit des Widerspruchs ist es nicht genug; die Umkehrung, deren Hr. Cochius gedenkt, läßt sich schwerlich rechtfertigen. Wenn der Widerspruch abschreckt, so kann vielleicht dasjenige gefallen, worin weder consensus, noch dissensus wahrgenommen wird.

S. 32. Hr. Cochius hält auch hier Abwesenheit des Widerspruchs und Übereinstimmung für einerlei. S. 48. noch deutlicher.

Daselbst vom Selbstmorde. — Aber das Nichtseyn ist ein Zustand, der mit der ausdehnenden Kraft am wenigsten übereinstimmt; gewiß weniger, als jedes geplagte Daseyn.

Die Neigungen, welche nach dem ordentlichen Laufe der Natur zu entstehen pflegen, heißen natürlich; deren Entstehung aber außerordentliche Umstände voraussetzt, heißen unnatürlich.

S. 36. 37. Vortrefflich!

S. 39. Charakter des Sylla. Die Erklärung deſſelben zu allgemein. Die bloße Geſchäftigkeit nach Empfindungen beſtimmt weder Wolluſt, noch Kriegeswuth.

Die Eintheilung der Neigungen in ihre Claſſen und Verwandtſchaften fehlt überhaupt.

Unnatürliche Neigung kann auch heißen: die Fertigkeit, das Wahre oder anſcheinende Gute an einem gewiſſen Objecte, das ſehr verborgen und mit vielen widrigen Umſtänden verbunden iſt, ſinnlich zu begehren. — Nein! Blutſchande iſt vornehmlich eine unnatürliche Neigung.

S. 45. No. 1. Ein näherer Grund zur Entwickelung des oben S. 39 angeführten Charakters des Sylla. — Blutige und wollüſtige Scenen gewähren beide Sinnenluſt.

S. 57. Von der Dunkelheit bis zur Klarheit iſt das Steigen in Abſicht 1) auf die Menge oder 2) auf die Kraft der Merkmale extenſive oder intenſive Klarheit; ſo wie die deutlichen an Leben und an Deutlichkeit zunehmen können.

S. 64. So lange die Beziehung eines Gegenſtandes auf uns noch nicht feſtgeſetzt iſt, macht ihn die Neuheit angenehm. Iſt ſie aber einmal feſtgeſetzt, ſo kann die Neuheit ſowohl das Vergnügen als den Abſcheu lebhafter machen. Iſt die Neuheit verſchwunden, ſo geht abermals eine Criſis vor. Angenehme Gegenſtände können aus den Urſachen, die Hr. Cochius anführt, unangenehm, und unangenehme angenehm werden. Behalten die Gegenſtände aber, wenn ſie aufhören neu zu ſeyn, noch immer die vorige Beziehung auf uns, ſo wird dieſe durch die Gewohnheit immer ſtärker; die angenehmen Gegenſtände werden uns unentbehrlich, und die unangenehmen unausſtehlich. Die erſte Bekanntſchaft einer Perſon hat zuweilen einen lebhaften Reiz. Ein näherer Umgang kann uns ihre Fehler entdecken und ſie unangenehm machen. Iſt aber dieſe Criſis überſtanden und die Vollkommenheiten überwiegen, ſo entſteht mehrentheils eine Freundſchaft, die durch die Gewohnheit immer verſtärkt wird und die Fehler ſelbſt beinahe lobenswerth macht. Eine ähnliche Beſchaffenheit hat es mit dem Abſcheu. Die Gegenſtände ſind unangenehm 1) durch Ermüdung, 2) durch Unthätigkeit. Jene können durch die Gewohnheit angenehm, dieſe höchſtens nur erträglich werden.

S. 67. „Nicht die Übereinſtimmung in Dingen, ſondern das Zunehmen" etc. Die bloße Übereinſtimmung erregt

Wohlgefallen, Luſt; das Zunehmen aber Vergnügen, indem es die Aufmerkſamkeit an ſich zieht und die Empfindung lebhafter macht.

S. 68. Die angenommene Lehre iſt: das anſchauende Bewußtſeyn einer Übereinſtimmung macht Vergnügen, nicht die Übereinſtimmung an und für ſich. „Die Nebenvorſtellungen verhütet werden"; ungleichartige verhütet, und gleichartige hervorgebracht werden.

Die größere Lebhaftigkeit entſteht auch, wenn die Seele ſich vorher in dem Zuſtande entgegengeſetzter Empfindungen befunden, die durch den gegenwärtigen aufgehoben werden. Durch den Gegenſatz.

S. 70. 1) Von der Allgemeinheit der Neigung. Alle einzelnen Handlungen, welche die Kraft der beſondern Neigungen vermehren, verſtärken auch die allgemeinen Neigungen. Wenn C eine Gattung, A und B die Arten ſind, ſo wird die Neigung a von den einzelnen Handlungen A, die Neigung b nur durch Handlungen von der Art B, die Neigung c aber durch beide verſtärkt; daher ſie ſchwerer zu verändern ſeyn muß.

Ferner: Neigungen werden bloß durch Bewegungsgründe regiert, und nicht anders als durch Colliſion der Motive verändert. Je beſtimmter alſo die Neigung, deſto mehr Gelegenheit zu Colliſionen.

Definition. Die Fertigkeit des Gemüths, das Gute von einer gewiſſen Art vorzüglich zu begehren, heißt Neigung. Gewohnheit erzeugt natürliche, und Übung künſtliche Fertigkeiten, alſo auch Neigungen. Iſt der Grad der Fertigkeit den Kräften, oder das Object den Abſichten der Natur nicht gemäß, ſo iſt die Neigung unnatürlich, und zwar in dem erſten Falle über-, in dem letzten widernatürlich.

Garve von den Neigungen.

S. 100. Das Nützliche wird durch die Gewohnheit angenehm, und kann in ſo weit auch Begierden und Neigungen erregen. Neigungen zum Nützlichen, nicht inſoweit es nützlich, ſondern inſoweit es durch die Gewohnheit angenehm geworden,

arten in unnatürliche Neigungen aus, weil das Object, nur insoweit es nützlich ist, den Endzwecken der Natur gemäß ist. Die Mittel, welche als Endzwecke begehrt werden, machen eine Art der unnatürlichen Neigungen aus, erschöpfen aber die Gattung nicht. Überhaupt giebt es so viel fehlerhafte Neigungen, als Trugschlüsse in der Vernunftkunst.

1) Mittel für Endzweck: Geiz, Pedanterie.

2) Endzweck für Mittel: Wohlthun aus Eigennutz, da das Gute selbst nicht um des Guten halber geschieht; so auch aus Ruhmbegierde.

3) Vom Besondern auf das Allgemeine: Neigung zur Menschenfeindschaft, Mißtrauen.

4) Das Geschlecht für die Art: Spielsucht; da man diese leichte Beschäftigung der Affecte für die einzige hält.

5) Die Art für das Geschlecht: die Neigung, sich durch allerlei Mittel zu bereichern; da nur die erlaubten dem Endzweck der Natur entsprechen.

6) Post hoc, ergo propter hoc, sive non causa pro causa: Ekel vor gewissen Dingen, die zu einer andern Zeit zufälligerweise von widrigen Empfindungen begleitet worden sind.

7) Verwechslung der Objecte: unnatürliche Liebe u. s. w.

8) Fehler der mathematischen Erkenntniß: Wollust, Ehrgeiz, Prachtliebe, Hochmuth.

9) Zeichen für die Sachen: Eitelkeit, Liebe zur Schmeichelei, weichliches Mitleiden.

10) A posse ad esse: Jähzorn, da jeder Blick, welcher Verachtung zum Grunde haben kann, für Verachtung gilt; Argwohn.

S. 101. Natürliche Neigung unrichtig erklärt. — Auch die Eigenschaften des Objects gehören zur natürlichen Neigung; und was sind dieses für gewisse Beschaffenheiten der Seele, in welchen die natürlichen Neigungen ihren Grund haben sollen? — Vermuthlich will Hr. Garve sagen: Neigungen, die ihren Grund in dem haben, was einem Subjecte eigen ist, heißen unnatürlich; d. i. insoweit sie bloß in den Bestimmungen des einzelnen Dinges gegründet sind. Diese Erklärung gefällt mir besser als alle vorhergehenden. Man sieht daraus, warum gewisse Neigungen bei einer Nation natürlich, bei einer andern unnatürlich heißen können.

S. 105. 6. Sehr schön! — Aber warum redet Hr.

Garve bloß von den Gliedmaßen der Sinne? warum nicht überhaupt von dem Zustande des Nervengebäudes? von den Temperamenten?

Von Bild und Ursache. Ich halte dafür, die körperlichen Veränderungen seien bloß die Ursache unsrer sinnlichen Vorstellungen. Mit dem Worte Bild verbinde ich überhaupt an dieser Stelle keinen deutlichen Begriff.

S. 107. „Die Psychologie hat keinen andern Weg, die verschiedenen" etc. — Wenn ich diese Begriffe nach meiner Art entwickle, so sagen sie ungefähr dieses: die Psychologie hat keinen andern Weg, die verschiedenen unsichtbaren Veränderungen, welche in einem sinnlichen Empfindungsvermögen ohne Bewußtseyn vorgehen, zu unterscheiden, als indem wir die analogischen Veränderungen betrachten, die durch dasselbe Object in einem andern sinnlichen Vermögen der Seele hervorgebracht werden. Noch mehr: „alle unsere Ideen, die wir von geistigen oder von abstracten Gegenständen haben, sind fast durchgängig durch eine gewisse Analogie mit körperlichen Gegenständen gebildet worden." — Setzet: durch eine Analogie mit sinnlichen Empfindungen; so beweiset diese Instanz nichts.

S. 108. „Hat die Seele eine Kraft, die empfangenen Bilder durch sich selbst zu verändern?" Da die körperliche Veränderung nicht eher ein Bild wird, als nachdem sie zur Seele gelangt, so hat diese Frage nach meinen Begriffen keine andere Bedeutung, als diese: würde eine Seele A, wenn sie an der Stelle der Seele B wäre, und im Körper alles unverändert bliebe, eben dieselben oder andere sinnliche Vorstellungen haben? — Bonnet würde sagen: eben dieselben; wir sagen: verschiedene. Nun wird Hr. Bonnet nicht läugnen, daß der vorhergehende Zustand der Seele, und vornehmlich ihre geheimen Winkel und Falten, auf die gegenwärtigen sinnlichen Empfindungen einen Einfluß haben. Allein er läugnet vielleicht, daß dieses von etwas, das der Seele beiwohne, herrühre, und schreibt es vielmehr dem Gehirn zu.

S. 110. 111. Was hier von Handlungen und Modificationen der Seele gesagt wird, verstehe ich nicht. Die Seele ist in beständiger Action. Alles, was in der Seele vorgeht, ist Handlung; aber ihre vergangenen Wirkungen und Handlungen verursachen in den gegenwärtigen gewisse Veränderungen und Modificationen, die man gar wohl zurückbleibende Spuren derselben

nennen kann. — Daß zum Bewußtseyn der Seele ein zweiter Actus erfordert wird, dürfte schwerlich geläugnet werden können. Von diesem Bewußtseyn können auch Merkmale in der Seele zurückbleiben, insoweit es auf alle folgenden Veränderungen der Seele einen Einfluß hat. — Daß die vergangenen Ideen in der Seele gar nichts verändern sollten, und bloß deswegen durch materielle Begriffe reproducirt werden müssen, läßt sich gar nicht behaupten. Das Vergangene kömmt niemals ohne Veranlassung von Seiten des Gegenwärtigen in die Seele zurück. — Vergangene Ideen stehen mit den gegenwärtigen in Verbindung und Verwandtschaft, durch den wirklichen Einfluß, den sie auf das Gegenwärtige haben. So wie im Gehirn verwandte Bewegungen sich einander reproduciren, und desto leichter reproduciren, je genauer sie verbunden und je öfter sie beisammen gewesen; eben also reproduciren sich in der Seele die diesen Bewegungen zusagenden Ideen.

Erdichtungen von dieser Art, wie hier eine vorkommt, von einer begrifflosen Seele, die plötzlich einen vollständig gebildeten Körper beseelen soll, verwirren mich allezeit. Anstatt die Frage einfacher und leichter zu machen, glaube ich vielmehr, daß sie solche schwerer und verwickelter mache. Alles, was ich von der Seele weiß, verschwindet, sobald ich sie ohne alle Begriffe, indem sie den ersten Eindruck von außen empfängt, denken soll.— Dieser Eindruck soll noch immer der einzige seyn, den sie hat.

So viel ich von diesem ganzen Räsonnement (S. 113.) verstehe, so will Hr. Garve sagen: ohne Phantasmata finden keine Begierden statt. Wer läugnet dieses?

S. 114. Der nisus gehört nicht mehr zum Vergnügen. Das anschauende Bewußtseyn einer stärkern Thätigkeit ist Vergnügen. Das Phantasma davon erregt einen nisum, der das Element der Begierde ist.

S. 117. Wenn die Antwort nur richtig wäre, bedeutend würde sie allenfalls noch seyn. Für's erste wäre es schon genug, wenn sie den besondern Fall nur auf einen allgemeineren zurückführte, wie alle Antworten in der Naturlehre thun. — Wenn in den Wissenschaften selbst einiges mehr klare und das andere mehr deutliche Begriffe erforderte, so würde mich die Antwort schon lehren, die Fähigkeiten näher zu bestimmen. Allein sie hat auch außerdem in diesem Falle eine philosophische Bedeutung. Wir haben gesehen, daß die Arten der Fähigkeiten von

der Classification der Begriffe und Handlungen abhangen. Wiederholte Handlungen von Einer Art vermehren die ihnen zusagende Fertigkeit. Handlungen von verschiedener Art vermehren die ihnen zusagenden Fertigkeiten wechselsweise, nicht insoweit sie verschieden, sondern insoweit sie von Einer Gattung sind. Da alle Handlungen der Seele unter einer Hauptgattung begriffen sind, so ist niemals in der Seele eine Fähigkeit ohne irgend einen Grad von Fertigkeit gewesen; auch keine Fertigkeit, die nicht durch Gewohnheit verstärkt worden wäre. Die Antwort fällt also dahin aus: diese Seele hat seit ihrem Daseyn mehr Gelegenheit gehabt, Handlungen von dieser oder einer ihr verwandten Art zu verrichten, wodurch die ihr zusagende Fertigkeit verstärkt worden ist. — Die Classification der Begriffe ist hier nicht bloß Hülfsmittel zum Denken, sondern in der Natur gegründet; die Handlungen, die zu Einer Classe gehören, erleichtern sich einander wechselsweise. Wer sich in einer Wissenschaft geübt hat, kömmt auch in einer andern leichter fort. Woher dieses, wenn die Classification bloß willkührlich ist?

S. 124. 5. Außer der Befriedigung gegenwärtiger oder künftiger Bedürfnisse der Natur, liegt auch bei dem Geldgeize ein gewisser Ehrgeiz zum Grunde, indem man sich ein gar wichtiges Ansehen geben kann, wenn man Andern von seinem Überflusse mittheilen kann. Es versteht sich, daß auch hier die Begierde zum Mittel so stark werden kann, daß der Endzweck selbst darüber versäumt wird. Indessen giebt es auch Geizige, die nicht karg sind, die vielmehr Pracht und Gefolge lieben.

S. 130. Die Betrachtungen über den Geiz sind sehr gut. Ich wünschte, daß Hr. Garve untersucht hätte, warum der Besitz ohne den Genuß beim Geldgeizigen allezeit niedrig, beim Ehrgeize aber meistens edel und erhaben sei?

Vor Einführung des Geldes war auch der Ackerbau eine Quelle des Geizes, indem dadurch ein festes Eigenthum eingeführt und die Begierde, solches zu erweitern, rege gemacht wurde. Die Begierde, viele schöne und nützliche Dinge zu besitzen, hatte damals nichts niedriges, nichts verächtliches, und scheint vielmehr als eine gute Eigenschaft angesehen worden zu seyn. Achilles sagt zum Agamemnon beim Homer (Iliad. I. 121.):

Ἀτρεΐδη κύδιστε, φιλοκτεανώτατε πάντων!

Er scheint hier noch nicht in der Laune zu seyn, Vorwürfe machen zu wollen, welches das κύδιστε beweist.

S. 131. „Leute von großen und weitaussehenden Anschlägen sind niemals geizig." — Wenn das Mittel zu vielerlei möglichen Endzwecken führt, so ist es dem Menschen sehr natürlich, das Augenmerk bloß auf das Mittel zu richten und die Endzwecke unbestimmt zu lassen. Alsdann können alle diese Endzwecke, so viel ihrer sind, einzeln verrichtet oder verabsäumt werden, und das Mittel behält dennoch seinen Werth. Wir opfern für unsern Freund so viele, und zuweilen noch größere Vortheile und Vergnügungen auf, als uns seine Freundschaft je verspricht. Daß in diesen Fällen die Freundschaft edel und der Geldgeiz unedel sei, kömmt daher, weil dieser selbstsüchtig ist. Die Freundschaft ist nicht bloß Mittel, sondern auch wahrer Endzweck der Natur. Die Neigung, sich an Anderer Glückseligkeit zu vergnügen, ist selbst eine Vollkommenheit.

S. 133. Die Ehre ist nicht nur als Mittel, sondern auch als Absicht begehrlich, insoweit die Übereinstimmung Anderer Meinung von unserm Werthe mit diesem Werthe selbst und unserer Meinung davon eine Realität, und folglich begehrlich ist. Wenn die äußerlichen Dinge mit unsern Absichten übereinstimmen, so sind sie nicht als Beförderungsmittel dieser Absichten nützlich, sondern auch als Übereinstimmung an und für sich angenehm und gut.

„Unsern Bedürfnissen zu Hülfe zu kommen, und für unser Vergnügen zu arbeiten." — Man schränke nur den Begriff der Bedürfnisse nicht zu sehr ein, denn die Ehrliebe gehört vornehmlich mit dazu. Auch das Wort Vergnügen muß nicht in einem gar strengen Sinne genommen werden.

Daselbst: „einen Zuwachs von Kraft, oder mit einem andern Worte, von Vollkommenheit wünschen, um —"; kein um weiter, sobald wir das letzte Ziel erreicht haben. Es muß doch etwas als Absicht begehrlich seyn. Sagt man, wie Hr. Garve zu sagen scheint: die Befriedigung unserer Bedürfnisse; so frage ich weiter: wohin zielen unsre Bedürfnisse?

S. 134. Alles, was Hr. Garve hier von der Entstehung der Ehrbegierde sagt, scheint aus dem Helvetius genommen zu seyn, und ist meines Erachtens grundfalsch. Abermals Bedürfniß? und welches? bloß Essen, Trinken und Beischlaf? Wenn der Ehrbegierige nur dieser Bedürfnisse halber geehrt seyn möchte, warum ist denn der Ehrende so willig, dem Geehrten einen

Theil seiner Bedürfnisse aufzuopfern? Warum gönnt er ihm manchen Bissen, den er wohl selbst verschlucken könnte?

„Alle Vortheile des Sieges ohne die Beschwerlichkeiten des Kampfes". — Wer hat diese jemals gewünscht? So philosophirte Cyneas mit dem Pyrrhus, und ward von dem Abenteurer mit Recht für einen Sophisten gehalten.

S. 138. So richtig Hrn. Garve's Schlüsse in Absicht auf den Geiz gewesen, so übel zusammenhangend scheinen sie mir in Absicht auf die Ehre. Was für eine Kette von der Befriedigung der Bedürfnisse bis auf die Verachtung des Todes! Wie wenig ist sie der Natur gemäß!

Ich frage nochmals: woher entsprang denn die Neigung, einem Menschen, der irgend einen Vorzug hat, mehr Vergnügen zu verschaffen?

S. 140. „Es giebt Seelen" etc. Hier lenkt Hr. Garve wieder in das Gleis der gesunden Philosophie.

S. 149. „Der Zorn setzt eine Unmöglichkeit voraus, die unangenehme Empfindung der Beleidigung auf eine andere Art wegzuschaffen, als durch die Vernichtung dessen, der diese Empfindung in uns veranlaßt hat." Hr. Garve sollte auch gegen den Zorn nicht ungerecht seyn. Die Begierde, sich zu rächen, ist nicht immer einerlei mit der Begierde, seinen Gegner zu zernichten.

S. 156. 7. Ich finde keinen so großen Unterschied zwischen den angenehmen und unangenehmen Empfindungen. Beide verdunkeln, wenn sie herrschend sind, alle schwächeren Nebenbegriffe, und werden von den gleichartigen verstärkt, von den ungleichartigen geschwächt. Beide verstärken, wenn sie nicht herrschend sind, die Empfindungen, die von ihrer Art sind. In einem Anfalle heftiger Schmerzen wird man niemals neidisch oder traurig, so wenig man während eines sinnlichen Vergnügens, wenn es heftig ist, gegen die sanften Vergnügungen des Wohlwollens empfindlicher wird. Aber ein mäßiger, anhaltender Schmerz macht zu allen Verdrießlichkeiten aufgelegt; so wie ein stilles Vergnügen, das bloße Behagen, die Abwesenheit alles Schmerzes, die Menschen gar wohl zu den Empfindungen der Liebe und des Wohlwollens geschickter machen kann. — Daß körperlicher Schmerz in seiner größten Heftigkeit die Entstehung des Zorns erleichtern kann, wird nicht geläugnet; aber nur alsdann, wenn wir glauben, daß eine Milderung des Schmerzes uns

verweigert wird, welches natürlicherweise den Zorn erregen muß; oder wenn Jemand einen Grad der Aufmerksamkeit fordert, den wir ihm ohne Zwang nicht gewähren können, weil der gegenwärtige Schmerz uns ganz beschäftigt.

S. 158. „Verlangen nach Genuß und Verlangen nach Bestrebung". Ich kenne keine solche Eintheilung. Es giebt keine Bestrebung ohne Genuß, und keinen Genuß ohne Bestrebung. Der Arbeitsmann beschäftigt seine Hände, wenn er arbeitet, seinen Mund, wenn er ißt, und seinen Magen, wenn er verdaut. Nennt Hr. Garve etwa eine mindere Thätigkeit Genuß?

Nicht in jedem Grade können unangenehme Leidenschaften andere unangenehme erwecken. Im Zorne empfinden wir zuweilen körperliche Schmerzen nicht, in der äußersten Betrübniß keinen Zorn. Furcht und Zorn vertreiben sich einander. Schmerz vermindert den Ekel, Verachtung den Neid.

S. 162. 3. Vortrefflich! so auch 163. 4. 5. 6. — 181 — usque ad finem.

Von dem Worte Kunst.

Man sagt, sie sei subjective eine Fertigkeit, objective aber der Inbegriff der Regeln etc.; allein auch die Wissenschaft ist eine Fertigkeit (Wolf's Logik §. 2.). — Man unterscheidet 1) Kunst von Natur, 2) Kunst von Wissenschaft. Ich möchte also sagen, complexus propositionum practicarum compossibilium in uno convenientium, sed sese non determinantium sei eine Kunst; so wie complexus propositionum theoreticarum compossibilium in uno convenientium eine Wissenschaft sei. Wer sich eine Fertigkeit erworben, jene ohne Fehl zu verrichten, und diese gewiß zu erkennen, der *besitzt* die Kunst oder die Wissenschaft. Was von Natur hervorgebracht wird, ist deswegen von der Kunst unterschieden, weil die hervorbringenden Ursachen sich einander determiniren, und nicht nach practischen Vorschriften handeln. Dieses gilt nur, so lange von causis secundariis die Rede ist; in Rücksicht auf Gott aber sagt man freilich, er habe unendliche Kunst gezeigt.

Eine Kunst kann zur Wissenschaft werden, so wie man einen jeden practischen Satz in einen theoretischen verwandeln kann, wie aus der Logik bekannt ist. Wer aber die Wissenschaft einer Kunst besitzt, der besitzt noch deswegen die Kunst nicht. Denn wenn er gleich eine Fertigkeit besitzt, gewiß zu erkennen, so hat er doch deswegen noch die Fertigkeit, ohne Fehl zu thun, nicht in seiner Gewalt.

Zu den Briefen über die Empfindungen.

(1770.)

S. 28. „Daß die Seele die Vorstellung einer Vollkommenheit lieber haben, als nicht haben, und die Vorstellung" etc. — Falsch! Die Abneigung geht nicht immer auf das Nichthaben der Vorstellung, sondern zuweilen auf die Mißbilligung des Objects. Die Unvollkommenheit ist objectiv böse und erzeugt Mißbilligung, aber subjectiv als Vorstellung ein praedicatum ponens, und also gut. Wenn dasjenige, was wir lieben, in Gefahr oder Elend ist, so wünschen wir, wenigstens der Empfindung nach, nicht, dieses nicht zu wissen, sondern dem Übel abzuhelfen. Die Vorstellung der Unvollkommenheit erregt also eine vermischte Empfindung; sie ist objectiv mit einer Mißbilligung, subjectiv hingegen mit einer angenehmen Empfindung verknüpft.

S. 48. 49. Das Vergnügen hätte nicht mit dem Wollen verglichen werden sollen. Jenes ist ein inneres Bewußtseyn, daß die Vorstellung A unsern Zustand verbessere; das Wollen hingegen ein Bestreben der Seele, diese Vorstellung wirklich zu machen. Das Vergnügen ist gleichsam ein günstiges Urtheil der Seele über ihren wirklichen Zustand; das Wollen hingegen ein Bestreben der Seele, diesen Zustand wirklich zu machen. Das Verlangen, von welchem das Vergnügen begleitet zu werden pflegt, gehört nicht wesentlich zum Genusse des Vergnügens.

S. 85. Ich bin bloß bei der objectiven Vollkommenheit stehen geblieben, die die Seele (während eines sinnlichen Genusses) wahrnimmt. Ich hätte aber hinzuthun sollen, daß durch

diese harmonische, innerliche Empfindungen auch die Kräfte der Seele auf eine ihr zuträgliche Weise beschäftigt werden, wodurch auch eine subjective Realität in der Seele gesetzt wird. Überhaupt erzeugt jede anschauende Betrachtung einer objectiven Vollkommenheit auch eine subjective Vollkommenheit, die der Seele nicht anders als angenehm seyn kann.

Eine ähnliche Beschaffenheit hat es mit dem Schmerze (S. 87.). Die Seele nimmt nicht nur die Übel wahr, die dem Körper drohen; sondern ihre eigenen Empfindungskräfte werden durch viele mißstimmende Empfindungen auf eine unharmonische Weise beschäftigt.

S. 91. Die Möglichkeit möchte wohl geläugnet werden können.

Eigenhändige Notizen von Moses Mendelssohn in Stosch's Synonymen. Frankfurt a. O. bei Braun, 3 Bände. 1770.

(Das Original im Besitze des Herrn J. Muhr in Berlin.)

gleichgültig, gleichgeltend. Was weder Lust, noch Unlust bezeigt, ist gleichgültig. Zwei Dinge, die einen gleichen Werth haben, sind gleichgeltend.

glücklich, glückselig. Beide werden sowohl subjectiv, als objectiv gebraucht. Was durch einen Zufall wohl von statten geht, ist glücklich; so wie auch die Person, der alles nach Wunsch ausschlägt und die sich im äußerlichen Wohlstande befindet, glücklich genannt wird. Was unser inneres Wohl nicht weniger befördert als das äußere, heißt glückselig, so wie die Person, welche sich in diesem zweifachen Wohlseyn befindet, glückselig genannt wird.

beweisen, erweisen. Wer Gründe vorträgt, etwas zu behaupten, der beweiset. Wenn er dadurch seinen Satz wirklich wahr macht, so erweiset er.

Gränzen, Schranken. Die äußern Enden der Ausdehnung heißen Gränzen; dasjenige, welches verhindert, daß sie sich nicht weiter erstreckt, heißt Schranken.

Stolz hat auch einen guten Verstand, und bedeutet das Gefühl von unserm eigenen Werthe, welches sowohl richtig als unrichtig seyn kann. Man sagt: ein edler Stolz.

laufen, rennen, jagen. Man läuft bloß mit den Füßen; man rennt aber auch zu Pferde oder mit einem Wagen. Jagen zeigt aber nur die Geschwindigkeit des Pferdes oder des Wagens an.

Wo eine Eintheilung geschieht, ohne daß man sich dabei eine intensive Höhe vorstellt, da wird das Wort Grad gebraucht.

Unwissenheit, ein Mangel der erworbenen Kenntniß.
Unverstand, Unrichtigkeit der Erkenntniß.
Dummheit, Mangel der natürlichen Erkenntniß.

zufrieden, vergnügt. Mais ce n'est que le goût de ce que nous possédons qui puisse nous rendre contents, sagt Girard.

abtragen, niedrig machen, niedrigen, erniedrigen. a) Ein Berg wird abgetragen, wenn er der Erde gleich gemacht wird; und niedrig gemacht oder geniedrigt, wenn von der Höhe etwas abgenommen wird.
b) Niedrigen in eigentlicher Bedeutung, erniedrigen in metaphorischer. Die Berge niedrigen und den Hochmuth erniedrigen.

Aufmerksamkeit, Achtsamkeit, Bedacht, Bedachtsamkeit. Die Richtung unserer Ideen auf einen Gegenstand, so wie die Fähigkeit dieses zu thun, heißt Aufmerksamkeit. Die Richtung unserer Verstandeskräfte auf einen gewissen Gegenstand: Achtsamkeit, Achtung; jenes habitus, dieses actus.
Der Gebrauch der Überlegung bei den freien Handlungen heißt Bedachtsamkeit. Man hat auch das Wort beachten

in philosophischen Schriften angenommen, und dieses bedeutet das Achtung Geben, oder die Richtung unseres Bewußtseyns auf alle Theile eines Gegenstandes, um keinen derselben aus der Acht zu lassen.

Geschlechte, Geschlechter. Hier sagt Stosch: in diesem Verstande braucht man es uneigentlich von allen Geschöpfen, welche einerlei Ursprung haben und zu einerlei Art gehören; Moses Mendelssohn aber:

die von verschiedener Art sind, aber doch eine wesentliche Ähnlichkeit mit einander haben.

krumm, gebogen. Gebogen hat auch die Bedeutung einer runden oder rundlichen Krümmung, so wie sie durch die Action des Biegens zu entstehen pflegt. Was aber eine eckigte oder geschlängelte Krümmung hat, kann nicht gebogen genannt werden, ist aber doch krumm.

bequem, geschickt, tüchtig. Stosch sagt: diese Worte geben den Begriff von einer solchen Beschaffenheit einer Sache wodurch sie fähig wird, den Zweck ihrer Bestimmung zu erreichen; Moses Mendelssohn dagegen:

wodurch ein gewisser Zweck erreicht werden kann.

Bequem der Figur, Lage und äußeren Umständen nach; Geschickt der innern Fertigkeit nach.

vorschießen, vorstrecken, auslegen. Von vorschießen: Vorschuß, von auslegen: Auslage. Von vorstrecken ist mir kein n. s. bekannt.

Vorschießen scheint den Begriff mit sich zu führen, daß Jemand etwas bezahlt, das er erst nach einiger Zeit schuldig seyn wird.

Stosch sagt: z. B. es reiset Jemand von meinen Freunden auf eine Messe, und ich trage ihm auf, verschiedene Sachen für mich zu kaufen. Da ich aber den Preis nicht weiß, so bitte ich ihn, das Geld vorzuschießen, welches ich ihm bei seiner Rückkunft wiedergeben werde.

Hier setzt M. M.: In diesem Beispiele scheint mir vorstrecken besser.

Stoſch ſagt: es ſind auf einem adligen Gute einige Verbeſſerungen zu machen; der Edelmann ſchreibt an ſeinen Pächter, er ſolle nur alles in guten Stand ſetzen laſſen und das Geld dazu vorſchießen, welches er hernach von ſeiner Pacht wieder abrechnen kann.

Hier ſagt M. M.: hier iſt vorſchießen richtig, weil es der Pächter hernach abrechnen wird.

Stoſch ſagt: z. E. wenn ich binnen vier Wochen eine Summe Geldes zu heben hätte, ſelbiges aber jetzt gleich gebrauche, ſo könnte ein guter Freund mir ſolche vorſchießen.

Hier ſagt M. M.: der Schuldner ſelbſt würde mir das Geld vorſchießen, ein anderer Freund aber vorſtrecken.

Stoſch ſagt: oder ich empfehle meinen Sohn, welcher gegenwärtig auf Reiſen iſt, einem guten Freunde, und bitte ihn, im Falle derſelbe Geldes benöthigt ſeyn ſollte, ihm ſolches vorzuſchießen.

Hier ſagt M. M.: hier würde ich vorſtrecken ſagen.

Da von vorſtrecken kein n. s. gebräuchlich iſt, ſo wird das n. s. Vorſchuß in allen Fällen gebraucht; auch alsdann, wenn es keine künftige Schuld betrifft. In Vorſchuß ſtehen; einen Vorſchuß bewilligen, welches ein Darlehn ohne Zinſen andeutet. Beim Auslegen wird das Geld einem Dritten bezahlt, welches aber beim Vorſchießen und Vorſtrecken nicht nöthig iſt.

ſchmeicheln, liebkoſen. Wir ſchmeicheln einer Perſon, wenn wir ihr einen größern Werth beilegen, als ſie wirklich hat, um ſie dadurch zu gewinnen. Wir liebkoſen, wenn wir durch Reden, Geberden und Handlungen unſere Liebe zu erkennen geben.

Glied, Gliedmaß. Stoſch ſagt: dieſe Wörter bedeuten in dem eigentlichen Verſtande einen ſolchen Theil des Leibes, welcher durch ein Gelenk mit einem andern zuſammengefügt.

Hier ſagt M. M.: das Gelenk iſt unnöthig. Die Naſe iſt auch ein Glied. Ein jeder Theil des menſchlichen Körpers, der ſich von dem andern ſinnlich unterſcheidet, heißt ein Glied. Inſoweit dieſer Theil eine eigene Function hat, heißt er Gliedmaß. Die Gliedmaßen der Sinne; membrum, organum.

Stosch sagt: wir brauchen diese Worte nur von den äußern Theilen des Leibes. Die innerlichen wird man nicht innerliche Glieder, sondern Theile nennen.

Hier sagt M. M.: weil sie nicht als besondere Theile in die Sinne fallen.

Stosch sagt: man sagt: ein Glied am Finger, aber nicht ein Gliedmaß am Finger.

Hier sagt M. M: weil der Theil eines Fingers keine ihm eigene Verrichtung hat.

Stosch: Glied im uneigentlichen Verstande: für einen Theil einer Gesellschaft oder Gemeinde.

M. M.: vermuthlich aus der Erdichtung, nach welcher man eine jede Gesellschaft als eine Person betrachtet.

säumen, zaudern. Wer ein Geschäft nicht sogleich vornimmt, der säumt. Wer in Verrichtung desselben langsam ist, der zaudert.

schief, schräge, zwerch. Schief fällt eine Linie auf die andere, wenn sie mit ihr Winkel macht, die sich einander nicht gleich sind. Die Enden dieser Linie liegen sich einander schräge gegen über. Was aber nicht gerade ist, nennt man krumm (s. krumm, gebogen). Wenn die Linie die andere durchschneidet, so sind die Winkel rechte oder schiefe. In dem vorstehenden Falle geht sie in die Quere, in dem andern aber zwerch.

Stosch sagt: uneigentlich sagt man: es steht schief mit dieser Sache.

M. M. sagt: sehr eigentlich: sie nahet sich dem Falle und ist nicht mehr aufzuhalten.

Stosch sagt: man sagt nicht: eine Zwarchflöte, sondern: eine Querflöte; nicht: zwarch über das Feld reiten, sondern: quer über das Feld reiten.

M. M. sagt: dieser anscheinende Eigensinn der Sprache läßt sich nach obiger Erklärung rechtfertigen.

---

abändern, verändern. Eine Sache, die andere Bestimmungen erhält, wird geändert, und wenn dieses die wesentliche Bestimmung betrifft, verändert. Die Veränderung der Zufälligkeiten ist eine Abänderung der Sache; z. E.:

Cajus hat ſeinen Plan verändert, da er ihn doch nur nach den Umſtänden hätte abändern dürfen.

Ordnung, Unterordnung. Die Glieder einer einfachen Ordnung ſind nach einer einzigen Regel geordnet. Die Glieder einer zuſammengeſetzten Ordnung ſind einfache Ordnungen, die dem Ganzen untergeordnet ſind.

Ordnung und Anordnung — wie Zahl und Anzahl.

ſchonen, verſchonen. Einem Dinge das Widrige nicht zukommen laſſen, das ihm zugedacht war, heißt verſchonen; nicht in dem Grade zukommen laſſen, ſchonen.

reden, ſagen, ſprechen. Wer ſeine Gedanken durch Worte zu verſtehen giebt, der redet. Inſoweit dieſe Gedanken von einer beſtimmten Beſchaffenheit ſind, ſagt man dieſes oder jenes. Inſoweit man aber auf eine beſtimmte Weiſe ſich ausdrückt, ſo ſpricht man. Z. E. Er redete von der Freundſchaft, und ſagte, daß ſie das höchſte Gut zu nennen ſei. „Denn", ſprach er, „ohne dieſe Tugend" u. ſ. w. — Ich ſprach zu ihm: rede mit mir, wie du denkſt; ſage die Wahrheit, und ſprich, wie es dir um's Herz iſt.

Mit Jemanden reden, mit Jemanden ſprechen, Jemanden ſprechen.

Stammbuchs-Inſchrift.

(aus Wilh. Dorow's „Facſimile von Handſchriften berühmter Männer und Frauen". Heft 3. Berl. 1837. No. 11.)

Lehrſprüche der Rabbiner.

Wer iſt reich? der Zufriedene.
Wer iſt tapfer? der ſeine Begierden zwingt.
Wer iſt weiſe? der gute Lehren von Jedem annimmt.
Wer iſt ehrwürdig? der Andere ehrt.

Berlin, 26 Oct. 1771.

Zum Andenken ſchrieb's
Moſes Mendelsſohn.

In Brockmann's Stammbuch.

Er ſtrebt auf der Bühne, ſo wie im Leben, Jedwedem,
Begnügt ſich aber, dort Wenigen, hier Einem zu gefallen.

Lettre sur la sculpture. A Mons. Théodore de Smeth. Amsterdam 1769.

(März 1776.)

Der Verfaſſer nennt ſich Hemsterhuys le fils. — Die Schönheit, ſagt er mit Recht, beſteht in einem Maximo der Ideen, in einem Minimo der Zeit; nur iſt das Maximum der Ideen richtig zu erklären. Es iſt nämlich nicht nur extensive (die Menge der Begriffe), ſondern auch intensive (die Klarheit, Wirkſamkeit u. ſ. w.) zu verſtehen. Das Maximum der Ideen entſpricht der Mannigfaltigkeit, und das Minimum der Zeit der Einheit. Dieſes Minimum geht auch nicht nur auf die Zeit, ſondern auch auf die Kraft der Anſtrengung. Man kann aber nicht ſagen, die Schönheit verhalte ſich direct wie die Quantität der Ideen, und indirect wie die Zeit. Denn wenn auch $q : Q = T : t$, ſo kann doch die Schönheit $qt >$ oder $<$ als QT ſeyn. Richtiger: die Schönheit verhält ſich wie die Quantität der Begriffe in einer gegebenen Zeit.

Auch die Bemerkung iſt richtig, daß in der Bildhauerkunſt mehr Einheit (Minimum der Zeit), in der Malerei mehr Mannigfaltigkeit herrſchen müſſe; daher in der Bildhauerkunſt weniger Handlung, mehr Ruhe, auch weniger Compoſition ſtatt findet. Dieſe Bemerkung hat Nicolai ſehr oft gegen Leſſing's Laokoon zu behaupten geſucht.

Herr Hemſterhuys ſucht den Grund davon in der Koſtbarkeit der zur Bildhauerkunſt brauchbaren Materien, als des Marmors, des Goldes u. dgl. — Dieſen Grund finde ich ſonderbar.

Die Malerei iſt beſtimmt, aus einem einzigen Punkte des Raumes angeſehen zu werden. Sie drückt daher auch von dem Tranſitoriſchen nur einen Augenblick der Zeit aus; und der

Betrachter muß dieſen Augenblick der Zeit immer wiederholen, wenn er das Gemälde lange anſieht. Dieſe Anforderung iſt der Natur der Malerei gemäß; und ſie kann daher das Tranſitoriſche gar wohl ausdrücken, wenn ſie den glücklichſten Zeitpunkt wählt.

Die Bildhauerkunſt hingegen iſt beſtimmt, aus mehr als Einem Augpunkt betrachtet zu werden; daher drückt ſie lieber den Zuſtand aus, der einige Augenblicke fortdauert und ſich nicht ſogleich verändert. Indem ich meinen Standort ändere, um die Bildſäule zu betrachten, erwarte ich, der Natur des Tranſitoriſchen gemäß, daß ſich dieſes auch unterdeſſen verändert haben werde; und Einerlei beleidigt. Die Schönheit in Ruhe aber kann ich von allen Seiten betrachten, ohne Veränderung zu erwarten.

Daher läßt ſich weniger Handlung, auch weniger Gruppe in der Bildhauerei anbringen. Der Bildhauer kann nämlich nicht die Anforderung vorausſetzen, der Betrachter ſolle ſich öfters in den Augenblick der Zeit zurückdenken, weil ſein Werk beſtimmt iſt, in mehreren Augenblicken angeſehen zu werden. — Das Bas-relief hat mehr Augenblicke als die Malerei, und weniger als die Bildhauerkunſt. Daher kann die Vorſtellung auf demſelben mehr tranſitoriſch ſeyn als in jener; aber doch weniger als in der Malerei.

Objective und ſubjective Unterhaltungsfähigkeit.

(Juni 1776.)

Die Gegenſtände haben eine objective Fähigkeit, uns zu beſchäftigen, d. h. Gedanken und Empfindungen in uns zu veranlaſſen, die auch zuweilen in Handlungen übergehen. Wir hingegen haben auch von unſerer Seite eine ſubjective Fähigkeit, unterhalten zu werden. Ich ſchreibe ſowohl der objectiven als der ſubjectiven Unterhaltungsfähigkeit eine Quantität und auch eine Qualität zu. Die Quantität der objectiven Unterhaltungsfähigkeit beſteht in der extenſiven und intenſiven Größe und Menge der Gedanken und Empfindungen, die der Gegenſtand zu erregen fähig iſt. Die Qualität derſelben hängt von der

Ordnung und Verbindung ab, in welcher der Gegenstand diese Gedanken und Empfindungen darbietet. Diesen Eigenschaften entspricht subjective 1) die Quantität der subjectiven Fähigkeit, welche in der Größe und Stärke der Kraft, und 2) die Qualität derselben, welche in dem Vermögen, die Begriffe und Empfindungen zu ordnen und zu verbinden, besteht.

Wenn die objective Unterhaltungsfähigkeit mit der subjectiven übereinstimmt, d. h. wenn jene dieser genau angemessen ist; so entsteht bei Betrachtung des Gegenstandes mehr das Bewußtseyn unserer Kräfte, als ihrer Einschränkungen, und die Bewegung ist angenehm. Sind es Gedanken, die erzeugt werden, so ist der Gegenstand schön. Wenn sie nicht übereinstimmen, so sind sie entweder in der Qualität oder in der Quantität unterschieden. Ist jenes, so ist die Bewegung unangenehm, indem wir mehr die Einschränkung unserer Kräfte, als ihre Realität fühlen. Ist aber dieses, so kann die objective Unterhaltungsfähigkeit größer oder kleiner seyn, als die subjective. In dem ersten Fall entsteht bei den Empfindungen Schwindel und bei Gedanken das Erhabene. In dem letzten Falle aber gränzen die Empfindungen an Ekel und die Gedanken an Langeweile.

Juni 1776.

Zwischen dem Erkenntnißvermögen und dem Begehrungsvermögen liegt das Empfindungsvermögen, vermöge dessen wir an einer Sache Lust oder Unlust empfinden, sie billigen, gutheißen, angenehm finden, oder mißbilligen, tadeln und unangenehm finden. — Es giebt Gedanken und Vorstellungen, an denen wir keinen Theil nehmen, die mit keinem Empfindnisse verknüpft sind. So giebt es auch Empfindnisse, die noch in kein Begehren übergehen. Wir können eine Musik, ein Gemälde schön finden, davon gerührt werden, ohne etwas zu begehren.

Das Ziel des Erkenntnißvermögens ist das Wahre; d. i. insoweit wir ein Erkenntnißvermögen besitzen, bestreben wir uns, die Begriffe in unserer Seele mit den Eigenschaften ihrer Objecte übereinstimmend zu machen.

Das Ziel des Empfindungsvermögens ist das Gute; d. i. insoweit wir ein Empfindungsvermögen besitzen, streben wir da-

hin, die objectiviſchen Eigenſchaften mit unſern Begriffen von Güte, Ordnung und Schönheit übereinſtimmend zu machen. Dieſes Object iſt je zuweilen in uns ſelbſt, wenn wir uns bemühen, unſre Gedanken und Empfindniſſe ſelbſt nach der Regel der Güte, Schönheit u. ſ. w. abzuändern.

Daher in dem Menſchen die ſich entgegengeſetzt ſcheinenden Neigungen zur Wahrheit und zur Erdichtung; zur Wahrheit, ſo oft das Erkenntnißvermögen beſchäftigt werden ſoll; zur Erdichtung hingegen, ſo oft wir nur die Abſicht haben, unſer Empfindnißvermögen in Übung zu erhalten. — In dem erſten Falle iſt es uns gleich viel, was die Objecte für Prädicate haben, wenn wir ſie nur ſo und nicht anders erkennen, als ſie wirklich ſind — Mathematik, Naturgeſchichte. In dem letztern Falle hingegen iſt es uns nicht ſo viel um unſer Wiſſen und Erkennen, als um die objectiviſche Beſchaffenheit der Sache zu thun, die wir uns bemühen nach unſerm Begriffe von Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit einzurichten. Nicht das Wahre, ſondern das Gute iſt alsdann unſer Ziel. — Bei allen Angelegenheiten des Herzens gehen unſre Wünſche und Beſtrebungen auf die Beſchaffenheit der Objecte, nicht auf unſere Vorſtellungen. Wir wünſchen, unſre Freunde ſollen glücklich ſeyn, nicht bloß um ihr Unglück nicht zu wiſſen, ſondern um ſolches abzuwenden.

Bei Unterſuchung der Wahrheit müſſen wir kein anderes Intereſſe haben, als für die Wahrheit. Sobald die Neigungen mit in das Spiel kommen, und uns für den einen oder den andern Theil intereſſiren, ſo ſuchen wir nicht unſre Begriffe nach den Sachen, ſondern, wo möglich, die Sachen nach unſern Neigungen zu bequemen; d. h. wir laſſen das Empfindungsvermögen mitwirken, da das Erkenntnißvermögen ganz allein und unvermiſcht wirken ſollte.

Wer bei der Vorſtellung des Schönen allzu ſehr auf das Wahre ſieht, begeht ebenfalls den Fehler, daß er ſein Erkenntnißvermögen wirken läßt, wo bloß das Empfindungsvermögen wirken ſollte; und macht ſich dadurch aller Täuſchung unfähig.

Jedes Empfindniß iſt mit einem Begehren verbunden, die Eigenſchaften des Objects mit unſern Begriffen in Harmonie zu ſetzen. Dieſes Begehren iſt das Element des Beſtrebens. Das Moment ſeiner Wirkſamkeit ſteht im zuſammengeſetzten

Verhältnisse seiner 1) erkannten Güte (nach ihrer Extension und Intension) 2) Möglichkeit (innern und äußern) 3) Schwierigkeit.

Dasjenige Moment, welches in diesem Augenblicke das größte ist, geht aus der gleichsam todten Kraft des Begehrens in die lebendige Kraft der Thätigkeit über, die entweder bloß innerlich ist, d. i. wenn bloß die Achtsamkeit und das Augenmerk der Seele regiert wird; oder äußerlich, wenn Gliedmaßen bewegt werden, nachdem ihr Ziel ist, Gedanken oder Dinge abzuändern.

Das Wünschen geht auch auf das Unmögliche. Wir wünschen fliegen zu können, Beherrscher des ganzen Erdbodens zu seyn, niemals zu sterben, an verschiedenen Orten zugleich seyn zu können, u. dgl. — Aber ein solcher Wunsch wird in der Seele eines vernünftigen Menschen niemals ein Maximum, und erzeugt keine Thätigkeit. Ein Glied des erwähnten Verhältnisses ist auch die Möglichkeit, die Beschaffenheit der Objecte nach unserm Empfindnisse abändern zu können. Wo diese = o wird, da ist auch das Moment selbst = o, und es bleibt bei der todten Kraft des Wunsches.

Über einen schriftlichen Aufsatz des Herrn de Luc, die Immaterialität der Seele betreffend. Eingesandt von Zimmermann.

(Mai 1778.)

Malebranche, sagt ein französischer Schriftsteller, hat mit der glänzendsten Einbildungskraft von der Welt wider die Einbildungskraft declamirt. Herr de Luc eifert wider die Subtilität der Metaphysiker mit den subtilsten metaphysischen Gründen. Ich halte dafür, daß keine Weise, die Wahrheit zu untersuchen, völlig zu verwerfen sei. Jede Methode hat ihre Vortheile, zeigt die Wahrheit in einem andern Lichte; und sie muß in jedem Lichte sich als Wahrheit zeigen; denn darin unterscheidet sie sich eigentlich vom Scheine, der nur aus Einem Gesichtspunkte betrachtet werden will.

Und im Grunde bedient sich Hr. de Luc derselben Gründe, deren sich verschiedene Metaphysiker wider die Materialität der Seele zu bedienen pflegen. Er findet, daß das Bewußtseyn,

die Empfindung weder zu den Eigenschaften der Materie gehöre, noch sich durch die Eigenschaften der Materie begreiflich machen lasse. Hieraus schließt er nun, daß das Bewußtseyn, die Empfindung, das Denken auch der Materie nicht zukommen könne. Der nämlichen Gründe bediente sich Carteſius. Sein Grundsatz war: was in dem klaren und deutlichen Begriffe eines Dinges nicht enthalten ist, kann demselben nicht zukommen. Nun zeigte er, daß in dem klaren und deutlichen Begriffe der Ausdehnung und Bewegung das Denken oder Bewußtseyn (beim Carteſius gleichbedeutende Wörter) nicht enthalten sei; und schloß daraus, daß dieses Eigenschaften eines nicht ausgedehnten Wesens seyn müßten.

Die Dunkelheit, die Einige in den Vordersätzen des Carteſius noch gefunden, hat Hr. de Luc, wie mich dünkt, nicht nur unaufgehellt gelassen, sondern noch vermehrt. Nach seinen Grundsätzen gehört auch die Bewegung, die Elasticität, die Schwere nicht zu den Proprietäten der Materie. Dieses kann im Grunde nicht geläugnet werden. Allein nunmehr werden die Materialisten einwenden, mit dem Bewußtseyn verhalte es sich wie mit der Bewegung, Schwere u. s. w. — Es ist eben so wenig als diese eine Eigenschaft der Materie; und gleichwohl ist es die Materie, welche sich bewußt ist, so wie die Materie sich bewegt, elastisch werden kann u. s. w. — Hr. de Luc hat also noch zu zeigen, daß das Bewußtseyn hierin von der Bewegung verschieden sei.

Nun will sich zwar Hr. de Luc in die Untersuchung, ob die Seele materiell oder immateriell sei, nicht einlassen, und das Nichtaufhören der Seele unmittelbar aus der Bemerkung, daß das Bewußtseyn, die Empfindung der Seele mit den Erscheinungen der Materie in keiner nothwendigen Verbindung stehe, zu folgern wagen. Allein ich muß gestehen, daß mir diese Behauptung nicht recht einleuchten will. Die gemeine Erfahrung scheint vielmehr diese Verbindung außer Zweifel zu setzen; und man ist geneigt, dem bon-sens zufolge, jede Empfindung, jedes Bewußtseyn, ohne alle physische Veränderung, für ein Unding zu halten. Ich wünschte, daß Hr. de Luc über diesen Punkt etwas ausführlicher seyn möchte.

Was Hr. de Luc wider die allgemein beliebte Theorie der Schwingungen ausführt, scheint mir sehr gründlich und völlig entscheidend zu seyn. Es kömmt mir vor, als wenn diese ganze Lehre aus einem Mißbrauche der sogenannten Methode, mecha-

nisch zu philosophiren, entstanden sei. — Die erste Bestimmung dieser Methode ist, Qualitäten durch Qualitäten zu erklären. In Ansehung der sogenannten qualitatum primariarum (Ausdehnung und Bewegung) geschieht dieß 1) durch Auflösung zusammengesetzter Erscheinungen in einfache, 2) durch Reduction der besonderen und einzelnen Erscheinungen auf allgemeine. Diese letztere Weise giebt schon eine minder vollständige Erklärung, ist doch aber nicht ganz zu verwerfen, wie Hr. de Luc sehr wohl erinnert.

Die qualitates secundarias (Licht, Schall, Geruch, Geschmack, Gefühl) sucht man auf die primarias zu reduciren, d. h. in Veränderungen der Ausdehnung und Bewegung aufzulösen. Dies ist ein treffliches Hülfsmittel im Denken, so oft wir die mathesin jener Qualitäten entdecken, d. i. ihre intensive, extensive und protensive Stärke, Geschwindigkeit, Richtung u. s. w. ausmessen wollen. Eigentliche Erklärung aber kann diese Methode schwerlich geben. Das hieße das Licht mit den Händen greifen oder den Schall sehen wollen.

Selbst nach der Hypothese einiger Weltweisen, die bloß Ausdehnung und Bewegung für objective attributa erklären, die secundarias aber für phaenomena, d. i. für subjective modificationes dieser attributorum halten, — selbst nach dieser Voraussetzung, sage ich, läßt sich durch die letztberührte Reduction nur das Objective in den sinnlichen Vorstellungen, nicht aber das Subjective derselben erklären. Durch alle objective Versetzung der Ausdehnung und Bewegung kann man nicht hoffen, die subjectiven modificationes zu erklären, wodurch die sinnlichen Vorstellungen derselben zu Empfindungen des Lichts, Schalls, Geschmacks u. s. w. werden.

Nun gehen die Lehrer der Vibration offenbar noch viel weiter. Nicht nur das Subjective in den sinnlichen Vorstellungen, sondern sogar die Operationen der Seele selbst wollen sie durch Ausdehnung und Bewegung erklären. Dieses heißt, wie ich glaube, nicht allein den Schall und Geruch, sondern die Operationen der Seele selbst sehen und betasten wollen.

Versetzt die Theile der Materie so oft und so vielfältig ihr wollt, ihr werdet dadurch das Sichtbare und Fühlbare in mancherlei Formen bringen, aber niemals in das Sehende und Fühlende verwandeln.

Alle Theorien von Schwingungen und Bewegungen der Faſern im Gehirne führen höchſtens auf Wahrſcheinlichkeit, die Veränderungen im Sichtbaren der Organe zu beſtimmen, von welchen gewiſſe Veränderungen des denkenden Weſens begleitet werden. Sie werden aber nie die objectiven Veränderungen des Sichtbaren in ſubjective Veränderungen des Sehenden verwandeln.

Wahrheit, Schein.

(Nov. 1781.)

Heraklit behauptete, daß wir alle nur ſo lange, als wir wachen, eine einzige gemeinſchaftliche Welt hätten, und daß ein Jeder im Schlaf und Traum gleichſam in ſeiner eignen Welt verkehre (Plut. VI. 634. Reiske); ferner, daß nur das wahr ſei, was mit der allgemeinen Vernunft, und worin alle Menſchen übereinſtimmten, und das falſch, was nur dem Verſtande einzelner Menſchen wahr ſcheine.

Dieß kömmt mit meinen Begriffen ſo ziemlich überein. Jede Erkenntniß, inſoweit ſie in der poſitiven Kraft der Seele gegründet iſt, heißt Wahrheit. Das Gegentheil davon iſt unwahr. Eine Unwahrheit, die wir für wahr halten, iſt ein Irrthum; wenn der Grund dieſes Dafürhaltens in der Beſchaffenheit der Sinne zu finden iſt, ein Schein.

Wahrheit hat einen objectiven Grund, Schein einen bloß ſubjectiven. — Die Wahrheit würde jedes denkende Weſen eben ſo finden, wenn es nicht durch ſeine Einſchränkung verhindert wird. Der Schein wird einer anders modificirten Sinneskraft anders vorkommen. — Sinnliche Erkenntniß hat subjective den höchſten Grad der Gewißheit und Evidenz.

Objective beruht ihre Gewißheit bloß auf Harmonie. Wenn alle Menſchen mit verſchiedenen Sinnen, zu verſchiedenen Zeiten, durch verſchiedene Mittel u. ſ. w. eben daſſelbe wahrnehmen; ſo iſt der Grund zuvörderſt nicht bloß individuell, nicht bloß local oder temporal, ſondern wenigſtens in dem gegründet, was die Menſchen unter allen dieſen gemeinſchaftlichen Umſtänden gemein haben; alſo entweder in der poſitiven Denk- und Vorſtellungskraft

(also Wahrheit), oder wenigstens in der allgemeinen Einschränkung der menschlichen Seele.

Daher die Wunder, so gern sie gegaubt werden, doch von Seiten ihrer objectiven Wahrheit so vielen Schwierigkeiten ausgesetzt seyn müssen. Die objective Gewißheit sinnlicher Gegenstände und Thatsachen beruht auf Harmonie; und der Wundererzähler setzt voraus, daß seine Geschichte nicht durch Harmonie bestätigt werden könne.

Was Heraklit eines Jeden eigene Welt nennt, ist die bloß subjective oder gar individuelle Ideenverbindung, die im Traume prädominirt. Heraklit (Meiners Geschichte der Wissenschaften S. 627.) war der Meinung, daß die feurigen Dünste, die aus der Erde heraufsteigen, sich in gewissen ausgehöhlten Gefäßen oder Trichtern sammelten, und daß aus diesen Klumpen feuriger Dünste die Sterne entständen. Sonnen- und Mondfinsternisse erklärte er aus den Umdrehungen der Gefäße, in welchen ihr Licht eingeschlossen sei, oder aus den Abwendungen der offenen Seiten der Sonnen- und Mond-Trichter. Ich muß hier einer Mißdeutung der Meinung des Heraklit begegnen. Er soll sich poetisch und bilderreich ausgedrückt haben. Vielleicht hat er den Schattenkegel des Mondes, den er der Erde während der Finsterniß zukehrt, in seiner bildlichen Sprache einen Trichter genannt. Es kömmt also darauf an, ob man authentische Zeugnisse hat, daß er auch der Sonne einen solchen Trichter zugeschrieben. — Nach Brucker hat schon Jacob Thomasius (in Diss. de loco animae post mortem et scaph. lunae c. V. §. 10. T. I. hist. sap. et stult. 3.) dafür gehalten, daß dieß ein allegorischer Ausdruck des Heraklit gewesen, quod tamen vix videtur verosimile.

Von vollkommenen und unvollkommenen Rechten und Pflichten.

(November 1781.)

Die Erlaubniß (das sittliche Vermögen), sich eines Dinges als Mittels zu seiner Glückseligkeit zu bedienen, heißt ein Recht.

Die Schuldigkeit (sittliche Nothwendigkeit), etwas zu thun oder zu unterlassen, heißt Pflicht.

Jeder Pflicht entspricht ein Recht.

Beide, sowohl Pflicht als Recht, lassen sich durch allgemeine Sätze ausdrücken, unter welchen die vorkommenden Fälle subsumirt werden müssen.

Die Bedingung des Subjects, unter welcher das Recht oder die ihm entsprechende Pflicht prädicirt werden kann, hängt zuweilen bloß von dem Rechthaber, zuweilen aber mit von dem Wissen und Gutfinden des Pflichtträgers ab. — In dem ersten Falle wird das Recht ein vollkommenes Recht, und die ihm entsprechende Pflicht eine vollkommene Pflicht genannt. Im zweiten Falle aber sind beide unvollkommen zu nennen. Z. B. jeder Arme hat ein vollkommenes Recht zu betteln. Denn die Bedingung des Subjects, unter welcher dieses erlaubt oder gar nothwendig ist, hängt von dem Wissen und Gewissen des Rechthabers allein ab. Er kann aber Niemand zwingen, ihm Almosen zu geben. Denn die Pflicht, Andern mitzutheilen, setzt in der Anwendung Bedingungen voraus, die zum Theil auf Umständen, welche dem Pflichtträger allein bekannt sind, zum Theil aber auch, der Natur der Sache gemäß, auf seiner Willkühr beruhen müssen.

Da der Mensch verbunden ist, nicht das bloß Gute, sondern allezeit das Beste zu thun, die Kenntniß dessen aber, so in jedem Zeitpunkte für jede handelnde Person das Beste ist, von Umständen abhängt, die der handelnden Person allein bekannt und bestimmbar seyn können; so giebt es von Natur keine positiven Zwangspflichten, keine vollkommene Pflicht, etwas zu thun; und alle Zwangspflichten sind bloß negative Pflichten, Pflichten zu unterlassen. Neminem laede! — Die positiven Pflichten und Rechte im Stande der Natur sind bloß unvollkommen.

Durch pacta können wir das Recht, die näheren Bestimmungen hinzuzuthun, auf den Rechthaber übertragen, und dadurch unvollkommene Rechte und Pflichten in vollkommene verwandeln. Denn nunmehr ist dieses Recht das Eigenthum eines Andern geworden, das ich ihm nicht wieder entziehen kann, ohne eine Unterlassungspflicht (neminem laede) zu übertreten; die Unterlassungspflichten aber sind auch im Stande der Natur vollkommen. Das einzige Gesetz: pactum est servandum

ist im Stande der Natur vollkommen verbindlich, weil es im Grunde nur ein anderer Ausdruck ist für den negativen Satz: ne agas contra jus alius, oder neminem laede.

Ich bin verbunden, meine Kräfte zum Nutzen und Vergnügen der Menschen anzuwenden. Wie aber und wozu ich diese Kräfte anwenden will, auch welchen bestimmten Menschen sie zum Nutzen und Vergnügen dienen sollen; diese näheren Bestimmungen hangen im Stande der Natur bloß von mir selbst, zum Theil von der mir allein möglichen Kenntniß gewisser Umstände, zum Theil auch von meiner Willkühr, von meinem Gutfinden ab. Habe ich mich aber gegen Jemanden durch ein pactum verbindlich gemacht, d. h. habe ich ihm einmal das Recht abgetreten, diese näheren Umstände, das Wem, Wie und Wenn nach seiner Willkühr zu bestimmen; so hört meine Concurrenz zur Festsetzung der Bedingung des Satzes auf, und die Pflicht wird vollkommen.

Der Stand der Natur ist derjenige Zustand des Menschen, in welchem alle seine positiven Pflichten gegen Andere bloß unvollkommene Pflichten sind.

Durch die bürgerlichen Gesetze wird ein großer Theil der unvollkommenen, positiven Pflichten in vollkommene, Liebespflichten in Zwangspflichten verwandelt.

Wenn auch die Gesetze keine Strafen und Belohnungen mit den Handlungen verbinden, so sind sie dennoch zur menschlichen Glückseligkeit unentbehrlich, weil diese mit dem Mangel aller positiven Zwangspflichten nicht bestehen kann.

Es ist aber nicht gut, alle Liebespflichten in Zwangspflichten zu verwandeln, damit die Menschen im gesellschaftlichen Leben Gelegenheit finden mögen, sich im Wohlthun und Erzeigung der Liebesdienste zu üben. Wo der Staat mir durch ein Gesetz Almosen abfordert und vertheilt, da finde ich keine Gelegenheit, meine Theilnehmung und mein Erbarmen werkthätig zu üben; und wenn sogar die Werke der Großmuth, der Erkenntlichkeit, der Freundschaft u. s. w. durch Gesetze bestimmt seyn sollen, da verlieren alle diese Tugenden ihren Werth.

Jede positive Zwangspflicht setzt ein abgetretenes Recht voraus. Ein Recht, das soll abgetreten werden können, muß beweglich seyn; daher Niemand vollkommen verpflichtet seyn kann, z. B. für das Vaterland zu sterben; denn kein

pactum kann dieſe unvollkommene Verbindlichkeit in eine vollkommene verwandeln.

Modus conjunctivus.

Zuweilen macht ein ganzer Nebenſatz einen Theil des Hauptſatzes aus, und iſt entweder ein Haupttheil oder ein Nebentheil deſſelben. In beiden Fällen kann es nöthig ſeyn, in dem Nebenſatze die Perſon zu beſtimmen, oder nicht.

Der Infinitiv iſt declinabel und zeigt durch ſeinen Casum das Verhältniß an, in welchem er mit dem übrigen Theile des Haupſatzes ſteht; z. B. der Nebenſatz iſt Subject: die Jugend an Arbeit nnd Unterwürfigkeit gewöhnen, iſt eine Bemühung, deren u. ſ. w.; Prädicat: die Tugendhaften lieben iſt ſelbſt tugendhaft ſeyn; das Object — in Fällen, wo die Handlung des Nebenſatzes der Gegenſtand des Haupt-Prädicats ſeyn kann; als will, kann, mag, darf, muß — הצדדים —; der Infinitiv des Nebenſatzes ſteht hier im Accuſativ. Siehe Meiners philoſophiſche Sprachlehre, der dieſe Regel nicht eingeſehen. Dativ und Ablativ: von rechtſchaffen denken bis zum rechtſchaffen handeln; begierig alles zu wiſſen, Ruhm zu erlangen. Genitiv: des langen Nachforſchens müde; des Bücherſchreibens iſt kein Ende.

Die andern Modi zeigen ihre Abhängigkeit von dem Theile des Hauptſatzes durch die Conjunction ut, quod, daß etc. an; und einige Sprachen geben zu mehrerer Deutlichkeit auch dem Verbo eine andere Geſtalt, welche daher modus conjunctivus genannt wird. Der modus conjunctivus iſt alſo nichts anders, als die Form, die das Zeitwort annimmt, wenn der Satz, in welchem es Prädicat iſt, einen Nebentheil des Hauptſatzes ausmachen und dabei die Perſon andeuten ſoll.

Der Infinitiv kann nur in dem Nebenſatze, niemals aber im Hauptſatze vorkommen. Im Hauptſatze muß das Subject beſtimmt ſeyn.

Über die Freiheit, seine Meinung zu sagen. *)

(Den 23 Mai 1784.)

Wenn die Frage von der Freiheit, seine Meinung zu sagen, bei einer Nation öfters vorkömmt und öffentlich untersucht werden darf, so ist dieß kein zweideutiger Beweis, daß diese Nation entweder schon aufgeklärt sei, oder im Begriff stehe es nächstens zu werden. Die Untersuchung selbst setzt den Gebrauch der Freiheit schon voraus; und die Streitigkeiten, die darüber geführt werden, die Urtheile dawider sowohl, als die Urtheile dafür, sobald sie nur mit Gründen abgefaßt sind, — geben dem Triebe zum Nachdenken, der uns beiwohnt, einen solchen Sporn, dem ihr umsonst nachher durch Gründe zu widerstehen sucht. Wenn die Freiheit des Menschen, seine Meinung zu sagen, eingeschränkt werden soll, so muß die eiserne Macht es thun, nicht die Vernunft.

Ich habe aus ähnlichen Gründen die Frage über die Volksvorurtheile jederzeit für einen unschicklichen Gegenstand der öffentlichen Untersuchung gehalten. Wer nur auf diese Frage öffentlich zu antworten wagt, der räumt eben dadurch ein, daß es nicht erlaubt sei, das Volk zu hintergehen. Behauptet er, es sei erlaubt dieses zu thun, so handelt er seinem eigenen Grundsatz zuwider. Wenn dem Volke irgend etwas verschwiegen werden soll, so muß ihm vor allen Dingen das Geheimniß nicht entdeckt werden, daß man die Absicht habe, dieses zu thun. Wer mich durch Unwahrheit hintergehen will, der muß dieses Vorhaben am meisten zu verbergen suchen; und man findet in der That, daß Niemand so sehr mit seiner Wahrheitsliebe prahlt und sie im Munde führt, als der Lügner, der sein Handwerk versteht. Wie hat also Jemand in einer durch den Druck bekannt gemachten Schrift behaupten können: es sei erlaubt, das Volk durch falsche Vorurtheile zu leiten?

Dergleichen Untersuchungen gehören bloß für das Closet, für geschlossene Gesellschaften, wie die unsrige, wo der aufklä-

*) Dieser und die folgenden fünf Aufsätze scheinen für eine litterarische Gesellschaft (die philomathische) bestimmt gewesen zu seyn.
Anmerk. des Herausgebers.

rende Theil der Nation unter sich in Freundschaft und gegenseitigem Zutrauen ihre Meinungen vorbringen und die Schranken verabreden können, innerhalb welcher dasjenige bleiben muß, was man verschweigen zu müssen glaubt. Sollte die Gesellschaft jemals den Entschluß fassen, ihre Mémoires drucken zu lassen, so wären es Untersuchungen dieser Art, die am ersten ausgenommen werden müßten. Sollte es nicht aus eben diesem Grunde unschicklich seyn, Censurgesetze, sie mögen so gelinde oder so strenge seyn, als man will, öffentlich bekannt zu machen?

Censurgesetze überhaupt setzen voraus, daß es nicht erlaubt sei, alles öffentlich zu sagen, was man im Herzen für wahr hält; daß also manches wahr sei, was aus Absichten verschwiegen werden müsse. Ist aber dieses, so muß kein Geheimniß heiliger seyn, als eben diese nothwendige Duldung der Unwahrheit und des Vorurtheils; und die Gesetze selbst unterstehen sich, dieses Geheimniß zu divulgiren?

Auf den Alpen soll es zwischen den Schneegebirgen eine Gegend geben, wo die Reisenden gewarnt werden, keinen Laut von sich zu geben, weil sie dadurch in die größte Gefahr kommen, die großen Schneemassen zu erschüttern und über sich herstürzen zu machen. Gesetzt, der Führer, der sie begleitet, riefe ihnen unaufhörlich auf dem Wege diese Warnung mit lauter Stimme zu; würde er nicht ungereimt und seinem eigenen Verbot zuwider handeln? Auf solche Weise würden bloß die Censurgesetze, welche die Form angehen, öffentlich bekannt gemacht, und von der Inconsequenz frei bleiben können, weil hier der gerügte Einwurf nicht statt findet. Censurgesetze aber, welche die Materie der Schriften angehen, und bei Materien von gewisser Art die Freiheit, darüber seine Meinung zu sagen, einschränken sollen, müßten so geheim als möglich gehalten werden.

Was die vorliegende Untersuchung selbst betrifft, bin ich sehr der Meinung des Hrn. Assistenz-Raths Klein, daß der Verfasser der Abhandlung den Grundsätzen und Meinungen eine gar zu geringe Gewalt auf die Neigungen und Handlungen der Menschen zuzuschreiben scheine. Wenn Resultate von Erfahrungen und Beobachtungen, wie er selbst anführt, die höchste Evidenz mit sich führen, so ist der mächtige Einfluß auf Meinungen und Handlungen, den er zu bestreiten sucht, über allen Zweifel hinweg; nur daß mir das Gleichniß, dessen sich Hr. Klein am Ende seiner Anmerkung bedient, nicht völlig passend zu seyn

ſcheint. Der ſich in Wein betrinkt, ſchadet unmittelbar nur ſich. Dem Schaden, den er Andern zu thun im trunkenen Muthe aufgelegt iſt, kann auf andere Weiſe, als durch das Verbot des Weins, ſchicklicher vorgebeugt werden. Wer aber eine ſchädliche Meinung öffentlich vorträgt, der ſchadet Andern unmittelbar und geradezu; daher ihm gar wohl die Geſetze zuvorkommen und Einhalt thun können.

Wenn die alten Skeptiker ihre Meinung vortrugen, daß alles dem Zweifel unterworfen ſei, ſo pflegten ſie aus Vorſicht hinzuzuthun: und auch dieſer Satz, daß alles ungewiß ſei, iſt ſelbſt noch ungewiß.

So wünſchte ich Hrn. Prof. Selle's Erklärung zu wiſſen, ob er den Satz ſelbſt: daß es keinen reinen Vernunftbegriff gebe, nicht für einen Vernunftbegriff halte? Oder ſchließt er ihn deswegen von reinen Vernunftbegriffen aus, weil er mathematiſch demonſtrirt werden kann, und alſo identiſch iſt?

Wenn alle mathematiſch erweislichen Sätze, als identiſch betrachtet, nicht als reine Vernunftbegriffe gelten ſollen, ſo bleiben freilich keine andere Sätze zurück, als ſolche, die ſich ganz oder zum Theil auf Erfahrung gründen; und der Satz: es giebt keine reine Vernunftbegriffe, inſoweit Hr. Prof. Selle eigentlich Vernunftſätze darunter verſteht, iſt im Grunde ſelbſt identiſch, und will nur ſo viel ſagen: alle Wahrheiten ſind entweder mathematiſch erweislich, alſo auf identiſche Sätze zu reduciren, oder gründen ſich auf Erfahrung, oder ſind aus beiden Arten zuſammengeſetzt. Ich denke nicht, daß Jemand wider dieſe Behauptung etwas einzuwenden haben kann, er möchte mit der Art und Weiſe, wie ſich Hr. Selle über den Satz des * * ausdrückt, zufrieden oder nicht zufrieden ſeyn.

Verſchiedene Einwürfe des Hrn. Zöllner beruhen, wie mich dünkt, auf einem bloßen Wortſtreite. Er nimmt z. B. die Worte Syntheſis und Analyſis in einer andern Bedeutung als Hr. Selle, und führt die Mathematik zum Beweiſe an, daß es von der Erfahrung unabhängige Syntheſe gebe. — Ihre Syntheſe, wird Hr. Selle antworten, aber nicht die meinige. Es kömmt hier nicht darauf an, auf

weſſen Seite der Sprachgebrauch ſei Genug, Hr. Selle nennt einen Satz nur alsdann ſynthetiſch, wenn das Prädicat nicht aus dem Subjecte erwieſen werden kann; und dergleichen kann es in der reinen Mathematik nicht geben.

Noch hätte ich gewünſcht, Hr. Prof. Selle hätte eigentliche Begriffe von Urtheilen und Sätzen unterſchieden. Sein Thema iſt: es giebt keine reine Vernunftbegriffe, und ſein Beweis ſpricht nur von Sätzen; wiewohl die Begriffe als Materiale des Denkens offenbar ihren Urſprung nicht von der reinen Vernunft haben können, welche ſich bloß auf das Formale des Denkens bezieht.

Indeſſen kann die Seele das Formale ſelbſt zum Gegenſtande ihres Nachdenkens nehmen, und in ſo weit reine Vernunftſchlüſſe herausbringen, die aber, wie in der Logik, abermals identiſch ſeyn werden.

Überhaupt habe ich die größte Verehrung für identiſche Sätze dieſer Art. Wenn man ſich in metaphyſiſchen und moraliſchen Dingen nach mathematiſcher Evidenz ſehnt, was will man anders, als die Sätze in denſelben auf Identität dieſer Art hinführen zu können?

(1784.)

Wenn Weltweiſe von entgegengeſetzten Grundſätzen ausgehen, nach den Regeln der Vernunftkunſt richtig fortſchließen, und im Reſultate gleichwohl ſich näher kommen; wenn ihre Schlußſätze einander nicht ſo entgegengeſetzt ſind, als ihre Vorderſätze; ſo muß die Verſchiedenheit Anfangs mehr in der Sprache, als in den Gedanken, mehr im Gebrauch der Wörter, als in den Begriffen gelegen haben. Man verwirft oft mit Recht den Zwang der Schulſprache, und vermeidet die Kunſtwörter, die in einer Wiſſenſchaft eingeführt ſind; weil dieſe auf zu ſehr gebahnte Wege führen, immer auf der Heerſtraße zu bleiben zwingen, das Genie aber gern abſchweift, um neue Wege zu ſuchen. Allein eben dadurch verliert man auf der andern Seite auch den Vortheil, den die Kunſtſprache mit ſich führt, die Beſtimmtheit und den feſten Umriß der Begriffe, deſſen Gränzen ſchwankend werden

und sich dem Auge entziehen. Es sei mir erlaubt zu sagen, daß ich im vorliegenden Streite über die Grundsätze der Regierung etwas ähnliches zu finden glaube; mehr Einstimmung im Resultate, als in den Grundmaximen, und also vermuthlich mehr Streit im Gebrauch der Kunstwörter, als in den Begriffen. Im Vorbeigehen gesagt, mich dünkt auch, Herr Prof. Söllner befindet sich mit dem Verf. „des Jerusalems", wenigstens in Einem ihrer Streitpunkte, in einem ähnlichen Fall. In seinem vorigen Aufsatze scheint er die ganze Theorie von vollkommnen und unvollkommnen Pflichten, dem Inhalte und den Gedanken nach, nicht nur zuzugeben, sondern auch mit guten Gründen zu bestätigen; dieselbe Theorie, die er in seiner Abhandlung über „Jerusalem" bestritten und verworfen hat. Er hat also bloß die Kunstwörter vollkommne und unvollkommne Pflichten und Rechte für unschicklich gehalten; und stimmt in der Sache, so viel ich einsehen kann, mit dem Verfasser „Jerusalems" völlig überein. — Jedoch hier ist der Ort nicht, dieses zu erörtern. Ich kehre zu dem vorliegenden Streite zurück, und bitte mir die Erlaubniß aus, einige zum Grunde liegende Hauptbegriffe meiner Meinung vorzutragen.

Wenn ich weiß, daß der Genuß eines Guts nur unter einer gewissen Bedingung gewährt wird, und ich schicke mich an, dieses Gut zu genießen; so gebe ich eben dadurch zu verstehen, daß ich mir die damit verbundene Bedingung gefallen lasse. Wenn mir bekannt ist, daß gewisse Rechte nur unter der Bedingung eingeräumt worden, daß ich mich gewissen damit verbundenen Pflichten unterziehe, und ich gebe durch Worte oder durch Handlungen zu verstehen, daß ich mir die Rechte anmaße; so ist offenbar, daß ich mich eben dadurch verbindlich gemacht habe, die Pflichten zu erfüllen, unter welchen jene eingeräumt sind. Diese moralische Verpflichtung, sie mag ausdrücklich verabredet oder bloß aus den Handlungen abzunehmen seyn, gründet sich offenbar auf ein pactum; und wird in dem letzten Falle ein pactum tacitum genannt: ein Vertrag, der nicht ausdrücklich verabredet, aber doch aus dem Betragen und den Handlungen der Paciscenten mit Gewißheit anzunehmen ist.

Daß das moralische Band der Gesellschaft an diesem Grundsatze hange, leidet wohl keinen Zweifel. Was haben die Glieder eines Staats für Verbindlichkeit gegen das Ganze? Offenbar entspringt diese aus den Vortheilen des gesellschaftlichen Lebens,

die sie zum Theil genießen, zum Theil sich versprechen. Der Bürger eines Staats, der sich die Rechte und Vortheile anmaßt, die aus den Gesetzen und der Staatsverfassung ihm zufließen, unterzieht sich eben dadurch den Pflichten, die ihm das Vaterland auferlegt. Wer auf alle Vortheile des gesellschaftlichen Lebens Verzicht thun, oder das Vaterland für die Nutzung derselben schadlos halten kann, dem muß es frei stehen, sich auch den Pflichten des Bürgers zu entziehen und das Land zu verlassen. „Bedenke, Sokrates", — läßt dieser Weise die Gesetze seines Vaterlandes sprechen, im Falle er gesonnen wäre sich der Todesstrafe zu entziehen, die ihm, zufolge der vaterländischen Gesetze, zuerkannt worden ist, — „bedenke, Sokrates, ob du nicht unbillig gegen uns verfährst. Wir haben dich gezeugt, erzogen und unterrichtet; wir haben dich und jeden athenienſischen Bürger, so viel bei uns gestanden, aller Wohlthaten theilhaftig gemacht, die das gesellschaftliche Leben gewähren kann. Und gleichwohl haben wir dir, und jedwedem, der sich zu Athen niedergelassen, die Erlaubniß gegeben, wenn ihm unsere Staatsverfassung nach einer hinlänglichen Prüfung nicht ansteht, mit den Seinigen davonzugehen und sich, wohin er will, zu begeben. Die Thore von Athen stehn einem Jeden offen, dem es in der Stadt nicht gefällt; und er kann das Seinige ungehindert mitnehmen. Wer aber gesehn, wie es bei uns zugeht und wie wir Recht und Gerechtigkeit handhaben, der geht stillschweigend (d. i. nicht mit ausdrücklichen Worten, sondern durch eben so bedeutende Handlungen) einen Vertrag ein, sich alles gefallen zu lassen, was wir ihm befehlen; und wenn er ungehorsam ist, begeht er eine dreifache Ungerechtigkeit. Er ist ungehorsam gegen seine Ältern, ungehorsam gegen seine Zucht- und Lehrmeister, und er übertritt den Vertrag, den er so gut als ausdrücklich mit uns eingegangen ist." Das moralische Band der Gesellschaft, die Verpflichtung eines jeden Gliedes gegen das Ganze, beruht also, im Allgemeinen betrachtet, offenbar auf der Verknüpfung zwischen Genuß und Preis des Genusses, zwischen Rechten und Pflichten; einer Verknüpfung, die die moralische Kraft des Vertrages mit sich führt, sie mag übrigens ausdrücklich verabredet oder durch Handlungen zu verstehen gegeben worden seyn; d. h. in der Schulsprache: sie beruht auf einem ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrage. Eine andere Frage ist es: worauf gründet sich die obrigkeitliche Gewalt in jedem Staate insbesondere?

Wie wird dieſes allgemeine ſittliche Band der Geſellſchaft durch nähere Beſtimmungen eingeſchränkt und abgeändert?

Jede Geſellſchaft erfordert ihren Beitrag. Jedes Glied derſelben muß auf einen Theil ſeiner Rechte und Freiheiten, zum Beſten des Ganzen, Verzicht thun; die Obliegenheit des Menſchen, in Geſellſchaft zu treten und ſich einen Theil ſeiner natürlichen Rechte zu begeben, beruht hauptſächlich darauf, daß er als Mitglied mehr gewinnt, als er als Menſch verliert; und zwar in doppelter Rückſicht: einmal wird die Macht der einzelnen Theile durch den Zuſammenhang zum Ganzen vergrößert; und alſo iſt von dieſer Seite ſchon der Antheil jedes Mitgliedes an den öffentlichen Gütern, wenn die Vertheilung im gehörigen Verhältniſſe geſchieht, größer als der Beitrag. Zweitens iſt das Beitragen und die Aufopferung, ſelbſt wenn es freiwillig geſchieht, eine Äußerung des Wohlwollens, die einen Theil der Glückſeligkeit ausmacht. Wenn Andere durch meinen freiwilligen Beitrag gewinnen, ſo habe ich von dem Überſchuſſe meiner Kräfte den glücklichſten Gebrauch gemacht. Dieſe Beiträge zum allgemeinen Beſten, ſo wie die Antheile der Mitglieder an demſelben, machen einen Inbegriff von Rechten und Pflichten, wodurch die Geſellſchaft zu einer moraliſchen Perſon wird. Geſellſchaftlicher Beitrag alſo und geſellſchaftlicher Antheil, öffentliche Rechte und öffentliche Pflichten, wer ſoll dieſe handhaben? wo ſollen ſie niedergelegt werden? wer ſoll die allgemeinen Regeln feſtſetzen, nach welchen ſie beſtimmt werden ſollen, und wer die Macht, dieſe Regeln in beſondern Fällen in Ausübung zu bringen? welchen Perſonen im Staate ſoll die geſetzgebende, und welchen die ausübende Macht anvertraut werden?

Vergebens würde man ſich auf den geſellſchaftlichen Vertrag berufen, wenn die Frage iſt: wie ſind die verſchiedenen Staatsverfaſſungen entſtanden? Ausdrückliche Verträge ſind nur an wenigen Orten in der Geſchichte anzutreffen; und ſtillſchweigende ſind nur da anzunehmen, wo die Regierungsform bereits eingeführt iſt, inſoweit ſich Jemand derſelben unterwirft. Allein hier iſt die Frage von dem Urſprung der verſchiedenen Regierungsformen ſelbſt; was bewog die Menſchen dazu, ihre geſellſchaftliche Beiträge bei gewiſſen Perſonen niederzulegen, und dieſe damit ſchalten zu laſſen?

Man ſieht, daß man hier zu dem Grundſatze des Herrn Selle ſeine Zuflucht nehmen, und anerkennen muß, daß alle

obrigkeitliche Gewalt auf der Verpflichtung beruhe, sich der Führung eines Weisern zu überlassen; und daß daher die Menschen verbunden sind, insoweit sie durch gemeinschaftliche Veranstaltung zur Glückseligkeit gelangen wollen, sich die Bessern und Einsichtsvollern leiten zu lassen. Allein nunmehr entsteht die Frage: muß es meiner Einsicht überlassen werden, wen ich für den weisern und bessern Menschen halte, oder kann sich ein Anderer mir zum Führer aufdringen? Dieses kann zerfällt wegen seiner Vieldeutigkeit in drei verschiedene Fragen: 1) ist es physisch möglich, mich zur Glückseligkeit zu zwingen? 2) ist es sittlich erlaubt, einen Andern durch Zwang zur Glückseligkeit zu bringen? und 3) wird es auch zuweilen nothwendig, d. h. ist nicht zuweilen der Weise verpflichtet, mich zur Glückseligkeit zu zwingen? Es kömmt hier vieles auf eine deutliche Bestimmung des Worts Glückseligkeit an. Es giebt Dinge, wodurch die Glückseligkeit der Menschen befördert wird; und Dinge, die zur Glückseligkeit selbst gehören und einen Theil derselben ausmachen. Wenn jenes die Mittel sind zur Glückseligkeit, so sind diese die Glückseligkeit selbst. Jenes sind die nützlichen Dinge, und es kann von ihnen gefragt werden: wozu? Diese hingegen werden nicht als nützlich, sondern als Selbstgut begehrt, und die Frage wozu? findet bei ihnen nicht statt. Sie gehören unmittelbar zum höchsten Endzwecke, machen das finis bonorum aus, um dessen willen alles übrige begehrlich wird, das aber selbst nicht wieder um eines andern willen begehrt wird. Jenes sind bona secundum quid, dieses bona absoluta.

Im Grunde sind zwar alle nützliche Dinge zugleich Selbstgut. Die Eigenschaft, die sie haben, zur Glückseligkeit gebraucht werden zu können, giebt ihnen einen innern Werth, eine eigene Realität, wodurch sie als bona absoluta angesehen werden können. So sind auch von der andern Seite alle Selbstgüter auch als nützlich zu betrachten; denn das Gute ist nie ohne gute Folgen, d. h. nie ohne Nutzen. Allein es kömmt sehr viel darauf an, in welcher Rücksicht dasselbe Ding begehrt wird; ob als Mittel oder aus Absicht? als nützlich oder als Selbstgut? Groß und richtig ist der Unterschied zwischen dem Arzt, der das Wiederherstellen der Gesundheit für Selbstgut, und den Marktschreier, der es für nützlich hält. Es kömmt nicht wenig darauf an, ob die Regenten Aufklärung und Duldsamkeit

als Selbstgut befördern, oder ob sie sich immer noch fragen: wozu?

Nach Herrn Selle's richtiger Bemerkung ist die Erweiterung der Thätigkeit das letzte Ziel der menschlichen Glückseligkeit. Hierzu wird unstreitig Freiheit und Selbstbestimmung erfordert; und also findet in Absicht auf das höchste Gut offenbar kein Zwang statt. Ich kann Niemand zwingen, zu hoffen, zu lieben, großmüthig, enthaltsam zu seyn; und also ist in Absicht auf diejenigen Güter, die das höchste Gut ausmachen, der Zwang physisch unmöglich. In Absicht der Mittel hingegen, insoweit sie bloß als Mittel anzusehen sind, läßt sich gar wohl der Zwang physisch denken. Der Arzt kann einen Kranken, dem das kalte Bad zuträglich ist, mit Gewalt ins Wasser stürzen. Man kann einen Menschen einsperren, um ihn von Ausschweifungen abzuhalten; man kann ihn zu Leibesübungen nöthigen, um ihm athletische Stärke beizubringen. Aber insoweit die nützlichen Dinge auch an und für sich begehrlich seyn können, läßt sich auch hier kein physischer Zwang anbringen. Freiwillige Leibesübungen, selbstgewählte Mäßigkeit sind zugleich nützlich und Selbstgut; nützlich in Absicht auf die Folgen, und Selbstgut als eine zweckmäßige Äußerung der Freiheit.

Das Recht meines Nebenmenschen also, mich zu meinem Besten zu zwingen, kann nur in Absicht auf die Mittel statt finden; und auch hier führt es den Nachtheil mit sich, daß durch den Zwang die Mittel bloß secundum quid, nicht an und für sich selbst begehrliche Dinge werden. Der Sklave kann aus Furcht höchstens nur nutzenbringende Geschäfte verrichten; der freie Mensch thut aber dasselbe; und was er verrichtet, ist nicht nur nützlich, sondern auch gut und selbstbegehrlich.

Daß dieses Recht des Weisen, Andere zu leiten, bloß ein innerliches Recht, und die Verpflichtung zum Gehorsam im Stande der Natur eine bloß innerliche Verpflichtung sei, ist von meinem Vorgänger bereits hinlänglich dargethan worden. Die Frage ist: auf welche Weise kann diese innere Pflicht, dieses innere Recht in äußeres übergehn? auf wie vielerlei Art können diese unvollkommenen Pflichten und Rechte in vollkommene verwandelt werden? wie entstehen auch hier aus Gewissenspflichten Zwangspflichten? aus Recht der Billigkeit Recht der äußerlichen Gewalt?

Nach meiner Theorie gründen sich die unvollkommenen Rechte

und Pflichten auf die Möglichkeit der Collisionsfälle, deren Entscheidung bloß dem Pflichttragenden zusteht. Sie gehen also in vollkommene Pflichten über: 1) so oft die Collisionsfälle moralisch unmöglich sind; oder 2) wenn der Pflichttragende durch einen ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrag auf sein Entscheidungsrecht Verzicht gethan; oder 3) wenn er augenscheinlich in der Verfassung ist, von seinem Entscheidungsrechte keinen vernünftigen Gebrauch machen zu können. Ich kann Jemanden, der zum Selbstmorde entschlossen ist, mit Gewalt davon abhalten, weil sich kein Collisionsfall denken läßt, in welchem der Selbstmord erlaubt wäre. Ich darf einen Freund, der in der Heftigkeit einer Leidenschaft etwas gewaltsames beginnt, davon allenfalls mit Gewalt abhalten; und bin sogar sittlich verpflichtet es zu thun, wenn sein Unvermögen, vernünftig zu handlen über allen Zweifel weg ist. Gesetzt, ein Staat ließe sich die Gründe jenes italiänischen Schriftstellers verführen, die Menschen für Thiere zu halten, die bestimmt sind auf allen Vieren zu gehen, und wollte diese Art zu gehen durch öffentliche Gesetze einführen; oder gesetzt, ein Volk ließe sich einfallen, die Köpfe der neugebornen Kinder, wie die Caraiben thun sollen, zwischen Brettern einzuschrauben; so glaube ich, sei ein jeder benachbarte Staat vollkommen berechtigt, dieses thörichte Beginnen durch Gewalt zu verhindern. Denn hier lassen sich keine Collisionsfälle denken, deren Entscheidung nicht offenbar am Tage liegt und jedem vernünftigen Wesen nicht mit gleichem Rechte zusteht.

Hierauf beruht auch die Autorität der väterlichen Gewalt. Es ist offenbar kein Collisionsfall moralisch möglich, dessen Entscheidung den Kindern allein zustehen sollte. Die Verpflichtung zum Gehorsam, die an und für sich bloß innerlich und Gewissenspflicht ist, wird bei ihnen wegen der Schwäche ihrer Vernunft Zwangspflicht; und das Recht der Ältern, sie ihrer Führung zu unterwerfen, geht in ein äußeres vollkommnes Recht über. Indessen ist, wie wir gesehn, jeder Zwang an und für sich ein Übel. Wenn er auch zur Glückseligkeit führt, so werden doch dadurch die Mittel zur Glückseligkeit, welche Selbstgüter seyn können, in bloße Mittel, das Gute, Nützliche in bloß nützliches verwandelt, und dadurch schon wahre Glückseligkeit vermindert. Also von der einen Seite ist das Übel gewiß; von der andern Seite hingegen das Übel, welches von dem Mißbrauch der Freiheit zu besorgen, bloß vermuthlich. Je größer die Wahrscheinlichkeit

des Mißbrauchs, und je größer das Übel, welches daraus entstehen kann, desto größer die Gefahr. Diese Gefahr muß also mit dem Übel des Zwanges verglichen werden. Je mehr die Gefahr das Übel des Zwangs übersteigt, desto nothwendiger wird der Zwang, desto unumschränkter die väterliche Gewalt. Es wird also bei der Erziehung zur Regel dienen können: alle freiwilligen Handlungen, bei welchen der Zwang ein größres Übel seyn würde, als die Gefahr, die von dem Mißbrauch der Freiheit zu besorgen ist, müssen der Willkühr der Kinder überlassen werden; und die Befehle nur alsdann eintreten, wo das Elend von beiden Seiten wenigstens gleich ist. Gängelt eure Kinder, so lange die Gefahr zu fallen, d. i. die Wahrscheinlichkeit zu straucheln, verdoppelt mit dem Übel, das sie sich dadurch zuziehen würden, größer ist, als der Zwang des Gängelwagens; überlaßt sie ihren eigenen Kräften, wo es ohne augenscheinliche Gefahr geschehen kann.

Mit gehöriger Veränderung kann dieselbe Betrachtung auch auf die Regierung der Völker angewandt werden. Auch hier kann der Fall eintreffen, daß die Gefahr des Mißbrauchs größer ist, als das Übel des Zwanges, und also die Verpflichtung zum Gehorsam dringender wäre. Auf die Frage: welche Regierungsform vorzuziehen sei, die monarchische oder die republikanische? wird die Antwort gelobt, die Jemand gegeben: die monarchische, wenn der Regent weise ist; wo nicht, die republikanische. Ich würde geantwortet haben: wenn das Volk weise ist, die republikanische; wo nicht, die monarchische. Das Recht, sich selbst zu regieren, bleibt der ganzen Gesellschaft und jedem Mitgliede vorbehalten, so lange die Gefahr des Mißbrauchs nicht augenscheinlich größer ist, als das Übel, welches der Zwangsgehorsam mit sich führt. Sobald dieser Zeitpunkt eintrifft, so befindet sich die Nation in der Nothwendigkeit, sich einen Oberherrn zu setzen. Das Recht, zu bestimmen, ob diese Nothwendigkeit wirklich vorhanden, und nach welchen Gesetzen der Tüchtigste gewählt werden soll, kömmt abermals innerlich bloß den fähigsten Mitgliedern des Staats, äußerlich aber allen Staatsgliedern mit gleichem Rechte zu. Wenn aber die Gelegenheit dringend, die Ungewißheit mißlich, und der Zwist der Gesellschaft gefährlich ist; so kann das Wahlrecht, so wie die Wahlgesetze, durch ausdrückliche oder stillschweigende Verträge, ein für allemal, auf gewisse Personen festgesetzt werden; und jedes Mitglied ist auch äußerlich verbunden, diejenige Person für die tüchtigste zu halten, welche nach den

Gesetzen des Staats dafür erkannt worden. Kann aber weder eine ausdrückliche, noch eine stillschweigende Einstimmung erhalten werden, und die Gefahr der Freiheit ist dringend und droht dem Staat Zerrüttung; so geht die innere Verpflichtung, sich der Führung Anderer zu überlassen, in eine äußere Zwangspflicht über; so tritt der Fall ein, in welchem der Grundsatz des Hrn. Selle volle Gültigkeit hat; und einem jeden Staatsgliede, das sich für den Tüchtigsten hält, ist erlaubt, sich der Gewalt zu bedienen und die Mitbürger zum Gehorsam zu zwingen. Dem Unzufriedenen muß immer noch unverwehrt bleiben, den Staat zu verlassen; und eben dadurch wird sein Dableiben mit Recht als eine stillschweigende Einwilligung angesehn. Überhaupt muß der Zwang nie weiter gehn, als die Gefahr des Mißbrauchs; und selbst in einer weisen Monarchie müssen die Gesetze nie weiter Ziel und Maaß setzen, als wo der Mißbrauch auch mehr Gefahr hat wie der Zwang; und jede Handlung insbesondere, bei welcher dieser Fall nicht eintrifft, der Freiheit der Bürger überlassen werden. Die Maxime ist richtig: je mehr Zwangsgesetze, desto größeres Elend.

Dieselbe Regel findet auch statt, wenn von Veränderung der Regierungsform die Rede ist. Selten bleibt das Volk lange in der Verfassung, daß ihm die Selbstregierung ohne Gefahr überlassen werden könnte. So lange es die Freiheit, sich zu regieren, nicht bloß als Mittel, sondern als Endzweck betrachtet; so lange jedes Mitglied den Gebrauch seiner Kräfte zur öffentlichen Regierung als einen Theil seiner Selbstglückseligkeit ansieht; wird das Elend des Zwanges sehr oft größer seyn, als die Gefahr des Mißbrauchs; und in diesem Falle wäre es offenbare Tyrannei, wenn eine oder mehrere Personen im Staate sich die öffentliche Gewalt anmaßten. Sobald aber das Volk sich der Freiheit bloß als Mittel zu bedienen anfängt, sobald viele Personen im Staate den Antheil an der öffentlichen Regierung bloß als nützlich ansehen und öfters zu fremden eigennützigen Absichten mißbrauchen; so nimmt das Übel, welches aus dem Zwang entspringt, in eben dem Maaße ab, in welchem die Gefahr des Mißbrauchs von der andern Seite zunimmt. Jenes nimmt ab, weil der Gebrauch der Freiheit dem Sklaven keine Glückseligkeit gewährt; und die Gefahr des Mißbrauchs nimmt zu, je öfter Eigennutz an die Stelle des Gemeinnutzens treten kann. Das Volk, welches sich in dieser Verfassung befindet,

reift zur aristokratischen oder monarchischen Regierung; zu jener, so oft noch beim edlern Theil des Volks die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten Selbstglückseligkeit ist. Sobald sie auch bei diesem bloß Mittel geworden ist; sobald sie in der Führung der öffentlichen Angelegenheiten selbst nicht mehr ihre Glückseligkeit finden, und bloß auf den Nutzen sehen, den sie davon haben; so ist keine andere Hülfe, als Eigennutz mit dem öffentlichen Nutzen auf das festeste zu verbinden; d. h. den Staat einem uneingeschränkten Einzelherrn zu unterwerfen, der das Ganze als sein Eigenthum ansieht und also, wenn er sich auf seinen Nutzen versteht, bloß das gemeine Beste nützlich finden kann. Von dieser Seite betrachtet, hat man schon öfters das Betragen des Julius Cäsar gerechtfertigt, und die Anmaßung der Einzelherrschaft, die ihm schuld gegeben worden, so ungerecht nicht gefunden, als Brutus und seine Anhänger sie ausgegeben. Das römische Volk, sagt man, war in den damaligen Zeiten so ausgeartet, daß die Gefahr des Mißbrauchs offenbar größer war, als das Elend des Zwanges; vorausgesetzt, daß Cäsar selbst nicht an diesem Verderbnisse des Volks großentheils schuld gewesen, und den Zustand vorsätzlich hervorbringen geholfen, den er sich so sehr hat zu Nutze machen wollen.

Indessen wird die Nothwendigkeit der Veränderung in einem freien Staat öfter vorkommen, als in despotischen Regierungen. Unter einem eigenmächtigen Herrn bildet sich das Volk selten zur Freiheit. Es verlernt nicht nur den Gebrauch seiner politischen Kräfte, und wird gleichsam unfähig, auf eigenen Füßen zu stehen; sondern es verkennt auch durch die Länge der Zeit den Werth derselben. Wenn es Freiheit als nützlich wünscht, wünscht es dieselbe nur als Mittel zu andern Bedürfnissen; und scheuet im Grunde mehr das Ungemach der Selbstregierung, als das Elend des Gehorsams. Ist der Despotismus auf's höchste gestiegen und die Tyrannei macht eine Veränderung nöthig, so trifft die Veränderung nur die Person, nicht die Verfassung. Der Despot wird, in der Empörung, auf die Seite geschafft, und der Despotismus bleibt. Je freier aber der Staat ist, desto inniger sind die regierenden Personen mit der Verfassung verknüpft. Eine Veränderung der Personen verändert zugleich die Form. Wenn in einer Volksregierung das politische Verderbniß so hoch gestiegen, daß eine Veränderung nothwendig wird, so können die Regenten nicht abgesetzt oder entfernt werden, ohne

daß die Verfassung darunter leide. Daher manche Staatsrevolution, die in der kleinsten Volksregierung nicht ohne heftige Erschütterungen vorgenommen werden kann, in großen despotischen Reichen, oft ohne alles Ungemach, das Spiel einer Viertelstunde seyn kann.

Man sieht hieraus, wie der Begriff von stillschweigenden Verträgen und der Grundsatz von der Verpflichtung zum Gehorsam nicht nur gar wohl neben einander bestehen können, sondern auch sich einander bestimmen und ins Licht setzen. Wer in einer Gesellschaft bleibt und sich die Vortheile und Rechte der Gesellschaft zu Nutze macht, der versteht sich eben dadurch stillschweigend zur öffentlichen Verbindlichkeit, und übernimmt die gesellschaftlichen Pflichten. Ja er versteht sich eben dadurch zur Unterwürfigkeit und zum Gehorsam, im Falle die durchgängige Einstimmung nicht zu erhalten oder ohne größere Gefahr nicht abzuwarten ist. Durch diese stillschweigende Einwilligung geht also die innere Verpflichtung, sich der Führung eines Bessern zu überlassen, in eine äußere vollkommene Verpflichtung über; und ein Nothfall macht denjenigen zum Tüchtigsten, der die Gewalt in Händen hat, und dem sie ohne Gefahr nicht entrissen werden kann. Denn in diesem Falle ist der Zwang des Gehorsams ein geringeres Elend, als der unzeitige Gebrauch der Freiheit. Die Frage: ob und wie weit es einem Cardinal Richelieu oder Mazarin erlaubt gewesen wäre, sich die Oberherrschaft anzumaßen, läßt sich nach diesen Grundsätzen leicht entscheiden. Der Regent mag durch Überredung oder Macht, durch List oder Zufall zur Regierung gelangt seyn; sobald jedes Mitglied der Gesellschaft sich die Vortheile gefallen ließ, die aus dieser Verfassung entspringen, so hat die Nation stillschweigend in die Bedingung eingewilligt, und das unvollkommene Recht des Regenten ist in ein vollkommenes Zwangsrecht übergegangen. Der Fall ergiebt sich von selbst, in welchem eine Revolution unvermeidlich wird, und jedem Staatsglied, das die Macht hat, auch die Befugniß zuwächst, der Gesellschaft einen bessern Führer zu geben.

Ich habe diesen Aufsatz länger als gewöhnlich aufgehalten, um mir Zeit zu lassen, etwas ausführliches über diese weit um sich greifende Materie zu sagen. Am Ende habe ich mir dennoch selbst nicht Genüge gethan, und muß sowohl um Nachsicht, als um Verzeihung bitten.

Die Bemerkungen des Hrn. O. C. R. Dieterich über den in der That paradoxen Aufsatz des Hrn. Prof. Kant sind eben so richtig als gründlich, und verdienen es, daß man den von Hrn. Kant freigegebenen öffentlichen Gebrauch davon mache. Indessen dünkt mich, daß einiges davon dem Hrn. Kant nicht gänzlich entgangen sei. Er ist vielleicht mehr im Ausdrucke, als in den Gedanken paradox.

1.

Was Hr. Dieterich Aufklärung heißt, nennt Hr. Kant Aufgeklärtheit, und unterscheidet es ausdrücklich von der Aufklärung. Der Unterschied scheint in der That nicht umsonst in der Sprache zu liegen. Aufklärung ist der Zustand, in welchem die Bemühung, sich von Vorurtheilen zu befreien und in wichtigen Dingen des Lebens vernünftigen Grundsätzen zu folgen, herrschend geworden ist. Aufgeklärtheit aber verdient der Zustand genannt zu werden, in welchem die Vorurtheile abgeschafft und die vernünftigen Grundsätze selbst herrschend geworden sind. Beide Hauptwörter scheinen der französischen Sprache zu fehlen, und machen einen Vorzug unserer Muttersprache aus, die dergleichen Abstracta nach Gefallen bilden kann. Zustand der Aufklärung ist zuweilen besser, als Zustand der Aufgeklärtheit. Wenn der Widerstand gehoben ist, so erschlafft die Federkraft. Der Trieb zur Wahrheit verliert seinen Sporn, und die herrschenden Grundsätze verkennen die Vernunft, von der sie herstammen, und hören auf vernünftig zu seyn. Ohne Kampf mit Vorurtheilen verwandelt sich die Vernunft selbst in eine frostige Nachahmung, und der Trieb zur Originalität führt wieder zu Vorurtheil und Aberglauben zurück.

2.

Was Hr. Kant öffentlichen und Privatgebrauch der Vernunft nennt, hat bloß etwas fremdes im Ausdrucke. Wenn ich ihn recht verstehe, so unterscheidet er bloß Berufsgeschäfte von Außerberufsgeschäften. Berufsgeschäfte sind diejenigen öffentlichen Verrichtungen, die mir von der Gesellschaft aufgetragen sind. In Ansehung dieser bin ich verbunden, mich der Mehrheit der Stimmen zu unterwerfen, weil ich sonst, wie Hr. Klein richtig bemerkt, einen Eingriff in die Freiheit Anderer thun und meine Vernunft Andern aufdringen

würde. Die Berufsgeschäfte können nur auf Eine Weise verrichtet werden, entweder nach der Gesinnung der Mehreren oder nach der Gesinnung der Wenigern. Jenes also muß geschehen, wenn die Gesellschaft bestehen soll. Außerberufsgeschäfte aber sind solche Verrichtungen, in welchen jedem Bürger seine Freiheit und Willkühr gelassen werden muß, sobald die Nation im Zustande der Aufklärung ist. Diese Freiheit in Außerberufsgeschäften nennt Hr. Kant öffentlichen Gebrauch der Vernunft. Er will sie aber, so viel ich einsehen kann, nicht bloß auf Freiheit der Presse und des Schriftstellers einschränken, sondern wird gern einem jeden Volkslehrer die Freiheit gönnen, Vorurtheile zu bekämpfen und Wahrheit auszubreiten, so oft er nicht in Amt und Beruf ist.

3.

Aber auch alsdann, wenn der Lehrer in Amt und Beruf ist, wird er sehr oft berechtigt seyn, den Grundsätzen zu widersprechen, auf welche er angenommen worden, und Neuerung einführen. „Es ist wider den Vertrag," sagt man, „den er mit der Gemeine eingegangen." — Ich antworte: es muß mir zuweilen erlaubt, ja sogar meine Schuldigkeit seyn, wider einen Vertrag zu handeln, und zwar unter folgenden Bedingungen. 1) Ich muß überführt seyn, daß es zum Besten des Gegentheils selbst geschehe, und er bei besserer Einsicht mein Verfahren billigen werde. 2) Sobald diese bessere Einsicht nicht erfolgt, und von Seiten der Gegenparthei auf Haltung des Vertrages gedrungen wird, so muß ich willig seyn, von meinem Vorhaben abzustehen, und mir nicht das Recht anmaßen, ihr meine Einsicht aufzudringen. 3) Endlich muß ich die feste Entschließung haben, alle Folgen und Gefahren der eingeführten Neuerung, Schadloshaltung und Bestrafung, Verachtung und Verfolgung über mich ergehen, und keinen Dritten darunter büßen zu lassen.

Unter diesen Bedingungen, sollte ich glauben, haben sich die weisen Volkslehrer, die wir alle in Gedanken haben, in ihrem öffentlichen Berufsvortrage selbst erlauben können, Neuerung einzuführen. Sie waren bei sich überführt, daß es zum Besten der Gemeine selbst geschehe, die sie angenommen, und konnten voraussetzen, daß es ihnen gelingen werde, sie davon zu überzeugen. Gelang es ihnen nicht, und es erfolgte Verwehrung von Seiten der Obrigkeit oder desjenigen Theils, der sie

verpflichtet hatte, so waren sie willig, abzustehen und ihr Amt niederzulegen. Endlich trauen wir alle ihnen den festen Muth zu, alle Folgen geduldig zu ertragen, die eine Neuerung in Religionssachen mit sich führt, wenn das Volk dazu nicht vorbereitet oder der Lehrer nicht behutsam genug dabei verfahren ist. Sie hatten im Falle des Widerspruchs die völlige Schadloshaltung übernommen, jeden Ersatz, jede Ahndung und Bestrafung sich gefallen lassen, welche die Gegenparthei darauf setzen werde; und waren also berechtigt, so lange wider den Vertrag zu handeln, bis es ihnen mit gehörigem Nachdruck untersagt wurde.

Sonderung der Ämter und Stände.

Ich las den Aufsatz des Hrn. B., und war von seiner Meinung völlig überführt; allein des Hrn. S. Gegengründe schienen eben so einleuchtend, und nun war ich wieder ungewiß. Sollten sich beide Partheien nicht mit einander vergleichen lassen? — Ein paar flüchtige Gedanken will ich hinwerfen, die vielleicht etwas dazu beitragen können.

Zuvörderst dünkt mich, müsse man Ämter und Stände unterscheiden. Was für die Ämter nützlich ist, kann für die Stände schädlich seyn, und umgekehrt. In großen Staaten, wo die Geschäfte sich häufen, ist es nützlich, sie immer mehr und mehr abzusondern; aber die Stände müssen desto mehr in Verbindung gebracht werden, je mehr die Ämter sie zur Trennung geneigt machen. Sowohl das Interesse des Staates, als das Interesse der Menschheit scheint dieses vorzuschreiben. Tyrannen suchen die Menschen zu vereinzelnen, weise Regierungen begünstigen alle Arten von Vereinigung.

Die Menschen scheinen von je her das Ungemach, welches aus der Sonderung der Ämter entsteht, empfunden zu haben; sie sind zu allen Zeiten darauf bedacht gewesen, die Stände durch allerlei Verbindungen wieder näher zusammenzubringen; daher die Brüderschaften, Orden, Gilden u. s. w., in welchen die getrennten Stände wieder in Verbindung gebracht wurden. Ich halte dafür, solche Verbindungen seien der Menschheit nützlich, wenn sie auch keinen unmittelbaren Zweck haben, auf

welchen sie losgehen, oder dieser mit der Zeit sich verloren hat. In der Berlinischen Monatsschrift wurden letzthin die Schützengilden lächerlich gemacht, welche in Berlin und andern Städten Deutschlands eingeführt sind. Ich kann dieses nicht billigen. Sie haben in unsern Zeiten keinen nützlichen Endzweck mehr, sagt man, und sollten abgeschafft werden. — Sie haben keinen schädlichen, antworte ich, und sollten daher beibehalten werden. Stört keine Verbindung unter den Menschen; nehmt ihnen keine Gelegenheit, sich einander zu sehen, und in Gesellschaft allenfalls ein eiteles Spiel zu treiben. Hat die Verbindung nur nichts schädliches zur Absicht, so ist sie bloß als Verbindung schon nützlich. Was das Interesse der Gesellschaft von der einen Seite getrennt hat, mag das Bedürfniß der Geselligkeit von der andern wieder zusammenfügen. Gebt der Verbindung einen bessern Endzweck, wenn es möglich ist, aber löst sie nicht auf, wenn sie auch gar keinen hat.

Ferner läßt sich in den Ämtern selbst ein Unterschied bemerken, der auf den Vortheil und Nachtheil der Trennung nicht ohne Einfluß ist. Die Geschäfte des menschlichen Lebens sind von dreierlei Art. Einige derselben erfordern bloß Routine. Die Arbeiten sollen nach einem festgesetzten Plane und nach bestimmten Regeln gleichsam mechanisch verrichtet werden. Je größer die Abtheilung, desto leichter finden sich die Subjecte, die zu diesem niedern Grade von Fertigkeit aufgelegt sind. Andere hingegen erfordern schon mehr Anstrengung des Geistes und Erfindungskraft. Man soll nicht sowohl nach einem bestimmten Plane arbeiten, als Plane selbst entwerfen oder ausbessern. Ein solches Amt erfordert Übersicht des Ganzen, und Routine ist demselben öfters schädlich. Das Simplificiren in den Fabriken selbst trägt mehr zur Vervielfältigung der Erzeugnisse als zur Vervollkommnung der Kunst bei. Es vermehrt die Kunstsachen, indem es die Arbeit erleichtert; aber die Kunst selbst wird durch das Simplificiren nicht verbessert. Selten wird ein Handwerksmann, der einen Theil von einer Uhr mit Leichtigkeit verfertigen gelernt, eine neue Maschine dieser Art erfinden oder die Uhrmacherkunst verbessern. In den Wissenschaften selbst haben wir die wenigsten Erfindungen solchen Männern zu verdanken, die sich auf ein einziges Fach eingeschränkt haben. Erweiterung und Ausbreitung der Wissenschaft ist ihr beschiedenes Loos; zur Erfindung ist ihr Gesichtspunkt zu eingeschränkt.

Eine dritte Art von Geschäften erfordert nicht sowohl Routine oder Erfindungskunst, als vielmehr ausgebreitete Menschenkenntniß und Erfahrenheit. Das hierzu erforderliche Talent kann weder durch Übung, noch durch Anstrengung des Geistes allein erhalten werden. Gesunder Menschenverstand und Menschenliebe, vieljähriger Umgang mit Menschen aus allen Ständen, und genaue Bekanntschaft mit ihren Bedürfnissen, Neigungen und Schwachheiten, — diese allein geben die Fähigkeit, ein solches Amt zu führen; und Menschenliebe giebt die Neigung, sie zum Guten anzuwenden; und hier scheint die Absonderung und Einschränkung auf einzelne Fächer am schädlichsten zu seyn. Je näher das Geschäft mit der practischen Philosophie in Verbindung steht, je unmittelbarer es Tugend und Weisheit zum Ziele hat, desto weniger läßt es sich auf diesen oder jenen Stand, auf diese oder jene Classe der Menschen anweisen und ausschließungsweise einschränken.

Ich finde im Plato eine Stelle, die einen ähnlichen Gedanken enthält und die ich zum Schlusse hier hersetzen will: „Jupiter befahl dem Merkur", läßt Plato den Protagoras in dem Gespräche dieses Namens sagen, „den Menschen Schamhaftigkeit und Gerechtigkeit beizubringen."

Über die beste Staatsverfassung.

Ich werde mich begnügen, über diese reichhaltige Materie einige zerstreute Gedanken hinzuwerfen, die ich für jetzt in Verbindung zu bringen die Muße nicht habe.

Glückseligkeit besteht im Ebenmaaße zwischen Bestreben und Erhalten, Erwerben und Genießen. Der Sklave arbeitet ohne Genuß, der orientalische Despot genießt ohne Arbeit; und beide sind nicht glücklich.

Ohne Übung der Kräfte können weder Staaten, noch einzelne Personen glücklich seyn. Die Kräfte aber müssen Widerstand haben, wenn sie rege werden sollen. Sobald die Feder den Widerstand überwunden und sich entwickelt hat, so ist ihre Spannung dahin, und sie hört auf, rege zu seyn. Der Zirkellauf liegt also in der Natur der Sache. Haben die Väter Ehre

und Vermögen erworben und den Kindern hinterlassen, so bleibt diesen nichts übrig, als der leidige Genuß ohne Erwerb. Haben jene die Freiheit erfochten und wider allen Angriff gesichert, so erfolgt bei den Kindern Gemächlichkeit, Sklavensinn. Sind alle Vorurtheile bestritten und ausgerottet, so erlischt und erkaltet die Liebe zur Wahrheit, und die Kinder haben keinen Sporn zur Aufklärung. In Absicht auf ganze Staaten also, wo die Glückseligkeit von Vätern auf Kinder fortgeht, scheint Stillstand oder Rückfall unvermeidlich. Der höchste Grad der Vollkommenheit droht Rückfall, damit die Feder wieder einige Spannung erhalte.

In Absicht auf einzelne Personen ist dieses so ausgemacht nicht. Zwar haben, was den Körper betrifft, die Ärzte den bekannten Canon: die vollkommenste Gesundheit ist selbst eine Krankheit, oder derselben sehr nahe. Auch hier also giebt es einen höchsten Punkt der Vollkommenheit, eine Spitze, die die Maschine nicht erreichen kann, ohne Gefahr, überzuschlagen und zu stürzen. Ob dieses aber auch in Absicht auf die Seele statt finde, und ob auch hier die Harmonie aller Seelenkräfte, so wie dort die Übereinstimmung aller körperlichen Functionen, in ihrer höchsten Vollkommenheit mit Gefahr verbunden sei? Ich zweifle.

Alles beruht auf der großen Frage: was ist die Bestimmung des Menschen, und was soll er hier auf Erden? — Ist seine Bestimmung Fortgang zu höherer Vollkommenheit, so ist der Mensch Zweck, die Gesellschaft Mittel. Die Menschen werden verschiedene Arten von gesellschaftlicher Verbindung zu ihrem Fortgange brauchen, je nachdem sie selbst verschieden sind. Diese Menschen hier werden in häuslichen Verbindungen, jene in kleineren Gesellschaften, und wiederum andere in großen Staaten besseres Fortkommen finden. Der Endzweck ist nicht Fortgang der Gesellschaft, sondern der Menschen. Da also immer andere Menschen die Bühne betreten und den Staatskörper ausmachen, da diese verschiedenen Menschen auch verschiedene Anstalten zu ihrem Fortgange brauchen können; so kann der Staat oder die gesellschaftliche Verbindung zuweilen Jahrtausende stille stehen, zuweilen gar Rückfall leiden, und die Menschen gehen dennoch unaufhaltsam weiter. — Fortgang der Menschen kann mit Stillestand

oder auch Rückfall der Menschheit gar wohl bestehen, ja zuweilen nothwendig verbunden seyn.

Die Glückseligkeit hat eine dreifache Ausmessung: eine Extension, eine Intension und eine Protension. Je mehr Güter, je stärker und je länger sie genossen werden, desto größer ist die Glückseligkeit. Wenn wir also die Güte der Staatsverfassung berechnen wollen, so müssen wir nicht auf ihre Dauer allein sehen. Eine Verfassung von kürzerer Dauer kann der Bestimmung des Menschen, und also auch den Absichten der Vorsehung angemessener, und der Glückseligkeit zuträglicher seyn, als eine schwächere von der längsten Dauer. Hätten die Griechen und Römer nicht lieber wie die Beduinen leben sollen? Nein! Fortgang zu höheren bürgerlichen Vollkommenheiten war hier Zweck der Vorsehung, Bestimmung dieser Menschen; also auch der Glückseligkeit dieser Menschen angemessener, als jenes einfältige nomadische Leben, das einige Jahrtausende hindurch der Glückseligkeit der Beduinen zuträglich seyn kann. Allein was half es? Mußten nicht Griechen und Römer am Ende unter Barbaren sinken?

Wer? Sicherlich nicht jene großen Männer, die in der Geschichte glänzen und uns noch jetzt zum Muster dienen. Jene Blumen der Schöpfung sind nicht umsonst hier auf Erden verblüht. Sie haben einen Wohlgeruch hinterlassen, der uns jetzt noch behaglich ist; und sie selbst dauern als Früchte vielleicht in einem höheren Zustande der Vollkommenheit immer noch fort. Aber ihre Verfassung hat einen Rückfall leiden müssen. Die Kinder fanden nicht mehr dieselbe Gelegenheit zur Kraftübung, nicht mehr denselben Widerstand, auch nicht mehr dieselbe Aufmunterung. Die Lage der Sache hatte sich verändert, und mit ihr auch die Bestimmung der einzelnen Menschen. Hier war Rückfall der Menschen nothwendig, und also Zweck der Vorsehung. Auch die Gesundheit hat ihre Protension; und sie ist desto größer, je länger des Menschen Leben erhalten wird. Aber wer wird deswegen in seiner Diät bloß auf Protension sehen? Wir alle würden unser Leben um ein Merkliches verlängern können, wenn wir die Vermehrung unserer Lebenstage das einzige Ziel unserer Bestrebungen seyn ließen.

Der allgemeine Plan der Vorsehung, die Bestimmung des Menschen in ihrer größten Allgemeinheit, umfaßt alle mögliche Staatsverfassungen, ja alle Zustände des menschlichen Lebens in

kleinere und größere Gesellschaften, nach Verschiedenheit ihrer Lage und Beschaffenheit; und leidet mit derselben unendliche Abwechslung. — Ist der Mensch sich selbst Mittelpunkt der Vollkommenheit, beziehen sich alle seine Bedürfnisse und Bestrebungen bloß auf sein eigenes Ich, so lebt er im Stande der Wildheit, oder wenn man will, im Stande der Natur, außer aller Verbindung und Gesellschaft, lebt nur sich allein. — Schon der häusliche Zustand giebt seinen Kräften eine andere Richtung. Mann und Frau bedürfen anderer Eigenschaften zu ihrer Vollkommenheit, haben andere Erfordernisse zur Glückseligkeit, als der einzelne Mensch.

Die Eigenschaften des Menschen zertheilen sich in männliche und weibliche. Der Inbegriff der männlichen und ihre Übereinstimmung zur Glückseligkeit bestimmen den Charakter des Mannes, der weiblichen des Weibes. Charakter ist nichts anderes, als das Maaß, der Inbegriff und das Verhältniß aller Eigenschaften einer sittlichen Person zu ihrer Glückseligkeit, oder zu ihrer Lage und Bestimmung.

Das Verhältniß als Sohn und Vater ändert abermals die Richtung, und mit ihr auch den Charakter des Menschen. In größeren Gesellschaften ist die Mannigfaltigkeit noch weit größer; jede derselben hat einen eigenen Punkt der Vollkommenheit, ein eigenes Maaß und Übereinstimmung der Kräfte, die ihrer Lage und Beschaffenheit angemessen sind und ihren Charakter ausmachen.

In dieser Betrachtung ist also die Vertheilung nach Provinzen, deren der Hr. Assistenzrath Klein erwähnt, allerdings anzurathen. Einem jeden Districte werde der politische Charakter gegeben, der seiner Lage und Verbindung mit den übrigen angemessen ist; denn dieser ist bei ihr Punkt der Vollkommenheit.

Moſes Mendelsſohn's Antheil an der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte.

Aufmunterungen in moraliſchen Gedichten von Joh. Lorenz Withof, J. H. fils. aus Duisburg, der Arzney Doktorn auf der hohen Schule zu Hamm, Mitglied der deutſchen Geſellſchaft in Göttingen, wie auch von der Königl. Großbrit. Academie der Wiſſenſchaften. Dortmund 1755. bey Bödeckern.

(aus der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte Bd. 1. Stück 1. 1757. S. 86—106.)

Je mehr ſich die ernſthafte Weltweisheit von dem Sinnlichen entfernt und auf ihrem Lehrſtuhle nichts als die Sprache der lautern Wahrheit zu vertragen ſcheint, deſto angenehmer muß es uns ſeyn, wenn ein ſchöner Geiſt alle ſeine Kunſt erſchöpft, ihre abgezogenen Begriffe vollkommen ſinnlich vorzutragen. Um in dieſen Arten von Gedichten zu gefallen, bedarf es weder der Erdichtung, noch der Nachahmung; weder der Fabel, noch der Charaktere und Geſinnung. Wenn der Dichter nur Geſchicklichkeit genug beſitzt, die trocknen Lehren der Weltweisheit bald durch Bilder und Gleichniſſe zu beleben, bald in der Verbindung mit andern Wahrheiten uns gleichſam zum ſinnlichen Anſchauen vorzulegen, bald einen Satz mit Exempeln und Folgerung zu berühren, bald verſchiedene dergeſtalt in einander zu concentriren,

daß wir in wenig Worten von einer großen Menge von Begriffen übereilt werden; — wenn er dieses Kunststück nur inne hat, so kann er den Ruhm eines großen Dichters verdienen, und wenn sich auch seine Gedichte mit der Definition nicht vertragen, die hier und da ein Kunstrichter von dem Wesen der Dichtkunst gegeben hat.

Pope war der Erste in den neuern Zeiten, der die tiefsinnigsten Gedanken mit poetischer Schönheit zu verbinden gewußt. Sein Schwung ist mäßig, niemals ausschweifend, auch niemals niedrig; sein Feuer brennt immer sich selber gleich; und der Reichthum an Anmuth, den er über sein Werk ausgestreuet, macht, daß man ihn immer beneiden, aber selten erreichen wird. Young ist weder so correct, noch so anmuthig als er; aber er übertrifft ihn weit an Feuer, Schöpfung neuer Begriffe, und tiefer Einsicht in die Verbindung, in welcher sie mit andern wichtigen Wahrheiten stehen. Jener war ein Dichter, der seiner Poesie durch den Ernst der Weltweisheit ein Ansehn geben will; dieser hingegen ein tiefdenkender Kopf, dem die Menge der erkannten Wahrheiten selbst statt der Begeisterung dienen muß.

Unter den Deutschen würde Haller ein Mittel zwischen diesen beiden großen Geistern getroffen haben, wenn ihn nicht solidere Wissenschaften abgehalten hätten, seine männlichen Jahre den Musen zu widmen. Indessen wird die kleine Sammlung von Gedichten, die er geliefert hat, nie aufhören von uns bewundert zu werden; und wir glauben unsern Withof nicht besser anpreisen zu können, als wenn wir sagen, er habe Hallern, den er sich einzig und allein zum Muster vorgesetzt, in vielen Stücken recht glücklich nachgeahmt. Er hat zwar das Schicksal derer nicht vermieden, die sich ein einziges Muster zum Vorbilde wählen; er hat die Flecken selbst mit beibehalten, die sein Urbild entstellen. Seine Verse sind nichts weniger als wohlklingend, sein Ausdruck ist hart und öfters sehr dunkel, seine Wortfügung fremd und unbiegsam; und überhaupt hat er die Sprache und das Mechanische in der Poesie nicht genug in seiner Gewalt. Ja in der Schönheit selbst, dadurch uns Haller für diese Fehler schadlos hält, hat er ihn nicht völlig erreicht. Sein Feuer ist sich ungleich; er weiß seine Gedanken nicht so künstlich vorzubereiten, und seinen Plan vielleicht noch weniger anzulegen, als sein Muster, der große Haller. Allein bei allen diesen Fehlern bleibt ihm eine Menge von vorzüglichen Schönheiten, die uns

öfters mitten im Lesen alle seine Rauhigkeiten vergessen läßt. Diese „Aufmunterungen" sind eigentlich eine Nachlese zu einer andern Sammlung, die im Jahre 1753 von eben diesem Verfasser herausgekommen ist; und haben das seltne Schicksal, daß sie ihre Vorgänger an innern Werthe übertreffen. Wir wollen die kleinen mittelmäßigen Stücke übergehen, und uns bei denjenigen aufhalten, die unsere Aufmerksamkeit vorzüglich verdienen.

Der Sieg des Heilandes ist eine sehr feurige Ode, welche die Haller'sche Ode über die Tugend, mit der sie dem Äußerlichen nach einige Ähnlichkeit hat, weit übertrifft. Nur scheint uns das Sylbenmaaß unglücklich gewählt zu seyn. Der männliche Abschnitt, darauf ein unmittelbarer Trochäus folgt, nöthigt uns, alle Verse in zwei kleinere abzutheilen, dadurch das Feuer der Ode allzu sehr unterbrochen wird. Welch ein Bild!

Siegreich stand der Held! dicht gerollte Flammen
Schlungen sich zum Kranz um sein Haupt zusammen,
Die der Söhnaltar, da er fallen hieß,
Ihm zum Siegeszeichen ließ.

Welch eine würdige Erdichtung in folgender Beschreibung des Triumphwagens, darauf sein Held einherzieht!

Der vereinte Duft, der seit tausend Jahren
Von dem Opferheerd, wolkigt aufgefahren,
Ward zum Wagen ihm an des Cedrons Strand,
Zum Triumph herabgesandt.

Noch eine vortreffliche Abschilderung:

Unsers Schicksals Buch ward ihm übergeben;
Vor ihm liegt der Tod; nebst ihm steht das Leben;
Macht stützt seinen Arm; Güte ruht bey ihr;
Solchem Fürsten dienen wir.

Der medicinische Patriot hat vortreffliche Stellen, die gedrängt von Gedanken, voll kühner Beschreibungen und tiefsinniger Betrachtungen sind. Bei Gelegenheit des platonischen Lehrsatzes, daß ein Übel in den Theilen dieser Welt nothwendig eine Vollkommenheit im Ganzen befördern müsse, sagt der Dichter:

So hilft die Weisheit nur den Jammer fortzupflanzen,
Sie, die mit öftrer Reu, und doch nicht seltner fehlt.
Was sie vom Schönen zeigt, ist Schönheit nur im Ganzen,
Uns plagt es eben so, wie wahres Übel quält ꝛc.

Eine starke Beschreibung in der 34sten Strophe:

Nur dann erst, wenn der Tod den eisenharten Rücken
Dem abgenutzten Trieb allmächtig widersetzt,
Da sieht der Geist, halb frey von seines Leibes Stricken,
Die Angeln, die nur stets verwundend ihn ergötzt,
Sieht Reu den Schlangenhals um seinen Nacken winden,
Und bebt und hofft und stirbt; wir erben seine Sünden.

Von der knechtischen Nachahmung der Franzosen in der 40sten Strophe:

Man ahme Frankreich nach! Doch traun! was mag es helfen?
Daß man ein franzes Herz für deutsche Brüste pacht.
Für Spanier ward es schwer, am zärtlichsten für Guelphen,
Für Engelländer stark, für Frantzen leicht gemacht.
Die Kunst ist nicht für uns französisch liebzukosen,
Um die vorhin umsonst der Römer griechisch sprach.
Wer Deutschlands eignen Geist, nicht Minen der Franzosen,
Auf deutsch verschönern kann, ahmt Frankreich glücklich nach.

Nur sehr selten entwischen ihm ganz leere Verse, als:

Gerecht für andre seyn, und züchtig für sich selber,
Lehrst du (Paulus), so lehrest du, du lehrst gottselig seyn.

Der Plan von diesem Gedichte scheint uns beinahe possierlich. Der Dichter will einen medicinischen Vorschlag thun: wir sollen die Kinder lieber mit Milch von der Heerde ernähren, wenn die Mutter entweder siech oder lasterhaft ist; und in den ersten zwei Dritteln seines Gedichtes widerlegt er die verschiedne Meinung der Weltweisen von dem höchsten Gute, und von den Mitteln, dadurch man es erlangen kann. Ziemlich weit ausgeholt!

Weit ausgearbeiteter ist das 7te Stück, die „sinnlichen Ergötzungen", an den Hrn. geh. Rath Withof in Berlin. Wir wollen dieses schöne Gedicht etwas näher betrachten, weil wir mit nächstem vielleicht Gelegenheit haben werden, es mit einem engländischen Gedichte, fast eben dieses Inhalts, zu vergleichen.

„Die Eintheilung dieses Werkchens in sieben Versuche „ist bloß willkührlich", sagt der Verfasser in dem angehängten Verzeichnisse. „Eine Poesie von dem Umfange in einer ununter„brochnen Zeit zu verfertigen, ist keine Sache für uns, denen „die Poesie zu nichts weiter als zur edlen und anständigen Er„götzung einer arbeitvollen Jugend gedient hat. Ich habe also „oft anfangen und oft wieder aufhören müssen. Und da dieses

„zu siebenmalen geschehen ist, so habe ich auch so viele Theile „daraus gemacht." In dem ersten Versuche werden der allgemeine Endzweck der sinnlichen Begierden und ihre Wirkungen überhaupt beschrieben:

Des Himmels noch nicht werth, und doch für ihn gemacht,
Wird der noch leere Mensch in diese Welt gebracht.
Mit Kenntniß soll er hier den Geist noch erst erfüllen,
Begierig lernen seyn, nicht die Begierde stillen.

Wir sollen durch sinnliche Lust und sinnlichen Schmerz gewohnt werden, uns nach dem Guten zu sehnen und das Böse zu verabscheuen:

Begierde kommt von Lust, und Abscheu folgt der Pein —
Dort hebt ein lockend Spiel die Sehnsucht nach dem Guten,
Hier stärkt den trägen Haß die herbe Zucht der Ruthen.

Das Kind erwächst; und wo nun nicht durch die Zucht der Abscheu für das Böse immer mehr gestärkt wird, so wird diese Welt in kurzer Zeit

— — dem Geist zu dürftig werden.
Er reift zu größrer Lust, und wachsenden Beschwerden.
Verschwendung, ihre Magd die Habsucht, und der Wein,
Stürmt in das größre Herz, mit stärkrer Lust hinein.

Der Mensch will die heftigen Begierden durchaus befriedigen; er sehnt sich nach Zufriedenheit, und findet sie nicht; er versucht seine eigenen Kräfte, und findet sie zu schwach:

Er wünschet sich ein Gott, schwärmt hinter alle Sonnen,
Sucht Allmacht, die ihm fehlt; so wird ein Gott ersonnen.

So lehrt uns die Begierde endlich die Tugend kennen, und

Die Unzufriedenheit führt uns *) die Weisheit zu.

Jedoch der Endzweck der Sinne würde nicht so stark in unser träges Herz wirken, wenn nicht innere Kräfte die Empfindung der Lust und des Abscheues erhielten und gleichsam in uns ausbreiteten. Das was ein Sinn gefühlt, das empfindet der ganze Mensch:

---

*) Der Dichter hätte lieber sagen sollen: die Unzufriedenheit führt uns der Weisheit zu, sonst könnte man diese Stelle auf zweierlei Art verstehen; eine kleine grammatikalische Anmerkung!

So fühlt der ganze Mensch den feuerreichen Wein
Und nicht die Nase nur, und nicht der Mund allein;
So weit verbreitet sich ein Blick geneigter Schönen;
Das Ohr durchströmt uns ganz mit musikal'schen Tönen;
Die ganze Menschheit tobt, wann nur ein Tröpfchen Gifft,
Nur ein Tarantelstich den kleinsten Nerven trifft.

Zweiter Versuch.

Indem die Menschen alle sich nach der Zufriedenheit sehnen, so fällt ein Theil derselben auf das Sinnlichreizende, und glaubt darin sein Element und die Quelle seiner Glückseligkeit zu finden:

Verstreute Gott die Lust, er (der Mensch) sammelt sie zu Hauf,
Und stellt ein Fratzenspiel zu seinen Götzen auf.
Der Thorheit fehlt es nie an witzigen Erfindern.

Ein Verliebter sucht alles auf, was in der Natur liebreizendes anzutreffen ist, und setzt es in seiner Einbildungskraft zusammen;

Die Schöne, der er lebt, schmückt er mit diesen Schätzen,
Und schwört, hier soll der Trieb sich nun zur Ruhe setzen.

Nach langer Sehnsucht, nach vielen ausgestandenem Ungemach erlangt er endlich den schmachtenden Genuß:

Was ihm so himmlisch schien, der allererste Kuß,
Dehnt die bedrängte Brust, und wickelt seine Triebe
Aus tiefen Falten los. Er schlingt den Trank der Liebe,
Der Seligkeit gewiß, mit langen Zügen ein.
Unendlich wird der Reiz, die Wollust endlich seyn.

So betrügt die Wollust sich selbst; so betrügen sich Stolz und Geiz, wenn die Lüsternheit einmal rege wird;

Da wälzt man Lust auf Lust Cyclopen gleich zusammen.

Der schlaue Selbstbetrug giebt dem Laster die Farbe der Tugenden; und so lange es nach Wunsche geht, glaubt man seine Glückseligkeit auf sichern Grund gebauet zu haben; wenn aber die Hoffnung betrügt, so schilt man auf Schicksal, Gott und Sterne.

Ein anderer Theil der Menschen sieht die Schädlichkeit der sinnlichen Lüste ein, und will sie ganz aus ihrer Brust verbannen;

— „Suche nur dein Herz, durch überird'sches Denken,
„Im bodenlosen Meer der Zukunft zu versenken,
„Dein Kerker ist dein Leib, die Welt ein Natternhaus;
„Mein Geist zerfließt in Gott!" ruft Böhmens Schüler aus.

Allein tadeln wir auch nicht des Schöpfers Hände, wenn wir alles, was seine Herrlichkeit verkündigt, keines Anblicks würdigen?

Der Sinnen längste Lust eilt freylich schnell vorbey:
Wer lehrt, daß sie das Ziel des ew'gen Geistes sey? — —
Aus Güte, nicht aus Haß, ist Schönheit, Kunst und Pracht,
Ergötzung zum Gebrauch, und nicht zum Fluch gemacht.

Ein Mensch, der bei äußerlichen Reizen die innere Pflicht aus den Augen setzt, mißbraucht zwar der herrlichsten Güter zu seiner eignen Schande:

Der unsichtbare Geist entläuft dem weisen Zügel;
Doch wenn die Mücke brennt, wer schilt auf Licht und Flügel?

In dem dritten Versuche beschreibt der Dichter die reine Lust der Sinne, die er einst an einem Morgen gefühlt, als er am Ufer der Ruhr spazieren ging. Alle seine Gemälde sind ausgesucht, stark, und dennoch nach der Natur geschildert. Schade! daß unser Ohr öfters durch eine unangenehme Härte im Ausdrucke allzu empfindlich beleidigt wird. Niemals wollen unsere Sinne so sehr geschmeichelt seyn, niemals scheint ihnen die geringste Rauhigkeit so anstößig, als wenn die angenehmen Gegenstände der Natur geschildert werden sollen. Sie fordern alsdann von dem Gemälde eben die sanfte Wirkung, die sie an der liebreichen Natur gewohnt sind. — Wir wollen uns indessen bei den Fehlern unsers Dichters nicht so lange aufhalten, weil sie den meisten Lesern vielleicht mehr in die Augen leuchten werden, als seine vorzügliche Schönheiten.

Welch ein großer Gedanke liegt in folgender Beschreibung!

Wie funkelnd war der Glanz, der durch die Bäume ging,
Und zitternd sich am Rand bethauter Blätter hing! —
Die Sonne quoll hervor, wie Ruh' aus Tugend quillt.

Der Ausdruck „die Sonne quoll" ist hart und ungewöhnlich; allein das folgende vortreffliche Gleichniß macht diesen kleinen Fehler wieder gut:

Du Sonne, wärst mein Gott, wann Gott nicht göttlich wäre.
Ihr Lebens schwangrer Strahl befruchtete den Duft;
Der wallte langsam auf, umschwomme mit der Luft

Begeistrend meine Brust, lag brütend auf dem Grase;
So fuhr des Schöpfers Hauch dem Adam in die Nase.

Die Gedanken: „du Sonne wärst mein Gott" u. s. w. hat Young weit kühner ausgedrückt; „es wäre Sünde von den „Heiden gewesen", sagt er, „wenn sie sie nicht angebetet hätten."

Noch eine sehr feine Erdichtung können wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Kurz vorher, ehe sich die Ruhr in den Rhein ergießt, befinden sich in ihrem Bette ziemliche Tiefen. Der Dichter verfolgt den Lauf der jüngern Ruhr, wie sie dem männlichen Strome entgegeneilt:

Dem stolzen Rhein getreu, taucht sie die volle Hüfte
In das geheime Bett nie durchgesehner Klüfte.

Der vierte Versuch handelt von den Ergötzungen des Geschmacks und des Geruchs.

Wer im Genusse der Speisen bedächtlich ist und allen nöthigen Überfluß zu verachten weiß, wer sich durch Mangel, durch den Hunger selbst die Speisen schmackhaft macht; der wird das Nöthige immer mit Wollust verzehren, dem wird kein Überdruß die mäßige Kost vergällen; denn:

Des Schattens todte Nacht muß Bildern, Licht und Leben,
Und Nothdurft jeder Brust die volle Stärke geben.

Umsonst entgeht der Lüsternheit kein Kunststück, den Geschmack der Speisen zu erhöhen; umsonst wünscht sie dem Leibe, wenn er essen soll, die tausend Zungen der virgilischen Fama;

— — Die Schwelgerey, der Götze reicher Zonen,
Säumt nicht den Übermuth mit Ekel zu belohnen.
Nicht nur was theuer ist, nicht was ein fremd Gestirn,
Mit andern Strahlen treibt, nicht nur Fasanenhirn,
Nein, auch einheimischen gefunden Gastereyen
Gab die Natur die Kraft, den Menschen zu erfreuen;
Eh' Welschlands Weichlichkeit in Frankreichs Küche fuhr,
Und Deutschland gleich bethört der Väter Kost verschwur,
Konnt' auch die Zärtliche mit Milch sich frölich machen,
Und ohne Bieberbrüh unekelhaft erwachen.

Der Reiz des Geruchs ist weit stärker, und dem schädlichen Mißbrauche weniger unterworfen. Ein Weiser genießt dieser Lust mit dankbarem Gemüthe;

Wie athmet jener Baum, vom Wasser durchgedrungen,
Sein flüchtig Cedern Öl aus Balsamvollen Lungen;

Aus Erde saugt der Ast, aus Luft und Sonnenschein,
Ein Etwas, mischt es tief in feines Wasser ein;
Das gährende Gemisch gerinnt zu zarten Ölen;
So bauen Pflanzen selbst, sich selbst balsamsche Seelen.
Der Pflanzen Wunderbau bereitet selbst den Duft — —
— — Noch kennt man, wie an Sprüchen
Die Weisen Griechenlands, die Kräuter an Gerüchen.

Wenn es auch eine wollüstige Cleopatra gegeben, die

Sabäisch Balsamöl, mit wiehernden Begierden
Der Lust zum Köder macht;

so kann doch der Übermuth den wahren Nutzen nicht aufheben.

Schon aus der Sünde selbst, läßt sich der Werth vermuthen,
Was gar nichts Gutes hat, das schadet nie dem Guten.

Der fünfte Versuch, von Wein und Liebe.

Hier zeigt sich der Dichter und Philosoph in seiner Stärke; tiefer hat Haller selbst nie in Versen gedacht;

Zu größerm Wohl und Weh, gebiert die Fröhlichkeit,
Vom starken Wein besaamt, die Selbstzufriedenheit. —
Frey von Unmöglichkeit braucht hier kein Wunsch zu fliehen;
Paläste steigen auf, in lichten Phantasien.
Der Geist wird sich zur Welt — — —

Die Betrachtung eines Weltweisen, der, die erstaunliche Wirkung des Weins in unsere Seele zu erklären, beinahe in Versuchung kömmt, die Seele für ein feines materielles Wesen zu halten, verdient ganz hierher gesetzt zu werden:

Mischt sich mit unserm Geist vielleicht der Geist des Weins,
Zwar ehedem getrennt, im Wesen aber eins?
So ist's denn einerley, was in dem Weine spielet,
Was in dem Lichte scheint, und in den Thieren fühlet?
Trägt wo dieselbe Kraft, zum Schlechtern erst verdammt,
Jetzt hier, dann dort vermählt, bald dieß, bald jenes Amt?
Und scheint dann nicht der Mensch, in dem der Wein die Sinnen,
So wie den Geist verstärkt, mehr Seele zu gewinnen?
Wie oder ist der Duft des Weines zu gering,
Und zwischen Leib und Geist, dennoch ein Mittelding?
Muß sich nicht so die Fluth, der wachen Lebensfehnen,
Halb für den gröbern Leib, halb für den Geist gewöhnen?
Die in ein Naß zerrinnt, wann sie vom Haupte fließt,
Und in den äußern Leib bewegend sich ergießt;
Dann geistig sich zertheilt, wenn von den äussern Sinnen
In ein Gefühl verdünnt, die Bilder kopfwärts rinnen.

Der Gedanke, der in den letzten fünf Versen enthalten ist, konnte seiner metaphysischen Subtilität halber schwerlich poetischer ausgedrückt werden. Der Dichter läßt den Weltweisen den Wein für ein Mittelding zwischen Geist und Materie halten, und er nimmt die Analogie von dem Nervensafte her, der nach seiner Meinung bald geistig, bald materiell werden muß. Denn er scheint eine körperliche Kraft zu erlangen, wenn er, dem Entschlusse der Seele gemäß, in die Bewegungsnerven fließt, um die äußern Glieder zu bewegen; hingegen scheint er die Natur eines Geistes anzunehmen, wenn er in den Empfindungsnerven die Bilder der äußerlichen Gegenstände in die Seele hinüberträgt. Indessen verlängern die beiden halben Verse: „die in ein Naß gerinnt — Dann geistig sich zertheilt" den Perioden allzu sehr, und machen ihn fast prosaisch; ein Fehler, den der Dichter leicht hätte vermeiden können, wenn ihm das Mechanische der Dichtkunst etwas geläufiger gewesen wäre.

Noch etwas metaphysisches:

Doch wer versteht die Art, Verstehn ist kein Verneinen,
Wie Geist und Körper sich verwandt zu werden scheinen?

Wenn unter diesen Worten: „Verstehen ist kein Verneinen" nicht ein metaphysischer Gedanke verborgen liegt, so ist der Vers vielleicht eben so schwer zu verstehen, als die Vereinigung zwischen Leib und Seele.

Die Beschreibung der Gewalt der Liebe ist sinnreich:

Noch eh' die junge Welt die alten Weine sah,
So bald der Mensch erschien, war schon die Liebe da:
Die untre Schöpferinn, um deren theure Lüfte
Der zum Fantasten wird, und der ein Atheiste.
Wie selig, spricht Aminth, wird die Vernunft berückt,
Wann der Geliebte nur, die Hand der Schönen drückt?
Ein Etwas, eine Kraft, das Mark von allen Kräften,
Dampft durch die zarte Haut aus den erhitzten Säften,
Stark wie ein Lilienduft, sanft wie ein Nelkenstraus,
Unsichtbar wie ein Geist, reich wie ein Strohm heraus.

Der sechste Versuch betrachtet die Ergötzungen der Ohren und der Augen.

Gleich im Eingange lesen wir einen kühnen Machtspruch:

Hat denn kein Weiser noch dieß harte Wort gesprochen,
Daß, wer die Tonkunst haßt, die klärste Harmonie,
Nichts gründlich lieben kann, so wenig als das Vieh?

Der letzte Vers ist etwas unhöflich; ein so hartes Urtheil sollte die Muse wenigstens mit schönen Worten aussprechen. — Darauf beschreibt er die Wirkung der Tonkunst auf die Gemüther der Menschen, die sich nach der herrschenden Neigung richtet, von welcher der Mensch regiert wird:

So wird ein wilder Klang zur frohen Ruh gelenkt
Bey jenem, der sich gern in stiller Lust verschrenkt;
Es sey, daß Helden nur ein krieg'risch Wesen schätzen,
So wird der zartste Ton den Grimm in Feuer setzen;
Hingegen dem, der seufzt, geust auch ein krieg'risch Lied
Zufriedne Bitterkeit liebkosend ins Gemüth.

Dieser Gedanke ist etwas neu, und der Dichter weiß ihn durch ein Beispiel aus dem Virgil scheinbar zu machen:

War's oder war's nicht da, wo Jopas punisch spielte,
Daß Didons ganzes Herz Äneens Liebe fühlte?

Was bedeutet aber dieses zweifelhafte „war's oder war's nicht da"?

Von dem weisen Monarchen, der außer Liebe und Bewunderung auch weit sanftere Empfindungen in uns zu erregen weiß, sagt er:

Dein Geist wird zum Gehör, dein ganzer Leib ein Geist,
Wann nun sein großes Thun auch in die Töne fleußt.
Er, dem Sesostris sich, und Antonin verpaarten,
Ist immer königlich in ungemeinen Arten,
Ist König auf dem Thron, und König auf dem Ball,
Und König in dem Feld, und König überall.

Die Ergötzung der Malerei übergeht er mit wenigen Worten; und scheint, wie einige unserer Metaphysiker, fast nichts mehr, als den niedrigsten Theil dieser Kunst, das Portraitmalen, gekannt zu haben *). Er beschreibt einen Maler, der Hallern schildern, und in seinen Zügen alles ausdrücken will, was sich in seinen Thaten weist:

— Hallers ganzer Geist fährt in des Malers Augen,
Aus diesen in das Herz, von dahin zum Verstand,
Dann fließt es recht vertheilt durch die gelehrte Hand,
In hole Pinsel fort — —

*) Wie wäre es, wenn ein Weiser das harte Wort wider die Verächter der Malerei sprechen wollte, welches Withof wider die Verächter der Tonkunst zu hören wünscht?

Die Farbe, so vorhin ein todtes Chaos war,
Stellt nun, durchaus belebt, den ganzen Haller dar.

Eben so schnell eilt er über die Baukunst weg; und was er davon sagt, ist schwach und ohne Geist. Die moralischen Betrachtungen sind eigentlich sein Feld, und er weiß sehr geschickt die Lücken mit denselben auszufüllen. Bei Gelegenheit der schönen Gebäude, die oft durch Thorheit groß werden, sagt er:

Das stolze Vatican, mit tausenden Gemächern,
Ist doch noch viel zu klein, für Frevler eingericht,
Denn ach! die ganze Welt faßt ihren Kummer nicht.

Wir bemerken hier eine Zweideutigkeit; „die ganze Welt faßt ihren Kummer nicht" kann eben so wohl von dem Kummer, den sie leiden, als von dem Kummer, den sie Andern verursachen, verstanden werden. Wie leicht wäre dieses zu vermeiden gewesen!

Im siebenten Versuche kömmt der Dichter wieder auf allgemeine Betrachtungen des Vergnügens. Sein Plan, der nur auf die eigentlich sogenannten sinnlichen Ergötzungen eingeschränkt ist, scheint ihm nicht verstattet zu haben, der Dichtkunst einen Platz darin einzuräumen; allein die Tanzkunst und die Bildhauerkunst hätten doch wenigstens mit Recht zu den sinnlichen Ergötzungen gehört?

Man wird auch in diesem letzten Versuche glänzende Stellen finden, die von dem Genie des Dichters zeugen; allein die Übergänge, auf die der Dichter nirgend die gehörige Sorgfalt gewendet hat, sind in diesem Versuche fast völlig verabsäumt worden; man liest nichts als einzelne starke Züge, die, wenn sie an den gehörigen Orten angebracht wären, eine gute Wirkung gehabt hätten; als:

Wer will, wird überall nur Ordnung, auch in Sünden,
In Sünden Schönheit sehn, in Schönheit Freude finden.
— — — —
Noch wird kein ekler Gram ihm (dem Weisen) den Geschmack verschließen,
Wenn auch Ergötzungen in seine Sinne fließen,
Er schämt sich stets ein Kind, nicht, stets ein Mensch zu seyn.

Wir haben uns vielleicht allzu lange bei diesem Gedichte aufgehalten; allein es geschah theils der Vergleichung halber, die wir zwischen unserm Withof und einem engländischen Dichter anzustellen versprochen; und theils weil dieses Gedicht die Denkungsart des Dichters am meisten verräth, und weil wir uns vorgenommen

haben, unſere Leſer hauptſächlich mit dem Genie der angezeigten Dichter bekannt zu machen. Wir kommen nunmehr auf die übrigen Stücke, die in dieſer Sammlung enthalten ſind.

Das Gedicht über den Tod des Hrn. Prof. Summermann in Duisburg iſt eines von den mittelmäßigen Stücken unſers Dichters, das aber immer nur in Vergleichung gegen ſeine beſſeren Stücke mittelmäßig zu nennen iſt. Die erſte Strophe iſt neu, und enthält eine ſehr ſchöne Erdichtung:

Da ſteht ſie nun in goldnem Tage
Die Göttliche, ſie die Gerechtigkeit;
Und wiegt bemüht auf der verglichnen Wage
Sein ganz Verdienſt, und ſeine Lebens Zeit.
Sie ſieht erſtaunt die Schale plötzlich ſinken,
Die ſein Verdienſt in vollem Haufen trägt.
Was ſoll die Uhr? was rückt ſie mit der Linken
Den Zeiger fort? Es knarrt, die Stunde ſchlägt.

Übrigens herrſcht in der ganzen Ode ein ängſtliches und gekünſteltes Weſen, das uns kaum in Lehrgedichten noch erträglich iſt; und wir finden verſchiedene Stellen, die ſehr ins Galimathias fallen: „die Mäcenen kommen mit friſchem Wuchs „ins Weſen"; „durch den Staub des Erblaßten, der ſich zur „Wolke würbelt, bricht ſein Ruhm mit grünen Stralen"; „ſein dröhnend Lob eilet ihm muthig nach," u. dgl. m.

Das Schreiben an den Herrn Cuno enthält eine edle Beſchreibung von dem Charakter des Letztern, als eines rechtſchaffnen und wahrliebenden Mannes, deren Züge durch die Sprache des Herzens ausgedrückt zu ſeyn ſcheinen.

Eben dieſe Sprache giebt ſich in dem folgenden Gedichte: Sokrates oder von der Schönheit zu erkennen. Ohne innerliche Empfindung wird man wahrſcheinlicher Weiſe niemals den ſchwärmeriſchen Geiſt der ſokratiſchen Schule mit ſo vieler Lebhaftigkeit ausdrücken. Laſterhafte Gemüther mögen ſich noch ſo ſehr bemühen, die Sprache der Tugend nachzukünſteln; es bleiben ihr immer noch einige feine Züge, die nur von ihren wahren Vertrauten bemerkt werden. Wir wollen einige Strophen aus dieſem ſehr ſchönen Gedichte zum Muſter herſetzen:

Als jüngſt der laue May mich in die Fluhren brachte,
Und ich, voll von mir ſelbſt, mein eigen Hertz durchdachte,
Beſtel mich Wachenden der Träume heil'ge Ruh.
Ich ſahe Sokrates, als ſäh' ich das Vergnügen
In leiblicher Geſtalt auf Phädons Schultern liegen.

Ihm warf ein Ahornbaum gekühlte Schatten zu — —
Er sange lächelnd froh, in wunderbaren Tönen,
Und Phädon hörte zu, vom allgemeinen Schönen ꝛc.

— — — — — —

Licht! Schönheit! höchster Plan! Natur! selbständig Wesen!
Geist! oder was du dir für Namen sonst erlesen;
Beweger! Tugend! Kraft! Du, die in allem lebt!
Wie stark bist du? wie groß? Wie vielfach ausgegossen?
Auch ich bin deiner Art und aus dir hergeflossen,
Und flüß' in dich zurück, wann sich mein Geist erhebt.
Ach! ich bescheide mich und decke meine Blöße;
Um dich allein gefall' ich mir.
Nur bloß ein Theil der ungeheuren Größe,
Ein Theil, jedoch ein Theil von dir.

* * *

Ganz herrlich, ewig jung, nie fähig zum Veralten,
In täglich sterbenden, stets werdenden Gestalten,
Bleibst du das, was du warst, stets voll und immer neu.
Hier treten Wesen auf, dort gehen Wesen unter,
Du tilgst und zeugest stets; stets wirkend und stets munter,
Sorgst du, daß jeder Tod ein Brunn des Lebens sey.
Dort schwindt die flüchtige Pracht, der abgelebten Floren;
Doch Floren folgt Pomona nach:
Und jene wird von dieser neu gebohren,
Das Grabmahl wird ein Brautgemach u. s. w.

* * *

Rühmt, Unersättliche, des Reichthums schwere Bürde!
Was ist das Flittergold vor Schimpf erkaufter Würde?
Was bringt die Wollust doch in falschen Erndten ein?
Wie fällt es hier so schwer, nicht stets aus Furcht zu wachen?
Noch schwerer, durch Verdienst des Glücks sich werth zu machen,
Am schwersten, fromm im Glück, im Unglück froh zu seyn.
Wo so viel Böses schreckt, bleibt das geringe Schöne
Noch kaum der mindsten Mühe werth;
Schau Phädon! schau wie Griechenlandes Söhne
Ihr Fall, noch mehr ihr Glück beschwert!

Zuletzt folgt ein kurzes Gedicht auf die Freundschaft und ein Abschied von der Dichtkunst, Gedichte, darin er dem Jüngling, der nach ihm wird dichten wollen, einige Lehren giebt. Wir wollen folgende Strophe daraus anführen:

Den Geist muß Helle dir, und Rom den Wohlklang zeigen,
Und Frankreich, wie man sie verneut,
Denn mache dir den Schatz der Britten eigen,
Den deutscher Fleiß den Dichtern leiht.

De sacra poesi Hebraeorum, praelectiones academicae Oxonii habitae, a Roberto Lowth

A. M. Collegii nuper socio et poeticae praelectore; subjicitur metricae Harianae brevis confutatio et oratio Crewiana. Oxonii MDCCLIII. in 4to. 338 Seiten.

das iſt:

Robert Lowth's akademiſche Vorleſungen von der heiligen Dichtkunſt der Hebräer; nebſt einer kurzen Widerlegung des Harianiſchen Syſtems von der Proſodie der Hebräer.

(aus der Bibl. der ſchönen Wiſſ. und der fr. K. Bd. 1. Stück 1. 1757. S. 122—155., und Stück 2. 1761. S. 269—297.)

So viele Köpfe ſich von je her mit der heiligen Schrift, mit dieſem göttlichen Schatze von Erkenntniß und Gottesfurcht, beſchäftigt haben, ſo vielfältig ſie überſetzt, erklärt, und bald philoſophiſch, bald theologiſch erläutert worden iſt; ſo wenig hat man ſich Mühe gegeben, uns die Quelle der Schönheit zu zeigen, die an derſelben von Kennern der Grundſprache nicht genug bewundert werden kann. Man lieſt den Homer, Virgil und die übrigen Schriften der Alten; man zergliedert alle Schönheiten, die darin enthalten ſind, mit der größten Sorgfalt, und giebt ſich alle Mühe, unſern Geſchmack nach ihrem Muſter zu bilden; aber ſelten bekümmert man ſich um die Regeln der Kunſt, nach welchen jene göttliche Dichter unter den alten Hebräern die erhabenſten Empfindungen in uns rege machen, und unmittelbar den Weg nach unſerm Herzen zu treffen wiſſen. Der feine attiſche Geſchmack, den wir aus den Schriften der alten Griechen und Römer ſchöpfen, kann ſehr leicht in Weichlichkeit ausarten; aber der ächte orientaliſche Geſchmack, der in den Schriften der heiligen Dichter herrſcht, iſt allzu männlich, allzu edel, als daß er uns je zu unwürdigen Geſinnungen verleiten könnte. Man hat daher ſchon längſtens gewünſcht, die Regeln der Schönheit in den alten hebräiſchen Dichtern erklärt, und das Genie ihrer Dichtkunſt mit ſeinen beſondern Charakteren bezeichnet zu ſehen. Wer

dieſem Werke gewachſen ſeyn will, muß freilich etwas mehr als die hebräiſche Grammatik inne haben; er muß mit der Erkenntniß der Sprache einen ſichern philoſophiſchen Geſchmack verbinden, und das Genie verſchiedener Völker gegen einander zu halten und zu unterſcheiden wiſſen. Wir getrauen uns zu behaupten, daß man beides an unſerm Robert Lowth nicht vermiſſen wird. Das Werk, das wir hier anzeigen, enthält vier und dreißig Vorleſungen, die er auf der hohen Schule zu Oxford über die Dichtkunſt der Hebräer gehalten hat, und in welchen ſich durchgehends mehr Geſchmack und Kenntniß der Schönheiten als pedantiſche Gelehrſamkeit zeigt. Er hält ſich eben ſo wenig bei grammatikaliſchen Grübeleien, als bei unnützen kritiſchen Diſtinctionen auf; er geht gerades Weges auf den Geſchmack, und weiß ihn in allen Arten von Schönheiten jederzeit feſtzuſetzen.

Sein Werk iſt zu wichtig, als daß wir uns mit einer kurzen Anzeige begnügen könnten; wir wollen ihm alſo Schritt vor Schritt folgen und, ſo weit es unſere Abſicht erlaubt, dem Leſer einen vollſtändigen Begriff von dieſer wohlgerathenen Schrift zu machen ſuchen.

Die erſte Lection handelt von dem Nutzen und Endzweck der Dichtkunſt. Man glaubt insgemein, ſagt Lowth, die Abſicht der Dichtkunſt ſei, nützlich zu ſeyn, oder zu ergötzen, oder auch beides zugleich zu verrichten; er aber hält den Nutzen für die letzte Abſicht derſelben, und das Vergnügen für ein Mittel, dadurch ſie ihren Endzweck erreicht. Man kann alſo ſagen: die Dichtkunſt ſtiftet Nutzen vermittelſt des Vergnügens, das ſie uns gewährt. Hierin liegt der Unterſchied zwiſchen dem Dichter und dem Weltweiſen. Beide wollen unterrichten; aber jener bringt ſeine Lehren deutlich, tief und bündig, dieſer hingegen angenehm, geſchmückt und zierlich vor. Jener zeigt uns den nächſten und kürzeſten Weg zur Tugend und Wahrheit; dieſer hingegen führt uns auf anmuthige Nebenwege, ohne dennoch ſeines Zieles zu verfehlen. Ja er behauptet ſogar, man müſſe den Gedichten einen größern Nutzen einräumen, als den philoſophiſchen Schriften, weil ſie angenehmer ſind (welcher Satz aber unſers Erachtens einer großen Einſchränkung bedarf). Die Schüler des Epikurs werden gewiß Lucrezens Gedicht öfter und mit mehr Vergnügen geleſen haben, als die Schriften eines Catius Amafanius oder ihres Lehrmeiſters ſelbſt. Die Epopee iſt vorzüglich geſchickt, Empfindungen der Tugend in uns rege zu machen. Wer iſt ſo

träge, wer ist so unmenschlich, daß er den Homer lesen könnte, ohne von diesem göttlichen Genie fortgerissen, ohne von einem lebhaften Gefühle durchdrungen zu werden, dadurch sich die vortrefflichsten Sittenlehren in unser Gemüth einprägen? (Lowth setzt hier vermuthlich einen großen Kenner voraus, einen Menschen, der die Regeln des Heldengedichts wohl inne hat; sonst glauben wir, kann Homer eben so leicht Jemanden verderben, als tugendhaft machen, wenn er nicht, sogleich beim ersten Anblick, die Sittenlehre der Epopee von der wahren Moral zu unterscheiden weiß.) — Das Trauerspiel ist eine auf die Schaubühne gebrachte Weltweisheit. Äschylus war nicht nur ein Dichter, sondern auch ein Weltweiser, und Euripides bei den Alten unter dem Namen eines philosophischen Tragödienschreibers bekannt. — Wenn man mehr auf die Sache, als auf die Worte sehen will, so kann selbst denjenigen Dichtern, die insgemein für ungelehrt gehalten werden, der Name der Weltweisen nicht streitig gemacht werden, wenn sie in ihren Gedichten zeigen, daß sie die Natur des Menschen untersucht, alle seine geheime Triebfedern auseinandergesetzt, und die Bewegungen, die darin zu entstehen pflegen, nicht nur erklärt, sondern vor Augen gelegt, selbst in uns rege gemacht, gemäßigt und regiert haben. Ein Shakespear hat die Ursachen, Folgen und Wirkungen der Eifersucht in einem prächtigen Schauspiele besser, richtiger und vollständiger ausgeführt, als in allen Schulen der Weltweisheit jemals von einer solchen Materie ist gehandelt worden.

Auch der Ode können diese Vorzüge nicht streitig gemacht werden; ob sie gleich in vielen Stücken unter die Epopee zu setzen ist, so giebt sie ihr dennoch an Kraft, Nachdruck und Wichtigkeit nichts nach. Jene wirkt langsam und vorsichtig, und erlangt hierdurch ihren Endzweck vielleicht desto gewisser. Sie schleicht sich allgemach bei uns ein, bewegt uns bald heftig, bald gelinder, bald schmeichelt sie uns, bald dringt sie mit Macht in unser Gemüth; und durch diese Abwechselung selbst weiß sie uns zu ihrem Vortheile einzunehmen. Die Ode hingegen läßt niemals ab; sie bestürmt und erschüttert ohne Unterlaß, und geht unmittelbar auf den Sitz der Leidenschaften los. Die leichtern Gedichte, die als bloße Spiele betrachtet werden, haben den Nutzen, daß sie das Gemüth ausruhen lassen, wenn es von der schweren Untersuchung der Wahrheit ermüdet ist. — Indessen erscheint die Dichtkunst erst alsdann in ihrem wahren Glanze,

wenn wir den Einfluß bedenken, den sie in den Glauben und in das Heiligthum der Religion hat. Ihr Ursprung selbst ist nirgend anders, als in der Religion zu suchen. Das menschliche Gemüth läßt sich natürlicherweise von hohen, kühnen und feurigen Ausdrückungen einnehmen, besonders wenn es in Freude oder Verwunderung begriffen ist. Was war aber geschickter, die noch nicht verderbten Menschen in eine von diesen Leidenschaften zu setzen, als die Begriffe von einem gütigen Wesen und allmächtigen Schöpfer? Was ist wahrscheinlicher, als daß das erste Gedicht nichts anders als der Ausbruch eines vom Lobe des Schöpfers entzückten Gemüths gewesen ist?

Die 2te Lection zeigt den Inhalt des ganzen Werks, und die Ordnung, in welcher die Materien auf einander folgen sollen. — Aller übrigen Künste Anfang ist klein, und beschäftigt sich mit geringschätzigen Dingen. Die göttliche Dichtkunst hingegen erscheint in ihrer ersten Grundlage schon in ihrer Vollkommenheit. Sie ist kein Werk der Menschen, das nach und nach zunimmt, sondern gleichsam vom Himmel gekommen; und gleich nach ihrer Geburt hat sie ihre völlige Reife erlangt. (Dieses Lob wird der Verfasser selbst, wie wir glauben, für übertrieben halten.) Man merke überhaupt, daß fast überall in der heiligen Schrift die Prophezeiungen in einer bestimmten Versart und richtigem Metro abgefaßt sind, worin sich die Begeisterung in ihrer völligen Stärke ausnimmt. Die erhabensten Dinge, die alle menschlichen Begriffe übersteigen, sollten auch mit einem göttlichen Äußern begleitet werden. — Man hat auf dreierlei zu sehen, wenn man die Schönheiten untersuchen will, die in der heiligen Schrift vorkommen: 1) auf die Sache selbst, und auf die Anlage, Ordnung und Einrichtung derselben, die nach den verschiedenen Arten von Gedichten verschieden seyn müssen; 2) auf den Ausdruck oder Styl; darunter sind begriffen: erhabene und feurige Gedanken, wohlangebrachte Sittensprüche, schöne und mannigfaltige Figuren, wie nicht weniger die Kraft, der Nachdruck und die Zierlichkeit der Worte selbst; und endlich 3) auf die Annehmlichkeit und Harmonie des Gedichts, die nicht nur das Ohr ergötzen, sondern, die Sachen selbst vortrefflich auszudrücken und die Leidenschaften zu erregen, vieles beitragen können.

Die 3te Lection, von dem hebräischen Metro. Diese Untersuchung hat vielen Gelehrten schon vergebene Mühe gemacht,

und Lowth wäre sie gern übergangen, wenn es der Poesie nicht wesentlich wäre, daß der Dichter ein bestimmtes Metrum beobachten müsse, davon er nicht abweichen darf, ohne vieles von seiner Schönheit zu verlieren. Es ist vielfältig darüber gestritten worden, ob die Hebräer ein bestimmtes Sylbenmaaß gehabt haben. Lowth bejahet es, und bedient sich der Beweise, die von Don Isaak Abrabanell und von andern jüdischen Lehrern angeführt werden. Diese sind erstlich diejenigen Gedichte, da die Anfangsbuchstaben den Zeilen oder Strophen (vermuthlich, um dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen) in alphabetischer Ordnung auf einander folgen; alle diese Zeilen sind gleichsam abgemessen und zwischen bestimmte Gränzen eingeschränkt, dergestalt, daß Wort auf Wort und fast Sylbe auf Sylbe paßt, wenn sie eine unter die andere geschrieben werden. Es sind ferner die kühnen Abweichungen von den gewöhnlichen Regeln, die öfters in einem Capitel allzu häufig vorkommen, als daß sie für bloße Ausnahmen gehalten werden könnten; dergleichen sind Worte, die um eine Sylbe verkürzt oder verlängert worden; gewisse Partikeln, von welchen man es merkt, daß sie der gebundenen Rede eigen sind; fremde Worte und ungewöhnliche Redensarten, dadurch nicht nur der Numerus vollständig wird, sondern auch die Harmonie erhöht, und dem Styl gleichsam eine neue Farbe angestrichen wird. Alle diese Freiheiten verunzieren ein prosaisches Werk; aber der poetischen Begeisterung stehen sie sehr wohl an, und man weiß, wie glücklich sich die griechischen Dichter dieselben zu Nutze gemacht haben. Indessen ist aus denjenigen Gedichten, deren Zeilen sich durch Anfangsbuchstaben unterscheiden, zu ersehen, daß nicht alle Verse von einerlei Länge sind. Die kürzesten bestehen aus sechs bis sieben Sylben, und die längsten enthalten ihrer ungefähr zweimal so viel. Doch sind sich die Verse eines und eben desselben Gedichts nicht sehr ungleich; und sie endigen sich durchgehends da, wo sich der völlige Sinn schließt. Von der Beschaffenheit ihres Sylbenmaaßes hingegen läßt sich nichts gewisses bestimmen. Diese Sprache, die schon seit mehr als zweitausend Jahren zu den todten Sprachen gehört, ist seit der Zeit so sehr veraltet, daß wir jetzt in vielen Fällen nicht einmal die Anzahl der Sylben, aus welchen die Worte bestehen, geschweige denn ihr Zeitmaaß und ihre Quantität bestimmen können; und die Natur der Sache leidet es nicht, daß man je eine sichere Kenntniß darin zu erlangen hoffen kann.

Indeſſen haben die hebräiſchen Dichter etwas eigenes, davon man bei den griechiſchen und römiſchen Dichtern gerade das Widerſpiel findet. Wir haben oben ſchon berührt, daß ſich der Sinn in allen hebräiſchen Gedichten mit den Verſen völlig ſchließt; dadurch wird ein jedes Gedicht gleichſam von ſelbſt in die gehörigen Perioden, und die Perioden größtentheils wiederum in zwei Verſe abgetheilt. Dieſes iſt ein eigener und allgemeiner Charakter der hebräiſchen Gedichte, dadurch ihr Numerus vermuthlich eine ungemeine Annehmlichkeit erlangt haben muß. Die Gedichte der Hebräer erhalten auch durch dieſe Eigenſchaft den Vorzug vor den griechiſchen und römiſchen Gedichten, daß man den poetiſchen Geiſt ſelbſt in einer Überſetzung noch immer erkennt, wenn ſie nur genau nach den Worten eingerichtet iſt. Sofern nur die Ordnung und die Abtheilung der kurzen Sprüche, daraus ihre Poeſie größtentheils beſteht, nicht verrückt werden, ſo zeigen ſich allenthalben

disjecti membra poetae.

Die Überſetzungen, die man davon in einigen lebendigen Sprachen hat, beſtätigen dieſes zur Genüge.

Zweiter Theil.

Die 4te Lection unterſucht den Urſprung, Gebrauch und Charakter des paraboliſchen Styls (משל).

משל bedeutet einen ſpruchreichen, figürlichen und erhabenen Ausdruck. In dieſen drei Eigenſchaften liegt das Weſen des poetiſchen Styls, der ſich im Hebräiſchen vorzüglich durch häufige Figuren, und überaus kühne Züge von der Proſa unterſcheidet. Das älteſte Gedicht, das in der heiligen Schrift angetroffen wird, iſt die Rede Lamechs an ſeine Weiber; und ſo dunkel ſie auch immer iſt, weil man die Gelegenheit nicht weiß, bei welcher ſie gehalten worden, ſo iſt dennoch aus der Conſtruction, aus der Abtheilung der Diſtichen, und aus den Parallelſprüchen, die in einem jeden Diſtichon auf einander paſſen, zu erſehen, daß es ein Gedicht ſei. Noahs Fluch auf ſeinen Sohn Cham, und der Segen, den er ſeinen übrigen Kindern giebt, auch überhaupt Iſaaks, Jakobs und aller Patriarchen letzter Segen, den ſie ihren Kindern gaben, alle Stellen, die in der heiligen Schrift aus gewiſſen, jetzt unbekannten poetiſchen Schriften angeführt werden; ſind ebenfalls an dieſen Eigenſchaften für Ge-

dichte zu erkennen. Man sieht hieraus, daß diese Dichtungsart weder vom Mose, noch vom jüdischen Volke erfunden worden, sondern gleichsam die erste Frucht des menschlichen Genies gewesen sei, welche nachher sowohl die Hebräer, als die übrigen orientalischen Völker angenommen haben. Die vornehmste Eigenschaft der hebräischen Gedichte ist die spruchreiche Schreibart. Man findet sehr viel erhabene, sehr viel figürliche Stellen darin; aber der Reichthum an Sprüchen wird nirgend vermißt. Sie sind allenthalben kurz, feurig und nachdrücklich, zwischen bestimmte Gränzen eingeschlossen, gehäuft, unter verschiedenen Gestalten gezeigt, und durch Gegensätze erläutert. Diese Eigenschaft giebt der hebräischen Poesie öfters eine ungemeine Zartheit, öfters auch Kraft und einen erhabenen Schwung, dadurch das Gemüth immer in Bewegung erhalten, und gleichsam von Welle zu Welle fortgetrieben wird.

Die 5te Lection, von dem figürlichen Styl. Ein Ausdruck ist figürlich, wenn ein oder mehr Worte oder Bilder, die mit andern von ihrer Art eine Ähnlichkeit haben, entweder an ihre Stelle gesetzt, oder sie zu erläutern angewendet werden. Wenn die Ähnlichkeit nur mit wenigen Worten gleichsam angezeigt wird, so heißt die Figur eine Metapher; wird sie ausgeführt, eine Allegorie; werden die verglichenen Bilder aber ausdrücklich gegen einander gehalten, so heißt die Figur ein Gleichniß. Auch die Prosopopöie ist eine Art von einer kühnen Metapher, weil man erdichteten und leblosen Geschöpfen eine Person und Handlung, wirklichen Personen aber eine wahrscheinliche Rede zuschreibt.

Bei der Metapher hat man auf zweierlei zu sehen: 1) auf die Ähnlichkeit der mit einander verwechselten Bilder, darauf die Metapher beruht; 2) auf die Schönheit, die dadurch erhalten wird, wenn ein Bild statt des andern gesetzt wird. Will man also die Metapher gründlich abhandeln, so muß erstlich die Beschaffenheit der poetischen Bilder überhaupt, und die Art, wie sich die hebräischen Dichter derselben bedient haben, untersucht werden.

Die ganze Natur ist gleichsam ein Wald von Gegenständen und mannigfaltigen Gestalten, daraus sich der Dichter den Stoff holt, seine Bilder auszuschmücken. In diesem weitläuftigen Bilderſaale stechen diejenigen, die in unsere Sinne wirken, am meisten hervor. Die Bewegungen der Seele und ihre in-

neren Empfindungen sind deutlicher, aber eben deswegen weniger lebhaft. Unter den Bildern, die uns von den Sinnen zugeführt werden, sind diejenigen abermals die stärksten, die vermittelst der Farben in unsere Augen wirken. Der Dichter wird sich also am meisten mit dieser letzten Art von Bildern beschäftigen, weil die lebhaftesten zu seinem Endzwecke am dienlichsten sind. Ferner lassen sich alle Bilder aus vier besondern Quellen herleiten. Sie sind entweder 1) aus natürlichen Dingen, oder 2) aus sittlichen, künstlichen, und im gemeinen Leben vorkommenden Sachen, oder 3) aus heiligen Sachen, und endlich 4) aus Begebenheiten und geschehenen Sachen hergenommen.

Die 6te Lection. Von poetischen Bildern, die aus natürlichen Sachen hergenommen sind. Der poetische Ausdruck muß deutlich seyn, ohne ins Niedrige zu fallen, sagt Aristoteles. Gemeine und alltägige Redensarten sind deutlich, aber auch seicht. Ein Poet, der Figur auf Figur häuft, seine Bilder weit herholt, und fremde und ungewöhnliche Redensarten braucht, wird erhaben, aber unverständlich. Nimmt man in der heiligen Schrift diejenigen Stellen aus, bei welchen unsere Ohren vielleicht allzu verzärtelt sind, die orientalische Kühnheit zu vertragen, oder wo die Sachen selbst, von welchen die Bilder hergenommen werden, längstens untergegangen sind; so muß man über die Deutlichkeit erstaunen, die mitten aus den kühnsten Figuren und bilderreichsten Beschreibungen, damit die heiligen Gedichte angefüllt sind, noch jetzt hervorleuchtet. Die Ursache von dieser seltenen Erscheinung ist diese. Erstlich haben die hebräischen Dichter ihre Bilder und Gleichnisse aus gemeinen, leichten und fast Jedermann bekannten Dingen hergenommen, wodurch der verglichene oder figürlich vorgetragene Gedanke eine ungemeine Deutlichkeit erlangt hat. Zudem haben sie einem jeden Bilde eine sichere und bestimmte Bedeutung zugeeignet, davon sie nachher selten abgewichen sind. So wie in der gemeinen Sprache ein jedes Wort einen bestimmten Sinn ausdrückt, so hat in dem paraboliſchen Styl der heiligen Dichtkunst ein jedes Bild seine bestimmte Bedeutung, dergestalt, daß ihre Parabeln zusammengenommen gleichsam eine neue Sprache ausmachen. Endlich bedienen sie sich solcher Bilder mit mehrerer Freiheit, welche in diesem figürlichen Verstande zu ihren Zeiten angenommen und durch den Gebrauch bekannt geworden sind. Diese Anmerkungen werden durch Exempel erläutert.

Ferner sind die Bilder, deren sich die heiligen Dichter bedient haben, von einer solchen Beschaffenheit, daß sie gewissermaßen der Natur ihres Landes, und der Weltgegend, welche sie bewohnt haben, eigen gewesen sind. Schwere und plötzlich einbrechende Landplagen werden von den heiligen Dichtern fast durchgehends als überschwemmende Gewässer vorgestellt, und diese traurigen Bilder hatten sie öfters vor Augen. Der Jordan trat jährlich aus seinen Ufern und verheerte das benachbarte Land, wenn er von dem zerschmolzenen Schnee angeschwollen war, der plötzlich von umliegenden Gebirgen stromweise herunterstürzte. Es ist merkwürdig, daß diese, den heiligen Dichtern so gewöhnliche Metapher im Hiob, darin sie dem Inhalte nach sehr oft vorkommen könnte, nicht mehr als ein oder zweimal nur gleichsam berührt wird. Der Verfasser dieses Gedichts muß eine ganz andere Gegend vor Augen gehabt haben. Die Meinung der Gelehrten, die ihn für einen Araber halten, scheint der Wahrheit am nächsten zu kommen, wie aus derjenigen Stelle abzunehmen ist, da Hiob (c. 6, 15—20.) seine Freunde mit einem betrüglichen Flusse vergleicht. Die ganze Stelle ist mit Schildereien angefüllt, die aus den dürren arabischen Gegenden hergenommen zu seyn scheinen.

Eine besondere Art von Bildern ist den hebräischen Dichtern eigen. Zwei von den berühmtesten Gebirgen in Palästina waren der Libanon und der Carmel. Der erste war durch seine ungemeine Höhe sowohl, als die Menge und die Größe der auf ihm gestandenen Cedern geschickt, ein Sinnbild der Macht und der Majestät vorzustellen; dieser hingegen war reich an Ölbäumen, Weinstöcken und übrigen fruchttragenden Bäumen, und stellte sich dem Auge als das vollkommenste Bild der Annehmlichkeit und reizenden Schönheit vor. Dieser beiden Gebirge haben sich die heiligen Dichter sehr oft bedient, die entgegengesetzten Begriffe von Macht und Schönheit auszudrücken. Salomon eignet dem Libanon eine männliche Würde, und dem Carmel eine weibliche Schönheit zu. Libanon wird gebraucht, den Zustand des Volks und der Kirche (s. Jes. 33, 9 und 35, 2.), die Einwohner zu Jerusalem (Jes. 10, 34.), den Tempel (Hesek. 11, 1.) anzudeuten; Carmel hingegen wird gebraucht, einen Überfluß, einen Reichthum, eine Zierde oder eine Schönheit auszudrücken. Wenn sich also die hebräischen Dichter hier auch etwas erlauben, was kein Grieche oder Römer hätte wagen dürfen; so hat diese Frei-

heit dennoch der Deutlichkeit des Ausdruckes nichts entzogen, weil ihre kühnsten Gleichnisse gemein, bekannt und durchgehends eingeführt gewesen sind.

Die 7te Lection. Von den Bildern aus dem gemeinen Leben. Allhier werden die Beschreibungen und Gemälde vertheidigt, die uns für die Würde der hebräischen Dichter allzu niedrig scheinen. Wir müssen unser gekünsteltes und fast unnatürliches Leben nicht mit der einfältigen, freien und in allen Ständen gleichen Lebensart der alten Hebräer vergleichen. Beschäftigungen, die uns jetzt niedrig und sklavisch scheinen, waren damals den Vornehmsten unter dem Volke nicht unanständig. Wenn wir nicht unbillige Richter seyn wollen, so müssen wir sie nach ihren Gewohnheiten, nach ihren Zeiten, und nach allen den Umständen beurtheilen, in welchen sie gelebt haben. (Hat man nicht auch in den griechischen und römischen Gedichten viel unanständiges zu finden geglaubt, bloß weil man so unvorsichtig gewesen ist, sie nach unsern Sitten zu beurtheilen?) Aus einer Menge von vortrefflichen Exempeln, die Lowth zur Bestätigung dieses Satzes anführt, wollen wir uns begnügen das kürzeste zu wählen. Jesaias vergleicht (c. 63, 1.) das Strafgericht Gottes mit einer Weinkelter; und die Umschreibung dieses an sich einfältigen Gleichnisses ist in der Ursprache so prächtig und so erhaben, daß sie fast unmöglich in einer andern Sprache würdig genug ausgedrückt werden kann:

Wer kömmt von Edom daher,
Mit röthlichen Kleidern von Bozra?
Der ist geschmückt in seinem Gewande,
Und tritt einher mit großer Gewalt.
„Ich, der Gerechtigkeit liebet,
„Ein Meister zu helfen.
Warum ist dein Gewand roth,
Und deine Kleider wie eines Treters der Kelter?
„Ich trat die Kelter allein,
„Und von den Völkern keiner mit mir.
„Ich zertrat sie in meinem Zorne,
„Und zerquetschte sie in meinem Grimme;
„Da spritzte ihr Saft auf mein Gewand,
„Da wurden alle meine Kleider besudelt.

(Wir haben uns in der Übersetzung dieser Stelle etwas genauer an den Text gehalten, weil Lowth ohne Noth davon abgewichen zu seyn scheint. Ein Exempel von dem ungemeinen Nachdrucke der hebräischen Worte sei hier das Wort חֲמוּץ.

Wir haben es gegeben durch röthliche; allein es bedeutet eine röthliche Farbe, die von einer gegohrnen Säure entstanden ist; — ein Umstand, der, wenn es möglich gewesen wäre, in der Übersetzung nicht hätte ausgelassen werden sollen.)

Die 8te Lection. Von den Bildern aus den heiligen Sachen. In natürlichen und aus dem gemeinen Leben hergenommenen Sächen haben die Hebräer vieles eigen, aber auch vieles mit andern Völkern gemein. In heiligen und die Religion betreffenden Sachen hingegen gehört ihnen alles eigen zu; und die Bilder, die daraus hergenommen sind, müssen bei denjenigen sehr vieles verlieren, die von ihren Gesetzen, Ceremonien und Gebräuchen nicht hinlänglich unterrichtet sind. Unser Verf. macht hier eine umständliche Beschreibung von dem andächtigen Leben der alten Hebräer, und von dem Einflusse, den die Religion in ihr Thun und Lassen gehabt hat. Er rettet dadurch verschiedene Stellen in den heiligen Dichtern, die uns niedrig und unanständig scheinen dürften, nach dem wahren hebräischen Genie aber ungemein erhaben und nachdrücklich sind. Unter andern gehört hierher der 38ste Psalm, wo der göttliche Dichter sein beklemmtes und von vielen heftigen Gemüthsbewegungen gedrängtes Herz vor dem Herrn ausschüttet, und über Krankheit, Wunden, Beulen und heftige Schmerzen klagt. Wer sich nur einigermaßen mit den hebräischen Ausdrückungen bekannt gemacht hat, der wird leicht begreifen, daß der Dichter hier nichts anders als die Wirkungen der Reue beschreiben will, die sein Innerstes nagt und ihn alle Arten von heftigen Schmerzen fühlen läßt. Man hat die Frage aufgeworfen, mit welcher Krankheit der göttliche Dichter damals mag behaftet gewesen seyn? Allein es ist eben so ungereimt, nach dem Namen dieser Krankheit, als nach dem Namen des Flusses zu fragen, in welchen er gestürzt sei, als er sagt: alle deine Wellen fahren über mich weg.

Die 9te Lection. Von den Bildern aus der heiligen Geschichte. Wenn die hebräischen Dichter eine große wunderbare Begebenheit beschreiben wollen, so pflegen sie die Bilder dazu aus ihrer uralten Geschichte, und aus andern großen Begebenheiten, die sich lange Zeit vorher zugetragen hatten, herzunehmen. Die heilige Schrift fängt sich mit dem Chaos und der Schöpfung an; und die Dichter bedienen sich dieser Bilder, so oft sie den Umsturz oder die Einrichtung eines Staats besingen wollen. Dadurch erhebt sich der Styl, und erlangt einen kühnen prophe-

tischen Schwung, der ihn in unsern Augen ehrwürdig macht. Wenn einem Lande der Untergang gedrohet wird, so malen sie ihr Gesicht mit solchen Zügen, als wenn die ganze Natur bereit wäre, in das vorige Chaos zurückzufallen. Die ganze Erde ist öde und die Himmel scheinen nicht mehr. Die Berge erbeben, und die Höhen fallen durch einander. Der Carmel wird zur Wüsten (s. die 6te Lection) und seine Städte verheert, von dem Angesichte Gottes und seinem brennenden Zorn (Jer. 50, 23.). Wenn den Israeliten hingegen die Erlösung verkündigt wird, so heißt es (Jes. 51, 15. 16.):

Und ich bin Jehova, dein Gott,
Der das Meer (*) stillet, wenn seine Wellen brausen;
Jehova der Heerscharen ist sein Name.
Ich lege mein Wort in deinen Mund,
Und schütze dich unter dem Schatten meiner Hand,
Die Himmel zu pflanzen, die Erde zu gründen,
Und zu Zion zu sagen: du bist mein Volk.

Oder (ebendas. v. 3.):

Denn Gott tröstet Zion,
Tröstet alle ihre öden Plätze;
Machet ihre Wüsten wie Eden,
Und ihre einsame Thäler, wie die Paradiese Gottes.
Da findet man Freude darin,
Dank und der Lieder Gesang.

Die 10te Lection. Von der Allegorie. Es giebt drei verschiedene Arten von Allegorie. Sie ist entweder eine etwas länger fortgesetzte Metapher, und hiervon findet man häufige Exempel in den heiligen Dichtern, als welche sich selten mit einer

*) So erklärt Lowth diesen Vers. Seine Auslegung paßt sehr wohl auf die Gedanken, ob wir gleich gestehen, daß die Worte eben so leicht einen gerade entgegengesetzten Sinn haben könnten. רגע bedeutet sowohl stillen, beruhigen, als auch spalten, wie aus vielen ähnlichen Stellen der heiligen Schrift zu beweisen ist. Es kann also auch heißen: der das Meer spaltet, daß seine Wellen brausen. Ja aus einer ähnlichen Stelle im Hiob (26), da es nothwendig heißen muß: mit seiner Macht theilte er das Meer, kann unwidersprechlich bewiesen werden, daß unsere Erklärung die richtigste sei. Ganz unnatürlich scheint uns aber die Bedeutung dieses Worts, die man in den Relationibus de libris novis vom Jahr 1754 aus einer Ähnlichkeit mit einem gewissen arabischen Worte ableiten will, da רגע so viel heißen soll, als revertere. Wenigstens leidet dieses Wort in keiner einzigen ähnlichen Stelle diese gesuchte Auslegung.

kleinen Anſpielung begnügen, und öfters eine ganze Folge von Gedanken in Bildern ausdrücken. Die zweite Art von Allegorie kann im eigentlichen Sinne eine Parabel, oder mit dem Ariſtoteles eine Fabel genannt werden. Sie beſteht in einer erdichteten Erzählung, die allenthalben auf die Wahrheit eine gewiſſe Anſpielung hat. Die hebräiſchen Dichter, und vornehmlich Heſekiel, haben ſich dieſer Art von Allegorie ſehr häufig bedient. Eine von ihren vornehmſten Eigenſchaften beſteht darin, daß das Bild dazu aus einem bekannten und verſtändlichen Gegenſtande hergenommen ſeyn muß, damit die Bedeutung faßlich ſei und deſto heller in die Augen leuchte. Die hebräiſchen Dichter haben dieſes vollkommen geleiſtet. Sie bedienen ſich entweder ſolcher Bilder, die an und für ſich ſelbſt deutlich ſind, oder wenigſtens ſolcher, denen ſie allenthalben einerlei Bedeutung zuſchreiben. Ein falſcher Weinberg (Jeſ. 5, 1—7.), ein unfruchtbarer Weinſtock, den man der Flamme übergiebt (Heſek. 19, 10.), bezeichnet die Undankbarkeit des Volks. Die Ceder, die auf Libanon grünet, in die Höhe ſchießt und ihren Wipfel in die Wolken verbirgt, endlich aber umgehauen wird und auf dem Boden liegt (Heſek. 31.), ſtellt die Majeſtät und den Fall des egyptiſchen Königs ſo vortrefflich vor, daß ſie kein Maler beſſer auf der Leinwand hätte ausdrücken können.

Es iſt aber nicht genug, daß das Bild deutlich und angemeſſen iſt; es muß auch ſchön ſeyn. Die Abſicht des Dichters iſt nicht nur, den Gegenſtand gut zu treffen, ſondern vornehmlich, ihn auszuſchmücken und von ſeiner ſchönſten Seite zu entwerfen. Wenn die hebräiſchen Dichter hierwider in einigen Stellen gefehlt zu haben ſcheinen, ſo muß man, bevor man ſie verurtheilt, zuerſt wohl überlegen, ob die Sachen, von welchen ſie die Bilder entlehnt, nicht erſt nach der Zeit ihre Würde und zugleich ihre Annehmlichkeit verloren haben, nachdem andere Sitten, andere Gebräuche und eine ganz andere Lebensart iſt eingeführt worden. Eine beſondere Eigenſchaft dieſer zweiten Art von Allegorie iſt, daß die Wahrheit nicht mit in die Erdichtung, oder die Sache, auf welche die Anſpielung geſchieht, mit in das Gleichniß kommen muß. Hierin iſt ſie von der erſten Art unterſchieden, in welcher die Allegorie nicht durch das ganze Argument ausgeführt wird. Jene ſchließt einen ſolchen Übergang von der Vergleichung auf die verglichene Sache, und von dieſer auf

jene, gar nicht aus. Wenn der Psalmendichter Israel mit einem Weinstocke vergleicht, so sagt er:

Aus Ägypten entführst du den Weinstock,
Vertreibest Völker, und pflanzest ihn ein.
Du räumest vor ihm weg u. s. w.

Allhier geht der Dichter wechselsweise von dem Weinstocke auf das Volk, und von dem Volke auf den Weinstock über. Hingegen führt Jesaias (5, 1—7.) eben dieselbe Vergleichung nach der zweiten Art aus, und mischt nichts von dem Gegenstande in die Vergleichung.

In der 11ten Lection wird die dritte Art von Allegorie beschrieben, die der Verf. die mystische Allegorie nennt. Sie besteht in einer Rede, die einen zweifachen Sinn hat, die auf zwei Begebenheiten deutet, welche sich an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten zugetragen, und gar nichts mit einander gemein haben. Man nennt eine von diesen zweifachen Bedeutungen den wörtlichen, und die andere den mystischen Verstand. Die Allegorie ist der Prophezeiung eigen und hat ihre ganz besondern Regeln. Weil sie aber so schwer zu entwickeln sind, und überhaupt die ganze Untersuchung mehr zur Auslegung der Propheten, als zur Zergliederung ihrer Schönheiten beiträgt; so wollen wir den Raum für solche Materien ersparen, welche näher zu unsrer Absicht gehören.

Die 12te Lection. Von den Gleichnissen. Die Gleichnisse dienen entweder, die vorhabende Sache zu erläutern oder zu bereichern; oder sie sind bloß zur Abwechslung und zum Vergnügen da. Die von der ersten Art müssen deutlich, bekannt und der Sache angemessen seyn. Es ist aber nicht nöthig, daß sie erhaben, schön und prächtig seyn müssen; wenn nur die Ähnlichkeit leicht in die Augen fällt, so ist das Gleichniß schon geschickt, die Absicht zu erfüllen, den Gegenstand deutlicher zu machen. Es ist bekannt, daß sich Homer und Virgil bei solcher Gelegenheit öfters sehr niedriger Gegenstände zu ihren Gleichnissen bedient haben; und der Prophet Jesaias (10, 14.) läßt den König der Assyrier, der sich seiner Siege mit Ungestüm rühmt, sagen:

Meine Hand ergriff der Völker Gut, wie ein Nest,
Und wie man verlassene Eier einsammelt;
Also sammlete ich Länder ein.

Und keines regte den Fittich,
Und keines öffnete mit Piepen *) den Mund.

Die Vergleichungen von der zweiten Art erfordern gerade das Gegentheil hiervon. Sie müssen, wenn sie die Sache bereichern oder erheben sollen, prächtig, groß, schön, nicht allzu gemein seyn; sie brauchen hingegen auch nicht immer anpassend zu seyn. Sie sollen zur Deutlichkeit nichts beitragen. Die Absicht des Dichters ist nur, die Erhabenheit des Gegenstandes anzuzeigen, und dem Leser, vermittelst der Gleichnisse, zu verstehen zu geben, es fehle ihm an eigentlichen Worten, die Größe des Gegenstandes in seinem ganzen Bezirke zu umschreiben.

Die griechischen und römischen Dichter hatten eine Menge fabelhafter Erdichtungen in Bereitschaft, dadurch sie ihre Bilder bereichern und ihre Begriffe personificiren konnten. Allein der göttlichen Dichtkunst wäre dieser poetische Kunstgriff unanständig gewesen; daher haben die hebräischen Dichter ihre Bilder aus der Natur selbst hernehmen müssen. Die dritte Art von Gleichnissen hält gleichsam das Mittel zwischen der ersten und der zweiten; sie ist nicht so niedrig als jene, aber auch nicht so erhaben als diese, und beschäftigt sich bloß mit anmuthigen und ergötzenden Bildern, um den Leser eine Zeit lang angenehm zu unterhalten. Soll des Lesers Gemüth angenehm beschäftigt werden, so müssen ihm entweder zwei Gegenstände zur Vergleichung vorgelegt werden, die sich, überhaupt genommen, ähnlich, insbesondere betrachtet aber, in einigen Stücken von einander unterschieden sind; oder solche, die im Gegentheil, überhaupt betrachtet, nichts mit einander gemein haben, darin man aber dennoch eine Ähnlichkeit bemerkt, wenn sie genauer untersucht werden (d. h. man muß den Leser entweder ähnliche Dinge von einander unterscheiden, oder verschiedene Dinge mit einander vergleichen lassen, man muß seinen Witz oder seine Scharfsinnigkeit üben). Daher sind diejenigen Gleichnisse von der dritten Art die vollkommensten, welche von der verglichenen Sache, überhaupt betrachtet, völlig unterschieden sind, in einigen Umständen aber mit derselben etwas ähnliches haben. Diese sehr feine Anmerkung erläutert unser Schriftsteller durch ein Exempel aus dem Virgil

*) So niedrig dieses Wort im Deutschen klingen mag, so hat man doch kein anderes, das hebräische צפצף auszudrücken.

und verſchiedene aus der heiligen Schrift. Wir müſſen uns aber der Kürze halber begnügen, ein einziges aus dem Jeſaias (45, 10.) anzuführen. Der Prophet vergleicht die göttliche Gnade mit einem fruchtbaren Regen. Die Sachen ſind verſchieden, aber die Ähnlichkeit in den Theilen leuchtet in die Augen:

So wie der Regen fällt,
Und der Schnee vom Himmel,
Der nicht dahin zurückkehrt,
Bis er die Erde befruchtet,
Befruchtet und ſproſſen gemacht;
Bis er den Säenden Saamen gereicht, und den Eſſenden Brod;
So iſt das Wort, das aus meinem Munde gehet;
Es kehret nicht müßig zu mir zurück,
Es verrichte denn, was ich gewollt,
Und vollführe glücklich, was ich befohlen.

Wir müſſen hier abbrechen, und einige ſchöne Anmerkungen von der Natur der hebräiſchen Gleichniſſe übergehen, wenn wir nicht die ganze ſehr leſenswürdige Lection überſetzen wollen.

Die 13te Lection. Von der Proſopopöie. Man hat oben berührt, daß es zwei Arten der Proſopopöie gebe; denn man eignet entweder erdichteten oder lebloſen Dingen Perſon und Handlung zu, oder man legt einer wirklichen Perſon eine erdichtete Rede in den Mund. Von der erſten Art treffen wir vortreffliche Beiſpiele in der heiligen Schrift an. Die hebräiſchen Dichter haben dieſes mit den römiſchen und griechiſchen Dichtern gemein, daß ſie öfters allgemeine abſtracte Begriffe mit vielem Nachdrucke redend einführen. Was kann erhabener, prächtiger und zugleich zierlicher ſeyn, als die Stelle, da Salomon (Spr. 8, 27—31.) die Weisheit ſich den Menſchenkindern empfehlen läßt?

Als er die Himmel bereitete, da war ich zugegen,
Als er über den Abgrund einen Kreis gezeichnet,
Als er den Äther oben befeſtiget ꝛc. *)

Die hebräiſchen Dichter wagen dieſe Figur öfters ſehr kühn, aber auch ſehr glücklich, ſogar bei ſolchen Dingen, von welchen

*) Eine vortreffliche Nachahmung von dieſer Proſopopöie findet man in einem Sendſchreiben des Rabbi Jedajah an den Rabbi Salomon ben Adereth, darin die Vortrefflichkeit der Weltweisheit ſehr weitläuftig und in dem erhabenſten orientaliſchen Styl abgehandelt wird; von welchem Sendſchreiben wir vielleicht bei einer andern Gelegenheit reden werden.

man ſich faſt gar nicht bereden kann, daß ihnen Leben und Empfindung zukommen könnte. Folgendes lebhafte Geſpräch (Jerem. 18, 6. 7.) iſt unter andern von dieſer Art:

O, wie lange noch, Schwerdt Gottes! wirſt du nicht ruhen?
Kehr' in die Scheide zurück, harre und raſte allda.
„Wie kann es raſten, da ihm Gott den Befehl gab?
„Nach Askalon hin, und über die Geſtade des Meers hat er es verheißen.

Die zweite Art der Proſopopöie, nämlich wenn wirklichen Perſonen eine wahrſcheinliche Rede in den Mund gelegt wird, iſt nicht ſo kühn und ſo voller Begeiſterung als die vorige. Allein eben deswegen, weil ſie der Wahrheit näher kömmt, giebt ſie der Sache mehr Gewicht, Autorität und Glaubwürdigkeit. Auch hiervon findet unſer Schriftſteller vortreffliche Exempel in den Gedichten der heiligen Schrift. Debora führt in ihrem Gedichte die Mutter des Feldherrn Siſſera redend ein, welche, indem ſie ihren Sohn ſchon allzu lange erwartet, endlich voller Ungeduld zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebt. Sie ſieht durch das Fenſter und ruft aus:

Warum ſcheuet ſich ſein Wagen zu kommen?
Warum ſäumen die Schritte ſeines Geſpannes?

Die weiſen Matronen, welche ſie begleiten, ſprechen ihr Troſt ein; und ſie ſelbſt ſcheint ſich zu bedenken und wieder Muth zu faſſen. Sie können nichts anders als einen gewiſſen Sieg erwarten, und freuen ſich deſſen ganz zuverſichtlich zum voraus. Was glaubt man aber, daß ſie von dieſem eingebildeten Triumphe erwähnen? Irgend die Niederlage der Feinde, die Menge der Gefangenen oder die Tapferkeit des Siegers? Nein! ſie reden ihrem Charakter gemäß. Sie überſchlagen das Gold, die Kleinodien und die Sklavinnen, die man ihnen zuführen wird, weil ſich ihre Eitelkeit auf dieſe Dinge am meiſten zu gute thut. Die Dichterinn ſchließt mit einer erhabenen und unerwarteten Apoſtrophe:

So ſollen alle deine Feinde verderben, o Jehova!

Die 14te Lection. Von dem Erhabenen im Ausdrucke. Das Erhabene liegt entweder in dem Ausdrucke oder in den Gedanken. Zwar müſſen Ausdruck und Gedanken allezeit übereinſtimmen, eine wahre Erhabenheit auszumachen; allein der Bequemlichkeit halber ſoll von jedem insbeſondere gehandelt wer-

den. Der Verf. erklärt die Eigenschaften des poetischen Ausdrucks überhaupt, durch welche er sich von dem gemeinen und prosaischen unterscheidet; und kömmt endlich auf die merklichen Kennzeichen, daran in der hebräischen Sprache Poesie und Prosa von einander unterschieden werden. Nichts ist planer, deutlicher und ungeschmückter, als ihre ungebundenen Reden; nichts hingegen erhabener, feuriger, körnichter und bilderreicher als ihre Poesie. Wenn man den historischen Theil des Hiobs gelesen hat und die gebundene Rede zu lesen anfängt, so ist es nicht anders, als wenn man plötzlich in eine andere Sprache gerathen wäre. Ganz andere Redensarten, ein anderer Ausdruck, andere Wendungen, andere Gedanken, kurz! alles scheint sich auf einmal erhöht, und zu einer Würde emporgeschwungen zu haben, die uns in Bewunderung setzt. Die Zergliederung, welche Lowth hier von der ersten Rede des Hiobs macht, verdiente ganz hierher gesetzt zu werden, wenn es die Gränzen, die wir uns bei diesem Auszuge vorgeschrieben haben, zulassen wollten.

Die 15te Lection. Von dem Erhabenen im Ausdrucke. Der Unterschied zwischen der hebräischen Poesie und ihrer Prosa bleibt auch alsdann noch eben so merklich, wenn in beiden einerlei Gegenstand bearbeitet wird. Man lese die sehr nachdrückliche Rede, die Moses (5. Buch 28—32.) an das Volk gehalten hat, darin er sie die Gesetze Gottes heilig zu halten vermahnt, und ihnen die entsetzlichen Strafen vorstellt, welche sie zu erwarten haben, wenn sie solche übertreten; man lese nachher eben dasselbe Argument in seinem göttlichen Gedichte (das. c. 32.); so wird der Unterschied in den Gedanken, in den Bildern, in der Anlage und Ordnung, und in der Einkleidung sogleich in die Augen leuchten. Die Anmerkungen, die der Verf. hier über zwei gewöhnliche Figuren in der hebräischen Sprache, die Verwandelung der Personen und der Zeiten, macht, beziehen sich allzu genau auf dieß Eigenthümliche dieser Sprache. Wir haben diese Verwandelungen in unsern Übersetzungen der angeführten Exempel größtentheils beibehalten, und lieber deutsche Ohren ein wenig beleidigen, als von der hebräischen Heftigkeit allzu sehr abweichen wollen.

Die 16te Lection. Von dem Erhabenen in den Gedanken. Das Erhabene in den Gedanken entspringt entweder aus einer innern Hoheit der Seele, und glücklichen Kühnheit, Begriffe zusammenzusetzen, oder aus dem heftigen Triebe eines von star-

ken Leidenschaften bewegten Gemüthes. In Ansehung der großen Würdigkeit und Erhabenheit der Begriffe thun es die hebräischen Dichter allen andern zuvor. Die Macht Gottes, seine Gerechtigkeit, die Unendlichkeit seiner Gnade, und die unermeßliche Weisheit seiner Rathschlüsse sind in keiner Sprache so oft und so würdig besungen worden, als in der hebräischen. Man hat die ungekünstelte Erhabenheit nicht genug bewundern können, mit welcher der heilige Geschichtschreiber die Schöpfung des Lichts beschreibt (1. Buch 1, 3.):

Da sprach Gott: es werde Licht! und es ward Licht.

Kann die unumschränkte Idee der göttlichen Allmacht besser concentrirt, oder durch die weitläuftigste Umschreibung vortrefflicher ausgedrückt werden, als hier in sechs Worten geschieht? Der Psalmendichter muntert die Geschöpfe zu dem feierlichsten Lobe des Herrn auf, und spricht (148, 5.):

Sie sollen preisen den Namen Jehova,
Denn er befahl, und sie wurden geschaffen.

Und wiederum (33, 9.):

Denn er sprach, und es wurde;
Er befahl, und es stund da.

Eben denselben Gedanken findet man etwas ausführlicher im Hiob (38, 4—11.) und im Jes. (40, 12.)

Ganz anders verhält es sich hingegen, wenn die göttlichen Eigenschaften abgesondert, und nicht in Absicht auf ihre Wirkungen, dadurch sie sichtbar werden, beschrieben werden sollen. Hier scheint sich die nachdenkende Seele in die Tiefe des Gegenstandes zu verlieren; vergebens strengt sie alle ihre Kräfte an, den weiten Umfang mit ihren Begriffen zu umfassen; und aus dieser mißlungenen Arbeit selbst schließen wir auf die unendliche Größe des Vorwurfs. Die Bilder, deren sich die heiligen Dichter bei einer solchen Gelegenheit bedienen, sind dem Gegenstande zwar nicht angemessen genug, allein sie enthalten alles, was in der Natur großes angetroffen wird:

Deine Gnade, Jehova! reichet in die Himmel,
Deine Wahrhaftigkeit in die Wolken.
Deine Gerechtigkeit, wie die Berge Gottes,
Deine Urtheile, eine unabsehliche Tiefe.
(Ps. 34, 6—7.)

Noch erhabener ist folgende Beschreibung, worin ausdrücklich an-

gedeutet wird, daß alle menschliche Begriffe zu eingeschränkt sind, die Unendlichkeit der göttlichen Eigenschaften zu umfassen:

Willst du die Geheimnisse Gottes ergründen?
Willst du des Allmächtigen Vollkommenheit erforschen?
Die Höhe der Himmel! was kannst du ausrichten?
Tiefer als die Hölle! was kannst du erkennen?
(Hiob 11, 7—9.)

Wir müssen hier abermals abbrechen, und einige Exempel einer ungemeinen Erhabenheit übergehen, die unser Verf. aus den Büchern Moses, aus den Psalmen und aus dem Hiob anführt. Zuletzt rettet er die heiligen Dichter von einer Beschuldigung, die Longin dem Homer zur Last legt, und welche von einigen unbedachtsamen Lesern auch auf die Dichter der alten Hebräer gezogen werden könnte. Longin sagt, Homer habe seine Götter zu Menschen, und vielleicht zu noch niedrigern Geschöpfen als Menschen gemacht. Allein Homer hat seinen Göttern Schwachheiten zugeschrieben, die gar nicht allegorisch ausgelegt werden können, im eigentlichen Verstande aber ungereimt und gotteslästerlich sind. Wenn die heiligen Dichter hingegen göttliche Dinge mit menschlichen Farben zeichnen, so giebt sich die Allegorie sogleich von selbst zu erkennen. Man merkt es, daß sie genöthigt waren, für menschliche Ohren sich menschlich auszudrücken; und der Verstand kann ohne Mühe Schatten von Wirklichkeit, und den äußern Anstrich von Wahrheit unterscheiden.

Die 17te Lection. Von dem Erhabenen der Affecten. So wie der Ursprung der Dichtkunst in den heftigen Gemüthsbewegungen zu suchen ist, so erreicht sie auch ihren Endzweck alsdann am besten, wenn sie Affecten ausdrückt, und dadurch Affecten erregt. Alle Nachahmungen können uns bloß als Nachahmungen schon gefallen; das Gemüth wird aber niemals so sehr bewegt, als wenn Affecten nachgeahmt werden. Ein jeder Affect ist eine innere Wirkung unsers Geistes, eine Bewegung, welche in uns selbst entsteht; daher muß sie uns mehr rühren, als die Vorstellung von andern Dingen, die uns nicht so nahe angehen.

Der Endzweck der Dichtkunst ist, wie man in der ersten Lection gesehen hat, vermittelst des Vergnügens, das sie uns gewährt, nützlich zu seyn; und die durch eine glückliche Nachahmung erregten Affecten können in einem höhern Grade nützlich seyn und Vergnügen gewähren; sie können nützlich seyn, wenn sie

von der Beſchaffenheit ſind, daß ſie mit der Natur und mit der Wahrheit übereinſtimmen, d. i. wenn ſie uns das Gute zu lieben, und das Böſe zu verabſcheuen antreiben. Ein Dichter, der wider dieſe Vorſchrift handelt, mißbraucht ſeine Kunſt auf eine ſehr ſchimpfliche Weiſe.

Allein die durch die Kunſt erregten Affecten ſind auch überaus angenehm. Selbſt ſolche Gemüthsbewegungen, die ihrer Natur nach unangenehm ſind, werden in der Nachahmung von einem ungemeinen Vergnügen begleitet, welches theils von der Nachahmung ſelbſt, theils von der Vergleichung herrührt, die wir zwiſchen unſerer Glückſeligkeit und Anderer Elend anſtellen. Größtentheils aber entſpringt dieſes Vergnügen aus einem innerlichen moraliſchen Gefühle. Es iſt dem Menſchen eine gewiſſe natürliche Großmuth angeboren, die ſeine Eigenliebe einſchränkt, und ihn antreibt, an dem Schickſal anderer Menſchen Theil zu nehmen. Es iſt billig, anſtändig und dabei angenehm, ſich über Anderer Wohlergehen zu erfreuen, und ſich über ihr Elend zu betrüben, Gütigkeit und Großmuth zu lieben, und Grauſamkeit und Unmenſchlichkeit zu verabſcheuen. (Wer ſieht hier nicht, daß ſich Lowth ſelbſt widerſpricht? Wie kann die Vergleichung unſers Wohlergehns mit Anderer Elend angenehm ſeyn, wenn uns eine gewiſſe Großmuth angeboren iſt, vermöge welcher wir uns ſelbſt gleichſam in unſern Nebenmenſchen fühlen? Wie können alſo die beiden Urſachen, die er von der Annehmlichkeit der nachgeahmten Affecten angiebt, mit einander beſtehen? Allein man denkt allzu unedel von dieſem Vergnügen, wenn man ſeinen Urſprung einer faſt grauſamen Eigenliebe zuſchreibt; ein innerliches Gefühl widerſpricht der Behauptung einiger Gottesgelehrten, welche glauben, das Vergnügen über unſere Glückſeligkeit würde vermehrt werden, wenn uns der Spiegel eines ewigen Elendes vorgehalten würde, in welchem unſere Nebenmenſchen ſeufzen.)

Kaum wird es nöthig ſeyn, die Anwendung von dieſen Betrachtungen auf die heilige Dichtkunſt zu machen. Sie erregen die angenehmſten und heftigſten Leidenſchaften in uns, aber ſie laſſen die Leidenſchaften immer nach dem beſten und würdigſten Endzwecke abzielen. Wenn ſie uns in Verwunderung dahin reißen, ſo geſchieht es zum Lobe der Gottheit; wenn ſie Freude, Hoffnung und Liebe in uns erregen wollen, ſo führen ſie uns auf die Betrachtung der göttlichen Gnade, auf ſeine Verheißungen und unendliche Barmherzigkeit; und ſollen wir erſchrecken,

uns fürchten oder betrüben, so stellen sie uns unsere Sünden, unsere Hartnäckigkeit und die unausbleiblichen göttlichen Strafen vor:

Heulet, denn des Herrn Tag ist nahe;
Wie eine Verwüstung vom Allmächtigen kömmt er daher;
Darum werden Aller Hände matt seyn,
Und aller Menschen Herz zerschmelzen.
Sie werden erschrecken, Angst und Weh kömmt sie an,
Und ihnen ist bange, wie einer Gebärerinn.
Ein Mann wird sich vor seinem Freund entsetzen,
Und ihr Angesicht ist flammenroth.
Siehe! der Tag Gottes, er kömmt!
Grausam und zornig und grimmig,
Das Land wüste zu machen,
Und die Sünder vertilgt er daraus.
Denn die Gestirne am Himmel und ihre Planeten
Streuen ihr Licht nicht mehr aus.
Die Sonne ist finster im Aufgange,
Und der Mond verbreitet seinen Glanz nicht mehr.
Ich will die Bosheit auf Erden bestrafen,
Und der Gottlosen Sünden.
Ich will den Hochmuth der Stolzen unterdrücken,
Und die Hoffart der Gewaltigen erniedrigen:
Daß ein Mann theurer sei als gediegen Gold,
Und ein Mensch als Stücken aus Ophir u. s. w.
(Jes. 13, 6.)

Der dritte Theil: von der prophetischen Dichtkunst.

(aus Bd. 1. Stück 2. der Bibl. der sch. Wiss. 1761. S. 269—297.)

Wir wollen von dieser Abhandlung nur den Inhalt der Lectionen kürzlich anzeigen, weil sie nicht so sehr zu unsern Absichten gehört, ob wir gleich sonst gestehen, daß sie sehr viel lesenswürdiges enthalte.

In der 18ten Lection wird bewiesen, daß die meisten Schriften der Propheten in gebundener Rede abgefaßt sind. Es herrscht in ihren Wahrsagungen eben der Geist, eben die Schreibart und eben die Construction, dadurch sich alle übrige Poesien der heiligen Schrift unterscheiden. Zuletzt wird die genaue Verwandtschaft der Wahrsagung mit der Dichtkunst gezeigt, und einige Orakelsprüche aus der heidnischen Geschichte, welche gleichfalls in gebundener Rede abgefaßt sind, angeführt.

In der 19ten Lection wird bewiesen, daß die prophetische

Dichtkunst auch spruchreich sei. Die Hymnen der alten Hebräer wurden von zwei Chören gegen einander gesungen; daher es denn gekommen, daß sich ihre Perioden in parallele Verse abtheilen lassen, die sich größtentheils genau auf einander schicken.

Die 20te Lection beschreibt den allgemeinen Charakter der prophetischen Dichtkunst. Mit diesem werden die Propheten Jonas und Daniel, wie nicht weniger einige Stellen aus den übrigen Propheten verglichen, und ihre Schreibart nach genauer Prüfung entweder für prosaisch oder für Gedichte von einer andern Art gehalten.

In der 21ten Lection werden die besondern Charaktere der Propheten, und was ein jeder derselben eigenes hat, untersucht. Jesaias geht sowohl in der Ordnung, als in dem innern Werthe allen übrigen vor. Er ist erhaben, zierlich und voller Nachdruck. Dem Jeremias fehlt es zwar an diesen Eigenschaften nicht; allein seine Gedanken sind nicht so hoch, seine Sprüche nicht so gedrängt, und er scheint mehr zu gelindern und wehmüthigern Affecten aufgelegt zu seyn. Hesekiel ist nicht so zierlich als Jeremias, aber in der Erhabenheit kömmt er fast dem Jesaias bei. Er ist wüthend, tragisch gewaltig und voller Heftigkeit. Diesen dreien Propheten wird unter den hebräischen Dichtern der Rang gegeben, in welchen man den Homer, Simonides und Äschylus bei den Griechen zu setzen gewohnt ist. Hingegen können die Orakel der Griechen mit den prophetischen Gedichten der alten Hebräer gar nicht in Vergleichung gesetzt werden; indem die wenigen Sprüche, die von ihnen noch übrig sind, so mittelmäßig sind, daß sie, gegen die hebräischen gehalten, gar nicht verdienen, in Betrachtung zu kommen. In der vierten Ekloge des Virgils glaubt unser Schriftsteller vieles von dem prophetischen Geiste angetroffen zu haben, den wir in den wahren Propheten für unnachahmlich halten; und er hält dieses Gedicht für dunkler und unverständlicher, als man insgemein zu glauben pflegt.

Die 22te Lection, von dem Ursprunge und der Beschaffenheit der hebräischen Elegie, und besonders von den Klageliedern des Jeremias. Die Elegie ist eine Art von Gedichten, in welcher durchgehends der Ton der Klagen und der Traurigkeit herrscht. Sie scheint unter den Hebräern bei Gelegenheit der feierlichen Leichenbegängnisse, die bei ihnen Sitte waren, entsprungen zu seyn. Die Angehörigen des Erblaßten folgten mit Weinen und Trauern hinter der Leiche her, und gaben ihre

wehmüthigen Empfindungen durch ungekünstelte Thränen zu erkennen. Die Stimme des wahren Trauerns ist einfach, kläglich, abgebrochen, und mehr ein bloßes Winseln als eine ordentliche Rede.

Ach Vater! ach Vaterland! ach Priamus Haus!

ruft Andromache in der Tragödie aus. Eben so kläglich trauert in der heiligen Geschichte der König David um seinen Sohn Absalom, den er, seines Ungehorsams ungeachtet, dennoch zärtlich liebt:

Ach mein Sohn Absalom! Ach Absalom, mein Sohn! mein Sohn!

dieses ist die Sprache der ungekünstelten Natur.

Wenn aber die Staatskunst mit an unsern Empfindungen Theil hat; wenn es die Umstände erfordern, daß nicht nur das volle Herz für sich selber ausbrechen, sondern auch Andere zu gleichen Empfindungen einladen und allen Anwesenden Thränen auslocken soll; so erhebt die Elegie ihre Sprache, und drückt die Empfindungen der Wehmuth nachdrücklicher, pathetischer und geschmückter aus. So weint eben derselbe König bei dem Grabe Abner's, dessen Tod er, gewisser politischer Umstände halber, an dem Thäter nicht rächen kann. Er erhebt seine Stimme, und alles Volk weint mit ihm:

So ist denn Abner gestorben, wie ein Schalk stirbt?
Deine Hände waren nicht sklavisch gebunden,
Deine Füße nicht in ehrne Fesseln gesetzt.
Du trautest schmeichelnden Worten, und fielest,
Wie vor Buben ein Redlicher fällt.

Und alles Volk weinte abermals mit ihm.

Es war auch bei den Hebräern gebräuchlich, daß sie gewisse Leute dazu bestellten, hinter den Leichen her zu klagen. Man ließ dieses meistens von Weibern verrichten, weil das weibliche Geschlecht, seiner natürlichen Weichlichkeit halber, zum Kläglichen mehr aufgelegt zu seyn scheint. Die Lieder, die sie bei solcher Gelegenheit absangen, wurden von Flöten begleitet. Sie waren mit einigem Fleiße ausgearbeitet, aber doch so, daß sie von der Natur nicht allzu weit abwichen. Die Sprüche waren kurz, kläglich, pathetisch, aber nicht allzu geschmückt. Nach diesen Mustern scheinen alle Elegien der alten Hebräer ausgearbeitet zu seyn. Die Klagelieder des Jeremias sind die vortrefflichsten, die wir in dieser Art aufzuweisen haben.

Das ganze Werk besteht aus 5 Theilen. In dem ersten, zweiten und vierten redet der Poet, oder führt Jerusalem redend ein. In dem dritten redet das Chor der Juden, unter einer einzigen Person vorgestellt, wie solches auch bei den Griechen üblich gewesen. Der fünfte Theil ist eine Art von Epilogus.

Die Anfangsbuchstaben der Perioden in den ersten vier Theilen gehen in alphabetischer Ordnung fort, welche Gewohnheit von den orientalischen Dichtern allezeit beobachtet zu werden pflegt, wenn ihre Gedanken, oder die Materien, die sie abhandelten, nicht genug zusammenhingen.

Die Verse sind in diesen Elegien fast um die Hälfte länger als in allen übrigen hebräischen Gedichten. Sie bestehen größtentheils aus zwölf Sylben, wenige ausgenommen, die entweder nicht so viel, oder zwei und vielleicht drei Sylben mehr haben. Doch kann dieses in der Ungewißheit, darin wir wegen der Anzahl der Sylben stehen, nicht genau genug bestimmt werden. Es scheint indessen, daß dieses längere Sylbenmaaß der hebräischen Elegie eigen gewesen sei.

Der Inhalt dieses Gedichtes ist die Einäscherung des heiligen Tempels, der Untergang des jüdischen Königreichs, und die Wegführung des Volks. Der Prophet bedauert das Elend seines Vaterlandes so wehmüthig und so rührend, daß unser Verfasser sein Gedicht für das vollkommenste Muster von Elegien hält, die jemals gemacht worden sind. Was kann poetischer und rührender seyn, als die Beschreibung der blühenden Stadt, der Fürstinn der Völker, die jetzt als eine Wittwe sitzet, einsam, betrübt, verlassen, von ihren Freunden, und von ihren Angehörigen selbst verrathen! Vergebens breitet sie die Hände aus und fleht um Hülfe; da ist Keiner, der sie tröstet. Oder was kann beweglicher seyn, als diese sanfte und wehmüthige Klage?

Euch rührt das nicht, die ihr vorübergehet? O schauet! sehet!
Ob irgend ein Schmerz sei, wie mein Schmerz, der mich getroffen,
Da mich Gott voll Jammers macht, am Tage seines grimmigen Zorns.
Darum weine ich so; mein Auge, mein Auge fließt von Wasser,
Denn der Tröster ist von mir entfernt, der meine Seele erquicke.
Nun sind meine Kinder dahin, denn ach! es sieget der Feind.
(c. 1, 12. 16.)

Die 23te Lection. Von den übrigen hebräischen Elegien. Man findet weit mehr Exempel von dergleichen vortrefflichen

Elegien in der heiligen Schrift. Alle pathetiſche Reden Hiobs ſind, wenn ſie aus dem Zuſammenhange genommen und einzeln beträchtet werden, vollkommene Elegien; und ein großer Theil der Pſalmen kann zu dieſer Art von Gedichten gerechnet werden. Der 42. Pſalm hat alle Kennzeichen einer wahren Elegie, und unterſcheidet ſich beſonders durch einen Rhythmus, der mit dem Rhythmus in den Klageliedern des Jeremias eine merkliche Ähnlichkeit hat. Den Beſchluß von dieſer Lection macht eine Überſetzung der Trauerode Davids auf den Tod des Königs Saul und ſeines Sohnes Jonathan, in ſehr ſchönen lateiniſchen Verſen.

Die 24te Lection. Von didactiſchen Gedichten. Zu alten Zeiten hatten alle Völker die Gewohnheit, durch Sprüche zu lehren. Ihre Weisheit war damals noch nicht in Ordnung gebracht, und ihre Wiſſenſchaft nicht nach den Regeln der Kunſt ausgeführt; daher ſtanden die größten Geiſter auf, und trugen alles, was ſie wußten oder durch lange Erfahrung herausgebracht hatten, gleichſam in einen kurzen Auszug zuſammen, um das Volk von ihren Grundſätzen zu unterrichten, die ſie ihnen mehr anzurathen, als durch Beweiſe einleuchtend zu machen ſuchten. Um ihnen aber dieſe Vorſchriften nicht allzu ſtreng und unangenehm vorzutragen, wurden ſie in kurzen und ſinnreichen Sätzen ausgedrückt, mit kleinen Annehmlichkeiten geſchmückt, mit Figuren, Bildern und Gleichniſſen durchwirkt, wodurch die Gemüther des rauhen Volks zum Beſten der Tugend eingenommen wurden. Bei den Hebräern iſt dieſe Lehrart beſtändig im Schwange geweſen. Von dieſer Gattung ſind die vortrefflichen Sprüche Salomons, in welchen größtentheils eine zierliche, erhabene und vollkommen poetiſche Schreibart herrſcht; und der Prediger Salomons, welcher ſowohl der Einrichtung als dem Ausdrucke nach von den Sprüchen ſehr unterſchieden iſt. Es herrſcht eine ſo ungemeine Dunkelheit in dieſer Schrift, daß man weder von der Abſicht, noch von der Dispoſition der Theile in derſelben etwas gewiſſes beſtimmen kann. Die Schreibart iſt ganz ſonderbar, gemein, öfters ausſchweifend, aber niemals poetiſch. Zwei Gedichte von dieſer Art gehören mit zu der hebräiſchen Dichtkunſt, ob wir ſie gleich jetzt nicht anders als griechiſch leſen: der Syrach, welcher von einem Enkel des Verfaſſers aus der hebräiſchen Sprache überſetzt iſt; und die Weisheit Salomons, welche von einem Juden als eine Nachahmung der Sprüche Salomonis

abgefaßt worden. Da die hebräische Urschrift jetzt verloren ist, so hat Lowth einen Versuch gemacht, aus der griechischen Übersetzung die Urschrift zu errathen; und in der Probe, die er davon liefert, ist ihm dieses Unternehmen ziemlich gelungen. Sein Ausdruck ist größtentheils vollkommen hebräisch, und nur an einigen Stellen sind ihm kleine Sprachunrichtigkeiten, oder matte und ungewöhnliche Redensarten entwischt. Wer aber das Genie der hebräischen Sprache nur ein wenig kennt, der wird leicht den Unterschied einsehen zwischen der ungekünstelten Schreibart eines Lowth, und dem geschraubten, räthselhaften Styl eines Professors in Helmstädt, der vor einiger Zeit hebräische Oden herausgegeben hat.

Die 25te Lection. Von der Ode; der erste Charakter der hebräischen Ode. Die Ode ist nichts anders als der Ausbruch fröhlicher und heftiger Affecten, als der Freude, der Bewunderung, des Zorns und der Liebe. Alle gesittete Völker haben das Lob der Gottheit in Hymnen und Lobliedern gefeiert; allein die Hebräer haben es ihnen besonders in dieser Art von Gedichten zuvorgethan. Für eine jede glückliche Begebenheit, für einen Sieg, den das Volk davon trug, wurde dem Herrn in freudigen Liedern gedankt. In den Schulen der Propheten, die noch lange Zeit vor den Königen geblühet haben, wurden die Jünger vornehmlich in der Musik und heiligen Dichtkunst unterrichtet. Unter dem Könige David ist die Tonkunst und Poesie im höchsten Flore gewesen. Viertausend Sänger und Musikverständige wechselten mit einander ab, in dem Tempel Hymnen zu singen, und den Gesang mit vielfältigen Instrumenten zu begleiten. Bei dieser Gelegenheit wurden die meisten Psalmen verfertigt, die sich bis zu unsern Zeiten erhalten haben. Allein sie sind ihres vornehmsten Schmuckes beraubt, weil wir weder von ihren Instrumenten, noch von ihrer Musik die geringste Kenntniß haben. Wir können also von diesen göttlichen Oden nichts weiter sagen, als was die Poesie betrifft. Hier wird der Charakter der Ode überhaupt, ihre bekannte schöne Unordnung, der feurige Styl und der ungebundene Übergang von einer Figur auf die andere beschrieben, dadurch sie sich von allen andern Arten von Gedichten merklich unterscheidet. Allein wir eilen der Kürze halber auf die Anwendung, die Lowth von diesen Regeln auf die hebräischen Oden macht. Er theilt sie in drei Classen

ein: sie sind entweder angenehm, oder erhaben, oder sie halten ein Mittel und haben etwas von beiden Charakteren.

Ob sich gleich die hebräische Ode niemals so sehr herunterläßt, daß sie sich mit unerheblichen Dingen beschäftigen sollte; so fehlt es ihr dennoch nicht an gelindern und gefälligern Affecten, an reizenden Bildern und an einem sanftfließenden Ausdrucke, dadurch sie öfters in die Classe der angenehmen Oden versetzt zu werden verdient. Die Gemüthsbewegungen, welche darin am meisten statt haben, sind Liebe, Hoffnung, Verlangen, eine gemäßigte Freude, und ein gelinder Schmerz. In dem 63. Psalm herrscht Liebe und Verlangen; in dem 80ten ein Schmerz, der sich mit einiger Hoffnung tröstet; in dem 82ten eine Hoffnung, die der Freude nahe kömmt; und der 92te ist voller inniglicher, aber gemäßigter Freude. — Hierauf folgen einige Beispiele, und endlich der 133. Psalm, in sehr schöne lateinische Verse übersetzt.

Die 26te Lection. Von dem mittlern Charakter der hebräischen Ode. Dieser hält, wie wir oben berührt, das Mittel zwischen der angenehmen und der erhabenen Ode. Der 93. Psalm besingt die Sicherheit, den Sieg und die Belohnung des Gottseligen:

Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet,
Wer unter dem Schatten des Allmächtigen wohnet,
Wer zu Gott sagt: mein Schutz und meine Burg!
Mein Gott, auf den ich vertraue;

und plötzlich, ohne die andere Hälfte des Satzes hinzuzuthun, redet der Dichter den Gottesfürchtigen an:

Denn er rettet dich vom Netze des Jägers,
und von der tödtlichen Pest.
Er wird dich mit seinem Fittige bedecken,
Und unter seinen Flügeln wirst du dich schützen,
Seine Wahrheit ist Schirm und Schild.

Dieser Psalm hat sowohl seiner Einrichtung, als dem Ausdrucke nach sehr viel ähnliches mit der horazischen Ode: Quem tu Melpomene semel etc., obgleich Horaz von unserm göttlichen Dichter an Würde, Nachdruck und Annehmlichkeit weit übertroffen wird. In der Fortsetzung dieser Lection wird der mittlere Charakter der hebräischen Ode näher bestimmt, und mit der Pindarischen Ode verglichen; und endlich werden zwei Exempel angeführt, wie in diesen Gedichten die Affecten zu bearbeiten sind. Der 77ste Psalm fängt plan und niedrig an, und steigt

allmälig bis auf den höchſten Grad der Erhabenheit; der 10te hingegen iſt gerade das Gegentheil hiervon. Der Anfang iſt prächtig und erhaben, und nach und nach verliert ſich der Poet in die gelindeſten und inbrünſtigſten Affecten der Gottesfurcht. Dieſe Ode wird, gleichfalls in lateiniſche Verſe überſetzt, geliefert.

Die 27ſte Lection. Von dem dritten Charakter der hebräiſchen Ode. In dieſe Claſſe haben wir oben diejenigen Oden geſetzt, die ſich beſonders an Erhabenheit ausnehmen. Das Erhabene in Gedichten entſpringt entweder aus dem Vorwurfe ſelbſt, oder aus der Art und Weiſe, wie ihn der Poet bearbeitet hat. Ein Exempel von der letzten Art iſt der 50ſte Pſalm, deſſen Inhalt eigentlich didactiſch iſt und zur theologiſchen Sittenlehre gehört. Es wird darin die Wahrheit ausgeführt, daß Gott mehr Wohlgefallen finde an Frömmigkeit und Dankbarkeit des Herzens, als an allen Opfern und äußern gottesdienſtlichen Bezeigungen. Aber wie erhaben wird dieſe, an ſich bloß moraliſche Materie unter den Händen des göttlichen Dichters! Gleich im Eingange wird Gott ſelbſt eingeführt, wie er das ganze menſchliche Geſchlecht zuſammenruft, um mit ſeinem Volke gleichſam öffentlich zu richten:

Gott der Götter, Jehova
Redet und ruft der Welt,
Vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange;
Aus Zion bricht der Glanz ſeiner Herrlichkeit an.

Darauf wird die Majeſtät der ankommenden Gottheit beſchrieben, und die Bilder dazu von ſeiner Erſcheinung auf dem Berge Sinai entlehnt:

Er kommt, unſer Gott, und ſchweigt nicht,
Vor ihm verzehrt ein Feuer,
Und um ihn ſtürmt es gewaltig;

worauf alsdann der Herr ſelbſt ſein Volk vermahnt, und demſelben in eben ſo erhabenen Ausdrückungen ſein Wohlgefallen offenbart.

Von der zweiten Art, wovon nämlich der Inhalt an und für ſich ſelbſt ſchon majeſtätiſch und erhaben iſt, iſt der 24ſte Pſalm. Deutſche Leſer können in den Cramer'ſchen Pſalmen eine Überſetzung von dieſer Ode leſen, die wenigſtens nach unſerm heutigen Geſchmacke das Original gewiſſermaßen übertrifft. — Das Lied Moſes nach dem Übergange über das rothe Meer iſt abermals ein Beiſpiel von einer überaus erhabnen Ode. Welch

ein gewaltiger Ausbruch von Leidenschaften, die, ihrer Heftigkeit ungeachtet, dennoch der Natur angemessen und nicht übertrieben sind!

Wer ist wie du unter den Göttern, Jehova!
Wer ist wie du, mit Heiligkeit geschmückt?
Furchtbar im Lobe, wunderthätig,
Du streckest die Hand aus, und die Erde verschlang sie (die Feinde).

Die 28te Lection. Fortsetzung, von dem dritten Charakter der hebräischen Ode. Alsdann erreicht erst die Ode die höchste Stufe der Erhabenheit, wenn sowohl Materie, als Ausdruck und Gedanken das Ihrige dazu beitragen. Beispiele hiervon sind unter andern die prophetische Ode Moses im 5ten Buche, das Danklied Debora, und die erhabene Rede des Habakuks. Endlich liefert unser Verf. das Triumphlied der Israeliten (Jes. 14.) über die Zerstörung Babels in vortrefflichen lateinischen Versen übersetzt, die gewiß kein Kenner dieser Sprache ohne ein ungemeines Vergnügen lesen wird.

Die 29te Lection. Von der hebräischen Idylle. Man findet einige hebräische Gedichte oder טיכים, die von der lyrischen Poesie etwas abweichen, und also für keine Oden gehalten werden können; allein sie haben sehr viel Ähnlichkeit mit den griechischen Idyllen, deswegen sie auch Lowth mit diesem Namen belegt. Von dieser Art sind einige historische Psalmen, als der 78., der 105. und 106., deren Dichtungsart nicht so kühn, nicht so erhaben ist, als wir sonst bei den hebräischen Psalmen gewohnt sind. Die Begebenheiten werden natürlich erzählt, mit sinnreichen Sprüchen geschmückt, und öfters auch mit kleinen Episoden ausgefüllt. Der 136. Psalm hat vor andern die völlige Einrichtung der griechischen Idylle. Das letzte Distichon des ersten Verses wird von dem Chore bei einem jeden der nachfolgenden Verse wiederholt. Dieser so oft wiederholte Halbvers enthält in wenig Worten den Endzweck des ganzen Gedichts, wodurch das Gemüth bei einem jeden Intervalle auf die Hauptabsicht zurückgeführt wird; und die Beispiele Theokrits, Bions, Moschus und Virgils beweisen, daß diese Einrichtung den Idyllen eigenthümlich sei. Der 107. Psalm verdient unter die vortrefflichsten dieser Art gezählt zu werden. In diesem Gedichte wird die Güte und Barmherzigkeit Gottes besungen, die er allen Bedrängten angedeihen läßt, wenn sie ihn in der Noth um Hülfe anflehen. Es besteht aus fünf Theilen, in deren erstem diejeni-

gen vorkommen, die in Wüsten herumirren und vom Hunger geplagt sind; im zweiten solche, die in Ketten liegen und als Sklaven seufzen; im dritten, die von einer Krankheit überfallen werden; im vierten, die auf dem Meere herumtreiben und aus der Gefahr gerettet werden. In dem fünften werden einige Beispiele angeführt von der Güte Gottes gegen die Frommen, und von seiner Strenge wider die Gottlosen. Zwischen den vier ersten Gliedern wird jedesmal folgender Vers wiederholt, darin der Inhalt des ganzen Gedichts liegt:

Sie verdanken dem Herrn seine Gnade,
Und seine Wunder für die Menschenkinder.

Indessen können noch verschiedene andere Psalmen zu den Idyllen gerechnet werden, obgleich die berührte Wiederholung eben desselben Verses nicht darin vorkömmt. Der Vorwurf des Gedichts wird allzu ordentlich, allzu vollständig darin ausgeführt, als daß sie sollten für Oden gehalten werden können. Von dieser Art ist der 104. Psalm (von welchem man im Deutschen einige mittelmäßige Nachahmungen in den „neuen Beyträgen zum Vergnügen" finden kann). Niemals ist des Herrn Lob aus der Betrachtung seiner Werke prächtiger, erhabener oder zierlicher besungen worden; und keine von den Hymnen der alten Griechen kann diesem unvergleichlichen Gedichte an die Seite gesetzt werden, außer dem Gebete des Stoikers Cleanthes, welches ihm, sowohl der Einrichtung als Ausführung nach, sehr nahe kömmt.

Die 30te Lection. Daß das hohe Lied Salomonis kein rechtes Drama sei. Unter dem Worte Drama versteht man zwar gemeiniglich nur zwei Arten von Gedichten, nämlich das Lustspiel und das Trauerspiel. Indessen können gewissermaßen alle Gedichte dramatisch genannt werden, in welchen der Dichter in einigen Stellen schweigt und seine Personen selbst reden läßt. Man kann also die dramatische Poesie in zwei verschiedene Arten eintheilen, deren eine nur an einigen Stellen die Sprache, Sitten, Leidenschaften und Handlungen der eingeführten Personen nachahmt; die andere hingegen besteht in der Vorstellung einer einzigen ganzen Handlung, von einer gehörigen Größe, die durch eine Reihe von in einander gegründeten Handlungen bis auf einen gewissen Ausgang geführt wird. Man weiß, daß diese Erklärung sowohl das Wesen der Trauerspiele als der Lustspiele in sich schließt.

Von der ersten Art sind bereits oben hier und da einige

Beispiele aus der heiligen Schrift angeführt worden. Ob sich aber unter den hebräischen Gedichten welche finden, die zu der letztern Art gehören sollten, verdient näher untersucht zu werden. Nun sind das Buch Hiob und das hohe Lied die einzigen, von welchen man mit Grunde zweifeln kann, ob sie zu der letztern und höhern Art der dramatischen Dichtkunst gehören.

Das hohe Lied (welches seiner Vortrefflichkeit halber mit diesem Namen belegt worden) ist ein Hochzeitgedicht, darin die Gewalt und die Süßigkeiten einer keuschen Liebe, und ihre feurigen und lieblichsten Leidenschaften fast unnachahmlich ausgedrückt werden. Salomon unterredet sich mit seiner Braut, in Anwesenheit ihrer Gespielinnen, welche dabei die Stelle des Chors vertreten und zuweilen selbst an dem Gespräche Theil nehmen. Bossuet theilt dieses Gedicht in sieben Tage ein, als so lange bei den Hebräern das Hochzeitfest begangen zu werden pflegte. Diese Meinung wird genau untersucht und mit großem Beifalle angenommen. Kann aber das hohe Lied für ein solches dramatisches Stück gehalten werden, in welchem eine einzige ganze Handlung durch verschiedene an einander hangende Begebenheiten ausgeführt wird? Lowth verneint es, und zwar aus der Ursache, weil vom Anfange des Gedichts bis zum Ende keine Abwechselung in den Begebenheiten, keine Veränderung der Glücksumstände vorkommen. Alles bleibt in einerlei Zustand. Nur die Affecten der Liebenden wechseln mit einander ab, nachdem sie bald abwesend einander sehnend suchen, bald gegenwärtig sich ihre Liebe zu erkennen geben. Allein hierin liegt weder mehr Handlung noch mehr Fabel, als in den dramatischen Schäfergedichten Theokrits oder Virgils, die doch Niemand mit den Fabeln eines Euripides oder eines Terenz in Eine Classe setzen wird. Man kann also sicher schließen, daß das hohe Lied zu der ersten, niedrigen Art von dramatischen Gedichten gehört.

Die 31te Lection. Von dem Inhalte und Ausdrucke des hohen Liedes. Dieses Gedicht wird von Einigen nach den Worten angenommen, von Andern für eine Allegorie. Lowth stimmt der letzten Meinung bei, und widerlegt alle Einwürfe, die dawider gemacht werden könnten. Wir finden es nicht für nöthig, aus dieser Untersuchung etwas anzuführen, weil der mystische Sinn eines Gedichtes nicht mehr zu dem Gebiete der Kritik gehört. Es ist dem schönen Geiste völlig einerlei, ob Homers Iliade außer dem wörtlichen, wie Einige glauben, noch

einen allegorischen Verstand hat oder nicht; und vielleicht würde dieses Meisterstück des Alterthums in seinen Augen noch einige Schönheit verlieren, wenn er glauben könnte, der Poet habe allenthalben sein Augenmerk auf gekünstelte Anspielungen gerichtet. Es werden auch, wie wir hoffen, die wenigsten von unsern Lesern in Zweifel ziehen, daß in dem hohen Liede etwas mehr als eine weltliche Liebe verborgen liege. Desto nöthiger wird es hingegen seyn, von der Schreibart dieses Gedichts etwas zu sagen.

Wir haben bereits angeführt, daß es ein Schäfergedicht sei. Die Großen des jüdischen Reichs hielten es für keine allzu niedrige Beschäftigung, zuweilen die Pflege ihrer Heerde zu übernehmen; und der Vater unsers Dichters, der König David, wurde aus dem Schäferstande unmittelbar auf den Thron versetzt. Das unschuldige Schäferleben ist bekanntermaßen eine reiche Quelle von anmuthigen und naiven Bildern; und wie viel diese natürlichen Beschreibungen durch die Würdigkeit des hebräischen Ausdrucks gewinnen, läßt sich aus folgenden Beispielen einigermaßen abnehmen, ob sie gleich durch die Übersetzung nothwendig vieles verlieren müssen:

Stehe auf, meine Schäferinn!
Meine Schöne! und gehe hinaus.
Siehe! der Winter ist vergangen,
Der Regen ist weg und dahin.
Die Blumen zeigen sich auf dem Gefilde,
Die Zeit der Gesänge ist da,
Und die Stimme der Turteltaube hört man im Lande.
Der Feigenbaum hat seine Früchte gewürzet,
Und der blühende Weinstock verbreitet Gerüche.
Wohlan! stehe auf, meine Schäferinn!
Meine Schöne! und komme hinaus.
(c. 2, 10—13.)

Ferner:

Wie schön sind deine Liebkosungen, meine Schwester! meine Braut!
Wie viel holder deine Liebkosungen, denn köstlicher Wein,
Und deiner Salben Geruch, als alle Gewürze!
Honig träufelt von deinen Lippen, meine Braut, u. s. w.
(c. 4, 10.)

Wie schön wird nicht in folgenden Versen die Gleichheit der Zähne, und die Ordnung, in welcher sie sich ausnehmen, beschrieben!

Deine Zähne gleichen der abgetheilten Heerde,
Die aus der Schwemme hinaufkömmt.
Alle sind wie Zwillinge gepaart,
Und Niemand seines Nachbars beraubt.

Die 32te Lection. Von dem Inhalte und der Absicht des Buchs Hiob. Unter allen Denkmälern des jüdischen Alterthums ist das Buch Hiob das einzige, das gar keine Beziehung auf die Angelegenheiten ihres Reichs hat. Die Geschichte soll sich im Lande Uz oder Idumäa zugetragen haben. Alle redende Personen sind Idumäer oder Araber. Die Schreibart ist rein Hebräisch, obgleich der Verfasser vielleicht selbst ein Idumäer gewesen ist. Denn es ist sehr wahrscheinlich, daß alle Kinder Abrahams, worunter die Idumäer mit begriffen sind, eine lange Zeit bei der lautern hebräischen Mundart geblieben sind. Indessen ist es sehr zweifelhaft, wer eigentlich der Verfasser davon sei. Ligthfoot hält Elihu dafür, allein mit wenigem Grunde. Andere wollen dieses Gedicht Mosen zuschreiben. Allein erstlich finden sich keine Spuren von Anspielungen auf den damaligen Zustand der Israeliten darin, die Moses gewiß nicht ausgelassen haben würde; zudem ist die Schreibart in diesem Gedichte kürzer, gedrängter, und richtiger in Sprüche abgetheilt, als die Gedichte, die wir vom Moses lesen. Lowth hält den Hiob selbst oder einen Zeitgenossen von ihm für den Verfasser. Die Geschichte scheint ihm nicht erdichtet zu seyn, sondern er glaubt, der Dichter habe sie poetisch ausgeschmückt. Den Inhalt und die Einrichtung dieses Gedichts beschreibt unser Verf. so umständlich, daß wir die Leser lieber auf ihn selbst verweisen, als einige Stücke aus der Mitte reißen wollen. Der Endzweck hingegen dieses Gedichts scheint zu seyn, die Menschen auf die Betrachtung zu führen, wie schwach, wie eingeschränkt und wie verkehrt ihr ganzes Wissen sei, und wie sie sich in allem der göttlichen Macht, Gerechtigkeit und unerforschlichen Weisheit unterwerfen müßten.

Die 33te Lection. Daß das Buch Hiob kein rechtes Drama sei. Will man unter dem Worte Drama ein Gedicht verstehen, in welchem die redenden Personen selbst aufgeführt werden, ohne daß sie der Poet unterbreche; so kann dem Hiob eben so wenig als dem Hohenliede diese Benennung streitig gemacht werden. Der historische Anfang gehört eben so wenig als das Ende zu dem Gedichte. Sie sind nichts als Erläuterungen und Anzeigungen des Inhalts, die vielleicht von einem Andern hinzu-

gethan worden sind. Wenn aber Einige dieses Gedicht mit dem Trauerspiele der Alten vergleichen, und es für ein wahres Schauspiel halten wollen; so scheinen sie die wichtigsten Regeln des Trauerspiels aus den Augen gelassen zu haben, ohne welche man niemals richtig von theatralischen Stücken urtheilen kann.

Die Fabel oder die Handlung ist das Vornehmste in einem Trauerspiele. Ihr Wesen besteht in der Nachahmung wichtiger Gegenstände, dadurch Glück oder Unglück veranlaßt worden ist. Die Nachahmung der Sitten und Gesinnungen ist nur ein Nebenwerk, ohne welches ein Trauerspiel noch immer bestehen kann; allein ohne Handlung, ohne wichtige Veränderung der Umstände bleibt ein Gedicht immer noch eine Erzählung, ob es gleich ein Drama von der niedern Gattung ist. Nun geht in dem Gedichte Hiob keine Handlung, kein Glückswechsel während der ganzen Vorstellung bei einer von den Personen vor. Die Erzählung, wie Hiob glücklich gewesen, kann nicht zu den Gedichten gerechnet werden. Der Poet muß also gleich in der ersten Scene alle Veränderungen als geschehen voraussetzen. Hiob ist bei der Eröffnung der Schaubühne schon in seinem elenden Zustande, und nur seine Gesinnungen leiden durch die harte Züchtigung seiner Freunde einige Veränderung. Allein die Glücksumstände bleiben einerlei, bis zuletzt abermals prosaisch erzählt wird, wie Hiob wiederum in den vorigen Stand gesetzt worden sei; allein dieser Ausgang folgt keinesweges aus der Einrichtung des Stückes, und gehöret nicht einmal mit zu dem Gedichte.

Hätte Sophokles seinen Ödip mit dem letzten Auftritte angefangen; hätte er seinen Held blind, entstellt, von Unglück, Reue, Mitleiden mit seinen Kindern, Abscheu vor sich selbst, und betrübter Erinnerung seines vorigen Glückstandes bestürmt, gleich bei der Eröffnung der Schaubühne auf den Schauplatz gebracht; hätte er seine Klagen, seine Verzweiflung von einigen Anwesenden mißbilligen, von andern mit Erbarmen anhören lassen; so wäre sein Gedicht dem Hiob ähnlich, aber kein Trauerspiel gewesen.

Sophokles läßt zwar eben denselben Ödip in einem andern Trauerspiele, unter dem Titel Ödipus in Colon, wirklich gleich Anfangs in seinem Elende auf der Schaubühne erscheinen. Bemüht er sich aber damit, das Wehklagen seines Helden von dem Zureden und harter Züchtigung seiner Freunde hier und da unterbrechen zu lassen? Keinesweges! Eine ganz neue Verwickelung

von Umſtänden muß ihm aus dem Unglücke des Ödips ſelbſt entſpringen, darin die Handlung, der Knoten und das ganze Weſen des Trauerſpiels liegt. Das Schickſal der Thebaner und der Athenienſer hängt davon ab, ob Ödip zu Colon bleibt, dahin ihn ſeine Töchter geführt hatten, oder ob er in ſein Vaterland zurückkehren ſoll. Die beiden Kinder Ödips haben ſich entzweit. Creon kömmt, den Ödip nach Theben zurückzuholen. Ödip will Colon nicht verlaſſen, und Theſeus ſchützt ihn wider die Gewalt, die Creon gebrauchen will. Hier iſt alles in Bewegung, alles in Handlung. Die Sitten und Leidenſchaften der Menſchen äußern ſich mehr durch Anſchläge und Handlungen, als durch moraliſche Betrachtungen, die ſie anſtellen. Ein ſolches Gedicht iſt geſchickt, auf der Schaubühne durch die lebendige Vorſtellung rührender, nachahmender und tragiſcher zu werden. Ein Gedicht wie der Hiob hingegen kann durch die Vorſtellung nichts gewinnen. Was können die Schauſpieler mehr dabei thun, als die Verſe mit einigem Anſtand declamiren? Wir haben nur zu hören; und die größte Kunſt des Schauſpielers, die er in kritiſchen Situationen zeigt, kann ihm hier zu nichts helfen. Es bleibt alſo dabei, daß auch der Hiob kein wahres Drama ſei.

Daß man ihm aber nicht mit dem Namen eines wahren Schauſpieles auch zugleich das Lob eines vortrefflichen Gedichtes abſpreche, wird die folgende Lection lehren.

Die 34te Lection. Von den Sitten, Gedanken und Ausdrucke in dem Buche Hiob. Die Sitten ſind ſolche Eigenſchaften gewiſſer Perſonen, durch welche ſie ihre Abſicht, ihre Art zu denken, zu leben und zu handeln an den Tag legen, und um deren willen ſie eigentlich dieſe und keine andere Perſonen ſind. Hiob, die vornehmſte Perſon in unſerm Gedichte, iſt ein Muſter der Tugend, aber nicht ohne menſchliche Schwachheit. Er iſt heilig, fromm, gottesfürchtig, und von ſeiner Rechtſchaffenheit überzeugt; aber er iſt zu ſchwach, den heftigſten Schmerzen zu widerſtehen. Er klaget, murret, wünſcht ſich den Tod; und auf die Vorwürfe, die ihm ſeine Freunde machen, geräth er nur deſto mehr in Wuth, und ſcheint in ſeiner Heftigkeit ſich wider Gott aufzulehnen, indem er ſich allzu ſehr auf ſeine Rechtſchaffenheit zu verlaſſen ſcheint.

Wenn Hiob gleich öfters wider die göttliche Schickung murrt, ja wenn er auch die verwegenſten Klagen wider ſeinen

Schöpfer ausstößt, so hört sein Charakter deswegen nicht auf, gut zu seyn. Sein Vergehen kömmt mehr von Verzweiflung, als von Verkehrtheit oder Gottlosigkeit her. Er vertraute, wie wir gesagt haben, allzu sehr auf seine vermeinte gerechte Sache. Er glaubte gerecht vor dem Herrn gewandelt, und keine so entsetzliche Strafe verdient zu haben. Seine Klagen sind ihm eine kleine Linderung, weil sein Herz voll, und sein Gemüth bis zur Verzweiflung aufgebracht ist. Eliphas verweist ihm sein ungeduldiges Klagen, und die geringe Standhaftigkeit, die er bezeigt, mit sehr nachdrücklichen Worten; worauf Hiob in etwas zu sich zu kommen scheint; sein Gemüth wird ruhiger, und er ist nunmehr im Stande, seine Gedanken deutlicher und mit mehr Mäßigkeit zu erkennen zu geben:

So wahr Gott lebet, der mir die Gerechtigkeit entzieht,
Und der Allmächtige, der meine Seele betrübt
(Dennoch ist meine Seele in mir,
Und der Geist Gottes in meiner Nasen);
So wahr redet meine Zunge nie Unrecht,
Und von meinen Lippen kömmt kein Betrug.
Das sei ferne, daß ich euch Recht gebe!
Bis ich vergehe, will ich von meiner Frömmigkeit nicht weichen;
Ich halte fest an meiner Gerechtigkeit, und lasse nicht ab,
Und mein Herz soll mich mein Lebelang nicht schänden.
(Hiob 27, 2—7.)

Welch ein vortreffliches Bild macht er uns von dem Leben, das er im Wohlstande geführt hat, und von dem Ansehen, in welchem er unter seinem Volke stand (29, 7—10.)! von seiner Mildthätigkeit und Bereitwilligkeit, einem Jeden mit seiner Hülfe beizuspringen (29, 11—13.)!

Das Ohr, welches mich hörte, pries mich selig;
Das Auge, welches mich sah, gab mir Zeugniß.
Denn ich errettete den Armen, der da schrie,
Und den Waisen, dem Niemand half.
Des Hülflosen Segen kam auf mich,
Und das Herz der Wittwen habe ich erfreuet.

Aristoteles sagt: man soll in einem Trauerspiele Personen, die in einem hohen Grade tugendhaft sind, nicht unglücklich werden lassen, weil eine solche Begebenheit mehr Unwillen und Kränkung verursacht, als Schrecken und Mitleiden. Hiermit will Aristoteles nicht sagen, daß das Unglück vollkommen tugendhafter Menschen gar kein Schrecken oder Mitleiden erregen sollte;

denn sonst würde er seinen eigenen Grundsätzen widersprechen. Allein nach der hohen Meinung, die er von der menschlichen Tugend hatte, hielt er es für unwürdig, für abscheulich, wenn vollkommen tugendhafte Personen leiden sollten. Diese Regel läßt sich hingegen nach unsern Begriffen keinesweges auf den Hiob anwenden. So nahe er in der Tugend der Vollkommenheit kömmt, so wenig fehlt es ihm an menschlichen Schwachheiten, um uns zum Mitleiden zu bewegen oder einen Schrecken einzujagen. Wenn der Rechtschaffenste unter den Sterblichen wider die göttlichen Schickungen nicht murren darf, wer kann dann vor dem Herrn bestehen? Wenn vollkommen tugendhafte Personen in das größte Elend verfallen, wer kann sich bereden, von allem Übel befreit zu seyn? Die Absicht dieses ganzen Gedichts ist, den Menschen die Zuversicht zu benehmen, die sie zu ihrer eigenen Tugend haben. Cap. 17, 8. 9. sagt Hiob:

Darüber werden die Gerechten erstaunen,
Und wider die Heuchler Unschuldige aufstehen.
Der Fromme wird fest auf seinem Wege beharren,
Und der reiner Hände ist, an Standhaftigkeit zunehmen.

Die Charaktere seiner Freunde sind so, wie sie die Absicht des Gedichts erfordert. Sie sind streng, nachdrücklich in ihren Verweisen, voller Eifer, und durch den frommen Vorsatz, ihn zu trösten, öfters unwillig und züchtigend; Cap. 11, 2. 3.:

Soll man auf viele Worte nichts antworten?
Und muß, wer viel redet, denn Recht haben?
Soll, was du wähnest, die Menschen schweigen machen?
Willst du spotten, und dich soll Niemand beschämen?

Und Cap. 17, 3—5.:

Warum werden wir geachtet wie Vieh?
Und sind so unrein in euern Augen?
O der du in deinem Zorn deine Seele selbst zerreißest,
Soll um deinetwegen die Erde verlassen
Und der Fels von seinem Orte versetzt seyn?

Die Sitten der drei Freunde sind fast einerlei. Sie haben alle eben dieselbe Meinung von Hiobs Schicksal, und thun ihm fast durchgehends eben dieselbe Vorstellung. Nur daß sie mit einander abwechseln; und wenn der eine schweigt und dem Hiob Recht zu geben scheint, so nimmt ein anderer die Rede für ihn auf. Sollte hier die Genauigkeit der Neuern eine Mannigfaltigkeit in den Charakteren fordern, so wird man diesen Mangel

der Einfalt der alten Poesie desto eher zu gute halten, da sie ihn durch so viel andere Schönheiten zu ersetzen gewußt.

Indessen hat Elihu wirklich einen abstechenden Charakter. Er ist lange so strenge und so bitter nicht, als die übrigen Freunde. Er ist gelinde, fromm, billig, von Bitterkeit und Schmeichelei gleich weit entfernt; und wenn die andern Hiob nur noch mehr reizen, so weiß ihn Elihu durch sein bescheidenes Zureden wieder zu besänftigen.

Der Ausdruck in einem Gedichte bezieht sich entweder auf die Personen, oder auf andere Dinge. Im ersten Falle werden Leidenschaften und Gesinnungen, und im letztern Beschreibungen vorgebracht. Die Leidenschaften im Hiob sind erhaben und überaus heftig, wie man aus den angeführten Exempeln gesehen haben wird. Indessen fehlt es auch an gelinden Gemüthsbewegungen nicht, die geschickt sind, Mitleiden zu erregen; Cap. 14, 1. 2. 3. 6.:

Der Mensch, vom Weibe geboren,
Ist kurz von Zeit, und von Unruh satt.
Wie eine Blume gehet er auf und welkt,
Fleucht wie ein Schatten, und bestehet nicht.
Und auch auf ihn thust du deine Augen auf,
Und mich führst du ins Gericht vor dir? —
Laß ab von ihm, daß er ruhe,
Daß er seine Zeit wie ein Tagelöhner abwarte.

Die ganze Stelle ist voll von den vortrefflichsten Bildern, und ganz im Styl der Elegie geschrieben; zuletzt wird der Schmerz heftiger, aber er ist immer noch kläglich und sanftrührend; Cap. 19, 2. 3. 21. 22.:

Wie lange plagt ihr doch meine Seele
Und quälet mich mit Worten?
Es sind nun zehn Mal, daß ihr mich höhnt.
Ihr schämet euch nicht, und dringet in mich. —
Erbarmt euch mein, erbarmt euch mein, ihr meine Freunde!
Denn die Hand Gottes hat mich geplagt.
Warum verfolgt ihr mich, wie Gott,
Und werdet meines Fleisches nicht satt?

Von den Beschreibungen wollen wir nur ein einziges Beispiel anführen, von dem kriegerischen Pferde, Cap. 39, 24. 25. (weil wir die übrigen Thiere, die in diesem Gedichte beschrieben, nicht so genau kennen, und folglich nicht urtheilen können, ob die Beschreibungen richtig sind). Wie vortrefflich wird nicht sein

Muth, seine Behendigkeit, und ungestüme Begierde zum Streit beschrieben!

Mit Zittern und Toben verschlingt es die Erde
Und achtet nicht der Trompeten Hall.
Wenn die Trompete forttönet, rufet es Hui!
Und von ferne riecht es den Krieg,
Das Donnern der Fürsten und den Klang.

Zuletzt erfolgt eine kurze Wiederholung des Harianischen Sylbenmaaßes: Franciscus Hare, Bischof zu Chicheſtre, glaubt, durch eine gewisse Hypotheſe von den besondern Regeln des hebräischen Sylbenmaaßes Rechenschaft geben zu können; welche Hypotheſe aber vom Lowth bestritten, und deren Unzulänglichkeit bewiesen wird.

Drey Gedichte von dem Verfasser der vermischten Werke in verschiedenen Arten der Dichtkunst. Altona und Leipzig, 1756. in Quart.

(aus der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 1. Stück 1. 1757. S. 168—180.)

Herr Dusch, dessen Geschicklichkeit den Liebhabern der Dichtkunst durch seine „vermischten Werke", und vorzüglich durch das darin befindliche schöne Lehrgedicht „von den Wissenschaften", bekannt ist, fährt fort, die Früchte seiner fleißigen Muse der Welt mitzutheilen. Die Herren Leipziger und Schweizer haben auf eine Zeit lang den streitigen Wahlplatz verlassen; und eine Mittelgattung von Dichtern, die, so zu sagen, weder Whigs, noch Torys sind, füllen indessen die Zwischenscene aus. Alle Liebhaber der Dichtkunst wünschen, daß jene erbitterten Kämpfer nie wieder zum Vorschein kommen mögen. Die eklektischen Gedichte kommen unstreitig dem guten Geschmacke näher, als die geistlosen Hermaniaden, oder die rauhen Geburten der Herren Zürcher, deren letztere Gedichte gewissermaßen unsere Empfindung mit den Regeln der Dichtkunst in einen Streit verwickelt haben.

Indessen hat man vielleicht Ursache, sich über die Flüchtigkeit dieser neuern Dichter zu beschweren. Statt daß sie uns

schöne Gedichte liefern, würden sie uns unstreitig vortreffliche Gedichte liefern können, wenn sie nur erkennen wollten, daß es ein größer Verdienst ist, untadelhaft, als fruchtbar zu seyn. Zachariä, der sich durch seine komischen Heldengedichte beliebt gemacht, ist unstreitig in seinen „Tagszeiten" sehr gefallen, so viel Wesens auch immer der nachsehende Geschmack der Recensenten von diesem Gedichte macht; und Hr. Dusch hat wenigstens durch die Gedichte, die er nach seinen „vermischten Werken" ꝛc. herausgegeben, nicht viel gewonnen. Von seinem „Schooßhunde" wollen wir zu einer andern Zeit unser Urtheil sagen; jetzt wollen wir uns bemühen, unsern Lesern von diesen „dreyen Gedichten" einen Begriff zu machen.

Tolk-Schuby, ein Gedicht an die Herren E*** E***.

Dieses Gedicht ist fast nichts anders, als eine Nachahmung des vortrefflichen „Frühlings" des Hrn. von Kleist, in Reimen und einer vermischten Versart, die Hrn. Dusch eigen ist. Man wird es schon aus dem Worte Nachahmung schließen können, daß er sein Muster nicht erreicht hat; und überhaupt ist Dusch glücklicher in der lehrenden, als in der malenden Dichtungsart. Er weiß den rechten Gesichtspunkt nicht allezeit zu treffen, aus welchem der Dichter einen Gegenstand schildern muß, wenn er ihn angenehm, deutlich und lebhaft schildern soll. Den größten Theil seiner Gemälde hat er von Pope, Thomson, Kleist und andern Dichtern entlehnt, aber dergestalt entlehnt, daß es ihm nicht gelungen ist, sie sich zu eigen zu machen. Ja öfters hat er Figuren aus verschiedenen Dichtern zusammengetragen, die sich gewiß verwundern müssen, wie sie hier neben einander zu stehen kommen. Z. E. bei Gelegenheit eines plötzlichen Sturms sagt unser Dichter S. 25.:

— — — — in allgemeiner Pause,
Hält die Natur den Athem; der Puls der Schöpfung steht;
Die alle Hände faltet, da Gott in Wolken geht.

Young sagt in seiner ersten Nacht: die Natur macht eine fürchterliche Pause; — der Puls ihres Lebens steht still. Klopstock sagt bei einer andern Gelegenheit:

Gott sprachs. Überall faltete noch die tiefe Verwundrung
Heilige Hände vor ihm.

Wenn man aber diese beiden Figuren willkührlich zusammensetzt, so sollte man fast glauben, die Schöpfung habe sich den Krampf in die Hände gefaltet, daß ihr Puls davon ist stehen geblieben. — Eben daselbst sagt Dusch:

Auf schwarzen Fittigen des Windes fortgetragen,
Rollt langsam am Olymp der Donner ehrner Wagen —

und beweist in einer Note die poetische Schönheit der homerischen Vergleichung des Donners mit einem rollenden Wagen, weil das Geräusch eines Wagens viel Ähnlichkeit hat mit dem Getöse eines Donners. Man wird ihm dieses gern einräumen; aber wenn ein Wagen auf Fittigen getragen wird, so kann er kein Getöse erregen. Zudem bringen uns die Fittige des Windes auf einen Begriff der Geschwindigkeit, dem das langsame Rollen in dem folgenden Verse schnurstracks widerspricht.

S. 14. sagt der Dichter von der aufgehenden Sonne:

Der Sonnen halbe Scheibe schaut glüend in die Flur,
Vergüldet ihre Hügel, und grüßet die Natur.

Hier hätte der Discus immer wegbleiben können. Das Schauen, Vergülden und Grüßen möchte von der Sonne noch angehen, aber von der Scheibe?

S. 21. befindet sich ein Gemälde, das wir unmöglich zurecht setzen können. Wir mögen es drehen und wenden, wie wir wollen, so steht uns immer etwas an dem unrechten Orte:

An diesem Rosenbusche, den tiefe Still' umfängt,
Um den ein Kranz von Buchen die breiten Zweige hängt,
Der hier Gerüche haucht, und von bemooßten Hügeln,
Gebeugt den Teich beschaut, sein blühend Haupt zu spiegeln.

Wenn hier die Rosen nicht über den Kranz von Buchen mit breiten Zweigen hinüberragen, so wissen wir nicht, wie sie sich in dem Teiche spiegeln können. — Unser Dichter ist auch nicht selten unglücklich in Beiwörtern, z. E. gleich im Anfange:

Beglückt ist, wer wie Ihr, in eignem Schatten liegt.

Horaz sagt: Beatus ille, qui *bobus* exercet *suis* etc.; aber in eignem Schatten liegen, beweist noch nicht, daß der Grund unser ist. Ein Jeder, welcher unter der Sonne liegt, liegt wohl in eignem Schatten. Von dieser Art übel ausgesuchter Beiwörter sind: „der stille Dichter", „die sichtbare Stille", „die schweigende Natur schlummert, verhüllt in ihre Flügel" u. s. w. Indes-

sen läugnen wir nicht, daß wir viele schöne Stellen in diesem Gedichte angetroffen, und daß wir es ungleich höher schätzen, als die Tageszeiten, die das Glück gehabt haben, der Menge zu gefallen. Ja vielleicht kann es Hr. Dusch in ein durchgehends schönes Gedicht verwandeln, wenn er sich die Mühe nehmen wollte, die zweite Hand daran zu legen.

Das zweite ist ein Lehrgedicht vom „Gebrauche der Vernunft", — eine würdige Schwester des beliebten Lehrgedichts „von den Wissenschaften". Wenn uns Dusch in der malerischen Dichtkunst sich selbst nicht zu trauen, und aus Furcht, zu fallen, seinen Vorgängern mit unsichern Schritten auf dem Fuße zu folgen scheint; so finden wir hingegen in seiner didactischen Poesie Spuren von der poetischen Kühnheit, die sich ihrer Stärke bewußt ist, und nicht selten den getretenen Steg verläßt, um sich über blumige Wiesen einen neuen zu bahnen. Einige matte Stellen ausgenommen, scheuen wir uns nicht, diesem Lehrgedichte die dritte Stelle nach Haller's und Withof's Meisterstücken einzuräumen. — Der Dichter eifert darin wider den Mißbrauch der Vernunft in Sophistereien, wider die Sectirerei, wider diejenigen, die entweder aus Leichtsinn oder aus Bigotterie die Vernunft verachten; und wenn es möglich ist, aus einigen Stellen ein ganzes Gedicht zu beurtheilen, so mögen folgende zur Probe dienen:

Zum Tode, rief Athen, wer beßre Götter lehrt,
Und unsrer Väter Brauch, und den Altar zerstört!
Und sieh! das reine Bild der Weisheit und der Liebe,
Wird zu der Schmach verdammt, und stirbt den Tod der Diebe.
— — — — — —
Dieß war des Weisen Glück von allen Zeiten her,
Und unsre Zeit erstaunt, und wird nicht billiger,
Der Hof zieht Tänzer an, und nähret Müssiggänger,
Jagt einen Weisen fort, und mästet zwanzig Sänger.
— — — — — —
Beglückt, wenn man den Geist, der seine Flügel regt,
Noch in die Schulen stößt, und dort an Ketten legt.
Dort muß er in das Gleis der alten Lehrer treten,
Und selbst nicht vor sich sehn, getreuer nachzubeten;
Muß wider die Vernunft aus fremden Ländern schreyn,
Cartesisch in Paris, in Halle wolfisch seyn.
Die Mode und der Wahn ertheilt der Welt Befehle,
Die eine für den Leib, der andre für die Seele.

S. 49.

Brauch deine Augen selbst; nimm nichts auf Glauben an,
Den Dienst versage nie, den Beyfall jedermann.
Denk alles, was du glaubst, noch einmal ernsthaft über,
Und eh du weiter gehst, halt ein, und zweifle lieber.
Gieb keinem Vorurtheil des Alterthumes Platz;
Der allerälteste ist oft der schwächste Satz,
Im Irrthum erst erzeugt, durch Ansehn angepriesen,
Geheiligt durch die Zeit, und durch die Zeit erwiesen.
Den Aberglauben flieh, der Einbildung Betrug;
Daß ganz ein Volk so glaubt, ist nicht Beweis genug.
Am ersten zweifle da, wo's schrecklich ist zu zweifeln.
Was nicht mit Gründen kann, das schützet sich mit Teufeln.

Und S. 52.

Arbeite dich im Schwall der Meynungen empor;
Ergreif den nächsten Fels, und steig am Strand hervor,
Eh dich der volle Strom, die Beute seiner Wogen,
Ins uferlose Meer, mit sich hinab gezogen.
Umsonst irrt da dein Aug, umsonst suchst du den Strand.
Und schwimmst mit aller Macht, und siehst nicht wieder Land.
Versuche bald, und oft, die Kräfte deiner Flügel,
Streich erst am Boden her, denn schwinge dich auf Hügel;
Ein jeder Flug erweckt, und stärket die Begier u. s. w.

Das dritte Gedicht, oder „Fragment eines großen Gedichts von der Gesetzgebung", beschreibt die Berathschlagung der höllischen Geister, wie sie die Gesetzgebung hintertreiben wollen. Man sieht in diesem Fragmente einen mißrathenen Versuch, das Meisterstück Klopstock's, die Berathschlagung Satans mit seinen Geistern, in dem zweiten Gesange, in gereimten Versen nachzuahmen. Die Anlage, die Charaktere, die Beschreibungen, und fast alle Reden sind aus dem Klopstock. Allein wie wenig unsers Dichters Muse diesem großen Gegenstande gewachsen ist, kann man aus denjenigen Stellen am besten erkennen, wo er seinen seichten Wendungen durch einige erhabene Gedanken aus dem Messias hat aufhelfen wollen. Man sieht das Unternehmen eines Zwerges, der mit den Kleidern eines Riesen auch seine Gestalt anzunehmen glaubt. Wir wollen dem Dichter Schritt vor Schritt folgen, und allenthalben Parallelstellen aus dem Messias anführen. Er beschreibt im Eingange die Lage und die Beschaffenheit der Hölle. Sie war erst im Mittelpunkt der Erde;

Doch in der Sündfluth sind die Riegel aufgesprungen,

Und ein Gebirg entstand in Erderschütterungen.
Im Donner borst die Rinde. — —

Da stieg ein Dampf in die Luft, die Wasser flohen, die Sonne verbarg ihr Licht, die Elemente kämpften u. s. w.; da entstand das Reich der Finsterniß;

Sechs Meilen in die Höhe, sechs Meilen tief im Meer,
Sechs Meilen in die Weite, regiert die Pest umher.

(Welch eine mathematische Richtigkeit!)

Hier stehet Satans Thron — — —
Kein Feur, kein Licht zertheilt den Dampf der sichtbarn Nacht,
Als wenn ein Blitz den Teufeln ihr Elend sichtbar macht.

Die sichtbare Nacht ist ein Ausdruck, den man schon Milton nicht hat durchgehen lassen wollen, und ist wenigstens nicht nachzuahmen. Teufeln ist unanständig. Klopstock sagt von diesem Blitz, der die Hölle erleuchtet:

— — — ein feuriges Wetter
Machte darauf den ganzen Bezirk der Finsterniß sichtbar.

Ferner Dusch S. 61.:

Der Pöbel weicht erschrocken, der sich um Satans Sitz,
Wie Wogen um den Fels, drängt — —

Klopstock S. 49.:

— — — der Pöbel der Geister
Floß mit ihnen unzählbar, wie Wogen des kommenden Weltmeers,
Gegen den Fuß vorgebirgter Gestade, zum Sitze des Satans.

Gog nahet sich Satan, und bringt ihm den Bericht von der Reise der Israeliten durch die Wüste. Diese Rede ist so seicht und so leer von allen poetischen Zierrathen, daß man es gleich merkt, Klopstock hat keinen Geist die Reise eines Volks erzählen lassen. Indessen hat er öfters versucht, den gotteslästerlichen Spott nachzuahmen, den Klopstock seinen Geistern so meisterlich in den Mund legt; mit was für einem Erfolge aber, urtheile man aus folgenden Zeilen:

Wie er (Gott) dieß Volk erhielt, erfuhr ich nicht genau,
Dieß weis ich nur, vor Hitze verschlangen sie den Thau,
— — — Gott denkt sie aufzureiben,
Und sein gelobtes Land wird wohl die Wüste bleiben.
Vielleicht soll der Befehl, die Wüste zu durchstreichen,
Ein feiner Staatsstreich seyn, und tiefer Weisheit gleichen
u. s. w.

Die ganze Hölle gerieth auf Gogs Bericht in Bewegung. (Natürlicher Weise! denn die elenden Reime haben, wie Gellert sagt, eine besondere Kraft, die bösen Geister zu erschrecken.)

Doch Satan sahe kaum die Hölle in Bewegung,
So rafft er sich schon auf.

So schnell er sich aber auch aufrafft, um sich hören zu lassen; so glaubt der Poet dennoch, es wäre jetzt Zeit, um Satans Geschmack im Putze zu beschreiben:

Der Reichthum von ganz Ormus hing wild um seinen Sitz,
Ein ungestalter Zierath, barbarisch ohne Witz.

Es scheint als wenn Dusch noch immer die Satane mit den Gnomen verwechselte.

Satan redet seinen Geistern Muth zu, und muntert sie auf, mit ihm bei dem festen Entschlusse, den sie bei ihrem Abfall gefaßt hatten, zu verbleiben:

Das war mein Wunsch, vernichtet oder Gott!

Belial, ein Geist wie Abadonna im Messias, wagt es, so wie jener, und fast mit eben denselben Ausdrücken, der obersten Gottheit der Hölle zu trotzen. Er bereuet seinen Abfall, verzehrt sich in Pein;

— — Und hoffnungsvoll zu sterben,
Spricht er den Donner an, und rufet dem Verderben,
Doch nirgend ist Verderben.

Klopstock:

Schaffe da Feuer, ein tödtendes Feur, das Geister verzehre,
Gott, Verderber der Wesen, die du ohn' ihr Wollen erschufest!
— — Doch da wurde kein tödtendes Feuer.

Wenn man hier die ganze Rede des Belials mit der vortrefflichen und überaus rührenden Rede des Abadonna vergleicht, so muß man sich über den Verf. verwundern, daß er so wenig seine eigenen Kräfte zu schätzen gewußt hat. Mit kaltem Eingeweide die erhabenen Empfindungen eines Klopstock's ausdrücken wollen, ist, wenn wir es mit einem gelinden Namen benennen wollen, wenigstens unbesonnen. Wir wollen uns begnügen, das Ende dieser Rede gegen ihre Parallelstelle zu halten:

Warum verließ die Macht dich am rothen Meer so früh
Und warf mit keinem Sturmwind die Wogen über sie?
Der sie dort aus der Hand des Pharao griffen,
Der wird auch gegen dich sein Volk zu schützen wissen.

Klopstock:

Satan! so wahr wir alle die Quaal nur gewaltiger fühlen,
Wenn du die Behausung der Nacht, und der dunkeln Verdammung,
Königlich nennest; so wahr kehrst du mit Schande belastet,
Statt des Triumphs, von Gott und seinem Messias zurücke!

Ferner Dusch:

Satan ergrimmte
— — — es fuhr aus seiner Hand
Ein siebenfacher Blitz, es zitterten die Heere;
Doch keine Flamme traf; er donnerte ins Leere,
Und stampft — — — —

Klopstock:

Satan hört ihn voll grimmiger Ungeduld also reden,
Jetzt wollt' er auf ihn donnern, allein die erschreckliche Rechte
Sank ihm zitternd im Zorn dahin, er stampft' und erbebte.

Der Sänger des Messias läßt den grimmigen Satan vor Wuth verstummen, und Adramelch die Antwort vor ihm geben. Wie vortrefflich stimmt dieses mit ihren Charaktern überein! Allein Dusch läßt Satan sich wieder fassen; er drohet:

— — So will ich mit dir reden!
Verzagter! — — — —
Fleuch, reinige den Ort, den Könige bewohnen,
Fleuch in die Einsamkeit, und flehe da Verschonen,
Dort bring die Ewigkeit gequält und sklavisch zu —

Klopstock:

— aus finstern Wettern will ich mit dir reden, Verzagter!
— — — — —
Wirst du gepeinigt; so wirst du von deinen niedern Gedanken,
Sklave! gepeinigt. Entfleuch, Verzagter, aus diesem Bezirke,
Unserer Herrschaft, wo Könige sind! Entfleuch in die Tiefe
— — — — —
Allda bring die Unsterblichkeit zu —

Die Denkungsart, die Dusch seinem Satan beigelegt, hat so viel Ähnliches mit der Denkungsart des Ulfo im Trauerspiele Canut, daß er ihn auch wirklich zwei Verse aus dem Canut declamiren läßt:

Ihr Helden, redet selbst, so lange wir noch kriegten,
Wer war's, der überwand, wer waren die Besiegten?

Schlegel sagt:

Da ich mit Dännemarks und Englands Herrschern kriegte,
So sprich, wer hat gesiegt, und wer war der Besiegte?

Wo ihn sein Muster verlassen, da verfällt er sehr oft ins Lächerliche. Nachdem Satan das jüdische Volk sehr verächtlich abgebildet hat, sagt er:

Nun urtheilt selbst, ihr Thronen, verdient es wohl der Müh,
Dieß Sklavenvolk zu halten? nein! reisen lies ich sie.

Und ferner:

Nachdem ich Gott vergeblich, drey Monat lang bemüht,
War ich mit mir zufrieden, und dachte endlich: zieht!

Wir wollen noch den Charakter des Molochs nebst der Parallelstelle aus dem Messias S. 47. — Doch nein! vielleicht haben wir uns schon zu lange bei dieser Vergleichung aufgehalten, und vielleicht schließen unsere Leser schon mit uns, daß dieses Gedicht nichts weniger als ein Fragment eines größern Gedichts, sondern die Frucht eines Abends seyn müsse, als Hr. Dusch von Lesung des Messias warm zu seyn glaubte. Schnell ward die Feder ergriffen; allein er

Glows when he reads, and trembles when he writes!

Lehrbuch prosaischer und poetischer Wohlredenheit in verschiedenen Schreibarten und Werken, zu akademischen Vorlesungen eingerichtet von M. Johann Bernhard Basedow, Professor der Moral, schönen Wissenschaften und der deutschen Sprache in Soroe. Kopenhagen im Verlage der Rothischen Buchhandlung, 1756. 622 Seiten in 8°, ohne Vorrede und Inhalt.

(aus der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 2. Stück 1. 1757. S. 57—91.)

Man hat sich zwar, sagt der Herr Verfasser in der Vorrede, über keinen Mangel an Lehrbüchern der schönen Wissenschaften zu beklagen, nachdem uns ein Rollin, Bouhours, Batteux, Breitinger, May, Meier und Gottsched in neuern Zeiten

verschiedene Schriften von dieser Art geliefert. Aber alle diese Männer, sagt unser Schriftsteller ferner, haben sich nicht so weit heruntergelassen, ein Buch zu schreiben, dessen Erklärung in einem halben oder ganzen Jahre vollendet werden könnte, und welches wirklich den ganzen Umfang der prosaischen und poetischen Wohlredenheit mit gemäßigten Schritten durcheilte. Diesem Mangel hat er also durch gegenwärtiges Werk abzuhelfen gesucht; und wenn durchgehends die Sorgfalt angewendet worden wäre, mit welcher wir einige ziemlich schwere Materien abgehandelt finden, so würde es gewiß ein bloßes Compliment seyn, wenn der Hr. Verf. sagt: „er wollte nur einen Gellert oder Schlegel oder „Gärtner durch seine Schrift lebhaft erinnern, daß es an einem „bequemen Handbuche der ganzen Wohlredenheit, wenigstens in „deutscher Sprache, bisher noch fehle".

Wir wollen unsern Lesern von allem, was dieses Lehrbuch wichtiges und neues enthält, einen Begriff zu machen suchen, und wo es nöthig seyn wird, unsere Beurtheilung mit Bescheidenheit hinzuthun. Wir werden aber einige Materien, als nicht zu unserm Vorhaben gehörig, um desto mehr mit Stillschweigen übergehen können, da der Hr. Verf. selbst von ihnen gesteht, daß sie weggeblieben wären, wenn er nicht ursprünglich für den dänischen jungen Adel geschrieben hätte, dem zu Gefallen verschiedenes seinen Platz darin hat finden müssen. Von dieser Art sind unter andern einige grammatikalische Vorschriften und Anmerkungen, und ein Verzeichniß von allen Gelegenheiten, wobei man bei Höfen und Gesandtschaften und andern öffentlichen Gelegenheiten Reden zu halten pflegt.

Das ganze Werk enthält drei Theile, davon der erste von den gemeinschaftlichen Regeln der Prosa und Poesie handelt und in drei Hauptstücke abgetheilt ist.

In dem ersten Hauptstücke wird von der Beschaffenheit, Verwandtschaft und von dem Nutzen der schönen Wissenschaften überhaupt, von den Kräften eines schönen Geistes, von dem Geschmacke, und endlich von den nöthigen Beschäftigungen eines schönen Geistes gehandelt. Es ist zu bedauern, daß dem Hrn. Verf. gefallen, diesen überaus wichtigen Materien nur 10 Octavseiten zu widmen. Die Überschriften der Paragraphen scheinen vieles zu versprechen; man schlägt begierig auf, und wundert sich, die Materie kaum berührt zu sehen. Was hätten nicht von der Verwandtschaft der schönen Wissenschaften oder von den

Kräften eines schönen Geistes für nützliche Anmerkungen vorgebracht werden können! Der Geschmack wird gar nicht erklärt, auch nichts von seiner Verschiedenheit und Veränderlichkeit, in wie weit er von den äußern Umständen, als von der Mode, Erziehung und Gewohnheit, Veränderungen leiden kann, erwähnt. Wir lesen auch nichts von dem Charakter eines schönen Geistes, von dem Genie, und von verschiedenen andern nützlichen Materien, die allhier vorzüglich einen Platz verdient hätten. Wollte der Hr. Verf. etwa sich damit entschuldigen, daß er diese, wie auch andere ausgelassene Materien in seinen Vorlesungen nachhole; so hätte er theils doch die ersten Gründe seiner Meinung von solchen wichtigen besondern Materien anzeigen sollen, theils sich erinnert haben, daß er, wie er selbst in der Vorrede sagt, nicht bloß zum Gebrauch seiner Vorlesungen, sondern auch für die Kenner der schönen Wissenschaften habe schreiben wollen, welche in einem neuen Buche neue Gedanken suchen. Unter den Büchern, die zur Bildung des guten Geschmacks angerathen werden, finden wir mit Verwunderung ein Journal unter dem Titel: das Anmuthige in der neuern Gelehrsamkeit. Dieses wird hoffentlich eine Schrift seyn, welche in den hiesigen Gegenden noch unbekannt ist; denn das „Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" kann ein Mann von der Einsicht des Hrn. Basedow wohl unmöglich den Anfängern anrathen, deren Geschmack noch nicht gesetzt ist. Doch wir möchten auch wohl wissen, warum er ihnen empfiehlt, Jöcher's Gelehrten-Lexicon zu lesen.

Das zweite Hauptstück verdient es, daß wir uns etwas länger dabei aufhalten. Es handelt von der Materie und den Gedanken.

Im § 14—16. werden die gewöhnlichen Regeln von der Erfindung des Hauptinhalts und des Stoffes gegeben. Der Werth dieser Regeln überhaupt wird § 17. sehr vernünftig bestimmt. „Es kann den schönen Wissenschaften nicht schaden", heißt es, „daß Einige, die sie (die Regeln der Erfindung) gelernt „haben, nichts gutes, Andere, die keine Vorlesungen darüber ge„hört haben, recht viel über diesen oder jenen Inhalt zu sagen „wissen. Man muß erst Genie, Arbeitsamkeit, Erfahrung und „Wissenschaften auf beiden Seiten gleich machen, und alsdann „beiden einen Hauptinhalt geben, wovon ihnen beiden gleich viel „und wenig bekannt ist; alsdann wird das Hülfsmittel der Re„geln gewiß den Ausschlag geben".

In der Folge zeigt der Hr. Verf., wie man seinen Inhalt überdenken, die Begriffe sowohl als die Sätze recht verstehen, und sich von der Wahrheit derselben überzeugen soll (bei welcher Gelegenheit uns § 21.: wie man Sätze verstehen muß, etwas undeutlich geschienen hat). Ferner handelt er von den Erklärungen, Beweisen, Vergleichungen und ihren verschiedenen Arten. Im 33. § wird der Unterschied der philosophischen, oratorischen und poetischen Wahrscheinlichkeit gründlich auseinandergesetzt. Wenn es aber von der letzten heißt: „bald ist es zur poetischen „Wahrscheinlichkeit genug, daß eine Sache, die man erdichtet, „irgend einmal geschehen sei, z. E. daß Thiere reden"; so scheint uns diese Bestimmung überflüssig, indem die Äsopische Fabel, ohne sich darauf zu stützen, daß es jemals geschehen sei, den Thieren, ja sogar den leblosen Dingen eine Sprache leiht, wie der Hr. Verf. am Ende des § selbst zu bemerken scheint. § 41. und die folgenden betrachten die wahrscheinlichen Beweise, die Induction und Instanz sehr gründlich und philosophisch. Jedoch wir eilen zu der Abhandlung von den Affecten, welche viel neue Anmerkungen enthält und mit einiger Sorgfalt abgehandelt ist. Wir sagen dieses von der Abhandlung von den Affecten selbst; denn im § 53—58., wo das Vorhaben, von den Affecten zu handeln, entdeckt wird, hätten wir mehr Gründlichkeit anzutreffen gewünscht. Warum hat es z. E. dem Hrn. Verf. § 54. gefallen zu behaupten, man sollte die Wörter: Lust, Unlust, Begierde, Abscheu u. s. w. durch keine Definition, sondern durch Exempel zu erklären suchen? „Sie sind das Erste", sagt er, „das wir von unserm Willen wissen". Wohl! allein haben alle diese Exempel, dadurch er sie erklären will, nichts gemein, daran diese Gemüthsveränderungen in ihrer Art erkannt werden könnten? Und was hat er an den vortrefflichen Erklärungen, die Cartes, Wolf, Baumgarten *) und Andere von einzelnen Exempeln abgesondert haben, auszusetzen gefunden? Sie konnten ihm wohl nicht unbekannt seyn; und hätte er Schwierigkeiten dabei gefunden, so hätte er sie seinen Lesern billig anzeigen sollen. Im 56., von dem Temperamente, hätten wir auch etwas von dessen Verschiedenheit überhaupt, und insbesondere von dessen

*) Des Cartes des Passions de l'ame. Wolf's deutsche Metaphysik 439. u. flgd. Baumgarten Metaphysica p. III. c. I. sect. 17.

Veränderung in den dreien Stufen des menschlichen Alters, und durch die äußeren Umstände, als die Lebensart, Erziehung und Gewohnheit, anzutreffen geglaubt; wie diese verschiedene Materien im zweiten Buche der Rhetorik des Aristoteles sehr gründlich abgehandelt, und wirklich zu Erregung und Dämpfung der Affecten von sehr großem Nutzen sind.

Wir würden von dem Hrn. Verf. nicht so viel fordern, wenn er nicht in der Folge, bei der Lehre von den Affecten, gezeigt hätte, daß er es wirklich hätte leisten können. Wir finden darin Spuren eines philosophischen Geistes, der richtig denkt und öfters sehr gründliche Anmerkungen macht, der aber näher zu seinem Endzwecke gelangt seyn würde, wenn er die neuern Weltweisen hätte fleißiger brauchen wollen. Wir wollen ihm Schritt vor Schritt folgen.

Im § 58. erklärt er das Wort Affect oder Gemüthsbewegung durch eine starke und heftige Wirksamkeit des Willens, und verwirft des Hrn. Barons v. Wolf Definition, der ihn in seinen lateinischen Schriften durch conatum vehementiorem producendi vel impediendi perceptiones praevisas, und anderswo durch ein starkes sinnliches Begehren oder Verabscheuen erklärt. „Der Unterschied meines Begriffs", setzt er hinzu, „wird „daraus erhellen, weil Freude etwas anders als Begehren, und „nicht ein jedes heftige Begehren sinnlich ist". Der Hr. Verf. hätte bedenken sollen, daß sinnlich bei den neuern Weltweisen nichts anders heißt, als undeutlich; so würde vorerst sein zweiter Einwurf ganz gewiß weggefallen seyn. Will er ferner bei der Freude gar kein Begehren statt finden lassen, so kann er sie viel weniger eine Wirksamkeit des Willens nennen, indem ohne Begehren der Wille nicht wirken kann. — Der Unterschied (eben daselbst) zwischen wirklichen und eingebildeten Affecten hat seinen guten Grund. „Der wirkliche Affect", sagt der Hr. Verf., „hat Vergnügen und Mißvergnügen, Verlangen oder „Verabscheuung an einer Sache, die der Verstand mit Gewiß„heit, Wahrscheinlichkeit oder Vermuthung für wirklich hält. „Der eingebildete ist eigentlich nur eine Idee, was für Affect „wir haben würden, wenn das, was wir ohne Vermuthung der „Wirklichkeit als möglich denken, vermuthlich, wahrscheinlich oder „gewiß wirklich wäre". Die Gründe hingegen, die er § 59. angiebt, warum ein jeder eingebildeter starker Affect mit einigen

kleinen wirklichen Affecten verbunden sei, scheinen uns nicht zulänglich, diese seltsame Erscheinung zu erklären.

Wiederum theilt er die Affecten § 61. in ächte und unächte ein; und auch diese Eintheilung ist in der Theorie der schönen Wissenschaften von sehr großem Nutzen. Der Gegenstand des ächten Affects ist das wirkliche Schicksal der Menschen, am meisten aber unser eigenes. Die Wichtigkeit und Wahrscheinlichkeit eben dieses Schicksals trägt auch vieles zu dem Grade des Affects bei. Wenn aber diese Schicksale episch oder dramatisch, d. i. in Erzählungen oder in theatralischen Vorstellungen nur als möglich abgebildet werden; so entsteht ein unächter Affect. Diesen Affect zählt der Hr. Verf. zu den wirklichen. Denn wir werden während der Erzählung oder der theatralischen Handlung oft in langer Zeit nicht erinnert, daß nur mögliche Schicksale vorgestellt werden. Daher halten wir sie für wirklich; und wenn sie von der Wichtigkeit sind, so gerathen wir darüber in wirkliche Affecten, bis wir durch irgend einen Umstand unsers Irrthums erinnert werden. Wenn wir ein gar zu großes unächtes Schrecken, einen gar zu großen unächten Ekel davon annehmen, so finden wir aus der Erfahrung, daß es uns angenehm sei, unächte Affecten gehabt zu haben. (Die Ursachen, die hiervon angeführt werden, thun uns abermals nicht völlig Genüge.) Die eingebildeten Affecten erwecken oder erzeugen auch einige wirkliche Affecten. Die unächten Affecten aber werden in eingebildete verwandelt, sobald man seines Irrthums gewahr wird; daher ist es ein Mittel zu Erweckung und Erzeugung wirklicher Affecten, wenn man eingebildete und unächte veranlaßt.

Im § 66. und flgd. zeigt der Hr. Verf. die Mittel an, einen Affect zu erwecken, zu erzeugen, und zu lenken. Er nennt der einen Affect erwecken, wenn die Leidenschaft schon wirklich in der Seele da ist, und nur zum Ausbruche gebracht werden soll. Hingegen wird ein Affect erzeugt, wenn schwächere Neigungen, die eigentlich keine Leidenschaften ausmachen, in Wirksamkeiten des Willens verwandelt werden sollen. Ist aber der Affect schon wirklich erzeugt oder erweckt, so muß er auf die gehörigen Mittel, sich wirksam zu zeigen, geleitet werden; und dieses nennt er den Affect lenken.

Im § 75. schreitet er zu den besondern Arten der Affecten fort und macht mit der Freude den Anfang; wo er zeigt, durch

Kräften eines schönen Geistes für nützliche Anmerkungen vorgebracht werden können! Der Geschmack wird gar nicht erklärt, auch nichts von seiner Verschiedenheit und Veränderlichkeit, in wie weit er von den äußern Umständen, als von der Mode, Erziehung und Gewohnheit, Veränderungen leiden kann, erwähnt. Wir lesen auch nichts von dem Charakter eines schönen Geistes, von dem Genie, und von verschiedenen andern nützlichen Materien, die allhier vorzüglich einen Platz verdient hätten. Wollte der Hr. Verf. etwa sich damit entschuldigen, daß er diese, wie auch andere ausgelassene Materien in seinen Vorlesungen nachhole; so hätte er theils doch die ersten Gründe seiner Meinung von solchen wichtigen besondern Materien anzeigen sollen, theils sich erinnert haben, daß er, wie er selbst in der Vorrede sagt, nicht bloß zum Gebrauch seiner Vorlesungen, sondern auch für die Kenner der schönen Wissenschaften habe schreiben wollen, welche in einem neuen Buche neue Gedanken suchen. Unter den Büchern, die zur Bildung des guten Geschmacks angerathen werden, finden wir mit Verwunderung ein Journal unter dem Titel: das Anmuthige in der neuern Gelehrsamkeit. Dieses wird hoffentlich eine Schrift seyn, welche in den hiesigen Gegenden noch unbekannt ist; denn das „Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" kann ein Mann von der Einsicht des Hrn. Basedow wohl unmöglich den Anfängern anrathen, deren Geschmack noch nicht gesetzt ist. Doch wir möchten auch wohl wissen, warum er ihnen empfiehlt, Jöcher's Gelehrten-Lexicon zu lesen.

Das zweite Hauptstück verdient es, daß wir uns etwas länger dabei aufhalten. Es handelt von der Materie und den Gedanken.

Im § 14—16. werden die gewöhnlichen Regeln von der Erfindung des Hauptinhalts und des Stoffes gegeben. Der Werth dieser Regeln überhaupt wird § 17. sehr vernünftig bestimmt. „Es kann den schönen Wissenschaften nicht schaden", heißt es, „daß Einige, die sie (die Regeln der Erfindung) gelernt „haben, nichts gutes, Andere, die keine Vorlesungen darüber gehört haben, recht viel über diesen oder jenen Inhalt zu sagen „wissen. Man muß erst Genie, Arbeitsamkeit, Erfahrung und „Wissenschaften auf beiden Seiten gleich machen, und alsdann „beiden einen Hauptinhalt geben, wovon ihnen beiden gleich viel „und wenig bekannt ist; alsdann wird das Hülfsmittel der Regeln gewiß den Ausschlag geben".

In der Folge zeigt der Hr. Verf., wie man seinen Inhalt überdenken, die Begriffe sowohl als die Sätze recht verstehen, und sich von der Wahrheit derselben überzeugen soll (bei welcher Gelegenheit uns § 21.: wie man Sätze verstehen muß, etwas undeutlich geschienen hat). Ferner handelt er von den Erklärungen, Beweisen, Vergleichungen und ihren verschiedenen Arten. Im 33. § wird der Unterschied der philosophischen, oratorischen und poetischen Wahrscheinlichkeit gründlich auseinandergesetzt. Wenn es aber von der letzten heißt: „bald ist es zur poetischen „Wahrscheinlichkeit genug, daß eine Sache, die man erdichtet, „irgend einmal geschehen sei, z. E. daß Thiere reden"; so scheint uns diese Bestimmung überflüssig, indem die Äsopische Fabel, ohne sich darauf zu stützen, daß es jemals geschehen sei, den Thieren, ja sogar den leblosen Dingen eine Sprache leiht, wie der Hr. Verf. am Ende des § selbst zu bemerken scheint. § 41. und die folgenden betrachten die wahrscheinlichen Beweise, die Induction und Instanz sehr gründlich und philosophisch. Jedoch wir eilen zu der Abhandlung von den Affecten, welche viel neue Anmerkungen enthält und mit einiger Sorgfalt abgehandelt ist. Wir sagen dieses von der Abhandlung von den Affecten selbst; denn im § 53—58., wo das Vorhaben, von den Affecten zu handeln, entdeckt wird, hätten wir mehr Gründlichkeit anzutreffen gewünscht. Warum hat es z. E. dem Hrn. Verf. § 54. gefallen zu behaupten, man sollte die Wörter: Lust, Unlust, Begierde, Abscheu u. s. w. durch keine Definition, sondern durch Exempel zu erklären suchen? „Sie sind das Erste", sagt er, „das „wir von unserm Willen wissen". Wohl! allein haben alle diese Exempel, dadurch er sie erklären will, nichts gemein, daran diese Gemüthsveränderungen in ihrer Art erkannt werden könnten? Und was hat er an den vortrefflichen Erklärungen, die Cartes, Wolf, Baumgarten *) und Andere von einzelnen Exempeln abgesondert haben, auszusetzen gefunden? Sie konnten ihm wohl nicht unbekannt seyn; und hätte er Schwierigkeiten dabei gefunden, so hätte er sie seinen Lesern billig anzeigen sollen. Im § 56., von dem Temperamente, hätten wir auch etwas von dessen Verschiedenheit überhaupt, und insbesondere von dessen

*) Des Cartes des Passions de l'ame. Wolf's deutsche Metaphysik § 439. u. flgd. Baumgarten Metaphysica p. III. c. I. sect. 17.

Veränderung in den dreien Stufen des menschlichen Alters, und durch die äußeren Umstände, als die Lebensart, Erziehung und Gewohnheit, anzutreffen geglaubt; wie diese verschiedene Materien im zweiten Buche der Rhetorik des Aristoteles sehr gründlich abgehandelt, und wirklich zu Erregung und Dämpfung der Affecten von sehr großem Nutzen sind.

Wir würden von dem Hrn. Verf. nicht so viel fordern, wenn er nicht in der Folge, bei der Lehre von den Affecten, gezeigt hätte, daß er es wirklich hätte leisten können. Wir finden darin Spuren eines philosophischen Geistes, der richtig denkt und öfters sehr gründliche Anmerkungen macht, der aber näher zu seinem Endzwecke gelangt seyn würde, wenn er die neuern Weltweisen hätte fleißiger brauchen wollen. Wir wollen ihm Schritt vor Schritt folgen.

Im § 58. erklärt er das Wort Affect oder Gemüthsbewegung durch eine starke und heftige Wirksamkeit des Willens, und verwirft des Hrn. Barons v. Wolf Definition, der ihn in seinen lateinischen Schriften durch conatum vehementiorem producendi vel impediendi perceptiones praevisas, und anderswo durch ein starkes sinnliches Begehren oder Verabscheuen erklärt. „Der Unterschied meines Begriffs", setzt er hinzu, „wird „daraus erhellen, weil Freude etwas anders als Begehren, und „nicht ein jedes heftige Begehren sinnlich ist". Der Hr. Verf. hätte bedenken sollen, daß sinnlich bei den neuern Weltweisen nichts anders heißt, als undeutlich; so würde vorerst sein zweiter Einwurf ganz gewiß weggefallen seyn. Will er ferner bei der Freude gar kein Begehren statt finden lassen, so kann er sie viel weniger eine Wirksamkeit des Willens nennen, indem ohne Begehren der Wille nicht wirken kann. — Der Unterschied (eben daselbst) zwischen wirklichen und eingebildeten Affecten hat seinen guten Grund. „Der wirkliche Affect", sagt der Hr. Verf., „hat Vergnügen und Mißvergnügen, Verlangen oder „Verabscheuung an einer Sache, die der Verstand mit Gewiß„heit, Wahrscheinlichkeit oder Vermuthung für wirklich hält. „Der eingebildete ist eigentlich nur eine Idee, was für Affect „wir haben würden, wenn das, was wir ohne Vermuthung der „Wirklichkeit als möglich denken, vermuthlich, wahrscheinlich oder „gewiß wirklich wäre". Die Gründe hingegen, die er § 59. angiebt, warum ein jeder eingebildeter starker Affect mit einigen

kleinen wirklichen Affecten verbunden sei, scheinen uns nicht zulänglich, diese seltsame Erscheinung zu erklären.

Wiederum theilt er die Affecten § 61. in ächte und unächte ein; und auch diese Eintheilung ist in der Theorie der schönen Wissenschaften von sehr großem Nutzen. Der Gegenstand des ächten Affects ist das wirkliche Schicksal der Menschen, am meisten aber unser eigenes. Die Wichtigkeit und Wahrscheinlichkeit eben dieses Schicksals trägt auch vieles zu dem Grade des Affects bei. Wenn aber diese Schicksale episch oder dramatisch, d. i. in Erzählungen oder in theatralischen Vorstellungen nur als möglich abgebildet werden; so entsteht ein unächter Affect. Diesen Affect zählt der Hr. Verf. zu den wirklichen. Denn wir werden während der Erzählung oder der theatralischen Handlung oft in langer Zeit nicht erinnert, daß nur mögliche Schicksale vorgestellt werden. Daher halten wir sie für wirklich; und wenn sie von der Wichtigkeit sind, so gerathen wir darüber in wirkliche Affecten, bis wir durch irgend einen Umstand unsers Irrthums erinnert werden. Wenn wir ein gar zu großes unächtes Schrecken, einen gar zu großen unächten Ekel davon annehmen, so finden wir aus der Erfahrung, daß es uns angenehm sei, unächte Affecten gehabt zu haben. (Die Ursachen, die hiervon angeführt werden, thun uns abermals nicht völlig Genüge.) Die eingebildeten Affecten erwecken oder erzeugen auch einige wirkliche Affecten. Die unächten Affecten aber werden in eingebildete verwandelt, sobald man seines Irrthums gewahr wird; daher ist es ein Mittel zu Erweckung und Erzeugung wirklicher Affecten, wenn man eingebildete und unächte veranlaßt.

Im § 66. und flgd. zeigt der Hr. Verf. die Mittel an, einen Affect zu erwecken, zu erzeugen, und zu lenken. Er nennt aber einen Affect erwecken, wenn die Leidenschaft schon wirklich in der Seele da ist, und nur zum Ausbruche gebracht werden soll. Hingegen wird ein Affect erzeugt, wenn schwächere Neigungen, die eigentlich keine Leidenschaften ausmachen, in Wirksamkeiten des Willens verwandelt werden sollen. Ist aber der Affect schon wirklich erzeugt oder erweckt, so muß er auf die gehörigen Mittel, sich wirksam zu zeigen, geleitet werden; und dieses nennt er den Affect lenken.

Im § 75. schreitet er zu den besondern Arten der Affecten fort und macht mit der Freude den Anfang; wo er zeigt, durch

welche Mittel alle Gattungen derselben verursacht und gedämpft werden können. §. 76. Mittel und Gegenmittel der Traurigkeit. §. 77. von der Liebe und ihren Gattungen. § 78. von den verschiedenen Gattungen des Hasses und Unwillens; bei welcher Gelegenheit wider die Erklärungen, die vom Zorn und von der Verachtung gegeben werden, vieles einzuwenden wäre, wenn nur der Raum eine solche Weitläuftigkeit erlaubte. Überhaupt wird man bemerken, daß der Hr. Verf. öfters Mittel vorschlägt, einen Affect zu erzeugen oder zu dämpfen, die nicht aus der von ihm gegebenen Erklärung fließen; und da die Mittel selbst ihre Richtigkeit haben, so ist dieses ein offenbarer Beweis von der Unzulänglichkeit der Erklärungen. Die Mittel, die er z. B. S. 80. zur Dämpfung des Zorns anpreist, können diese Wirkung nicht haben, wenn der Zorn nicht eine Unlust über ein angethanes Unrecht ist, wie solcher von den meisten Weltweisen erklärt wird. Nach des Hrn. Verf. Erklärung S. 79. aber ist er bloß ein plötzlicher heftiger Unwille, der die Besserung des Andern zum Endzweck hat, oder wenigstens für Andere durch Strafe ein Exempel stiften will. § 79. von den Vorstellungen gegen die Wollust, davon aber gar nichts gesagt, und der Leser auf die Moral verwiesen wird. § 80. von den Vorstellungen für und wider die Ehrbegierde. § 81. von der Beförderung und Dämpfung der Geldliebe, und endlich § 82. u. flgd. von andern Willensthätigkeiten, die mit den Affecten Ähnlichkeiten haben, als: dem Muth, der Verwegenheit, der Eifersucht, dem Argwohn u. s. w.; welche alle mit einer fast unvergeblichen Kürze übergangen werden. Die Mittel, die der Hr. Verf. zu Erregung und Dämpfung aller Arten der Affecten vorschlägt, sind zwar unverwerflich; allein wir glauben, sie hätten weit fruchtbarer seyn können, wenn der Endzweck, ein „bequemes Handbuch der Wohlredenheit" zu schreiben, dem Hrn. Verf. erlaubt hätte, tiefer in die Wahrheiten der Seelenlehre einzudringen, und die Erklärungen der neuern Weltweisen zum Grunde zu legen, die alle als eben so viel notiones directrices anzusehen sind. § 85. u. flgd. von den Nebenbetrachtungen, Exempeln, dem Gegentheile, von dem Gebrauche der Beleseenheit, von Folgerungen und Vermuthungen u. s. w. Ferner § 91. von scharfsinnigen, witzigen und satyrischen Einfällen. § 94. von der oratorischen Vorsichtigkeit nach Rollin's Manière d'étudier et d'enseigner les belles lettres T. II. § 95. von der Wahl und § 96. von der

Wahrheit der Gedanken, und endlich § 97. von der natürlichen Denkungsart, sind lauter vielsprechende Überschriften, die aber in der Ausführung sehr kurz abgefertigt werden. Besonders hätten wir gewünscht, zum Nutzen der angehenden Liebhaber der schönen Wissenschaften die beiden Materien von der Wahrheit der Gedanken und von der natürlichen Denkungsart etwas weitläuftiger abgehandelt zu sehen. Vielleicht hätte an andern, weit unerheblichern Materien der Raum zu diesen und andern ausgelassenen wichtigen Anmerkungen vollkommen wieder erspart werden können.

Das dritte Hauptstück, „von dem Ausdruck und der Schreibart", enthält von § 98. bis § 148. fast lauter grammatikalische Vorschriften, die, wie wir bereits oben erinnert, nicht zu unserm Vorhaben gehören. § 148. von der Undeutlichkeit, die aus langen Perioden entsteht, davon § 149. ein kaiserliches Schreiben von 1713 zum Exempel angeführt wird. Man hätte vielleicht gewünscht, Exempel hiervon aus einem Redner oder andern Schriftsteller zu lesen, weil der Canzleistyl überhaupt, aus mehr als Einem Grunde, unangenehm zu lesen ist. Endlich hat sich der Hr. Verf. die Mühe genommen, § 151. dieses kaiserliche Schreiben in kurze Perioden abzufassen.

Im § 153. sind alle die Exempel, die von gleichgültigen Redensarten angeführt werden, unsers Erachtens nur in sehr wenigen Fällen gleichgültig; und wäre zu wünschen, daß sich unsere deutschen Gesellschaften angelegen seyn ließen, ein solches Werk im Deutschen zu Stande zu bringen, als des Abts Girard Synonymes françois für die Franzosen ist. Ein solches Werk würde der Kühnheit unserer kleinen Geister Schranken setzen, die ohne Noth neue Worte und Redensarten schmieden, ohne die großen Genies dadurch einzuschränken, welche es fühlen, wo die Sprache für ihre Gedanken zu enge ist.

Im § 154. von der pöbelhaften und edlen Schreibart. Hier sehen wir nicht ein, warum die Wörter Speichel, nackend und Rumpf für unedel erklärt werden. Speichel ist gerade ein edles Wort für zwei oder drei andere, die man nur im gemeinen Leben braucht. Nackend und Rumpf können, wie viele andere edle Wörter, nur selten, und zwar durch einen unrechten Gebrauch, unedel werden. Sonst wird sich Niemand in einem Buche von den schönen Künsten schämen zu schreiben: der Rumpf des Michael Angelo ist das schönste

Lehrgedichte, Satyren, Elegien u. s. w., die keine Nachahmungen der schönen Natur sind. (Wird Batteux und diejenigen, die sein System annehmen, dieses ohne Beweis zugeben?) 4) Nicht in der sinnlichen Vorstellung des Guten und Schönen; denn der Hr. von Mosheim redet, besonders im Schlusse der Predigt „vom Tode", so sinnlich als möglich; seine Vorstellungen sind gut und schön. Und dennoch würde dieser Theil von seiner Rede wohl kein Gedicht seyn, wenn man ihn gleich in die wohlklingendsten Verse übersetzte. Diese Behauptung könnte noch vielleicht mit gutem Grunde in Zweifel gezogen werden. Überdem hat der Hr. Verf. die Baumgarten'sche Erklärung, auf welche es vermuthlich hier angesehen seyn soll, nicht richtig angeführt. Dieser große Weltweise setzt das Wesen der Dichtkunst nicht in die sinnliche Vorstellung des Guten und Schönen (denn dieses wäre etwa eine Erklärung aller schönen Künste und Wissenschaften überhaupt), sondern in eine vollkommen sinnliche Rede. Man muß auch die Erklärung dieses Philosophen von den Worten vollkommen und sinnlich*) wohl inne haben, wenn man den ganzen Nachdruck dieser Erklärung einsehen will. 5) Nicht in der Begeisterung, oder in der Sprache der Leidenschaften; viele Reden im Livius sind so begeistert, so voller Leidenschaften, von Anfange bis zu Ende, als sie seyn konnten. Endlich glaubte der Verf. im § 255., die Poesie sei von der Prosa nur dem Grade der Schönheit nach unterschieden. Der eigentliche Unterschied bestünde also in einem relativen Begriffe, den man nicht absolut zu bestimmen fordern kann, so wenig als man

*) In der Vorrede zur dritten Ausgabe seiner Metaphysik widerlegt er einen Einwurf, der ihm irgendwo wider diese Erklärung gemacht worden, mit folgenden Worten: Dixeram in prima, quam edidi, dissertatione, poema *sensitivam orationem perfectam*. Vere dictum adhuc puto. Fuit autem, qui scriberet, me dixisse, poema orationem *perfecte sensitivam*, et deinde significatum perfecti jam inter philosophos, ipsos pueros, notissimum detorqueret in vulgarem illum, quo *perfecte* pro *omnino* vagis in sermocinationibus aliquando substituitur. Significatum *sensitivi* ipse expresse fixeram, longe tamen alium affingit et huic vocabulo bonus vir, quo germani nonnunquam crassa vel pingui Minerva turpiuscule, vel etiam obscenius dicta, per jocum ajunt oppido sensitiva etc. Ob nun gleich die letzte Beschuldigung unserm Verf. nicht zur Last gelegt werden kann, so scheint er doch wenigstens die Erklärung des Worts perfecta aus den Augen gesetzt zu haben.

sagen kann, was die absolute Höhe und Tiefe, die Wenigkeit und Vielheit sei. Und dennoch sucht er § 256. das Wesen der Poesie, wo nicht zu erklären, doch wenigstens zu beschreiben. Er sagt: „ein Gedicht sei eine Rede oder Ausarbeitung, worinnen „die Mittel zu gefallen oder zu vergnügen offenbar herrschen" ꝛc. (ist dieses etwas anders als oratio sensitiva perfecta?); „oder eine „Rede, deren Inhalt, Gedanken und Ausdrücke sowohl an sich „selbst, als nach einer vernünftigen Absicht des Verf. entweder ge„sangmäßig, oder versmäßig oder beydes zugleich sind". Wir wissen nicht, warum der Hr. Verf. sich Mühe giebt, dasjenige, was der Philosoph mit drei Worten bestimmt und genau sagt, mit zwanzigen unbestimmt und weitläuftig zu sagen. Man wird aus seiner doppelten Umschreibung schwerlich deutlicher einsehen, was das Wesen der Dichtkunst sei, als vorher. Die Erklärungen von gesangmäßig und versmäßig, wie nicht weniger die Schlüsse, die der Hr. Verf. § 257. aus seinem Begriffe von einem Gedichte zieht, sind nichtsdestoweniger sehr lesenswürdig.

Zweites Hauptstück, allgemeine Regeln der Dichtkunst aus der Art poétique des Boileau. (Wir lassen es dahin gestellt seyn, ob der Hr. Verf. wohl gethan, hier lieber den Boileau als den Horaz zu wählen.) In diesem ganzen Hauptstücke werden nur Stellen aus der Art poétique angeführt; und wo es nöthig ist, setzt der Hr. Verf. seine Anmerkungen hinzu. § 258. vom Genie eines Poeten, § 259. von der Dienstbarkeit des Reimes. Boileau sagt: la rime est un esclave, et ne doit qu'obéir. „Wir würden uns wundern", heißt es hier in der Anmerkung des Hrn. Verf., „wenn wir sähen, wie viel Neues, Nachdrückli„ches und Witziges die besten Dichter öfters dem Reime zu ver„danken haben". Er will daher den Reim in gewissen Fällen als ein Erfindungsmittel der Gedanken und Ausdrücke ansehen. Der Reim, sagt er, ist ein Sklave, der zuweilen einen vernünftigen Rath giebt, dem der Herr nach der Prüfung folgt; aber der Herr wird keine Entschuldigung haben, wenn sein Knecht ihm übel gerathen hat.

Wir glauben nicht, daß man dem Reime den Werth eines Erfindungsmittels beilegen könne. Es muß unstreitig ein sehr glücklicher Zufall seyn, wenn der Reim einen guten Gedanken erzeugt, den der Dichter sonst nicht gehabt hätte. Was sich auf ein gewisses Wort reimt, steht gewiß in keiner natürlichen

Verbindung mit dem Begriffe, den dieses Wort in uns erweckt. Wir wollen versuchen, die Vorzüge des Reimes hinlänglich zu bestimmen, und sie in folgende drei Stücke setzen: 1) der Reim dient zur Ersetzung der richtigen Quantität der Sylben, daran es den jetzt lebenden Sprachen öfters mangelt; 2) in einer solchen Art von Gedichten, wo sich der Gedanke mehrentheils mit dem Verse schließt, dient der Reim, den Schluß des Verses sinnlicher zu machen. Von dieser Beschaffenheit sind alle französische, und ein großer Theil der englischen und deutschen Gedichte. Wo aber der Gedanke öfter aus einem Vers in den andern übergeht, als in den Gedichten der Alten, oder der Neuern, die ihnen verwandt sind, da ist der Reim bisweilen ein unschicklicher Zierrath. 3) Endlich hat der Reim in einigen kleinen Gedichten, die oft nur ein bloßes Spiel sind, sehr viel angenehmes; und nicht selten macht er fast ihr ganzes Verdienst aus. § 260. von der gesunden Vernunft im Dichten, § 261. von unnützer Weitläuftigkeit und dunkler oder harter Kürze, und vom Zierrathe, § 262. von der natürlichen und edlen Schreibart. Boileau sagt:

Quoi que vous écrivies, évites la bassesse
Le stile le moins noble a pourtant sa noblesse.
Distingues du naif, le plat et le bouffon etc.

Und der Hr. Verf. erklärt in der Anmerkung das Wort naif durch: eine solche Art zu denken und sich auszudrücken, die Einem aus Unschuld, untadelhafter Unwissenheit, oder Vertraulichkeit eines freimüthigen Menschen, der einen besondern Charakter hat, zuerst einfällt, und etwas ungewöhnliches und dem Scheine nach anstößiges zu haben scheint. (Vielleicht hätte diese Materie in einem Lehrbuche von den schönen Wissenschaften eine besondere Ausführung und gründlichere Untersuchung verdient.) § 263. vom Wohlklange und der grammatikalischen Richtigkeit, § 264. man muß denken, ehe man schreibt; § 265. von dem Fleiße in der Ausarbeitung und Ausbesserung der Verse. In der Anmerkung zu der angeführten Stelle aus der Art poétique läßt sich der Verf. bei Gelegenheit verlauten: „die Moral" (es ist hier von dessen deutscher Moral die Rede) „des Hrn. Barons von „Wolf hätte, bey mehr Muße freylich besser geschrieben seyn „können. Inzwischen hätten doch viele Leute Ursache, es ihm „Dank zu wissen, daß er sie lieber so, als gar nicht, geschrieben „hat." Wir sind nicht von dieser Meinung; und glauben viel-

mehr, daß die deutschen philosophischen Schriften des Hrn. von Wolf, insonderheit seine Metaphysik und Moral, zu ihrem Zwecke unverbesserlich geschrieben sind; und daß dieser große Weltweise, bei mehr Muße, vielleicht vieles in der Sache selbst geändert, aber den Styl gewiß so gelassen hätte, wie er ist: gesetzt auch, er hätte die Gabe gehabt, geschmückter zu schreiben. So viel ist gewiß, man liest die „Moral" des Hrn. von Wolf jetzt mit weit mehr Vergnügen, als wenn es unserm Verf. oder sonst einem Schönschreiber einfallen sollte, sie in eine geschmücktere Schreibart umzuschmelzen. Mit der Ausbesserung der Verse, davon hier sehr viel nützliches gesagt wird, hat es eine eigene Bewandtniß. Man hat angemerkt, daß die poetischen Werke einiger großen deutschen Dichter durch die Ausbesserung mehr verloren als gewonnen haben; daher denn auch die ersten Ausgaben ihrer Gedichte von Kennern immer noch im großen Werthe gehalten werden. Ja es ist uns ein Dichter in B. bekannt, dem es das Publikum sehr schlechten Dank weiß, daß er ihm seinen Vorrath von vortrefflichen Gedichten, aus allzu strenger Gewissenhaftigkeit und Begierde sie noch weiter auszuarbeiten, vorenthält. — §. 266. es ist selten erlaubt, ein mittelmäßiger Dichter zu seyn. (Wir hätten gesagt, es ist gar nicht erlaubt; eben so falsch ist der Satz, den der Hr. Verf. behauptet: „das Verbot, mittelmäßig „zu seyn, geht nur hauptsächlich die Dichter an". Es geht eben so wohl die Redner, Maler, Musikverständige und alle, die sich mit den schönen Künsten beschäftigen, an. Von allen muß man sagen:

— mediocribus esse
Non Di, non homines, non concessere columnae.

Selbst bis in die Wissenschaften erstreckt sich dieses Verbot.) Der Vorwand derer, die ihre mittelmäßigen Gedichte mit der Absicht, Nutzen zu stiften, entschuldigen wollen, wird hier gründlich entkräftet. Im § 267., daß man mit dem eiteln Vorlesen seiner Werke sich nicht lächerlich machen müsse (eine nöthige Vorschrift für gewisse Dichter). § 268. man muß sich in der Poesie nicht vertiefen.

Drittes Hauptstück. Von der poetischen Erfindung, Ordnung und Schreibart. Im § 269. werden die Gränzen der philosophischen, physischen und poetischen Möglichkeit weitläuftig auseinandergesetzt, und endlich folgende Gesetze angeführt, welche von den besten Poeten theils wissentlich, theils durch eine dunkle

Empfindung in diesem Stücke beobachtet worden sind. 1) Sie haben das dem poetischen Verstande Unmögliche nie für möglich, noch weniger für wirklich ausgegeben. 2) Das in der poetischen Natur Unmögliche, welches durch den Widerspruch einer Erdichtung mit ihren eigenen Theilen entsteht, haben sie jederzeit vermieden. 3) Sie haben niemals dem philosophischen, noch weniger dem poetischen Möglichen eine wirkliche Existenz in Zeiten und Umständen, worin diese Existenz offenbar falsch war, in der Absicht beigelegt, daß man die wirkliche Existenz solcher Dinge wirklich glauben sollte. 4) Es sind aber bloß mögliche Dinge, sowohl in poetischen als philosophischen Bedeutungen, sowohl von Prosaisten als Poeten, entweder durch das Ansehen, oder durch wahrscheinliche, obgleich falsche Beweise, alsdann für wirklich ausgegeben worden, wenn ihre Falschheit nicht bekannt war, und man durch solche Irrthümer gewisse Absichten zu erlangen hoffte. 5) Außer diesen Bedingungen hat man das Mögliche nur als etwas vorgestellt, welches entweder im Verstande oder in der Natur möglich war. 6) Man muß niemals eine Erdichtung machen, wenn man mit der unversteckten Wahrheit eben so gut oder besser zu allen seinen Zwecken gelangen kann. — Im § 270. wird der Begriff von der Wahrscheinlichkeit weitläuftiger als § 33. ausgeführt, und §. 271. von der poetischen Möglichkeit gehandelt. Diese Materie wird hier so gründlich und zugleich so ausführlich abgehandelt, daß wir die uns vorgeschriebenen Gränzen überschreiten müßten, wenn wir einen verständlichen Auszug davon liefern wollten. Wir sehen uns also genöthigt, unsere Leser dieserhalb auf die Schrift selbst zu verweisen. Im § 272. von dem Neuen und Wunderbaren in der Poesie. Wenn das Neue und Seltne plötzlich hervorbricht, wenn es übernatürlich ist, wenn es Anfangs unwahrscheinlich, unglaublich und unmöglich scheint; so nennt man es wunderbar. Das Neue und Wunderbare, sagt der Hr. Verf. ferner, hat also seinen Platz nicht nur in den eigentlichen Erdichtungen. Eine recht glückliche und neue Erklärung eines bisher schweren Begriffs; ein Beweis, der aus solchen Gründen hervoreilt, woraus wir ihn gar nicht vermuthen; ein Bewegungsgrund, gegen den ein Eigensinniger sich nicht so, wie gegen die andern, hat vorbereiten können; eine Widerlegung aus einem Grunde, der für den Gegner zu seyn scheint; eine geschwinde und glückliche Antwort, die mehr nach dem Zwecke des Antwortenden als des Fragenden eingerichtet

ist; — alles dieses kann das Verdienst der Neuheit haben und wundernswürdig seyn. (Hier hätte der Unterschied des Wunderbaren in der Epopee, in dem Schauspiel und in andern Arten von Gedichten festgesetzt werden sollen.) Im § 273. von den Mitteln der Erdichtung und der poetischen Erfindung überhaupt. Im § 274. von dem Endzwecke der Poesie. Im § 275., von der Nachahmung der schönen Natur, wird verschiedenes gesagt, das vielleicht guten Grund haben mag; allein es hat dem Hrn. Verf. vielleicht an Geduld gefehlt, seine Begriffe aufzuklären und das Wahre von dem Scheinbaren zu unterscheiden. Wenn hier und da ein Fünkchen von Philosophie hervorleuchtet, so wird es durch eine Menge von Worten wiederum verdunkelt, die weniger sagen, als sie zu sagen scheinen. Bei dieser Untersuchung hätten auch von der Art, womit die schönen Künste die Natur nachahmen, sehr nützliche Anwendungen auf die schönen Wissenschaften gemacht werden können. Im § 277. von den besondern Eigenschaften des poetischen Ausdrucks. Im § 278. von Büchern, die zu einem guten Geschmacke in der Poesie hauptsächlich nützlich sind. Hier wird Bodmer's Abhandlung „von dem Wunderbaren" aus einem Versehen Breitinger zugeschrieben, und des Erstern „Discurse der Maler" unter dem Titel „von der Malerey" angeführt. Wer dieses bekannte Buch gesehen hat, wird wissen, daß es gar nicht von der Malerei handelt. Langens Übersetzung der Dichtkunst des Horaz ist nicht, wie der Hr. Verf. sagt, in seinen Horazischen Oden anzutreffen. Warum Meier's „Anfangsgründe der schönen Wissenschaften" angepriesen werden, und von Baumgarten's „Ästhetik" geschwiegen wird, können wir gar nicht begreifen. Es fehlen auch sonst sehr viel nothwendige Bücher. Die kritischen Schriften eines Aristoteles, Cicero und Quintilian, und unter den Neuern eines Rapin, le Bossu, Hedelin, Trapp, Addison, Buckingham, Roscommon, Muratori und Anderer hätten gewiß weit eher verdient angeführt zu werden, als Scaliger's Poetik und Hederich's Schullexicon, dessen mythologisches Lexicon ohnedem weit eher hierher gehört hätte, als das Schullexicon.

Viertes Hauptstück. Von deutschen Versen. Im § 279. von der Länge und Kürze der Sylben. Im § 280. von den Füßen des Verses u. s. w., bis 288. die gemeinen Regeln von dem Mechanischen der Poesie. Im § 288. räth der Hr. Verf., alle Wörter in alphabetischer Ordnung durchzulaufen, wenn man

auf einen gewissen Reim besteht. Ja man könnte im höchsten Nothfalle auch Hübner's Reimregister nachschlagen. „Unter so vielen Worten", setzt er hinzu, „findet sich gemeiniglich eines, das sich mit unserm Inhalte vertragen kann." (Gewiß viel Glück! Nunmehr begreifen wir einigermaßen, warum im §. 259. der Reim für ein Erfindungsmittel der Gedanken und Ausdrücke ist gehalten worden.) Im § 289. von ungewöhnlichen deutschen Versen. Hier hätte bei Gelegenheit des Hexameters und besonders derjenigen Gattung, wo vor der ersten Sylbe eine kurze angesetzt wird, der Erfinder dieser Gattung, der Hr. von Kleist, nicht sollen vergessen werden. In Cramer's Psalmen findet man viele neue Versarten; Utz hat einen „Frühling", Gleim einen „Baum" in einer neuen Versart geschrieben; alle diese hätten vorzüglich angeführt zu werden verdient. Ja bei Gelegenheit des anakreontischen Verses wird weder Gleim's noch Utzens gedacht, sondern aus den „vermischten Schriften" werden einige schlechte Nachahmungen der Gleim'schen Lieder angeführt. Im § 290. Anmerkungen über französische Verse.

Fünftes Hauptstück. Von jeder Gattung der Gedichte besonders. Im § 291. von poetischen Briefen. Im § 292. von Lehrgedichten. Unter den besten Exempeln von dieser Art hätten vorzüglich Hagedorn, Wieland und Dusch angeführt werden müssen. Im § 293. von dem Epigramma. Die Exempel, die hier angeführt werden, sind alle französisch, wovon die Ursache nicht zu begreifen ist, so wenig als, warum überhaupt der Hr. Verf., als ein geborner Deutscher, den Adel eines fremden Landes unnöthiger Weise mehr auf die französische, als auf die deutsche Dichtkunst weist, und demselben fast mehr einen Geschmack an jener als an dieser beizubringen sucht; unter den deutschen Dichtern von dieser Art fehlt hier wieder Wernicke, Hagedorn, Kästner, Lessing u. A. Daß Holberg den Martial glücklich nachgeahmt habe, möchten wir auf des Hrn. Verf. Wort nicht nachsagen. Im § 294. vom Sonette u. s. w. Im § 295. von der äsopischen Fabel. Der Hr. Verf. erklärt die äsopische Fabel durch eine „poetische Erzählung einer allegorischen Handlung". Was hat aber die äsopische Fabel mit der Allegorie zu thun? Und muß nicht die Moral, als das wesentliche Stück der äsopischen Fabel, mit in die Erklärung kommen? — Die Urtheile, die über verschiedene Fabeldichter gefällt werden, zeigen einen richtigen Geschmack. Wenn von Fontaine gesagt wird,

daß er verführerisch ist, so geht dieses seine Erzählungen und nicht seine Fabeln an. Unter den deutschen fehlen hier wieder Lichtwehr, Lessing und Gleim, welche alle drei eine eigene Art zu erzählen haben, die von Hagedorn's und Gellert's verschieden ist, und daher billig besonders hätten erwähnt und charakterisirt werden sollen. Im § 296. von Schäfergedichten. Daß Virgil in seinen Eklogen der römische Theokrit sei, möchten wir uns nicht getrauen, mit dem Hrn. Verf. zu behaupten. Die Kenner der griechischen und lateinischen Muse halten den Theokrit für naiver und den Virgil für erhabener. Sie wollen bemerkt haben, daß sich in den Schäfergedichten des Letztern der epische Dichter selten ganz verläugne. Rost und Geßner, auch verschiedene schöne deutsche Schäferspiele, müssen dem Hrn. Verf. unbekannt gewesen seyn. Im § 297. von der Elegie. Im § 298. von der Ode, Cantate und Opera. Von der letztern, wie überhaupt von der musikalischen Poesie, wird fast gar nichts gesagt; hätte der Hr. Verf. nicht bei diesem Stillschweigen seine Leser wenigstens auf die davon zu Berlin 1752 herausgekommene vortreffliche Schrift, wovon Hr. Krause Verfasser ist, verweisen sollen? Es heißt: „Quinaut, Metastasio und Pallavicini sind die vornehmsten Verfasser der Opern". Wußte der Hr. Verf. nicht, daß la Motte der französischen Oper eine neue Gestalt gegeben hat? Waren ihm unter den neuesten französischen Operndichtern Fuzelier und Cahusac unbekannt? Warum werden wieder von den Deutschen Gellert's „Orakel", ja ein so merkwürdiges Stück, als des königl. dänischen Capellmeisters Hrn. Scheibe „Thusnelde" ist, nicht angeführt? Im § 299. von der Satyre und und der Parodie. Von der Parodie weiß der Hr. Verf. unter den Franzosen nichts als seines Leibschriftstellers Boileau bekannte Parodie der Schreibart des Balzac und Voiture anzuführen. Aber die Parodien, welche auf dem italiänischen Theater in Paris aufgeführt zu werden pflegen, sind in ihrer Art so einzig und auch so bekannt, daß sie billig nicht hätten vergessen werden sollen. Ingleichen hätte des Scarron Virgile travesti u. dgl. hierher gehört. Verschiedene Meisterstücke von dieser Art in Kästner's vermischten Schriften hätten nicht sollen ausgelassen werden; ingleichen eine ziemlich bekannte kleine Schrift unter dem Titel: Jeremias W. Bürger und Meister in G. erweiset dem Herrn H. J. eines und das andere, was ihm zu schwer ist, in den Anfangslehren der Metaphysik u. s. w. Eine ziem-

lich boshafte Parodie der ersten Auftritte des Trauerspiels „Canut", auf einen gewissen epischen Dichter, welche in hiesigen Gegenden ziemlich bekannt ist, hat der Hr. Verf. vermuthlich nicht gesehen. Der § 300., von der dramatischen Dichtkunst, enthält einige sehr wenige und ziemlich seichte Regeln. Es sind auch einige besondere Arten von theatralischen Gedichten vergessen worden, als z. B. das bürgerliche Trauerspiel und die rührende Comödie. Der Name Lessing wird weder unter den Trauerspiel-, noch unter den Lustspieldichtern gefunden; bloß seiner „theatralischen Bibliothek" erwähnt der Hr. Verf. am Ende des §. Wir wissen auch nicht, warum er meint, daß Destouches, Gresset und de la Chaussée nicht so allgemein bekannt wären als Molière. Von der engländischen und italiänischen Comödie wird kein Wort gesagt. Des Riccoboni „reformation du théatre" muß der Hr. Verf. nicht gesehen haben, sonst könnte er es unmöglich anpreisen. Dieses Buch, welches der Verfasser schrieb, nachdem er wegen schwächlicher Gesundheit im Jahr 1750 das Theater verlassen hatte, will die dramatischen Stücke ganz umgeschmolzen wissen, und sagt von verliebten und lustigen Schauspielen viel schwermüthiges und wenig gutes. Aber des ältern (Ludwig) Riccoboni arte representativa, histoire du théatre italien und réflexions sur les différens théatres de l'Europe, ingleichen dieses jungen (Franz) Riccoboni art du théatre, hätte er nebst vielen andern sehr nützlichen Büchern anpreisen sollen. Ist es wohl zu vergeben, daß der Dichtkunst des Aristoteles, zumal da man sie deutsch hat, mit keinem Worte gedacht wird? Gewiß eben so wenig, als daß ein so wichtiger Theil der schönen Wissenschaften, als die dramatische Dichtkunst ist, überhaupt so kurz abgefertigt wird. Im § 301. von der Epopee. Die bekanntesten Heldengedichte der Alten und Neuern werden hier genannt, und ihr Werth mit guter Beurtheilungskraft bestimmt. Dieser Artikel ist gleichfalls im Verhältniß der fruchtbaren Materie ziemlich kurz. Warum Milton hier nicht genannt wird, ist unbegreiflich; Heinsius de contemtu mortis ist eben so wenig ein Heldengedicht, als Perrault's siècle de Louis XIV.; es sind beides Lehrgedichte. Der Verfasser der Italia liberata heißt Trissino und nicht Trisseri. Im § 302 von Romanen und Wochenblättern. § 303. von Gelegenheitsgedichten. § 304. von den Künstlern. „Praxiteles", heißt es, „Phidias, Apelles, Zeuxis, Michael Angelo, Raphael, Rubens,

„le Brun ꝛc. sind Künstler, von denen in den Werken des Wi„tzes sehr oft geredet wird, und die so viel Hochachtung verdie„nen, daß man ihre Namen, Kunst und Lebensumstände eini„germaßen wissen muß. In Carlencas Geschichte der schönen „Künste und Wissenschaften findet man sehr wenig von ihnen". Der Hr. Verf. hätte die Bücher anzeigen sollen, wo man sehr viel von ihnen finden kann. Man findet in Carlencas Geschichte von andern Dingen, die dahin gehört hätten, ebenfalls sehr wenig! Die schönen Künste sind auch an sich so vortrefflich und mit den schönen Wissenschaften so nahe verschwistert, daß ein Liebhaber der letztern von den großen Künstlern auch aus andern Ursachen, als weil ihrer in den „Werken des Witzes" gedacht wird, etwas wissen muß. Doch er muß nicht allein die Künstler kennen, sondern auch unstreitig von den Künsten selbst einigen Begriff haben; und also hätte der Hr. Verf. billig kürzlich davon handeln müssen; und hier wäre der Ort gewesen, wo man Anmerkungen über die Verbindung der schönen Künste mit den schönen Wissenschaften hätte erwarten können; — ein Feld, welches noch sehr unbebauet ist, und wo noch so nützliche und nothwendige Entdeckungen zu machen sind!

Von der Zueignungsschrift in Versen an Sr. Maj. den König von Dänemark sollten wir noch etwas sagen. Doch wir haben unsern Lesern versprochen, das Merkwürdige in dieser Schrift anzuzeigen, das Mittelmäßige hingegen mit Stillschweigen zu übergehen.

Um mit den Worten der Vorrede des Hrn. Verf. zu reden, so wird ein geübter Kenner nach der Durchlesung dieses Lehrbuchs ganz gewiß nicht ausrufen: das war wieder vergeblich! Nein, es enthält so viel gründliches und auch so manches neue; der Hr. Verf. zeigt so viel Philosophie und so viel Geschmack, daß man es weder ohne Nutzen noch ohne Vergnügen lesen wird. Nur wünschten wir, wie wir schon angezeigt haben, manche wichtige Materien gründlicher, und manche unerhebliche Materien kürzer ausgeführt zu sehen, welches dem Zwecke eines allgemeinen Lehrbuches gemäßer seyn würde. Wenn der Hr. Verf. nicht so oft gewissen, zwar an sich untadelhaften Schriftstellern, z. B. Rollin, Boileau, Carlencas, hätte folgen wollen, so würden manche Unschicklichkeiten seyn vermieden worden; wohin wir auch die häufigen Fehler in der Geschichte der schönen Künste, und die Auslassung vieler deutschen und ausländischen

ſchönen Geiſter rechnen, an Stellen, wo weit weniger wichtige Schriften und Beiſpiele gemeldet werden, welches nicht ſelten eine ziemliche Übereilung zu verrathen ſcheint. Doch vielleicht hat der Hr. Verf. gedacht:

— — — tuque
Rectius Iliacum carmen deducis in actus,
Quam si proferres ignota indictaque primus.

Aber er hätte auch billig, ſonderlich bei Anführung mancher Exempel und Regeln, denken ſollen:

Publica materies privati juris erit, si
Nec circa vilem patulumque moraberis orbem,
Nec verbum verbo curabis reddere fidus
Interpres.

The Pleasures of Imagination, a Poem in three Books, by Dr. Akenside. London, printed for R. Dodsley at Tidly's Head in Pallmall. MDCCLIV.

d. i. die Ergötzungen der Einbildungskraft; ein Gedicht in drei Büchern von Dr. Akenſide.

(aus der Bibl. der ſchönen Wiſſ. und der fr. K. Bd. 2. Stück 1. 1757. S. 91—124.)

Von dieſem vorzüglich ſchönen Gedichte iſt uns eine wohlgerathene Überſetzung zugeſchickt worden, für deren Mittheilung wir hiermit dem Herrn Überſetzer öffentlich danken. Wir hatten ihr gleich in unſerm 1ten Stücke einen Platz beſtimmt, mußten ſie aber wieder zurücknehmen, als wir erfuhren, daß eine andere Überſetzung, zu Greifswald, in dem Weitbrechtiſchen Verlage, bereits die Preſſe verlaſſen habe. So ſelten nun die guten Überſetzungen aus dem Engliſchen unter uns ſind, ſo konnten wir doch unmöglich vermuthen, daß man ſich an einen ſo ſchweren und philoſophiſchen Dichter wagen würde, ohne dem Unternehmen wenigſtens einigermaßen gewachſen zu ſeyn. Akenſide iſt faſt eben ſo ſchwer zu überſetzen, als Young. Sie haben beide ſo viel eigenes, daß etwas mehr als Kenntniß der Sprache

erfordert wird, um sie zu übersetzen. Man muß sich ihre tiefsinnige Denkungsart zu eigen machen, und alle die Nebenbegriffe lebhaft fühlen, mit welchen sie ihre Gemälde zieren; man muß die nöthigsten Beiwörter wählen, wenn sich nicht alle in unsere Sprache übertragen lassen, ohne den Perioden steif zu machen und die Hauptbegriffe allzu sehr zu beladen; man muß öfters ihren Gedanken einen ganz andern Schwung geben, wenn sie in der Übersetzung ihr Leben und ihren Geist behalten sollen. Kurz! man muß wie ein Ebert, und wie der Verfasser der uns zugeschickten Übersetzung selbst denken, wenn man solchen Geistern nacharbeiten will, ohne sie zu verunstalten. Der größte Haufen von unsern Übersetzern aber, und besonders diejenigen, welche für die Übersetzungsfabriken arbeiten, lassen es ihr erstes Gesetz seyn, sich nicht von den Worten der Urschrift zu entfernen. Sie glauben getreulich übersetzt zu haben, wenn der Leser die Übersetzung eben so wenig versteht, als er die Urschrift verstanden hätte. Von diesen elenden Schriftstellern unterscheidet sich der Verfasser der gedruckten Übersetzung nur an sehr wenig Stellen; in den übrigen ist er ein Sklave seiner Urkunde, und zwar ein Sklave, der zu wenig Einsicht hat, um die Meinung seines Herrn zu verstehen, und daher bloß seinen Worten folgt. Er hat „erstaunenhauchende Geschichtchen", „ein rosenfarbigtes Lächeln", „verwelkliches Wiederhallen", „eine wasserblaue Schwester der Fluth", „kühlwedelnde Lüftchen", „die Locken bey Seite weben" und dergleichen kräftige Ausdrückungen mehr, mit welchen er unsere Muttersprache bereichert. Auch von seinem Verständnisse der Urschrift läßt er uns nicht die beste Meinung schöpfen. Folgende Stellen aus dem 1ten Buche mögen hiervon zur Probe dienen. Gleich in der Anzeige des Inhalts giebt er natural concretes (Steingewächse) durch „Naturgaben". V. 14. sagt Akenside von der Fiction: „sie führt auf ihren flatternden Schwin„gen tausend Farben durch die Luft, welche ihr Zauberblick in „unzählige Gestalten vermischt", und diese Gestalten nennt er her wild creation (ihre wilde Schöpfung). Unser Übersetzer liest diese drei Worte mit der folgenden Anrufung der Harmonie, welche anfängt: Goddess of the lyre u. s. w., zusammen und setzt: ihre wilde Schöpfungsgöttinn der Leyer. V. 39. must string his nerves verdeutscht er S. 12.: den Pfad auszeichnen. Akenside sagt von den Weltweisen V. 105.:

— — they see portrayd
That uncreated beauty, which delights
The mind supreme. They also feel her charms
Enamour'd they partake th' eternal joy.

„Sie ſehen die unerſchaffene Schönheit geſchildert, welche das „höchſte Weſen vergnügt. Auch ſie fühlen ihre Reize entzückt, „und nehmen Theil an der ewigen Freude.“ Unſer Überſetzer giebt hier the mind supreme durch den „erhabenſten Geiſt“, und das nachdrückliche also durch überhieß, und zernichtet den ganzen Gedanken. Blast the Spring verdeutſcht er: „den Frühling vergnügen“. V. 317. and every end accomplish'd (und jede Abſicht erfüllt) durch: jede Seite zu ihrer Vollkommenheit gebracht; V. 378. a rash and impetuous aim: ein unbeſonnener mangelhafter Vorſatz. Akenſide redet V. 449. von der Schönheit in Linien und Körpern, in the line and variation of determin'd shape; und unſer Überſetzer hat den unglücklichen Einfall gehabt, das Wort line hier durch Reihe zu verdeutſchen. Ingenuous youth heißt bei ihm „ein ſinnreicher Jüngling“; harmonious numbers: harmoniſche Verwunderung, und pleasing call: ein ehrwürdiges Gepräge. Kurz! wir ſind müde, alle Fehler dieſer vernachläſſigten Überſetzung aufzuſuchen; und müſſen beſorgen, die Leſer durch unſere Kritik eben ſo einzuſchläfern, als es der deutſche Akenſide, gewiß ohne Verſchulden des engländiſchen, thun muß, wenn man mehr als eine Seite darin lieſt. Wir eilen vielmehr, unſern Leſern von dieſem Gedicht einen Begriff zu machen, und die Vergleichung deſſelben mit Withof anzuſtellen, die wir in unſerm 1ten Stücke *) verſprochen haben. Wir werden uns bei dieſer Gelegenheit meiſtens der eingeſchickten Überſetzung bedienen, weil ſie getreu und auch zierlich iſt.

In dem vorangeſetzten Entwurf (Design), welcher in der gedruckten Überſetzung, wir wiſſen nicht, warum, ausgelaſſen worden, ſagt der Verf.: „Es giebt gewiſſe Vermögen in der „menſchlichen Natur, die zwiſchen den körperlichen Gliedmaßen „der Empfindung und der eigentlichen Fähigkeit, das Sittliche „wahrzunehmen, ein Mittel zu halten ſcheinen. Dieſe hat man „mit dem allgemeinen Namen der Vermögen der Einbildungs„kraft belegt. Da ſie die Quelle von vielen Ergötzungen ſind,

*) ſ. oben S. 160.

„so haben sich die Menschen bemühet, ihre angenehme Empfin„dungen in der Seele zu erregen, wenn auch die Gegenstände „abwesend sind, von welchen sie natürlicher Weise herstammen; „und dieses war der Ursprung der nachahmenden Künste. Ei„nige von diesen Künsten, als die Maler- und Bildhauerkunst, „schildern die äußerlichen Erscheinungen, so wie sie sind. Andere „hingegen, als die Musik und die Dichtkunst, führen sie durch „allgemein angenommene und verstandene Zeichen in das Ge„dächtniß zurück *). Als man in der Folge der Zeit über die „Künste mehr nachgedacht, hat man zwar ihre Gränzen über die „Gegenstände der eigentlichen Vermögen der Einbildungskraft „ausgedehnt. Da aber ihre allererste Absicht nichts anders „war als, die Gegenstände der Einbildungskraft abzubilden, so „behielten sie in ihrem Fortgange immer noch ihren ursprüngli„chen Charakter; und alle Ergötzungen, die sie erregen, werden „überhaupt die Ergötzungen der Einbildungskraft genannt. Der „Endzweck des gegenwärtigen Gedichts ist daher, diese Ergötzungen „in ihrem weitesten Umfange zu betrachten, dergestalt, daß alles „angenehme, welches unsere Einbildungskraft in den Erscheinun„gen der Natur empfindet, alles was in der Dichtkunst, Male„rei, Tonkunst, und in den übrigen schönen Künsten gefällt, „von den Grundsätzen herzuleiten seyn soll, die hier, zufolge „der Beschaffenheit unserer Seele, festgesetzt werden".

Der Verf. erzählt in der Folge die Art und Weise, wie er dieses auszuführen gesucht hat. Er hat sich vornehmlich an die Addison'sche Eintheilung aller Gegenstände der angenehmen Empfindung in große, neue und schöne gehalten, und diese mit den übrigen Quellen des Vergnügens, als der Ähnlichkeit, Wahrheit, Beförderung der Absichten und Erregung der Leidenschaften, verglichen. Von diesen kömmt er auf das Lächerliche, eine Quelle des Vergnügens, die noch von wenigen Moralisten ist berührt worden; und endlich auf das Vergnügen, das aus der Vergleichung oder Beziehung verschiedener Gegenstände auf einander, und aus der Nachahmung selbst entspringt. Seine Philosophie ist eben nicht die gründlichste, und bezieht sich auf die Hutcheson'schen Grundsätze, von welchen man sich gewiß wundern möchte,

*) Daß dieses von der Tonkunst falsch sei, und daß sich dieselbe gleichfalls der natürlichen Zeichen bediene, zeigt die Abhandlung von den Quellen und Verbindungen der schönen Künste im 2ten Stücke unserer Bibliothek S. 245. (S. Bd. I. dieser „gesammelten Schriften" Seite 292.)

wie sie bei einigen deutschen Weltweisen so viel Beifall haben finden können. Doch dieß ist hier unsere Sache nicht, wir eilen also zu dem Gedichte selbst.

Erstes Buch.

„Eröffne, mein Gesang, mit welchen anziehenden Reizungen „die göttliche Bildung der Natur die willigen Herzen der Sterb„lichen rührt, und was für gefällige Schätze die schöne Nach„ahmung daher leitet*), die Arbeit der Dichter und Maler zu „schmücken." Hierauf erfolgt die allerfeierlichste Anrufung. Der Dichter ladet die Schutzgeister des musikalischen Vergnügens, die Phantasie, die Erdichtung, die Harmonie und mit ihr „die Auf„seherinn ihrer lieblichen Scherze, die majestätische Wahrheit, zu „seinem Gesange ein. Denn wo die Wahrheit zu kommen ge„ruht, da ist ihre Schwester, die Freiheit, nicht ferne. — Vom „Himmel beginnet mein Gesang. Vom Himmel steiget die „Flamme des Genies, Liebe und Schönheit, Dichterfreude und „Begeisterung in die menschliche Brust. Ehe noch die strahlende „Sonne in Osten hervortrat, ehe noch, mitten im Gewölbe der „Nacht, der Mond seine sanftscheinende Lampe aufhing, ehe „Berge, Wälder und Flüsse den Erdball zierten, oder die Weis„heit die Menschenkinder unterrichtete; da lebte der allmächtige „Eine. Tief in sein unergründliches Wesen gekehrt, übersah er „die Gestalten, die ewigen Gestalten der jetzterschaffenen Dinge, „die strahlende Sonne, des Mondes nächtliche Lampe, Berge, „Wälder und Flüsse, den rollenden Erdball, und der Weisheit „himmlische Bildung. Auf sie war, von Ewigkeit her, seine „göttliche Liebe, seine Bewunderung**) gerichtet, bis zur vollen„deten Zeit sein belebendes Lächeln, was er geliebet und bewun„dert hatte, ins Daseyn entfaltete". — Dieser große Schauplatz aber ist nicht jedem sterblichen Auge gleich weit enthüllt. Die

*) Dem Hrn. Verf. des „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" dient zur freundlichen Erinnerung, daß

to deck the Poet's or the Paiater's toil

nicht heißt: des Dichters oder Malers Blatt zu bedecken, wie er solches in seiner Recension unseres vorhabenden Gedichts geglaubt hat.

**) His admiration. Dieser Ausdruck ist vielleicht in Ansehung Gottes etwas unanständig. Klopstock sagt: — kann der bewundern, der die Sterne gemacht hat?

Natur hat, zum Besten der menschlichen Gesellschaft, einer jeden Seele einen besondern Hang eingeprägt, um die thätigen Kräfte der Menschen auf verschiedene Geschäfte zu lenken. Hierauf beschreibt der Dichter die verschiedenen Beschäftigungen der Sternkundigen, der Metaphysiker, Naturkundigen und Ärzte. Einigen aber sind höhere Hoffnungen beschieden. Sie erkennen die Harmonie und die Schönheit des unermeßlichen Ganzen. Sie finden allenthalben Spuren der Gottheit. „In der Erde und Luft, in „dem blumigen Schatze der Wiesen, in des Mondes mildem „Strahlenhaupt, oder in der Gestalt des rosenwangigten Mädchens, das von jugendlichem Lächeln blühet, sehen sie die unerschaffene Schönheit geschildert, die das höchste Wesen vergnügt. „Auch sie fühlen ihre Reizungen entzückt, und nehmen Theil an „der ewigen Freude".

Ferner beschreibt der Dichter die Vorstellungen einer lebhaften Einbildungskraft, und den Zustand des Geistes unter dem Genusse der Vergnügungen, die sie gewährt. Die Werkzeuge der Sinne sind mit den äußern Dingen harmonisch gespannt. Sie empfangen den Eindruck der Gegenstände und führen ihn von Nerve zu Nerve, die zarte Bildung der Einbildungskraft hindurch bis zu der Seele. Diese schließt ihre tonreiche Quelle auf, und mit der Bewegung von außen übereinstimmt, und überläßt sich der bezaubernden Träumen von heiligen Quellen, von elysischen Hainen und Thälern der Seligkeit. Alles, was in der Natur oder in den nachahmenden Künsten gefällt, kann auf drei besondere Klassen zurückgeführt werden: auf das Erhabene, das Wunderbare und das Schöne. „Das Erhabene ist von dem höchsten Wesen bestimmt, dem Menschen zu gefallen, damit er auf dem gränzenlosen Schauplatz der Schöpfung „die große „Bahn der Gerechtigkeit muthig durchlaufe, seine edelmüthigen „Wünsche zu göttlichen Thaten erhebe, jeden eigennützigen Vorsatz aus seiner Brust verbanne, und durch den Nebel der Sinne „und Leidenschaften, und durch die schlagenden Wellen des Zufalls und der Mühseligkeit seinen Lauf unwankend vollende. — „Denn gleich bei der Geburt des sterblichen Menschen sprach „sein unumschränkter Schöpfer: nicht an kurzer niedriger Lust, „nicht am vergänglichen Wiederschall des Nachruhms, nicht am „Purpur der Macht, auch nicht am blumichten Tande der Wollust soll sich die Seele ergötzen; sondern von diesen verachtungsvoll hinweg auf ein beständiges Gut sich hinwenden, ihren Blick

„über die ganze Reihe der Schöpfung verbreiten, bis endlich alle „Gränzen verschwinden, und die unendliche Vollkommenheit die „Scene beschließt".

Das Wunderbare oder das Neue ist bestimmt, den Menschen zu vergnügen, damit er den Wachsthum seiner Vollkommenheit befördere, und alle die Fähigkeiten entwickele, die in seiner Seele schlummern. Darum verachten wir die herrlichste Aussicht, die wir zu oft betrachtet; darum reißt sich der Jüngling aus den Armen der weinenden Mutter, ferne Gegenden zu durchstreifen; der Weise arbeitet bei nächtlicher Lampe, und bekümmert sich weder um den Schlaf, noch um die schädlichen mitternächtlichen Dünste; und Mädchen horchen voller Angst auf die schrecklichen Mährchen von Zauberern, nächtlichen Erscheinungen, Hexenbeschwörern und bösen Geistern. Der Dichter läßt sich hier in eine umständliche Beschreibung einer Bauerfrau ein, die einem versammelten Hörsale von Kindern solche („erstaununghauchende") Geschichtchen erzählt, bei welcher Gelegenheit er sich allzu sehr bei Kleinigkeiten aufzuhalten scheint. „Aber siehe! dort nahet „sich die Schönheit in ihrem holdseligem Pompe, und fordert „Antheil an dem Gesang, den ihre Reizungen einflößen. Zu „deinem unsterblichen Preise, o göttliche Gestalt, ergießt sich mein „freier Vers in honigfließende Ströme. Dich, Schönheit! betet „der königliche Pallast, und bemooste Hütten beten deinen belebenden Strahl an. Du bessere Sonne! strahlest auf das bezauberte Herz Liebe und harmonischen Wohlklang und Freuden „der Dichter. O du herrlichste Geburt des Himmels, wie soll „ich deine Züge entwerfen? Mit welchen Rosenfarben soll ich „deine Blüthe nachmalen?" — Der Dichter führt seine Muse durch das weite Reich der Natur, er läßt sie alles, was die blühende Erde, die Gewässer oder die flüssige Luft reizendes enthalten, sorgfältig auffammeln, um diesen Gegenstand würdig zu schildern. Die hesperischen Gefilde müssen ihm ihre purpurnen Früchte, und das schöne Tempe seinen blumenreichen Schatz leihen, um sein Gemälde zu schmücken. „O trage deine gesammleten Schätze in jene einsame Laube, wo die junge Diona ihr „Bildniß erhebt. Berede sie mit deinen lieblichen Liedern, ihre „englische Gestalt zu dem verehrten Bildnisse der Schönheit zu „leihen. Neige, reizende Schöne! deine holden Tritte, neige „deine huldreiche Stirne hierher! laß deine Augen ihren azurnen „liebreizenden Schimmer über diese Gegend verbreiten. Laß säu-

„seinde Lüfte deine güldne Locken seitwärts wehen, daß sie, sich „sanft vom marmornen Nacken hinwegschmiegend, die glühenden „Wangen entblößen, und die rosenfarbenen Lippen, wo siegendes „Lächeln wohnet, und Wollust, süß als die Liebe, ihre Lockungen „mit Weisheit und Heiligkeit mildert".

Das ganze jugendliche Chor der Schönen und ihrer Bewunderer wird zum Gesange eingeladen, und ermahnt, in der Wahl der Schönheit auch auf das wahre Gute eine Rücksicht zu haben. „Läßt sich je die Schönheit allda blicken, wo Ge„sundheit und thätige Kräfte Fremdlinge sind? — Oder hat die „Natur diesen lieblichen Ruf zum Herolde der Lügen bestimmt, „um die Schande der Mängel und der Mißhelligkeit zu verhüllen, „und das leichtgläubige Herz mit einer falschen Gleißnerei zu „betrügen?" O nein! die Natur hat für unsere Schwachheit gesorgt. Die Schönheit ist bestimmt, die Vollkommenheit zu unterstützen, unser Verlangen nach dem Guten anzufeuern und unsere Wahl zu heiligen. ‚Der Himmel hat sie der Wahrheit „und dem Guten, in der Finsterniß hienieden, zur holdseligen „Dienerinn zugegeben. Denn Wahrheit und Güte ist eins, und „Schönheit wohnet in ihnen, und sie in Schönheit. Warum „wollt ihr denn, o ihr Kinder der Erde! warum wollt ihr dieses „Band zerreißen? Warum suchet ihr mit ungestümer Sehnsucht „die Blumen der Freude, mit welchen die verschwenderische Hand „der Phantasie die schmeichelnden Scenen bemalt, wo Schön„heit nur scheint zu wohnen, und untersuchet nie, was die ewige „Wahrheit verordnet?"

Die folgende Beschreibung der dunkeln Gänge des Aberglaubens und der Wege der wahren Weisheit sind sehr malerisch. Allein man weiß es schon, wie die Engländer malen. Sie füllen alles mit Beiwörtern an, sind verschwenderisch in ihrer Einbildungskraft, und flechten die Theile der Periode so sehr durch einander, daß eine einzige öfters zwölf und mehr Verse anfüllt. Hier pflegen die Übersetzer mehrentheils zu scheitern. Sie wissen das verschiedene Genie der Sprachen nicht zu unterscheiden, und halten das im Deutschen für eine Schönheit, was im Engländischen eine ist. — Der Dichter fährt fort, die Stufen der Schönheit in der Natur zu besingen, nachdem er von der Schönheit überhaupt gehandelt. Der Übergang V. 538. würde in einem deutschen Gedichte unerträglich seyn. Welche gewissenhafte Recapitulation, fast so wie sie ein schlechter Prediger

zu machen pflegt, wenn er von dem zweiten Theile seiner Predigt auf den dritten kommt!

„Wir haben nun mit redlicher Absicht kühn gewagt, die „Gestalt der Natur zu entwerfen, wie sie in großem herrlichen „Pompe einhertritt, oder zur holden Bewunderung geziert, oder „heiter in der lächelnden Gestalt der blühenden Schönheit er„scheint" (d. h. wir haben bisher von dem Großen, Wunderbaren und Schönen in der Natur gehandelt). „Nun bleibt uns „noch übrig, von der schönproportionirten Leiter der Wesen" u. s. w.

Den ersten Grad der Schönheit setzt Akenside in die Farben, den zweiten in die Linien und körperlichen Figuren. Sodann kömmt die Verbindung dieser zwei Arten von Schönheit in dem Steinreiche. Auf dieses folgt das Pflanzenreich, das Thierreich und die Geisterwelt. „Der Geist, der Geist allein, „seid Zeugen, Himmel und Erde! enthält die Quellen des Schö„nen und Erhabenen. Hier sitzen die Grazien Hand in Hand „oben an. Hier ladet die himmlische Venus, von ihrem Throne, „die Seele mit göttlichen Blicken zu unvergänglichen Vergnü„gungen ein. Schaue hin durch die weite Natur, bis in die „Ordnung der Planeten, der Sonnen und der diamantenen „Sphären, die durch das unermeßliche Leere unerschüttert sich „wälzen, und sage, o Mensch! entzündet wohl diese geraume „Scene deine großen Gesinnungen mit solcher Majestät, mit „einem so erhabenen Feuer, als da Brutus glänzend von „dem Streiche, mit dem er Cäsarn erlegt hatte, sich im Ge„dränge der Patrioten erhub; er streckte seinen Arm in die Luft „aus, gleich dem ewigen Jupiter, wenn Verbrecher seine Donner „herabziehen; rief überlaut des Cicero Namen, schwenkte seinen „blutigen Stahl und segnete dem Vater des Vaterlandes entge„gen: dort liegt der Tyrann im Staube, und Rom wieder „frei! — Ist etwas in allen bethaueten Landschaften des Früh„lings, in dem glänzenden Auge des Hesperus oder des Mor„gens, das so schön ist, als tugendhafte Freundschaft? als die „Schamröthe eines Redlichen, der mit dem Schicksale kämpft, „gerecht zu seyn? als die reizende Zähre, die bei Anderer Weh „herabfließt? — Was sind die äußeren Gestalten, damit die rauhe, „sich selbst nicht fühlende Materie umgeben ist? Was ist die „Größe der Maaße oder die Symmetrie der Theile? Ihr Ein„druck trifft das Herz nicht. Er berührt nur die Fläche, wird

„allmälig schwächer, die Reizungen werden stumpf, und der lang„wierige Anblick ermüdet bald das schmachtende Auge. Ganz „anders sind die moralischen Wesen beschaffen, ganz anders die „Kräfte, die Genie und Absichten besitzen. Hier erblickt die ehr„begierige Seele sich selber". Hiernächst folgen einige Gedanken von der Verbindung der Einbildungskraft mit den moralischen Kräften, und endlich der Beschluß des ersten Buchs, in einer Anrede an den Schutzgeist des alten Griechenlandes. „O du, „dessen getreuen Spuren ich mit Vergnügen auf die heiligen „Wege der Natur und der Wissenschaft folge, göttlicher Pfleger „aller heroischen Thaten und würdigen Begierden! o laß den „Hauch deines weitverbreiteten Ruhms meinen lodernden Busen „mit der Flamme entzünden, die dieser nie versuchte Gesang „erfordert. Nenne mein Verfahren nicht allzu verwegen, wenn „ich mich aus den elenden Wohnungen des Zankes und des „niedrigen Ehrgeizes stehle, und in dieser Stille, mit welcher mich „der Frühlingsabend anlächelt, deine heilige Gegenwart im Schat„ten des Waldes erwarte, den ihre gottlosen Schritte niemals „entweihen" u. s. w.

Das zweite Buch.

Der Dichter eröffnet dieses Buch mit der Untersuchung, warum die Werke der Einbildungskraft von den Neuern gemißbraucht worden sind; er findet die Ursache hiervon in ihrer Trennung von der Weltweisheit.

„Wann wird der Lorbeer, wann werden die klingenden „Saiten zu ihrer Würde wieder gelangen? — Ach wie matt, „wie langsam bricht die Dämmerung der Schönheit und Wahr„heit durch die widerstrebenden Wolken der gothischen Nacht, die „noch die Völker umhüllt! Lange seufzten sie unter den Furien „der raubsüchtigen Gewalt. Oft stürzte der trübe Nordwind mit „ungestümem Gebrülle sich aus seinen frostigen Klüften, bedeckte „Italiens Gestade mit einem giftigen Brande, und schleuderte „die Schätze von Freiheit und Wissenschaft hinab in die alles„verschlingende Nacht. — Barbarische Hände entweiheten die „Geheimnisse der Musen, zerrissen die Saiten der Leier, und „fesselten die hochschwingenden Fittige tief an der Erde." Endlich ermunterten sich die Musen wieder, zerschlugen ihre Fesseln, und die schönen Künste fingen zu den Zeiten eines Petrarca, eines Boccaccio, Sannazar und Tasso wieder an zu blühen; allein

die Gewalt der Tyrannei vertrieb noch damals die Weltweisheit von dem gemeinen Besten des Landes und von der geschäftigen Bahn des gesellschaftlichen Lebens. Die schönen Künste, die also ihrer Aufseherinn, der Weltweisheit, beraubt waren, mußten ihre Arbeit der priesterlichen Gewalt und den Lüsten der Höfe widmen, und widerstrebten umsonst. „Torquatus (Tasso) sang „sklavische Lobgesänge, am Fuße des flitternden Throns, und „Raphaels magische Hand goß ihre reizenden Schöpfungen aus, „um die tiefanbetende Heerde in Latiums Tempeln zu blindem „Gehorsam zu bezaubern, damit der schwarze Tyrann auf die „gebeugten Nacken desto sicherer seine Ferse hinsetze". Endlich ist auf Albions glücklichem Ufer der Freiheit ein Pallast erbauet worden. Da umarmen Tugend und Weisheit ihre längst verlorenen Freunde, die Musen und Grazien, nun wieder. Die Weisheit nimmt Theil an den Staatsgeschäften, und der Weltweise und der Patriot überlassen sich den Reizungen der schönen Wissenschaften.

Der Dichter bricht plötzlich, ohne sich um einen Übergang zu bemühen, von dieser Materie ab, wiederholt kurz nach seiner Gewohnheit, was er bereits ausgeführt, und kommt nunmehr zu den „zufälligen Vergnügungen, dadurch die Wirkung der Gegenstände, an welchen die Einbildungskraft sich belustige, vermehrt wird". Dieses geschieht, wenn sich andere Empfindungen zu dem natürlichen Reiz der Phantasie gesellen. „Wenn wir den „Geruch der Rose genießen, glühet dann ihre Röthe nicht lieb„licher? — Und wenn wir uns an einem Bache von der Som„merhitze abkühlen und unsern Durst löschen, so scheint uns „seine Fläche klarer zu fließen, und die rieselnden Wellen sanftere „Töne zu murmeln". Öfters machen uns äußere Umstände auf gewisse Schönheiten aufmerksamer. „Wie lieblich ist jedem Auge „des Frühlings Angesicht, wenn Waldgesänge und holde Gerüche „den Morgenschlaf zerstreuen! Wie viel lieblicher aber für den, „der, von düstrer Melancholie umgeben, lange im Krankenbette „geschmachtet hat!" Auch die Wahrheit, wenn sie ihr himmlisches Licht ausbreitet, vermehrt den majestätischen Glanz der Schönheit. So strahlt der Regenbogen in den Augen des Weisen, der da erklären kann, wie seine mannigfaltigen Farben entstanden sind, weit reizender, als in den Augen des Unwissenden, der bloß den bunten Bogen anschaut. Ein andrer Zuwachs des Vergnügens entspringt aus der Betrachtung der Mittel und End-

zwecke, wie sie in den Werken der Natur mit bewundernswürdiger Weisheit verknüpft sind. „Wie? wenn sich das Feuer der Lei„denschaft, die durchgedachte Scene zu beleben, tief in der wider„strebenden Seele entzündet, und durch die schnellauffahrende „Flamme den Gegenstand ihrer Entzückung von weiterm Um„fange, mit kühnern Farben, und umgeben von düstern, nacht„vollen Schatten, darstellt? Wenn die Gewalt dieses plötzlichen „Ausbruchs, gleich einem mächtigen Sturme, der die brausende „See in ihrem geraumen Bette durchwühlt, von den Tiefen des „innern starken Gefühls die ganze Bildung des Menschen bis „auf den Grund erschüttert; und von dem nackten Sinne, der „für Lust und Schmerz offen steht, den dünnen Schleier zer„streuet, den Vorurtheil oder Gewohnheit gesponnen, das em„pfindliche Herz zu umhüllen?“ Jedoch oft reizt uns weder Schönheit noch Güte, und bloß die Gewalt der Leidenschaft allein*) ergötzt unsere Seele. Die Ursache, die unser Dichter hiervon angiebt, klingt ziemlich paradox. Die Leidenschaften, sagt er, sollen durch wiederholte Stöße die feinen Werkzeuge unsrer Maschine säubern, poliren und in Bewegung bringen. Sonst würde sich Staub und Rost aufsetzen, u. s. w. „Wie aber? „kann jede Leidenschaft den Menschen Vergnügen gewähren? „Dieser Vorzug gebühret zwar der von Rasen duftenden Liebe, „dem schimmernden Lächeln der Freude und der beifallgebenden „Bewunderung; wenn aber der Gram auf eines Bruders Grab „in bittern Thränen dahinströmt; wenn wir bei nächtlicher „Furcht sprachlos erstarren, oder wenn die verzehrenden Flammen „des Zorns das aufgebrachte Herz zernagen; — kann auch die„ses Freude gewähren?“ ꝛc. Der Dichter erklärt hier die Endursache des Vergnügens, das öfters mitten aus den unangenehmsten Leidenschaften entspringt, in einer vortrefflichen allegorischen Erdichtung, und beschließt damit das zweite Buch. Wir bedauern es, daß diese meisterliche Fiction, die voll von erhabenen Gesinnungen, pathetischen Stellen und sehr malerischen Beschreibungen ist, keinen Auszug leidet, und zu groß ist, als daß wir sie hier ganz einrücken könnten. Sie nimmt nicht weniger als

*) Wir haben oben bemerkt, daß der deutsche Übersetzer ingenious Youth die „sinnreiche Jugend“ übersetzt; und hier in der 10ten Note übersetzt er ingenious Author durch „sinnreicher und aufrichtiger Schriftsteller“.

dreißig Seiten ein; aber der Leſer wird durch die angenehmſte Abwechſelung von prächtigen, rührenden, ſchrecklichen und freudigen Scenen aufmerkſam erhalten; und die ſehr geſchmückte Poeſie des Styls, die unſerm Dichter eigen iſt, verbreitet über das ganze Gedicht einen ſo herrlichen Glanz, daß wir glauben, Akenſide habe ſich hier ſelber übertroffen, und würde dieſer Stelle wegen allein den Namen eines großen Dichters verdienen. Auch die deutſche Überſetzung wimmelt hier nicht ſo ſehr von Fehlern; und wenn ſie auch ſteif und voller ungewöhnlichen Ausdrückungen iſt, ſo iſt ſie doch wenigſtens verſtändlich; man erkennt zwar nicht den Geiſt des Dichters, aber man erkennt doch ſeinen Schatten.

Das dritte Buch.

Sind alſo die Leidenſchaften die ſchmeichelhaften Bande der menſchlichen Geſellſchaft, was Wunder, daß ſich der geſchäftige Geiſt an der Betrachtung der Sitten und Charaktere der Menſchen ergötzt? Nicht nur die tugendhaften und würdigen Sitten ergötzen die Seele; auch laſterhafte, ungereimte Charaktere werden mit Vergnügen unterſucht, wenn ſie nach der Wahrheit geſchildert ſind. Hiernächſt erklärt der Dichter den Urſprung des Laſters aus den falſchen Meinungen vom Guten und Böſen, und dieſe aus der irrigen Vorſtellung der Einbildungskraft. „Aus dem bezaubernden Kelch, den die Einbildungskraft allen darreichet, verſchluckt die dürſtende unbedachtſame Jugend oft einen „circäiſchen Trank. Dann verbreitet ſich über das Auge der „Vernunft ein trauriges Dunkel. Sie unterſcheidet den Werth „der Dinge nicht mehr, und verleitet ſelbſt zum Irrthum. Alsbald ſchwärmt ein wüthender Haufe hervor, ſtürzt ſie vom „Throne, und alles iſt Aufruhr —". Der Dichter kömmt zu einer andern Quelle der Thorheit, zu dem Lächerlichen und Ungereimten, bei welcher Gelegenheit er den ernſthaften Ton der „mantuaniſchen Leier" verändert, „um in leichtern Geſängen die „unſchicklichen Künſte der Thorheit zu entdecken, wie ſie des luſtigen Tadels ungeſtümes Gelächter erregen, das kurzweilige „Amt der komiſchen Muſe". Der Dichter geht alle Arten des Lächerlichen in den Sitten und Handlungen der Menſchen nach der Reihe durch, läßt alle ihre ſeltſamen Geſtalten vor ſich erſcheinen, und bezeichnet die Züge, dadurch ſie ſich dem allgemeinen Spott und Hohngelächter ausſetzen. Aus allen dieſen

Beispielen sucht er zuletzt in einer Note eine allgemeine Erklärung vom Lächerlichen zu geben, und vertheidigt eben daselbst die berufene Meinung des Grafen von Shaftesbury, daß nämlich das Lächerliche ein Probierstein der Wahrheit sei. Endlich fährt der Dichter fort, den Endzweck zu betrachten, warum uns das Lächerliche angenehm sei. „Fragen wir: zu was für einem güti„gen Endzwecke hat der allmächtige Vater in sterbliche Busen „die freudige Verachtung gelegt, das spottende Gelächter, das „aus dem Ekel selbst Vergnügen hervorzieht? Wozu sonst, als „den langsamen Schritten der Vernunft beizustehen, und durch „diesen schnellen Antrieb uns zugleich zu nöthigen, der Thor„heit nichtige Anschläge zu unterdrücken? Zwar zeigt das däm„mernde Licht der Vernunft, das langsam hervorbricht; durch viele „zarte Folgen und Verknüpfungen entdeckt es dem forschenden „Geist, wie diese widersinnige Unordnung zuletzt in allgemeine „Übel sich enden; allein der gütige Himmel weiß, wie umne„belt die Morgenröthe der Wahrheit Tausenden erscheint; er „weiß, wie wenig Zeit von der Mühseligkeit des niedrigen Lebens „zu Gedanken frei ist, die die Geheimnisse der Natur durchforschen. „Darum hat er falschschimmernden Scenen Zeichen der Verach„tung von außen eingedrückt" u. s. w. Der Dichter verläßt das Lächerliche, und zugleich den angenommenen komischen Ton, um die Quelle des Vergnügens zu entdecken, das der Mensch empfindet, wenn er in leblosen Dingen eine Ähnlichkeit mit seinen Gedanken und Leidenschaften erblickt. „Siehe jene dunkelen Wäl„der, deren Schatten dort auf der Stirne des Berges winken! „Mit welchem heiligen Schauer herrscht die feierliche Scene „über eure Schritte! Als wenn Minos oder Numa's ehrwürdige „Gestalt die elysäischen Wohnungen verlassen, und vor eurem „starrenden Auge das dunkele waldigte Gewölbe hinauf wandelte. „Siehe die weit ausgedehnte fröhliche Landschaft! wo silberne „Wolken über den Himmel vor säuselnden Lüften daher fliehen. „Jetzt umhüllt ihr grauer Saum die zweifelhafte Sonne; jetzt „strömt der Glanz zwischen ihrem geöffneten Schleier hervor, „und wischt die Schatten von der vergüldeten Ebene hinweg". Wenn wir diesen Anblick gewahr werden, woher kömmt es, daß eine lebhafte Freude unser Gemüth einnimmt? Wie entspringt diese seltsame Wirkung aus Dingen, die so wenig übereinstimmen? Liegt in ihnen ein geheimnißvoller Ton, mit welchem die Kräfte des Geistes harmonisch gespannt sind? oder ist es eine Wirkung

der Gewohnheit, welche die Fähigkeiten der Seele kunstreich verändert? Der Dichter bejahet das Letztere. Er sucht die Ursache von dieser wunderbaren Empfindung in der Verknüpfung der Begriffe, die, wenn sie einmal in der Seele zugleich vorhanden gewesen, sich hernach wechselsweise wieder hervorbringen. „Durch „diese geheime Bande hält die geschäftige Kraft des Gedächt„nisses das ganze Gefolge von Begriffen fest, und wendet ihre „flüchtigen Fußtritte aus dem dunkeln Gefilde der Vergessenheit „zurück. Alle vergangene Gestalten der Dinge bringt sie ins „Daseyn zurück, und wählt den Stoff zur nachahmenden Kunst". Solchergestalt bildet sich der junge Virtuose. „Versehen mit „allem, was die Natur darreichen kann, betrachtet oft ein „Kind der Phantasie diese reichen Schätze seines empfindungs„schwangern Busen mit unsäglichem Stolze. Er beschließt, er „weiß nicht was für vortreffliche Dinge zu verfertigen, und er „weiß nicht was für erhabenen Lohn an Ruhm und Bewunde„rung zu gewinnen. Allmälig fühlt der Geist den Wachsthum „seiner jugendlichen Nerven; die bildenden Kräfte arbeiten, thätig „zu werden; ein dunkles blindes Gefühl hebt seinen Busen; von „der lieblichsten Raserei hingerissen, rollen seine kühnern Augen „von der Erde zum Himmel, vom Himmel wieder zur Erde". Die Entzückungen des nachahmenden Virtuosen, wie er ein zweiter Schöpfer wird, von der Natur ihre Schönheiten borgt und sie, mit Kunst vermengt, über seine Werke ausbreitet, werden hier beschrieben. Sodann fähret der Dichter fort:

„Solche selige Freuden sind dem wohlgestimmten Herzen „vom gütigen Himmel beschieden! Indeß verhöhnt der fühllose „Pöbel, in niedrigen Sorgen versunken, die Geschenke des Him„mels; und unfreundliche Strenge, von deren Beweise die ju„gendliche Liebe und die lächelnde Bewunderung zitternd entflie„hen, verdammt mit weisern Runzeln die schöne Bezauberung. „Eben jetzt wirft vielleicht ein kalter verdrießlicher Richter einen „verachtungsvollen Blick auf meinen Gesang, und nennet mein „Werk, und nennet Liebe und Schönheit, die ich besinge, Traume „der Thorheit. Du ernsthafter Kunstrichter! sage an, ist „Schönheit darum ein Traum, weil die Nacht der Unempfind„lichkeit allzu schwer über deine Sinne hängt, als daß sie dich „anleuchte? So kann der Mensch, dessen Auge niemals das Licht „des Himmels erblickt, verachtungsvoll lächeln, wenn andere das

„entzückte Gesicht erzählen, wie der Schimmer der fröhlichen „Farben sich anmuthig über die Schöpfung verbreitet" u. s. w.

Nach einer kurzen Betrachtung der Güte Gottes, die sich nicht begnügt, den Menschen mit den Nothwendigkeiten zu versorgen, sondern in der Natur ihm einen reichen Schatz von Vergnügen zubereitet, fragt der Dichter: „Was ist der Geschmack? „Besteht er nicht in der Wirksamkeit der innern Kräfte, die je„den zarten Eindruck lebhaft empfinden? Ein Gefühl, welches „das Anständige und Erhabene unterscheidet, nebst einem schnel„len Ekel für Dinge, die plump, ungestalt und übel geordnet „sind". Dieses Gefühl ist eine Gabe der Natur. Allein sie hat nur den Saamen dazu in jede Brust gestreuet. Wir müssen aber die zarte Pflanze warten und sorgfältig pflegen, wenn sie bekleiben und in die Blüthe aufschießen soll. Verschiedene Gemüther sind zu verschiedenen Gegenständen geneigt. „Dieser „sucht das Große, das Wunderbare, das Wilde; jener seufzt „nach Harmonie, Anmuth und lieblicher Schönheit. Daher „wenn Blitze des Himmels Gewölbe entzünden, wenn Donner „den Erdboden erschüttern, wenn stürmende Wirbelwinde die hau„lende Luft zerreißen, wenn der Ocean aus seinen Tiefen her„aufbrüllt, und seine ungestümen Wogen bis an die Himmel „emporhebt; so sitzet Shakespear, mitten im mächtigen Aufruhr, „wenn unten Nationen zittern, hoch auf einer Steinklippe, schauet „um sich, und ergötzt sich am Streit der Elemente. Indessen „daß Waller sich sehnet, am Ufer eines blumigen Baches im „kühlen Schatten der Bäume seine Glieder sorglos zu strecken, „und den horchenden Thieren die Geschichte seiner verschmäheten „Liebe und geringgeschätzten Betheuerung, vom Morgen bis „Abend, sanftwirbelnd ertönen zu lassen. Dort seufzen die Weste „mit ihm, und der kleine weinende Bach stimmt melodisch in „seine Klagen mit ein. Die Wälder verstummen, und vom Hü„gel und vom Thale schallt es traurig daher. So verschieden „ist der Geschmack der Menschen". Zuletzt beschreibt der Dichter die Vortheile einer empfindungsvollen und zärtlichen Einbildungskraft, was für natürliche und moralische Vorzüge dem Menschen daraus entspringen; womit er das ganze Gedicht beschließt.

Wenn man dieses vortreffliche Gedicht mit dem Gedichte des Herrn Withof über die „sinnlichen Ergötzungen", das mit ihm einen ähnlichen Vorwurf hat, vergleicht, so wird man bemerken, daß der Reim nicht allemal ein nöthiger, aber auch

nicht allemal ein überflüssiger Zierrath eines Gedichtes sei. Die Kunstrichter sind unstreitig hierin auf beiden Seiten zu weit gegangen. Einige haben ihre Ohren so sehr an die Harmonie eines freifließenden Verses gewöhnt, daß sie die Reime für ein kindisches Geklingel, für gothische Zierrathen u. s. w. erklären; dahingegen andere keinen Vers lesen, ohne auf das Ende zu sehen, ob der Dichter seinen schönen Gedanken mit einem Reim bebrämt hat. Es scheint aber außer allem Zweifel zu seyn, daß beide streitende Partheien zu allgemein urtheilen. Das reimlose Gedicht unsers Akenside würde gewiß durch die Hinzuthuung der Reime nichts gewonnen haben. Wir glauben uns hier auf die Empfindung eines jeden Lesers von Geschmack berufen zu können. Hingegen würde Withof's Gedicht unstreitig einen großen Theil von seiner Schönheit verlieren, wenn man die Reime davon nehmen sollte. Folgt nicht hieraus, daß der Reim unter gewissen Bedingungen nöthig, unter andern aber überflüßig sei?

Wir haben bereits berührt, daß wir den Grund von dieser Verschiedenheit in die innere Einrichtung der Poesie des Styls setzen zu können glauben. Wenn die Gedanken des Dichters sich mit den Versen endigen, und selten in den folgenden Vers hinübergehen sollen, so scheint der Reim unentbehrlich zu seyn. Er macht den Schlußfall des Verses sinnlich. Der Leser erwartet ihn zum voraus mit einer dunkeln Ahndung; und wenn er ihn erreicht, so wird er deutlich erinnert, daß hier der Gedanke zu Ende ist, und ihm Zeit gelassen wird, ihn nochmals zu überdenken. Aus keiner andern Ursache ist der Reim an allen französischen Gedichten, an Popens und einigen von Addison's Gedichten unter den Engelländern, und an den mehresten deutschen Gedichten eine unentbehrliche Schönheit; und einige deutsche Dichter, die es versucht haben, dergleichen Verse mit abgetheilten Gedanken ohne Reime zu machen, werden unsere Anmerkung bestätigen. Klopstock sagt in seiner Abhandlung von der Nachahmung des griechischen Sylbenmaaßes im Deutschen: „die lan„gen zwölfsylbigten Jamben sind zu einförmig, daher scheinet „ihnen ohne den Reim etwas wesentliches zu fehlen". Dieses kann eine Ursache seyn, warum der Reim an den zwölfsylbigen Jamben allezeit nothwendig zu seyn scheint, wenn auch der Gedanke sich nicht mit dem Verse endigt. Die Regeln der Symmetrie erfordern, daß die Mitte nicht leer seyn, und die Mannigfaltigkeit von beiden Seiten gleichsam in zwei Partien zerfallen

soll. Daher klingt der Vers abwechselnder, wenn ein Fuß die Mitte einnimmt, und die Cäsur bald vorn, bald nach der Mitte hinfällt, welches bei den fünffüßigen Jamben geschieht. Allein auch bei dieser Versart, die sonst abwechselnd genug ist, wird nach unsern Gedanken der Reim unentbehrlich seyn, wenn sie die Eigenschaft hat, daß sich die Gedanken mit den Versen endigen sollen.

Man werfe uns ja nicht ein, daß die Gedichte der alten Hebräer durchaus keinen Reim vertragen, ob sie gleich die von uns angeführte Eigenschaft, daß ihre Verse abgetheilt sind, vorzüglich besitzen. Diese Dichter hatten ein ganz anderes Mittel, die Schlußfälle ihrer Verse sinnlich zu machen. Ein jeder Vers ward von ihnen in zwei Halbverse eingetheilt, die eben den Gedanken, aber unter verschiedenen Gesichtspunkten vorgestellt, enthielten. Was kann geschickter seyn, die Eintheilung der Verse sinnlich zu bezeichnen, als eben diese Einrichtung? Die neuern hebräischen Dichter aber, die sich dem Zwange nicht unterziehen wollten, einen jeden Vers in zwei parallele Halbverse einzutheilen, haben sich auch wirklich des Reimes bedient.

In solchen Arten von Gedichten hingegen, wo die Gedanken frei durch zwei und mehrere Verse hinwegfließen, ist der Reim nicht nur entbehrlich, weil die Ursache wegfällt, die ihn nöthig machen sollte; sondern er ist wirklich überflüssig, weil ihn der Leser ohne eine genaue Aufmerksamkeit nicht bemerken kann, indem er selten bei dem Schlusse eines Verses pausirt. Ja er kann auch in gewisser Absicht unschicklich seyn, weil er da die Ruhepunkte hinsetzt, wo sie nicht hingehören, und also den freien Strom der Gedanken in seinem Laufe unterbricht. Von dieser Beschaffenheit sind alle Gedichte der alten Lateiner und Griechen, und derer, die ihnen in den neuern Zeiten nachgeahmt haben, als des Milton, Thomson, Young, Akenside, Klopstock, Bodmer, Kleist u. A. An Langens horazischen Oden scheint oft der Reim zu fehlen, weil sich die Gedanken nicht selten mit den Versen endigen. Cramer's Oden und Psalmen würden ohne Reim vieles verlieren; die Oden und die Hymnen hingegen, die man hier und da in der Messiade antrifft, könnten durch die Reime nichts gewinnen, bloß weil der Ruhepunkt in dem lateinischen Sylbenmaaße ungefähr in die Mitte des zweiten Verses zu fallen pflegt. Man wird auch daraus erkennen, warum dasjenige, was die Franzosen enjambement nennen, von ihnen für

einen Fehler in der Poesie gehalten wird, da man es doch in den Gedichten der Alten sehr häufig antrifft, und sogar für eine Schönheit erkennen muß.

Wir haben im Deutschen vortreffliche Lehrgedichte in Reimen, worunter das angeführte Gedicht von Withof eines von den besten ist. Aber die feinern reimlosen Verse sind unsern Dichtern bisher in der heroischen und lyrischen Dichtungsart noch immer besser gelungen, als in der didactischen *). Die „moralischen Briefe" des Herrn Wieland sind ungleich besser, als seine „Briefe der Verstorbenen"; jedoch wir kommen wieder zu unsern verglichenen Dichtern zurück.

Der Plan, dem Hr. Withof gefolgt ist, scheint uns ein wenig zu einfach. Er geht die verschiedenen Arten der sinnlichen Ergötzungen durch, widmet einer jeden einen besondern „Versuch", ohne seinen Stoff durch Erdichtungen, Allegorien und angenehme Ausschweifungen zu bereichern. Von dieser Seite wird er von dem engländischen Dichter weit übertroffen. Dieser belebt seine Materie durch eine Menge der schönsten Erdichtungen; und ob er gleich seine Episoden nicht allzu künstlich mit dem Hauptvorwurfe zu verbinden weiß, indem seine Übergänge, wie wir bereits in der Anzeige bemerkt haben, nicht von der besten Art sind; so wird man doch finden, daß seine Ausschweifungen sehr angenehm sind, und daß man ihm gern in die blumigen Nebenwege folgt, von welchen man nie ohne Gewinn in den Hauptweg zurückkehrt. Von seiner allegorischen Erdichtung im zweiten Buche haben wir bereits oben bemerkt, daß wir sie für ein Meisterstück halten. In Ansehung der Poesie des Styls gehen unsere beiden Dichter am meisten von einander ab. Akenside ist prächtig bis zur Verschwendung; allenthalben schimmert ein Glanz über seine Gemälde, der vielleicht mit allzu wenig Schatten abwechselt. Seine fruchtbare Einbildungskraft stellt ihm seine Gegenstände nebst einer großen Menge von Nebenbegriffen sehr lebhaft vor; und er schildert sie ab, und malt sie bis auf die

*) Wir nehmen hier das Wort Lehrgedicht in der strengsten Bedeutung, in welcher ein Gedicht darunter verstanden wird, dessen vornehmster Endzweck ist, zu unterrichten. Sonst pflegt man in einer weitern Bedeutung Thomson's „Jahreszeiten" z. B. auch zur didactischen Poesie zu rechnen, von welcher Art wir freilich im Deutschen sehr schöne Stücke haben.

kleinſten Pinſelzüge aus. Daher ſcheinen nicht ſelten ſeine Beſchreibungen und Gemälde allzu ſehr mit Nebenbegriffen und Beiwörtern beſchwert zu ſeyn. Man iſt in Gefahr, den Hauptbegriff unter der Menge zu verlieren. Die allzu häufigen Beiwörter gleichen einem überflüſſigen Troß bei einem Kriegsheere*). Sie leiſten dem Heere keine Dienſte, und werden ihm noch beſchwerlich, indem ſie den nöthigen Vorrath an Lebensmitteln aufzehren.

Indeſſen redet Akenſide die Sprache einer lebhaften Einbildungskraft. Er beſeelt ſeine feinſten Gedanken, und ſtellt ſie den Sinnen in Bildern dar, die Leben und Empfindung haben. Er hat auch das Pathetiſche völlig in ſeiner Gewalt. Er weiß den Neigungen zu ſchmeicheln, das Herz zu bewegen, und die Leidenſchaften bald zu erregen, bald wieder zu beſänftigen. Kurze und lehrreiche Sprüche, einzelne Verſe, die ſo ſehr vor andern hervorſtechen, daß man ſie auswendig lernt, wird man vergebens in ſeinem Gedichte ſuchen.

Withof's Styl iſt gerade das Gegentheil hiervon. Die Nothwendigkeit, ſeine Gedanken zwiſchen die Gränzen der Reime einzuſchließen, hat ihn kurz, gedrängt und ſpruchreich gemacht. Er muß alle Nebenbegriffe eben ſo gut empfunden haben, als Akenſide, aber ausgedrückt hat er ſie nicht alle; er begnügt ſich, ſeine Gegenſtände von der Seite zu zeigen, von welcher ſie am lebhafteſten auf die Sinne wirken; und überläßt ſeinen Leſern das Vergnügen, die Nebenbegriffe ausführlicher zu denken, die er mit einem einzigen Pinſelzuge gleichſam nur anzudeuten ſcheint; alle ſeine Beiwörter ſind wichtig, nachdrücklich und unentbehrlich. Folgende Beſchreibungen würden im Akenſide gewiß zwei ganze Seiten und mehr eingenommen haben:

Die Sonne quoll hervor, wie Ruh aus Tugend quillt.
Sie, ſelbſt ein Bild von Gott, wies mir ihr holdes Bild
In der vor Dankbarkeit mir abgefloßnen Zähre.
Du Sonne wärſt mein Gott, wenn Gott nicht göttlich wäre!

---

*) Verumtamen talis est ratio hujusce virtutis, ut sine appositis nuda sit et velut incomta oratio. Ne oneretur tamen multis; nam fit longa et impedita, ut in quaestionibus eam judices similem agmini totidem lixas habenti, quot milites quoque, in quo et numerus est duplex nec duplum virium. QVINTILIAN. INST. ORAT. Lib. VIII, 6. 42.

Ihr Lebens ſchwangrer Strahl befruchtete den Duft:
Der wallte langſam auf, umfloß mit dünner Luft
Begeiſternd meine Bruſt, lag brütend auf dem Graſe:
So fuhr des Schöpfers Hauch dem Adam in die Naſe.

Und ferner:

Ein murmelndes Geräuſch von Schlummertönen voll,
Das nah um mich herum, aus kleinen Bächen quoll,
Wo Silber und Kriſtall auf hellen Steinen glimmten,
Die oft das klare Naß in goldne Schnecken krümmten;
Das Liſpeln, das die Luft vergnügend fürchterlich
Erſchütternd von dem Laub der jungen Äſte ſtrich!
Der zwitſchernde Geſang vom lockenden Gefieder
Floß durch den tiefen Wald wetteifernd hin und wieder.
Dann miſchte die Natur, die erſt ſie unterſchied,
Das ganze Tönenheer in ein harmoniſch Lied, u. ſ. w.

Welch ein Nachdruck in jedem Worte! Welch eine Menge von Nebenbegriffen läßt uns der Dichter bei jedem Umſtande fühlen! Der ſtrengſte Kunſtrichter wird hier nicht ein einziges Beiwort ausmerzen können, ohne den ganzen Begriff zu ſchwächen. Man betrachte folgende ſchöne Beſchreibung aus dem Akenſide, die wir in unſrer Anzeige überſetzt haben:

— — Behold th' expanse
Of yon gay landscape, where the silver Clouds
Flit o'er the heav'ns before the sprightly breeze:
Now their grey cincture skirts the doubtful sun;
Now streams of splendor, thro' their opening toil
Effulgent, sweep from of the gilded lawn
Th' aerial shadows; on the curling brook,
And on the shady margin's quiv'ring leaves
With quickest lustre glance u. ſ. w.

Dieſer Anblick einer Landſchaft, wenn es ſo eben zu regnen aufgehört hat, da die zerriſſenen Wolken ſchnell über den Himmel hinwegfliehen, und die Sonne jetzt verdunkeln, jetzt wieder mit vermehrtem Glanze die Erde beſcheinen laſſen, iſt auch von dem Hrn. von Haller beſchrieben worden, den ſich Withof vorzüglich zum Muſter vorgeſtellt zu haben ſcheint. Zeigt aber nicht Haller in folgender ſehr kurzen Beſchreibung, daß er alle Umſtände eben ſo lebhaft gefühlt hat, als der engländiſche Dichter?

Wenn Phöbus helles Licht durch flüchtge Nebel ſtralet,
Und von dem naſſen Land der Wolken Thränen wiſcht,
Wird aller Weſen Glanz mit einem Licht gemalet,
Das auf den Blättern ſchwebt, und die Natur erfriſcht u. ſ. w.

Die Sentenzen, mit welchen Withof's Gedicht angefüllt ist, können als eine Folge seiner kurzen und abgetheilten Perioden angesehen werden. Denn eine Sentenz ist nichts anders, als ein moralischer Gedanke, der kurz und lebhaft ausgedrückt ist. Hingegen erfordert das Pathetische oder die Sprache der Leidenschaft einen ungezwungenen Perioden. Er muß nach der verschiedenen Heftigkeit der Affecten bald kurz und abgebrochen seyn, bald einen vollstimmigen oratorischen Numerus haben. Die Gränzen, zwischen welchen die Reime eingeschlossen sind, legen ihnen allzu viel Zwang auf. Daher scheint die reimlose Dichtungsart weit geschickter, Leidenschaften zu erregen.

Die tragischen Dichter, welche in Reimen dichten, suchen dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen. Wenn ein plötzlicher Affect kurze Perioden erfordert, so lassen sie den Vers von einer andern unterredenden Person unterbrechen. Dadurch bekommen sie Gelegenheit, die Ruhepunkte an den rechten Ort hinzusetzen. In dem Monologe aber, wo dieses nicht angeht, und vornehmlich, wo die Leidenschaften ausbrechen und sich gleichsam in ganze Ströme ergießen; da werden die Reime größtentheis übergangen, und die Schlußfälle der Perioden bis auf den zweiten und dritten Vers verspart; das heißt: die Reime werden unnöthig gemacht.

Ein entscheidendes Urtheil von dem Werthe dieser beiden Dichter zu fällen, wollen wir uns nicht getrauen. Gewiß ist es, daß der engländische Dichter mehr Fleiß, Nachdenken und Mechanik der Poesie sowohl in der Anordnung, als in der Ausarbeitung seines Gedichts gezeigt hat; und er scheint sich überhaupt mehr auf die schönen Wissenschaften gelegt zu haben, als Withof. Ob aber dieser letzte Dichter nicht wenigstens eben so viel Genie habe, ob er nicht die vorzügliche Gabe vor jenem besitze, seine Begriffe zu concentriren, die tiefsinnigen Lehren nicht durch hier und da angehängte Beiwörter, sondern an und für sich selbst zu verschönern; neue Sittensprüche zu erfinden und dergestalt auszudrücken, daß sie sich lebhaft in das Gedächtniß einprägen; und verdienen von einem ganzen Volke als Sprichwörter angenommen zu werden; ob er in seinen Gemälden nicht mäßiger, in seinen Beschreibungen einfältiger, und mit seiner Einbildungskraft nicht so verschwenderisch seyn möchte, als Akenside; — dieses alles überlassen wir unsern Lesern zu beurtheilen, nachdem wir

ihnen von beiden Dichtern einen hinlänglichen Begriff zu machen gesucht haben.

Historische Lobschrift des weiland hoch- und wohlgebohrnen Herrn Hrn. Christian des H. R. R. Freyherrn von Wolf u. s. w., von Johann Christoph Gottscheden, nebst des hochseligen Freyherrn Kupferbilde. Halle 1755, in Verlegung der Rengerischen Buchhandlung.

(aus der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 2. Stück 1. 1757. S. 125—133.)

Deutschland hat sich von seinen Nachbaren den gerechten Vorwurf zugezogen, daß es öfters für seine eigene Ehre allzu sorglos sei. Aus seinem kaltsinnigen Betragen zu urtheilen, sollte man fast vermuthen, es wisse den Werth der großen Geister nicht zu schätzen, die es in seinem eigenen Schooße hervorbringt. Leibnitz und Newton, deren unsterblicher Ruhm bis in die spätesten Zeiten dauern wird, lebten zu einerlei Zeit, und erweiterten die Gränzen der Wissenschaften gleichsam mit vereinigten Kräften. Der große Newton starb; und es ist bekannt, mit welchem Pompe, mit welchen fast königlichen Ehrenbezeigungen sein Leichnam beigelegt worden sei. Der wenigstens eben so große Leibnitz verschied, und ward nicht würdiger beerdigt, als der schlechteste Einwohner einer Stadt, dessen Verlust man nicht weiter verspürt, als an dem Tische, wo er gegessen hat. Ja was noch mehr ist, vielleicht hat der Hr. von Fontenelle diesem großen Deutschen eine würdigere Lobrede gehalten, als alle seine Mitbürger, die noch dazu in gewissem Verstande seine Lehrlinge waren.

Das Schicksal des sel. Freiherrn von Wolf ist noch seltsamer gewesen. So lange seine Lehren von seinen Widersachern angefeindet worden sind, so lange noch ein Theil der Menschen aus Mangel der Einsicht oder aus Leidenschaften seine Weltweisheit verketzert haben; so lange bemühten sich Gelehrte und Ungelehrte um nichts eifriger als um den Namen Wolfianer.

Die Unterdrückung schien der Unschuld einen Glanz zu geben, den sie in dem größten Glücksstande nicht erlangt haben würde. Die Wahrheit ist endlich durchgedrungen; sie hat über Verfolgung und niederträchtigen Haß gesiegt. Nichts kann glänzender seyn, als dieser Triumph Anfangs gewesen ist. Allein eben dieser Triumph war die Ursache, daß die Wolfische Weltweisheit einen Theil ihres Ansehens verloren hat. Man begnügte sich, die Bedrängte in ihre Rechte eingesetzt zu haben; man ward kaltsinniger gegen sie; und endlich scheint ein Geist der Spötterei mehr wider die Wolfische Philosophie vermocht zu haben, als der grimmigste Haß der sogenannten Eiferer für die Sache Gottes.

Er starb zum großen Leidwesen aller derer, die unsterbliche Verdienste zu schätzen gewußt haben; und Niemand außer dem Verfasser dieser historischen Lobschrift, der Hr. Prof. Gottsched in Leipzig, hatte den Willen oder die nöthigen Materialien, seinen völligen Lebenslauf, das Merkwürdigste von dessen Schicksalen, Charakter und Verdienste der gelehrten Welt mitzutheilen.

Hr. Gottsched, der dem Hochseligen in dessen letzten Tagen seinen Vorsatz, ihm eine Lobschrift zu verfertigen, eröffnete, war so glücklich, von dem fast sterbenden „Herrn geheimen Rathe „nicht nur die Bewilligung, sondern auch von seiner bereits entkräfteten Hand einige Vorschriften zu erhalten, darnach er sich „bey Abfassung dieses Lebens zu richten hätte. Außer diesem „verordnete der Hochselige, daß ihm nach seinem Tode alle dazu „nöthige Nachrichten, Briefschaften und Urkunden überliefert wer„den sollten", davon er die vornehmsten und nützlichsten der historischen Lobschrift als Beilagen beigefügt hat. Er hat auch bei dem Bürgermeister zu Görlitz, Hrn. D. Gehler, einen weitläuftigen eigenhändigen Aufsatz des Hrn. Kanzlers, von den ersten Jahren seines Lebens und andern Merkwürdigkeiten, angetroffen, der ihm zu einem wichtigen Hülfsmittel zu diesem Leben diente.

Wir zweifeln, ob sich der Hr. Prof. Gottsched aller dieser wichtigen Materialien, die ihm in die Hände gegeben worden sind, recht zu bedienen gewußt hat. Wir finden in seiner historischen Lobschrift den Fehler, welchen man überhaupt allen deutschen historischen Schriften vorzurücken pflegt. Die Begebenheiten werden urkundlich und ohne Falsch erzählt, Zeiten und Örter so genau als möglich angegeben; aber dieser treulichen Samm-

lung historischer Zufälle fehlt der Geist der Geschichte. Man wendet nicht Philosophie genug an, die Verwicklung der Ursachen und Wirkungen in das gehörige Licht zu setzen, und die Leser auf gewisse Züge aufmerksam zu machen, die ihnen eine Einsicht in die Tiefen des menschlichen Verstandes und Herzens verschaffen könnten. Alle Umstände, groß und klein, werden nach der Reihe hergebetet; und man merkt die Stellen sehr deutlich, wo sich der Schriftsteller bemüht hat, seine unbearbeiteten Materialien zusammenzuflicken.

Man denke ja nicht, daß eine historische Schrift alle erforderliche Eigenschaften habe, wenn sie nur glaubwürdig ist. Eine solche Geschichte wird immer nicht mehr als die rohe Materie seyn, die von einer geschicktern Hand von Schlacken gesäubert und zu einer wahren Geschichte umgeschmolzen werden muß. Wir wünschen zu Ehren des großen deutschen Weltweisen, daß Deutschland einen Fontenelle haben möchte. Wir würden gewiß in der Lobschrift eines Wolf den Charakter eines großen Genies zu lesen bekommen, statt daß uns der Hr. Prof. Gottsched bloß den Charakter eines Kanzlers, eines Barons und etwa eines Professors vorgelegt hat.

Wir können uns in keine genaue Beurtheilung dieser Lobschrift einlassen, weil die Materie allzu weit von unsrer Absicht entfernt ist; und nur insoweit die Lobschriften großer Männer einen Theil der Beredsamkeit ausmachen, haben wir nicht umhin gekonnt diese Schrift anzuzeigen. So viel ist gewiß, man findet merkwürdige und nützliche Anmerkungen darin, über die Art, wie dieser große Weltweise in seiner Jugend studirt, und wie sich die Kräfte seines Geistes nach und nach entwickelt haben. Ob diese Anmerkungen von Wolf selbst oder von dem Verf. der Lobschrift herrühren, können wir nicht mit Gewißheit entscheiden. Einige hingegen scheinen uns so ungereimt, daß man sie gewiß nicht auf Wolf's Rechnung schreiben kann. Es wird z. B. erzählt, Wolf habe noch zu Hause bei seinem Vater früh um vier Uhr die Morgenpredigten abwarten, und die geistreichsten Kirchenlieder fast alle auswendig lernen müssen. Dadurch glaubt der Verf. die Religionsgesinnungen des Hrn. Kanzlers zu retten, die nachmals so heftig sind angefochten worden. Eine so früh gepflanzte Frömmigkeit, sagt er, pflegt fester Wurzel zu schlagen, als daß leichtsinnige Zweifel der Freigeister sie ausrotten könnten. Welche Vertheidigung! Gerade als ob die Widersacher Wolf's ihm

leichtsinnige Zweifel zugeschrieben hätten, die man aus Morgengebeten und geistreichen Kirchenliedern widerlegen kann.

Der Styl in dieser Lobschrift ist ungemein affectirt, und fällt nicht selten in das Possierliche, z. B.: „Breßlau, die Haupt„stadt in Schlesien, hat unsern geheimen Rath und Kanzler, „Herrn Christian Freyherrn von Wolf, in ihrem Schoße her„vorgebracht. Der vier und zwanzigste Tag des Jänners, ein „Tag, der auch in diesem Jahrhunderte, durch die Geburth eines „der größten Monarchen, noch merkwürdiger geworden, ward im „1679sten Jahre sein Geburthstag; und lieferte, des Abends „um halb 8 Uhr, Deutschland einen künftigen Weltweisen" u. s. w.

Daß sein Vater Christoph Wolf, ein gemeiner Bürger zu Breslau, und seine Mutter Anna, eine geborne Gillerinn, gewesen, würde ein Andrer so schlechtweg erzählt haben. Man bewundere aber die Tour des Hrn. Prof. Gottsched: „war es „dem größten Weisen zu Athen keine Schande, eines Bildhauers; „und dem größten Redner daselbst, eines Waffenschmieds Sohn „gewesen zu seyn; so durfte sich auch unser Freyherr nicht schä„men, daß sein wackerer Vater, Christoph Wolf, ein ehrlicher „Bürger zu Breßlau, sein Großvater gleichfalls nichts anders; „seine Mutter aber, Anna, eine gebohrne Gillerinn gewesen". Wer hätte wohl geglaubt, daß man die Schande, eine geborne Gillerinn zur Mutter zu haben, mit dem Exempel der größten Männer aus Athen bedecken müßte!

„Seine Geburth", erzählt der Hr. Verf. S. 5., „ward der „Wöchnerinn überaus schwer; und die Wehemütter wußten die „Schuld davon nur auf die besondere Größe der künftigen Werk„statt eines einmal so wirksamen Geistes zu schieben". Die besondere Größe des Kopfes würde in einer schönen Schrift zu gemein geklungen haben!

Vom Descartes urtheilt der Hr. Prof. Seite 25. ziemlich verwegen. Er nennt seine meditationes „ein sehr seichtes Werkchen". Welche Kühnheit!

Der Hr. Prof. hält sich öfters bei unerheblichen Kleinigkeiten allzu lange auf; und sein Werk könnte um die Hälfte kleiner, und dennoch wichtiger geworden seyn, wenn er das Unerhebliche hätte weglassen wollen. Z. B. S. 127. widerlegt er im Ernste die Meinung Einiger, die das lange Leben des Hrn. Kanzlers bedauert haben, „bloß weil sie dafür hielten: Er würde

„weit größer in den Augen der Welt geblieben seyn; wenn er „entweder nie nach Halle zurückgekommen, und also gleichsam „in beständiger Verfolgung und Verbannung geblieben; oder doch „bald nach seiner Zurückkunft in vollem Ruhme gestorben wäre". Diese „klugen und großen Personen", wie sie der Hr. Verf. nennt, müssen abenteuerliche Begriffe von einem ruhmvollen Tode, gleichsam auf dem Bette der Ehren, im Kopfe gehabt haben. Verdienen aber solche Einfälle widerlegt zu werden?

Die angehängten Beilagen von Zuschriften verschiedener Fürsten und anderer hohen Standespersonen an den seligen Hrn. Baron, und sonst merkwürdige Urkunden, enthalten viel wichtige Stücke. Vor andern hat uns folgendes Schreiben Sr. Majestät des Königes, als damaligen Kronprinzen von Preußen, an unsern Weltweisen, welcher zu derselben Zeit als Regierungsrath zu Marburg sich aufhielt, und diesem Prinzen den ersten Band seines „Rechtes der Natur" zueignete, am merkwürdigsten geschienen. Dieses ist S. 107. in die Lobschrift selbst eingerückt worden; und wir können nicht umhin, solches unsern Lesern ganz mitzutheilen.

à Rupin ce 23 de May 1740.

Monsieur,

Tout être pensant, et qui aime la vérité, doit prendre part au nouvel ouvrage, que Vous venés de publier; mais tout honnête-homme et tout bon Citoyen doit le regarder comme un Trésor, que Votre Libéralité donne au monde et que Votre sagacité a découvert. J'y suis d' autant plus sensible, que Vous me l'avés dédié; c'est aux Philosophes à être les précepteurs de l'univers, et les Maitres des Princes. Ils doivent penser conséquemment, et c'est à nous de faire des actions conséquentes, ils doivent instruire le monde par le raisonnement, et nous par l'exemple; ils doivent découvrir et nous pratiquer.

Il y a longtems que je lis Vos ouvrages, et que je les étudie: et je suis convaincu, que c'est une conséquence nécessaire pour ceux, qui les ont lûs, d'en estimer l'auteur. C'est ce que personne ne sauroit Vous refuser, et relativement à quoi je Vous prie de croire, que je suis avec tous les sentimens, que Votre mérite exige.

Monsieur,

Votre très affectionné
Frederic P. R.

Man muß dem Hrn. Prof. unstreitig für die Mittheilung dieser und anderer merkwürdigen Urkunden ungemein verbunden seyn; aber kann man ihm wohl verbunden seyn, daß er sich

unterwunden hat, aus diesen Materialien ein Gebäude aufzuführen, ob es ihm gleich, wie man aus allem ersehen kann, an der gehörigen Einsicht, sie als ein würdiger Lobredner zu gebrauchen, gefehlt hat? Er hat uns eine magere Chronik von Wolf's Leben geliefert, mit solchen Anmerkungen untermischt, wie sie zuweilen die Chronikschreiber des dreizehnten Jahrhunderts zu machen pflegten. Die Stelle einer männlichen Beredsamkeit, welcher es zukömmt, das Andenken großer Geister zu verewigen, nimmt ein kanzleistylhaftes und oft possierliches Wortgepränge ein, so wie es sich kaum in die Personalien einer nach dem Schlendrian eingerichteten Leichenpredigt schicken möchte.

Sind denn die schönen Wissenschaften so gar erstorben bei uns, daß die Hoffnung verloren seyn sollte, einen deutschen Fontenelle aufstehen zu sehen, der einem großen Geiste ein würdiges Andenken stiftete? einem Geiste, dem jeder, auch der nicht auf seine Sätze geschworen hat, zugestehen wird, daß er die Ehre seines Vaterlandes und der Welt gewesen ist. Dürften wir es wagen, einen Sulzer, einen Kästner zu einem so rühmlichen Unternehmen zu ermuntern!

Principes pour la Lecture des Orateurs. 3 Tomes, à Paris chez Durand et Pissot 1753. 1089 Seiten in 8°.

Oder:

Grundsätze und Anweisung die Schriften der Redner zu lesen, aus dem Französischen übersetzt von C. L. R. 3 Th. Hamburg bey Christian Herold, 1757. 888 Seiten in 8°.

(aus der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 2. Stück 2. 1758. S. 336—365. und Bd. 3. Stück 1. 1758. S. 29—56.)

Dieses Werk ist in Frankreich mit dem Beifalle aufgenommen worden, den es verdient. Der Verfasser, von welchem in der Approbation des Königl. Censors gesagt wird, daß er schon durch andere gelehrte Werke bekannt sei, und der sich, vermuthlich aus Bescheidenheit, nicht hat nennen wollen, besitzt einen

feinen, aber nicht verzärtelten Geschmack; er verehrt das Alterthum, ohne es anzubeten, und ist Philosoph genug, in Sachen, die den Geschmack betreffen, auch den Verstand nicht unbeschäftigt zu lassen. Er verspricht Grundsätze, die Schriften der Redner zu lesen; aber wahrlich! sein Werk enthält eine vollständigere Redekunst, als der größte Theil der neuern Schriften, die unter diesem Namen bekannt sind.

In der Einleitung S. 47. sagt der Verf., er habe oft beim Rollin gelesen, „daß keine Art, die Redekunst zu lernen, „besser seyn würde, als wenn man aus den Quellen selbst schöpfte, „nämlich aus dem Aristoteles, Dionysius von Halicarnaß, Longin, Cicero und Quintilian; wenn nur nicht diese Bücher, und „vornehmlich die griechischen, für die studierende Jugend zu schwer „wären". Fénélon habe nicht selten eben denselben Wunsch geäußert. Dem Rathe dieser berühmten Männer zufolge habe er es unternommen, die Jugend mit denen Schriftstellern des Alterthums bekannt zu machen, die sonst am meisten über ihre Fähigkeit sind. Unter allen andern hat er sich vornehmlich an Aristoteles, Cicero und Quintilian gehalten.

Die Redekunst des Aristoteles, fährt er S. 49. fort, ist nach dem einstimmigen Geständnisse aller Kenner ein vortreffliches Werk, und seine Abhandlung von den Leidenschaften insbesondere ist aus der Natur und der Wahrheit geschöpft. Gibert *) sagt: dieser Lehrer der Beredsamkeit ist noch heutiges Tages der Meister aller Meister, selbst Cicero und Quintilian nicht davon ausgenommen. Unser Verf. betrachtet ihn S. 52. als einen philosophischen Redner und den Vater der Erklärungen, ob sie ihm gleich nicht alle völlig gelungen seyn mögen. Er ist ein Lehrer, sagt er, der seine Schüler unterweist, nicht nur in bloßen Worten, sondern in wirklichen Sachen beredt zu seyn; und seine Regeln haben mehr die Aufklärung des Verstandes, als die Lösung der Zunge zur Absicht. Da er selbst vom Plato **) gebildet worden, welcher vom Sokrates den herrlichen Grundsatz erlernt hatte, daß die Wahrheit allezeit eine Quelle

*) Règles d'Éloquence p. 4.

**) Der Übersetzer begeht hier eine sträfliche Nachlässigkeit, zu sagen: „da er vom Sokrates gebildet worden, welcher vom Plato den herr„lichen Grundsatz erlernt," u. s. w.

der Schönheit sei; so geht er beständig bis zu den ersten Gründen zurück, und setzt unveränderliche Regeln fest. Er bemüht sich, die Menschen beredt zu machen, indem er ihren Verstand verbessert. Zu diesem Ende hat er sich der geometrischen Lehrart bedient, alles sorgfältig erklärt und auf bestimmte Begriffe zurückgeführt, damit die Seele ordentlich denken, und sich deutlich und richtig ausdrücken lerne. Daher entstand die umständliche Beschreibung von den dreien Gattungen der Beredsamkeit, was sie mit einander gemein haben, und worin sie unterschieden sind. Von diesen schreitet er zu einer großen Mannigfaltigkeit von Mitteln, eine Sache von verschiedenen Seiten zu betrachten. Alsdann folgt die Betrachtung über den Ursprung, die Ursache, Wirkung und Erregung der Leidenschaften; und zuletzt eine kurze und strenge Dialektik, in welcher Grundsätze festgesetzt werden und von Schluß auf Schluß fortgegangen wird, dergestalt, daß das Werk des Aristoteles ein so zusammenhangendes Ganze ausmacht, daß man schwerlich einen Theil davon trennen kann, ohne es völlig zu verunstalten. Der Verf. gesteht aber auch, daß dieses Werk des Aristoteles vieles enthalte, das wenigstens für unsere Zeiten unbrauchbar sei. Er habe ihn daher öfters verlassen, und sich beim Cicero, Quintilian und vielen von den neuern Schriftstellern Raths erholen müssen.

In der Folge giebt er eine umständliche Nachricht von der Einrichtung seines ganzen Werks. „Dieses ganze Werk", sagt er, „besteht aus sechs Büchern. In dem *ersten* wird die Be„redsamkeit überhaupt, nebst ihren verschiedenen Gattungen und „Arten, untersucht. Das *zweite* handelt von dem Ursprunge „und der Natur der Redekunst, von ihrem Endzwecke, und von „den Hülfsmitteln, die sie sowohl von der Natur, als von der „Kunst erhält. Hier habe ich mich bloß an Aristoteles Grund„sätze gehalten, und das Wesentlichste, was er davon in seinem „ersten ganzen Buche und in einem Theile des zweiten sagt, „sorgfältig zergliedert; was mir darin dunkel vorgekommen, er„klärt, und zu seinen Regeln Beispiele hinzugethan, wo sie im „Griechischen entweder gänzlich fehlen, oder mir nicht bequem „genug geschienen haben. Nächst diesem habe ich die Lehre von „den gemeinschaftlichen Örtern (Locis communibus), als welche „gemeiniglich in allen Rhetoriken unter dem Titel: von der Er„findung vorzukommen pflegen, vorgetragen, und die Meinungen

„und Urtheile der bewährtesten Schriftsteller, die für und wider „dieselben gestritten haben, mit einander verglichen.

„Das dritte Buch ist eine fortgesetzte Zergliederung des „zweiten Buches der Aristotelischen Redekunst, welches für sein „Meisterstück gehalten wird. Um es brauchbarer und anmuthi„ger zu machen, habe ich einige Beispiele aus Rednern, aber „eine weit größere Anzahl aus unsern besten Dichtern, und vor„nehmlich aus den Trauerspielen des Corneille und Racine, hin„zugethan. Ich will keinesweges behaupten, daß diese großen „Geister während ihrer Ausarbeitung und in ihrer poetischen Be„geisterung irgend auf gewisse allgemeine Regeln sollten aufmerk„sam gewesen seyn, um die Leidenschaften desto sicherer zu erre„gen. Aber dieses getraue ich mir zu sagen: wenn man diese „Regeln mit den angeführten Stellen zusammenhält, so wird „man gleich beim ersten Anblicke der gedachten Regeln gewahr „werden, daß das Genie eines Racine und Corneille durch die„selben ist geleitet worden; und nicht ohne Vergnügen bemerken, „daß Aristoteles zwanzig Jahrhunderte, ehe diese Männer gelebt „haben, gleichsam die Geschichte von dem Verfahren ihres Gei„stes entworfen habe. Aristoteles handelt ferner im zweiten „Buche von den verschiedenen Sitten und allgemeinen Charak„teren, die in dem Alter, in der Lebensart und andern Umstän„den gegründet sind, und ganz neue Überredungsmittel ausma„chen. Auch hiervon habe ich im dritten Buche gehandelt, nach„her aber mich genöthigt gesehen, den Aristoteles zu verlassen; „weil sich das letzte Buch seiner Redekunst allzu sehr auf die „griechische Sprache und auf besondere Umstände der damaligen „Zeiten bezieht, dergestalt, daß es für unsere Zeiten größtentheils „unbrauchbar geworden ist.

„Das vierte Buch handelt von der oratorischen Methode, „oder von der Anordnung der Theile der Rede. Nach einigen „allgemeinen Betrachtungen wird von dem Eingange, Vortrage „und von der Erzählung, und ihren besondern Eigenschaften ge„handelt; ferner von der Form, Wahl, Verbindung und Ord„nung der Beweisthümer, und von dem Beschlusse (peroraison), „welcher gemeiniglich auf eine pathetische Rede zu folgen pflegt.

„Im fünften Buche wird von der Schreibart und von „den Zierrathen einer Rede gehandelt. Die Beispiele, die zur „Erläuterung der Grundsätze angeführt werden, sind sowohl aus „den Schriften der Redner als der besten Dichter entlehnt.

„Die poetiſche Beredſamkeit", ſetzt der Verfaſſer hinzu, „iſt weit „bündiger und wohlklingender als die proſaiſche, und eben ſo „fruchtbar an vortrefflichen Muſtern eines ſchönen Vortrages.

„Endlich", fährt er fort, „habe ich zu dieſer Theorie der „Beredſamkeit, in Sachen und Worten, in dem ſechſten Buche „einige Betrachtungen über die äußerliche Beredſamkeit, oder die „Declamation hinzugefügt, ohne welche die erſtere gleichſam „ſtumm und ohne Leben bleibt. Ob nun gleich die Vorſchriften „hier nicht ſo viel thun, als das Muſter eines lebendigen Bei„ſpiels, und obgleich die Übung die beſte Lehrmeiſterinn iſt; ſo „können doch die allgemeinen Regeln ihren Nutzen haben, indem „man lernt, wie nöthig die Übereinſtimmung des äußerlichen „Anſtandes eines Redners mit ſeinen Gedanken ſei, und daß „hierbei, wie allenthalben, die Kunſt nicht gefalle, wenn ſie nicht „die ſchöne Natur vollkommen nachahmt".

In der Ausführung dieſes Plans hat der Verf. eben ſo viel Geſchmack als Gründlichkeit gezeigt. Er ſcheint das trockene Weſen der Methode nicht ſo ſehr geſcheuet zu haben, als die meiſten von ſeinen Landsleuten, die ohne Langeweile, wie ſie es nennen, keine ordentliche Erklärung leſen können. Er bemüht ſich vielmehr allenthalben, die Erklärungen zu zergliedern, und die Nothwendigkeit aller weſentlichen Beſtimmungen ſowohl als ihre Zulänglichkeit zu zeigen. Seine Schlüſſe ſind, ſo weit es die Materie erlaubt, bündig, und mit einiger Deutlichkeit auseinandergeſetzt.

Wir wünſchten von dieſem Werke im Deutſchen eine Nachahmung zu ſehen. Wir ſagen: eine Nachahmung; denn von einer Überſetzung, und wenn ſie auch ſonſt noch ſo getreu und zierlich wäre, hat man ſich ſo viel Nutzen nicht zu verſprechen, weil erſtlich die meiſten Beiſpiele, welche angeführt werden, aus franzöſiſchen Schriftſtellern genommen ſind, die in einer Überſetzung öfters alle die Schönheiten verlieren, um deren willen man ſie zu Beiſpielen gewählt hat. Überdies müſſen von der gerichtlichen Beredſamkeit insbeſondere für einen Deutſchen ganz andere Grundſätze und auch andere Regeln feſtgeſetzt werden, indem die künſtliche und geſchmückte Beredſamkeit von den deutſchen Gerichtsſtuben ganz und gar verbannt zu ſeyn ſcheint, und die Einrichtung der deutſchen Gerichte von der Einrichtung der franzöſiſchen auch in vielen andern Stücken ſehr unterſchieden iſt.

Mit der deutſchen Überſetzung, deren Titel und Druckort wir zu Anfang dieſes Artikels angeführt haben, kann man nicht zufrieden ſeyn. Wenn der Überſetzer gleich öfters ſeine Urkunde zu verſtehen, und ziemlich fließend zu überſetzen ſcheint; ſo finden wir doch auch nicht ſelten Fehler, die zum Theil ſo deutlich in die Augen fallen, daß man ſie auf's allergelindeſte einer unverantwortlichen Nachläſſigkeit zuſchreiben muß. Inzwiſchen möchte die Überſetzung noch einigermaßen zu gebrauchen ſeyn, wenn es dem Hrn. Überſetzer beliebt hätte, die häufigen poetiſchen Exempel nach der Urkunde beizufügen; alsdann würde man nicht nöthig haben, ſich ſowohl mit den elenden Überſetzungen zu quälen, die er aus der „deutſchen Schaubühne", als mit denjenigen, die ein gewiſſer Hr. T. hinzugefügt hat, und die von dem Schönen der Urkunde mehrentheils ſehr wenig bei ſich haben. Wir ſind unſern Leſern einige Beiſpiele ſchuldig, damit ſie ſehen können, daß wir weder dem Hrn. Überſetzer, noch dem Hrn. T. Unrecht thun.

S. 66. des Discours préliminaire ſagt der Verf., indem er den eben von uns frei überſetzten Inhalt ſeines Buchs anzeigt und von den angeführten poetiſchen Beiſpielen redet: er glaube zwar nicht, daß Corneille und Racine in der Hitze ihrer Ausarbeitung ſich die Regeln deutlich vorgeſtellt hätten! „Mais", fährt er fort, „je ne crains pas d'avancer, qu'en rapprochant ces morceaux des préceptes, on sentira à la première lecture de ceux-ci, qu'ils ont guidé le génie de Racine et de Corneille" u. ſ. w. Dieſes wird S. 44. folgendergeſtalt überſetzt: „Ich trage aber kein Bedenken zu behaupten, man „werde, nachdem ich dieſe Brocken von Regeln zuſammengeſuchet „habe, gleich beym erſten Anblicke derſelben finden" u. ſ. w. Jedermann ſieht hier, daß en rapprochant ſich auf des préceptes und auf sentira bezieht, daß die morceaux den préceptes entgegengeſetzt ſind, indem es ſonſt heißen müßte de und nicht des, welcher Gegenſatz auch aus dem Worte ceux-ci erhellt, das auf préceptes geht; und daß en rapprochant hier auf keine Weiſe heißen kann: ich habe zuſammengeſucht. Es iſt hingegen deutlich, daß es heißen muß: „wenn man die ange„führten Stellen (morceaux) gegen die Regeln hält, ſo wird „man bei dem erſten Anblick dieſer (nämlich der Regeln) finden" u. ſ. w. Wer kann auch wohl den ekelhaften Ausdruck „Brocken von Regeln" vertragen? den ſich wohl kein deutſcher

Schriftſteller, außer G***, erlaubt. Wie hat der Hr. Überſetzer wohl ſeinen Verf. ſo wenig verſtehen können, daß er glaubt, derſelbe werde die „Redekunſt" des Ariſtoteles, die er ein paar Seiten zuvor das „vortrefflichſte Ganze" genannt hatte, nun wieder Brocken nennen?

Tome I. S. 310. ſagt der Verf. von dem Cardinal von Richelieu, er habe die Mitglieder der franzöſiſchen Akademie zu arbitres du langage et maîtres de la parole gemacht. Hier hat der Überſetzer ſeine Urkunde nicht verſtanden, noch die feine Nüance, ſo darin liegt, eingeſehen; denn er ſetzt S. 280.: „er „machte ſie zu Schiedsrichtern der Sprache und zu Meiſtern der „Rede". Es iſt gerade umgekehrt; zu Meiſtern der Rede oder großen Rednern konnte der Cardinal ſie nicht machen, aber wohl zu Schiedsrichtern der Rede, der Sprache, des Ausdrucks, und zu Herren der Worte; ſo daß ſie über die Schönheiten jener urtheilen, mit dieſen aber, da ſie willkührlich ſind, als Herren verfahren und Regeln feſtſetzen ſollen.

Tom. II. S. 50. ſagt der Verf., es gebe dreierlei „Gattungen von Reden" oder, wie ſie Quintilian nenne, causarum genera; dieſes wird überſetzt „Gattungen von Urſachen"; der Hr. Verf. würde vermuthlich wohl „cause bizarre de Mr. de Prémontval" durch: „des Herrn Premontval wunderliche Urſache" überſetzen.

S. 367. rechnet der Verf. zu den Fehlern der Jünglinge „une certaine affectation à répandre des nuages et de l'obscurité sur les choses, qu'on a vues ou entendues et qui leur sont défavorables." Der Überſetzer überſetzt qu'on a vues u. ſ. w.: „die geſehen und gehöret haben"; und nun hat der Satz gar keinen Verſtand mehr.

Von den Alten ſagt der Verf. S. 369.: „l'expérience d'une longue vie — — rendent les vieillards irrésolus, timides, circonspects, difficiles, réservés à prendre des engagemens, à compter sur rien, à prononcer affirmativement sur la moindre chose". Jedermann muß ſehen, daß réservés ſich ſowohl auf à prendre des engagemens als auf à compter sur rien, à prononcer etc. beziehe, ſo wie das vorhergehende rendent dieſe Sätze regiert; und daß alſo der Sinn des Verf. dieſer ſei: „die Erfahrung — — macht, daß die Alten ſich „hüten, ſich zu etwas zu verſtehen, ſich ſo leicht auf etwas zu „verlaſſen, und ſich über die geringſte Kleinigkeit zu erklären".

Er erklärt dieſen Sinn noch weiter, indem er ferner von ihnen ſagt: „ſollen ſie ſich wozu entſchließen, ſo heißt es immer: ich „werde darauf denken; man muß zuſehen; es könnte wohl ſeyn.“ Nichtsdeſtoweniger hat ihn der Überſetzer nicht begriffen, und ſagt S. 594. gerade das Gegentheil: „ſie verlaſſen ſich auf „nichts, und thun über die geringſte Sachen bejahende Aus„ſprüche“.

Es fehlt an Raum und Zeit, mehr ſolche Fehler herzuſetzen, die gewiß leider! in nicht geringer Anzahl zu finden ſind, und den gerechten Zweifel erregen, ob der Hr. Überſetzer ſeine Urkunde verſtanden und der franzöſiſchen Sprache mächtig genug geweſen. Doch er iſt auch wohl der deutſchen Sprache nicht mächtig genug geweſen, wie man aus vielen undeutſchen Redensarten ſieht, welche das Leſen dieſer Überſetzung ſehr unangenehm machen, z. E. „einen Ort bekleiden“, anſtatt: „eine Stelle bekleiden“.

Mit der Wahl des Hrn. T., um die poetiſchen Stellen zu überſetzen, hat es der Hr. Überſetzer ſehr unglücklich getroffen; es ſind gewiß ſehr wenige Stellen, die nicht unter deſſelben Händen verdorben ſind; z. E. Tome II. S. 245.:

— — — — Tais-toi, perfide,
Et n'impute qu'à toi ton lâche parricide.
Va faire chez les Grecs admirer ta fureur,
Va, je la désavoue et tu me fais horreur.
Barbare, qu'as-tu fait? avec quelle furie
As-tu tranché le cours d'une si belle vie?
Avez vous pû cruels, l'immoler aujourd'hui?
Sans que tout votre sang se soulevât pour lui?

Dieß überſetzt Hr. T. S. 492. alſo:

— — — Untreue, ſchweige du
Und rechne dieſen Mord dir nur alleine zu.
Geh, laß die Griechen nur die tolle Wuth erheben,
Ich ſelbſt entſetze mich, daß mir die Glieder beben.
Ach ich Unmenſchliche, was hab' ich doch gethan?
Ich unterbrach mit Wut die ſchönſte Lebensbahn.
Grauſamer! konnteſt du dieß blutge Opfer wagen
Und mußte nicht dein Blut zu ſeinem Beſten ſchlagen?

Wie trefflich Hr. T. die franzöſiſche Sprache verſtehe, kann man aus dem 5. und 6. Verſe ſehen, wo er die Andromache ſich ſelbſt einer That wegen beſchuldigen läßt, wegen welcher ſie beim Racine den Oreſt anklagt. Ob nur eine einzige Schön-

heit der Urkunde in der Übersetzung zu finden sei, wollen wir alle Kenner des Schönen urtheilen lassen.

Der Raum verbietet uns, mehr Proben von der Geschicklichkeit des Hrn. T. anzuführen, welche der Hr. Verf. in seiner Vorrede zu rühmen sich unterfangen hat. Wir schreiten nun zu dem Buche selbst; und weil ein genauer Auszug allzu weitläuftig seyn würde, so wollen wir unsern Lesern nur einige Anmerkungen mittheilen, welche wir bei dem Lesen dieser Schrift gemacht haben, und von einigen wichtigen Materien, welche in den gewöhnlichen Rhetoriken selten berührt zu werden pflegen, einen Auszug liefern.

S. 6. T. I. beweist der Verf., „daß der Schmuck kein wesentliches Stück der Beredsamkeit sei, weil sie dessen nicht nur „oft entbehren kann, sondern auch oft nothwendig entbehren „muß". So seltsam dieser Satz sonst scheinen möchte, so kann seine Richtigkeit dennoch nicht in Zweifel gezogen werden, wenn man bedenkt, daß es Gegenstände giebt, die ihrer Natur nach ungekünstelt und einfach sind, und durch Zierrathen auf eine lächerliche Weise würden verstellt werden. In solchen Fällen ist man am sinnreichsten, wenn man es gar nicht ist, und desto beredter, je weniger man sich zu gefallen bemüht. Er glaubt, die Alten hätten in dem Irrthum gestanden, daß keine wahre Beredsamkeit ohne Zierrath seyn könne. Cicero selbst wäre davon nicht befreit gewesen, indem er den Crassus *) sagen läßt: unum erit profecto, quod ii, qui bene dicunt, afferunt proprium, compositam orationem et ornatam et artificio quodam et expositione distinctam. Ob nun gleich diese Worte des Cicero noch allenfalls zu entschuldigen wären, so behauptet der Verf. dennoch, daß dieser falsche Begriff, den man mit der Beredsamkeit verbunden, öfters die Ursache ihrer Verderbniß gewesen. „Demetrius Phalereus", sagt er, „und Seneca, und die„jenigen, welche ihnen nachgeahmt, haben sich nur darum be„müht, mit ihren Zierrathen bei allen Gelegenheiten verschwen„derisch zu seyn, weil sie sich eingebildet, daß diese Blumen eine „nothwendige Eigenschaft und eine wesentliche Bestimmung der Beredsamkeit wären". Er legt daher S. 14. folgende Erklärung zum Grunde: die Beredsamkeit „bestehe in einem Vermö-

*) De Orat. L. I. n. 50.

„gen, über allerlei vorkommende Gegenstände mit Anständigkeit „zu reden, und die Zuhörer zu überreden". „Sie ist ein Vermö„gen zu reden", fährt er fort. „Diese Eigenschaft hat sie mit „allen Künsten und Wissenschaften gemein, welche sich der „Sprache bedienen; und sie macht also das Geschlecht aus. Der „Unterschied ihrer Art besteht darin, daß man mit Anständigkeit „reden müsse, d. h. wie es die Zeit, Gelegenheit und Umstände „erfordern. Caput artis, decere, sagt Cicero. Ihr Gegen„stand hat keine bestimmte Gränzen. Er erstreckt sich über alles, „über die Religion, die Gesetze, die Sittenlehre, die Staatskunst, „das Kriegswesen, die Handlung, die Wissenschaften u. s. w.; „und ihr Endzweck ist, zu überreden, d. h. den Verstand zu er„leuchten und das Gemüth zu lenken".

Von der Rhetorik sagt unser Verf. T. II. S. 2., sie sei eine Kunst, dieses Vermögen, in welchem die Beredsamkeit besteht, zu üben und nach festgesetzten Regeln zu regieren. Wenn er aber S. 28. im Namen des Aristoteles sagt, die Rhetorik habe vieles mit der Dialektik gemein; beide Künste beschäftigten sich vornehmlich mit dem Wahrscheinlichen oder Wahrähnlichen, d. h., solche Dinge, die zweifelhaft scheinen, durch Gründe auszumachen; so scheint uns dieses einiger Einschränkung zu bedürfen. Aristoteles drückt sich an der von unserm Verf. angeführten Stelle (Rhet. lib. 1. c. 1.) mit mehr Behutsamkeit aus. Seine Meinung scheint ungefähr diese zu seyn: der Redner müsse die abgekürzten Schlüsse (enthymemata) von den demonstrativen sorgfältig unterscheiden; es sei eben dasselbe Vermögen in unsrer Seele, welches sowohl von der Wahrheit als von der Wahrscheinlichkeit urtheilt. Beide gehören also zu einer Kunst, in welcher die Menschen nicht nur zur Kenntniß der Wahrheit, sondern auch zur Beurtheilung der Wahrscheinlichkeit angeführt werden müssen. Da aber der Redner die Gemüther zu lenken und den gemeinen Haufen zu überreden hat, so muß er sich solcher Beweisgründe befleißigen, die faßlich sind und leicht in das Gemüth eindringen, und also öfters die wahrscheinlichen Gründe den demonstrativen vorziehen. Ein neuerer Weltweiser würde sagen: er muß sinnlich reden. Es hätte auch hier der Unterschied zwischen der Dialektik der Alten und der Logik der Neuern angezeigt werden sollen. Man würde sich ziemlich betrügen, wenn man in der heutigen Logik die Hülfsmittel der

Redekunst suchen wollte, von welchen die Alten in ihrer Dialektik so weitläuftig gehandelt haben.

Eben dieses Vorurtheil, in welchem unser Verf. gestanden zu haben scheint, daß sich die Beredsamkeit bloß mit wahrscheinlichen Dingen beschäftige, ist vermuthlich die Ursache einer zweiten Unachtsamkeit gewesen. Er theilt S. 50. die Redekunst mit den Alten in drei Gattungen ein, nämlich in die berathschlagende, die gerichtliche und die beweisende. Ihren wesentlichen Unterschied bestimmt er S. 51. folgendergestalt: die berathschlagende Beredsamkeit hat den Nutzen und die Schädlichkeit, die gerichtliche die Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, und endlich die beweisende das Lob und den Tadel, oder die Ehrbarkeit und Schändlichkeit einer Sache zur Absicht. Würden nun die Alten, wenn sie unsere geistliche Beredsamkeit gekannt hätten, nicht noch eine vierte Gattung hinzugethan haben, nämlich diejenige, welche die Wahrheit und den Irrthum zum Gegenstande hat? Zu welcher Gattung wollen wir denn diejenigen geistlichen Reden zählen, in welchen die erhabensten Wahrheiten gelehrt und die Irrthümer bestritten werden? Gewiß! unser Verf. würde die Unzulänglichkeit dieser Eintheilung bemerkt haben, wenn er nicht den unrichtigen Grundsatz angenommen hätte, daß sich die Beredsamkeit bloß mit wahrscheinlichen Dingen beschäftige.

Überhaupt aber möchten wir von dieser Eintheilung der Alten sagen, was Hr. Schlegel von Batteux's Eintheilung der Gedichte sagt: sie scheint allzu natürlich, als daß sie nicht verdächtig seyn sollte. Die Gränzen der berathschlagenden und beweisenden Beredsamkeit laufen allzu sehr in einander, als daß man sie durch die Bestimmung ihrer Gegenstände sollte unterscheiden können. Die beweisende Beredsamkeit, sagt man, hat Ruhm und Schande zum Gegenstande. Wenn man den Achilles loben will, daß er den Tod des Patroclus, seines Freundes, gerächt, ob er gleich gewußt, daß ihm diese Rache das Leben kosten werde; so sagt man nicht, es sei nützlich, sondern, es sei rühmlich gewesen, in einem solchen Falle den Tod seines Freundes zu rächen. Wohl! Wie aber, wenn Ulysses z. B. dem Achilles hätte rathen wollen, den Tod seines Freundes mit Verlust seines eigenen Lebens zu rächen; würde er ihm wohl den Nutzen, und nicht vielmehr die Rühmlichkeit dieses Unternehmens haben vorstellen müssen? Diese Ähnlichkeit der berath-

schlagenden mit der beweisenden Beredsamkeit ist auch S. 122. von dem Verf. in etwas berührt worden.

Wider die Erklärungen von Tapferkeit, Großmuth, Klugheit und Weisheit, die der Hr. Verf. S. 114. giebt, wäre vielleicht, wenn es der Raum erlaubte, noch verschiedenes zu erinnern. Die Großmuth z. B. erklärt Aristoteles (Rhet. lib. I. c. 9.) durch eine „Tugend, Andern die größten Wohlthaten zu erzeigen". Von dieser Erklärung ist unser Verf. abgegangen, und sagt: la magnanimité est une élévation de sentiment, qui ne paraît jamais mieux que dans l'adversité. Dieses wäre allenfalls eine Erklärung von erhabenen Gesinnungen; wie auch die beiden Exempel, die der Verf. anführt, mehr die hohe Denkungsart des Alexander und des Kaisers Valentinian bezeugen, als ihre Großmuth. Der Verf. scheint magnitudo animi mit magnanimitas verwechselt zu haben.

Eben so unschicklich sind einige Erklärungen unsres Verf. in dem Capitel von den Leidenschaften. So z. B. erklärt er S. 250. die Liebe mit dem Aristoteles durch: „eine Gemüthsbeschaffenheit, vermöge welcher wir einer gewissen Person alles, was wir für gut halten, wünschen, und wirklich, so viel an uns ist, verschaffen; und zwar bloß ihres, nicht aber unsers eigenen Vortheils wegen". S. 260. aber erklärt er den Haß, von welchem Aristoteles weiter nichts sagt, als daß er der Liebe entgegengesetzt sei, durch eine „Bewegung der Seele, durch welche sie sich von einem wirklichen oder scheinbaren Übel entfernt". Diese Erklärung scheint der Verf. vom Descartes *) entlehnt zu haben. Er hätte aber bedenken sollen, daß dieser Weltweise **) auch die Liebe „eine Bewegung der Seele" nennt, „durch welche sie sich mit einem wirklichen oder scheinbaren Gute zu vereinigen sucht". Nach dem Aristoteles hingegen kann der Haß nicht anders erklärt werden, als durch „eine Gemüthsbeschaffenheit, in welcher „wir einer gewissen Person alles, was wir für ein Übel halten", u. s. w.; weil der Haß allezeit der Liebe entgegengesetzt seyn muß.

Zu den Unterscheidungszeichen, die S. 261. zwischen Haß und Zorn angegeben werden, gehört auch dieses, daß der Haß

*) Les Passions de l'ame, Art. LXXIX.

**) Eben daselbst.

eine moralische, wirkliche oder scheinbare, Unvollkommenheit an der gehaßten Person, der Zorn aber nichts als eine vermeinte Beleidigung voraussetzt.

Der größte Theil der französischen Schriftsteller macht keinen Unterschied zwischen Furcht und Schrecken. Unser Schriftsteller giebt auch S. 270. von crainte und terreur nur eine einzige Erklärung, da doch diese Gemüthsbewegungen sehr verschieden sind, und sich auch durch ganz verschiedene Zeichen zu äußern pflegen.

Aristoteles sagt: „man fürchtet sich nicht, ungerecht zu „werden oder seinen Verstand zu verlieren, ob dieses gleich wirk„liche Übel sind; aber man fürchtet sich vor Übeln, die unserm „Leibe und Leben drohen". Wir würden uns nicht getrauen, ihm dieses so schlechterdings nachzusagen, wie solches von unserm Verf. S. 270. geschieht. Wir begreifen es nicht, warum die Übel der Seele nicht wenigstens in gewissen Fällen eben so sehr zu fürchten seyn sollten, als die Übel des Körpers. Würde sich ein Cato z. B. nicht mehr entsetzen, wenn er in Gefahr stünde, seine Freunde niederträchtiger Weise zu verrathen, als wenn sein Leben bedroht würde?

S. 279. sagt der Verf.: „um die Zuschauer in Furcht zu „setzen, muß man ihnen zeigen, daß sie wirklich in Gefahr kom„men können, daß Leute von höherm Stande als sie öfters der„gleichen Übel auszustehen gehabt, wenn sie sich am sichersten „geglaubt haben. Hierin besteht das Kunststück der tragischen „Dichter, daß sie uns das Unglück der Könige und Großen „vorstellen, um uns zu zeigen, daß uns nicht weniger dergleichen „oder noch größere Übel widerfahren können". Diese Anmerkung gründet sich auf die Meinung, daß wir bei der Vorstellung eines Trauerspiels für uns selbst fürchten, für uns selbst erschrecken. Allein man hat dieses schon sehr oft und gründlich widerlegt. Man hat gezeigt, daß die Furcht und das Schrecken, welche wir in einem Trauerspiele empfinden, bloß aus Mitleiden entspringen, und daß wir in diesem Augenblicke allzu viel für Andere empfinden, als daß wir für uns selbst in eine unzeitige Furcht gerathen sollten. Wenn uns die Dichter das Schicksal der Könige und Großen vorstellen, so geschieht es, um uns in ein desto wichtigeres Interesse zu verwickeln, weil mit dem Schicksale der Könige mehrentheils das Schicksal des ganzen Staats verbunden zu seyn pflegt.

Aus eben diesem Grunde bedarf die Erklärung, die unser Verf. S. 311. von dem Mitleiden giebt, einer Verbesserung. Er sagt allda nach dem Aristoteles, daß das Unglück, welches uns bei andern Menschen zum Mitleiden bewegen soll, so beschaffen seyn müsse, daß wir es auch für uns selbst fürchten können; wir möchten übrigens schon einst dergleichen ausgestanden haben, oder einsehen, daß es uns zustoßen könnte. Nichts ist unnöthiger als dieses; und die tägliche Erfahrung lehrt, daß wir bei der Erblickung eines Elenden von Mitleiden eingenommen werden, gesetzt auch, sein Unglück wäre so beschaffen, daß es uns selbst niemals treffen könne. Wer vergießt nicht Thränen über den Unstern des Ödip? obgleich die wenigsten Menschen in Gefahr sind, ihre Mutter zu heirathen und ihren Vater zu tödten. Wer bedauert nicht einen Agamemnon, wenn er auch überzeugt ist, daß die Götter niemals von ihm fordern werden, seine Tochter ihnen zum Opfer zu bringen?

Es ist wahr, wir sind gewohnt, uns bei der Erblickung eines Elenden in seine Stelle zu versetzen, um in der Einbildung sein ganzes Unglück recht zu fühlen. Hieraus aber folgt keinesweges, daß die unangenehme Empfindung, die wir dabei haben, aus irgend einer Furcht entspringen sollte. Nein! wir fürchten nichts für uns; aber wir nehmen so viel Antheil an dem Schicksale eines Unglücklichen, der unser Mitleiden erregt, daß es uns leicht wird, uns selbst in der Einbildung in seine Umstände zu versetzen und mit ihm zu leiden. Daher sind Leute, die entweder äußerst glücklich oder äußerst unglücklich sind, wie Aristoteles bemerkt, am wenigsten zum Mitleiden aufgelegt. Jene können sich nicht leicht in Anderer Umstände versetzen, diese aber finden, daß das Schicksal Anderer gegen das ihrige noch erträglich sei, und folglich kein sonderliches Mitleiden verdiene. Hingegen pflegen diejenigen sehr zum Mitleiden geneigt zu seyn, die sonst vieles ausgestanden und sich jetzt in bessern Umständen befinden; wie Dido beim Virgil sagt:

Non ignara mali, miseris succurrere disco.
Aen. Lib. I.

Alle diese Beispiele beweisen also nichts weniger, als was unser Verf. S. 313. dadurch zu beweisen glaubt, daß nämlich kein Übel unser Mitleiden erregt, wenn es nicht einst uns selbst zustoßen und in solcher Absicht von uns gefürchtet werden könne.

Übrigens sind die Beispiele, die der Verf. zur Erläuterung

dieſer philoſophiſchen Materien hinzugethan, mit ſehr viel Beurtheilungskraft gewählt; und es iſt zu bedauern, daß die Poeſien vornehmlich, deren eine große Menge angeführt werden, wie wir ſchon bemerkt, in der deutſchen Überſetzung faſt aller ihrer Schönheiten beraubt worden ſind. Vielleicht hätte der Überſetzer beſſer gethan, wenn er die Exempel alle bloß in Proſa überſetzt hätte.

Von allen Leidenſchaften und von ihren Wirkungen hat der Verf. Beiſpiele bei den Poeten gefunden, welche die Grundſätze des Ariſtoteles beſtätigen; den Neid ausgenommen, als von welchem er S. 340. geſteht, daß er ſeines Wiſſens noch nicht auf die Schaubühne gebracht ſei. „Die Fürſten", ſagt er, „die „auf der Bühne vorkommen, beſitzen Ehrgeiz, wie Eteokles und „Polynices, oder Eiferſucht und ein lebhaftes, auffahrendes Weſen, wie Britannicus und Nero; der Neid aber muß vermuthlich für die Majeſtät des Trauerſpiels zu niedrig ſeyn; oder „man ſucht ihn zu verbergen und die Beweggründe zu veredeln, „um die Zärtlichkeit der Zuſchauer nicht zu beleidigen".

S. 341. bis am Ende des 3. Buches handelt er von den Sitten und Charakteren, welche aus der Verſchiedenheit des Alters und des Standes entſpringen. Dieſe Materie iſt ſo wichtig, und für Dichter, Redner und Weltweiſe ſo unentbehrlich, daß wir uns etwas länger dabei aufhalten, und einen umſtändlichen Auszug daraus liefern wollen *). — —

Die übrigen Abſchnitte, von den Sitten der Reichen, der adeligen und der vornehmen Leute, enthalten keine ſo wichtige und philoſophiſche Anmerkungen, daher wir ſie mit Stillſchweigen übergehen.

Fortſetzung.

(aus der Bibl. der ſchönen Wiſſ. und der fr. K. Bd. 3. Stück 1. 1758. S. 29—56.)

Das fünfte Buch: von der Schreibart und von den Zierrathen einer Rede, und das ſechſte: von der äußerlichen Beredſamkeit, oder von der Action des Redners, ſcheinen uns einen etwas umſtändlichen Auszug zu verdienen. Die deutſche proſaiſche Schreibart iſt ſeit einiger Zeit ziemlich aus der Art geſchlagen.

*) Der Herausgeber unterdrückt dieſen Auszug.

Man scheint die ersten Gründe der vollstimmigen und dennoch fließenden Periode des oratorischen Numerus und der Harmonie der prosaischen Schreibart vergessen zu haben. Einige haben ihre Ohren an Übersetzungen aus dem Engländischen verwöhnt, und liefern uns in ursprünglich deutschen prosaischen Schriften solche holprige Perioden, daß man schwören sollte, es wären übersetzte engländische Verse. Andere haben lauter zerstümmelte Hexameter in ihrer Prosa, dabei noch überdem ein jedes Hauptwort ein oder zwei vielsylbige Beiwörter nachschleppt, wodurch die Periode überaus ängstlich einhergeht, und endlich ekelhaft wird. Aus einem entgegengesetzten Fehler verlieben sich Andere in den stile coupé der Franzosen. Daher zerstückeln sie alles in kurze Perioden, alle von gleicher Länge, und scheinen mit kleinen Kinderschritten eine große Laufbahn durcheilen zu wollen *). Von Seiten der äußerlichen Beredsamkeit hat sich Deutschland unstreitig nicht viel zu schmeicheln, so lange sich das Theater in einem so schlechten Zustande befindet. Der Redner muß dem Schauspieler zwar keine Gestus abborgen, sagt Cicero; indessen wird er doch die wahre und äußerliche Beredsamkeit schwerlich erlangen, wenn er nicht die Schaubühne fleißig besucht. Wir müssen uns also indessen mit den Anmerkungen begnügen, die von unsern Nachbaren, bei denen die Schaubühne im Flor ist, gemacht worden sind, bis günstigere Umstände dem deutschen Theater aufhelfen.

Das dritte Hauptstück handelt von der Form der Schreibart; in dem ersten Abschnitte von der Wahl, und in dem zweiten von der Harmonie und Ordnung der Worte **). „Der Abt d'Olivet

*) Die Beweise von dieser Anklage dürfen wir wohl nicht anführen; sie liegen leider der Welt häufig genug vor Augen. Inzwischen wollen wir zwei ganz neuerliche Beispiele der beiden äußersten Grade in der verdorbenen Schreibart nennen; nämlich von einer weitschweifigen und auf Stelzen einhergehenden Schreibart die „Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre"; und von dem Gegentheil, von einer kurz abgeschnittenen und kindisch gezwungenen Schreibart, gewisse „Briefe an die Kristen", deren Denkungsart öfters eben so seltsam ist, als die Orthographie und Schreibart. Ist es doch, als wenn die Deutschen allenthalben das Natürliche verlassen wollten, um nach geschminkten Schönheiten oder nach Flittergold zu laufen!

**) Der Herausgeber unterdrückt hier wieder einen längeren Auszug.

vet"*), sagt der Verf., „erklärt den oratorischen Numerus „durch: eine Art von Modulation, die sowohl aus der Quan„tität der Sylben, als aus der Beschaffenheit und aus der Ord„nung der Worte entspringt". (Worin ist dieser aber eigentlich von dem poetischen Numerus unterschieden? Hätte der Hr. d'Olivet diesen Unterschied nicht mit in die Erklärung bringen sollen?)

„Die erste Ursache der Modulation", fährt er fort, „liegt „in der Quantität der Sylben, aus welchen eine gewisse Redens„art zusammengesetzt ist. Man muß die langen und kurzen „Sylben nicht ohne Wahl durch einander werfen, sondern sie „dergestalt ordnen, daß sie dem Ohr ein Wohlgefallen erwecken, „indem sie das Aussprechen bald beschleunigen, bald aufhalten." Unser Verf. bemerkt hier, daß sich diese Regel mehr auf die todten, als auf die lebenden Sprachen bezieht, weil die Quantität der Sylben in den letztern nicht so bestimmt ist. Wir haben nicht nöthig zu erinnern, daß sich dieses mit weit wenigerm Rechte von der deutschen als von der französischen Sprache sagen läßt. Ob übrigens die Anmerkung richtig ist, die unser Verf. macht: daß, überhaupt zu reden, die Worte, welche aus kurzen Sylben bestehen, mehr Feuer und Heftigkeit haben, die aber aus langen Sylben bestehen, annehmlicher und majestätischer sind; können wir hier nicht untersuchen.

„Ferner muß man in Ansehung der Beschaffenheit der „Worte bemerken, ob sie einen starken oder schwachen, langsamen „oder schnellen, rauhen oder gelinden Schall erfordern. Es „trägt viel zur Harmonie bei, wenn man alle diese Gattungen „gehörig zu versetzen weiß. Der rauheste Ton kann in der Zu„sammensetzung gemildert, und der schwächste stärker gemacht „werden.

„Endlich giebt er (d'Olivet) die Ordnung der Worte für „die letzte Ursache des Wohlklanges an. Man muß öfters Worte „und sogar ganze Glieder einer Redensart versetzen, nicht nur „um deutlicher und nachdrücklicher zu werden, sondern auch nicht „selten des Wohlklangs halber".

Hieraus glaubt unser Verf. folgern zu können: „daß der „Wohlklang in einem richtigen Verhältniß der Theile einer jeden

*) Prosodie françoise p. 125.

„Redensart und der Redensarten gegen einander bestehe, vermöge „welcher dem Ohr kein Ausdruck durch seine Kürze verschwindet „oder durch seine Länge beschwerlich fällt. Die Ohren, sagt „Cicero, oder das Gemüth, dem die Ohren die Töne überbrin„gen, besitzt, so zu sagen, ein natürliches Vermögen, die Worte „abzumessen. Es tadelt die Worte, die allzu lang oder allzu „kurz sind, und erwartet jederzeit etwas vollkommenes und abge„messenes. Es bemerkt, wo etwas verstümmelt oder abgekürzt „ist; und wird darüber beleidigt, als wenn ihm etwas vorenthalten „worden wäre. Das Überflüssige und allzu Gedehnte hinge„gen ist ihm desto unerträglicher, je mehr es uns auch außer „einer Rede nicht anders als mißfallen kann, wo etwas die ge„hörigen Gränzen überschreitet".

Nach einigen Beispielen, die unser Verf. aus dem Cicero anführt, kömmt er endlich auf seine Muttersprache, und bemerkt, daß die sichersten Beobachtungen, die man hierüber gemacht, in folgenden bestehen. „Man vermeide das Anstoßen der End- und „Anfangssylben; die häufigen Mitlauter, dadurch der Styl hart „wird; die Verknüpfung der rauhen Worte, die unangenehm „auszusprechen sind und daher auch dem Ohre beschwerlich fallen; „die übel angebrachten Pausen, die schlecht ausgetheilten Ruhe„punkte, den Reim, das poetische Sylbenmaaß, und noch weit „mehr die vollständigen Verse. Auch ist es ein Fehler, wenn „man eben die Worte, eben die Partikeln, eben die Endungen „allzu oft" (unser Verf. sagt sogar, vielleicht aus einer allzu weit getriebenen Delicatesse: „eben dieselben Buchstaben") „wiederholt. „Endlich hat man sich auch in einer prosaischen Rede vor allzu „langen und zu oft wiederholten Parentheses zu hüten, so wie „vor Verdrehung und Versetzung der Construction, vor abgekürz„ten Redensarten und vor einer gleichsam kleingehackten Schreib„art". (Man könnte für uns Deutsche hinzusetzen: vor allzu langen und zu gesuchten Beiwörtern, vor ausländischen Con„structionen, vor einem gewissen köstlichen und pomphaften We„sen, dadurch die Periode so schwerfällig einherrauscht; vor der Begierde, die kleinsten Dinge zu umschreiben, zu erweitern und gleichsam aufzublasen; so wie vor unzähligen anderen Fehlern, davon wirklich nur einige Lichter von der ersten Größe befreit sind.) Der Verf. führt hierauf einige Beispiele aus dem Flechier und dem Bossuet an, die wir übergehen.

Dritter Abſchnitt, von der Periode. — —*)

„Die Periode muß ſich mit dem Verſtande der Worte „ſchließen. Wenn ſie unterbrochen iſt, ſo verurſacht ſie Dunkel„heit und Zweideutigkeit.“ Dieſes findet nach unſers Verf. Meinung mehr in der griechiſchen und lateiniſchen, als in der franzöſiſchen Sprache ſtatt, weil die Worte in den erſten beiden Sprachen mit mehr Freiheit verſetzt werden können, und daher weit mehr der Zweideutigkeit ausgeſetzt ſind.

Der Verf. hätte hier den Nutzen der unterbrochenen und abgekürzten Perioden berühren ſollen. Sie haben einen beſondern Nachdruck, wenn ſie ſparſam und mit Verſtand angebracht werden, und erheben auch die Schönheit der übrigen runden und vollſtimmigen Perioden, wie wir bereits bei einer andern Gelegenheit erinnert haben. Der Verf. fährt fort: — —**). „Ein merk„licher Unterſchied zwiſchen den Gliedern und den Abſätzen iſt, „daß die letztern öfters gar kein Zeitwort, die erſtern aber allezeit „wenigſtens eines in ſich ſchließen.“ (Vielleicht ließe ſich der Unterſchied mit mehrerer Beſtimmung angeben, wenn man annähme, eine jede Periode ſei aus verſchiedenen Sätzen zuſammengeſetzt, deren einige das Subject, andere aber das Prädicat ausmachen. Alle die Beſtimmungen des Subjects oder des Prädicats alſo, die für ſich betrachtet wiederum vollſtändige Sätze ſind, und ihr beſonderes Subject ſowohl als Prädicat haben, ſind Glieder; wo nicht, ſo ſind ſie bloße Abſätze, die nur als Beſtimmungen eines andern Satzes einen Sinn haben. Wir werden nicht nöthig haben, dieſes durch Beiſpiele zu erläutern.)

Unſer Verf. ſpricht mit Recht allen einfachen Sätzen den Namen der Periode ab. Eine Periode, behauptet er, muß eine gewiſſe Länge, eine gewiſſe Harmonie haben, und daher aus verſchiedenen Theilen beſtehen, die Anfangs einen unvollkommenen, zuletzt aber einen vollſtändigen Sinn ausmachen. Der einfache Satz: „die Macht kann alles beſiegen“, ſagt er, „iſt keine Periode, aber Cicero macht eine daraus. Er ſagt***): „Keine Macht, keine Menge iſt ſo groß, die nicht durch das

*) Wir laſſen etwas ausfallen. Der Herausg.

**) Eine gleiche Lücke. Der Herausg.

***) Nulla enim est tanta vis, tanta copia, quae non ferro ac viribus debilitari frangique possit (Orat. pro M. Marcello). Unſer

„Schwerdt oder durch Gewalt geschwächt und besiegt werden „kann".

„Eine jede Periode also muß zusammengesetzt seyn. Einige „bestehen aus zwei, drei, vier, und sogar aus fünf oder sechs „Gliedern. Von mehr als sechs Gliedern hat man wenig Bei„spiele. Sie würden zu lang und zu schwer auszusprechen seyn". Der Verf. führt von jeder Art ein Beispiel aus einem Redner an. „Endlich", fährt er fort, „unterscheiden die Lehrer der Be„redsamkeit noch eine besondere Art der Periode, in welcher sich „die Glieder entgegengesetzt sind, und die Gedanken einen noch „stärkern Contrast gegen einander machen als die Worte" (warum nennt er sie nicht bei ihrem Namen Antithese?); „z. B.: „das unheilige Rom *) würde ihm unter der Regierung „Cäsars Bildsäulen errichtet haben, und auch das heilige Rom „findet etwas bewundernswürdiges an ihm" u. s. w. „so „wie er (Roscius **)) durch die Vortrefflichkeit seiner Kunst am „würdigsten ist, die Schaubühne zu besteigen, eben so sehr ver„dient er durch seine Rechtschaffenheit, auf dem Rathhause zu „sitzen".

„Die Perioden schicken sich vornehmlich für den Eingang, „für die Erweiterung und für den Beschluß. Die abgekürzte „Schreibart ist der periodischen entgegengesetzt, und schickt sich „besser zur Erzählung. Jene ist edler, anhaltender und harmo„nischer; diese leichter und lebhafter. Die Kunst des Redners „besteht darin, sie mit einander abwechseln zu lassen, und eine „durch die andere mit Verstande zu unterstützen".

Wir übergehen das fünfte Hauptstück, von den Figuren, und eilen zu dem sechsten und letzten Buche: von der äußerlichen Beredsamkeit oder von der Action des Redners.

Nach einigen Betrachtungen über die Nutzbarkeit dieser Kunst u. a. ***) sagt der Hr. Verf.: „Der Grundsatz, die Natur „müsse uns den Ton zur Declamation angeben, bedarf, so

---

Verfasser hat diese Stelle, so wie viele andere aus dem Lateinischen, ziemlich ungewissenhaft übersetzt. Wir haben uns bemüht, der Urschrift getreuer zu bleiben als er.

*) Mascaron Or. funèbre de Turenne.

**) Cicero Orat. pro Q. Roscio.

***) Wir unterdrücken einen längeren Auszug. Der Herausg.

„richtig er auch ist, noch einiger Erläuterung. Die Natur allein „ist öfters eine betrügliche Führerinn; sie verirrt sich öfters, und „die Kunst muß sie zurecht weisen. Ein Mensch kann die beste „natürliche Anlage zur Declamation haben, und dennoch ein sehr „mittelmäßiger Redner seyn, wenn er bloß die unbearbeitete Natur „zu Rathe zieht *) und die Regeln verabsäumt.

„Wenn man nur etwas über die Sprache der Leidenschaften „nachdenkt, so wird man bemerken, daß die Natur den Aus„bruch des Affects öfters übertreibt. Die Umstände können bei „einem aufgebrachten Gemüthe öfters eine Action rechtfertigen, die „man als unanständig verdammen muß, wenn man sie wieder „gefaßt hat. Vielleicht haben die alten Redner ihre Rede da„durch so heftig und lebhaft gemacht, daß sie die Bewegungen „der Natur allzu getreu nachgeahmt Sie stampften mit den „Füßen, sie schlugen sich vor die Stirn". Der Verf. glaubt, man würde in neuern Zeiten den Redner mit Recht tadeln, welcher eine Person aus dem Rathe zu vertheidigen hatte, und ihr die Kleider aufriß, um den Richtern die Wunden zu zeigen, die sie im Dienste der Republik bekommen. Cicero fragt von eben diesem Redner: quod enim ornamentum, quae vis, qui animus, quae dignitas illi oratori defuit? Wenn nun unser Verf. hierin nicht ein wenig à la françoise urtheilt; so mag der Unterschied daher kommen, daß die Alten geredet haben, um zu bewegen, die Neuern aber bloß, um zu gefallen, reden. Gesetzt es hätte ein neuerer Redner den unglücklichen Byng vor einem Kriegsgerichte zu vertheidigen gehabt; würde man ihn mit Grunde haben tadeln können, wenn er sich der Freiheit jenes römischen Redners bedient hätte, den Verdacht der Treulosigkeit mit desto mehrerem Nachdruck von dem Angeklagten abzuwenden? — Der Verf. sagt weiter an einer Stelle **): „die Gestus müssen von den Ellbogen und nicht von den Schultern ihren Anfang neh-

*) Uns fällt hierbei eine Stelle aus dem Longin ein, worin derselbe diesen Gedanken sehr sinnreich ausführt. So wie Demosthenes, sagt er, von dem menschlichen Leben spricht: das größte Gut sei die Glückseligkeit; das andere aber, welches dem ersten nichts nachgiebt, bestehe in der Klugheit, sich in sein Glück zu schicken; und wo dieses fehle, da sei das erstere nichts nütze; eben also können wir von der Beredsamkeit sagen, die Natur diene statt des Glücks, und die Kunst statt der Klugheit. (Longin, vom Erhabenen, Abth. 2.)

**) Das Vorhergehende ist hier weggelassen worden.

Der Herausg.

men" u. s. w. Diese Regel, welche so sehr vernachläßigt wird, hat auch sogar in der Tanzkunst ihre Richtigkeit, in welcher doch die Bewegungen weit markirter sind, als die Bewegungen eines Redners seyn müssen. In dem Zeichen, womit der sinnreiche Feuillet die Führung der Arme des Tänzers bezeichnet, bleibt bei allen Veränderungen, welche dem Unterarme und der Hand vorgeschrieben werden, das Zeichen des Oberarms von der Achsel bis zum Ellenbogen immer einerlei, nämlich ein gerader Strich (—); die wenigen Fälle ausgenommen, da man den ganzen Arm in einer Art von krummen Linie aufhebt, welche Bewegung aber der Redner nicht leicht brauchen wird. S. desselben Choréographie ou Art d'écrire la Danse n. 779. u. flgd. *)

Der Verf. verwundert sich (S. 262.), daß man unter den Leuten von guter Erziehung, die sonst viele gute Eigenschaften besitzen, dennoch so wenige findet, die mit Geschmack und Empfindung lesen. Noch mehr aber befremdet es ihn, daß die Gelehrten selbst selten die Gabe besitzen, ihre eigenen Schriften recht vorlesen zu können. Sollten sie wohl in einer Sache nachläßig seyn, deren Verabsäumung ihren Schriften einen großen Theil von ihrem Werthe entzieht und der Gelehrsamkeit überhaupt eben nicht rühmlich ist? Wir wissen nicht, warum uns dieses von einem Schriftsteller mehr befremden sollte, als von manchem Componisten, der die vortrefflichsten Stücke setzen, aber nicht so gut vortragen kann, als ein Anderer, der vielleicht von der Setzkunst wenig versteht. Die Bachs und die Händels sind selten, bei welchen die Natur beide Talente in einem gleich vortrefflichen Grade vereinigt hat; warum sollen es nicht auch die Racines, Molières und Voltaires seyn? Schreiben und Vorlesen sind eben so verschiedene Gaben, und erfordern eben so verschiedene Übungen und Fertigkeiten, als Componiren und Vortragen. Wenn es aber auf die Beurtheilung des guten Vortrags ankömmt, so wird gewiß der gute Schriftsteller nicht weniger als der gute Componist das Orakel seyn, welches der Ausübende bei zweifelhaften Stellen befragen muß. — Die Regeln, welche der Verf. dem Vorleser giebt, sind folgende. „Man gewöhne sich, die Worte rein und deutlich auszusprechen, „und verändere den Ton, so oft es nöthig ist, um die verdrießliche

*) Hiernach fehlt wieder ein Stück des Auszuges.
Der Herausg.

„Monotonie zu vermeiden. Die Aussprache sei weder schnell „noch gezerrt, sondern gemäßigt. Man muß sich auch mit der „Stimme nach dem Orte richten, in welchem man liest. In „freier Luft und vor einer großen Versammlung muß man die „Stimme mehr anstrengen, als in einem verschlossenen Ort und „vor wenig Zuhörern. Verschiedene Materien erfordern einen „verschiedenen Ton, der bald gesetzt, bald flüchtig, bald betrübt, „bald lustig, fließend oder unterbrochen, lebhaft oder gemäßigt „seyn muß. Vom Anfange der Periode bis zum Mittel muß „die Stimme sich allmälig erheben, und von da bis zum Schlusse „in eben der Proportion wieder sinken. Die Fragen, Verwun„derungen und Ausrufungen müssen sich durch schärfere und höhere „Töne ausnehmen. Die Beobachtung des Accents, der rauhen „und gelinden Aspiration, der langen und kurzen Sylben, der „fließenden Verbindung der Consonanten mit den Vocalen u. s. w. „trägt sehr viel dazu bei, das Lesen angenehm und wohlklin„gend zu machen. — Beim Vorlesen der Verse begehen Einige „gemeiniglich den Fehler, daß sie entweder singen oder mono„tonisch ablesen. Man wird diese beiden Unschicklichkeiten aber „vermeiden lernen, wenn man genau auf den Sinn Achtung „giebt und die Pronunciation nach den Gedanken einrichtet; aber „nicht bei jedem Halbverse absetzt, und auch beim Reime nicht „eher schließt, als wenn der Gedanke sich endigt. Auf solche „Weise wird man sich die leichte und natürliche Declamation „angewöhnen, durch welche man gleich unterscheiden kann, ob „der Vorleser Einsicht hat, und zum Herzen sowohl als zu dem „Verstande redet, oder ob er kaum zu den Ohren zu reden im „Stande ist". Wenn alle diese Vorschriften schon nicht hinreichend sind, einen guten Vorleser der schönen und geistreichen Schriften zu bilden; so kann man wenigstens daraus ersehen, wie viel Fleiß, Übung und Nachsinnen es erfordert, wenn man dem Ohre des Kenners genugthun will. Nichts verhindert den Fortgang in einer Kunst so sehr, als wenn man sie für gar zu leicht hält, und glaubt, man könne ohne Mühe darin vollkommen werden.

Es gereut uns nicht, daß wir uns so lange bei diesem Werke aufgehalten haben, welches die größesten Lobsprüche verdient, und welches wir recht in den Händen aller jungen Schriftsteller zu sehen wünschten.

Vier Bücher Äsopischer Fabeln von M. G. Lichtwern,

K. Pr. Regierungsr. u. s. w. Zweyte Auflage, mit einem Anhange. Berlin, bey G. A. Lange 1758. 200 Seiten in gr. 8.

(aus der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 3. Stück 1. 1758. S. 57—73.)

Diese vier Bücher äsopischer Fabeln sind bereits vor verschiedenen Jahren in Leipzig gedruckt, aber nicht so bekannt geworden, als sie es verdient hätten. Sie sind unter der Menge mittelmäßiger Fabeln verborgen geblieben, womit Deutschland überhäuft ist; und beinahe der einzige Kunstrichter, welcher sie daraus hervorgezogen hat, ist der beliebte Übersetzer der Einleitung des Herrn Batteux zu den schönen Wissenschaften. Dieser sagt *) von den gegenwärtigen Fabeln: „man findet darinn mehrentheils „eine nachdrückliche Kürze, eine vortreffliche und mannigfaltige „Moral, schöne und nicht geborgte Erfindungen, viel Phädrische „Zierlichkeit und la Fontainische Lustigkeit". Wir stimmen diesem Lobe, welches wir für die Verdienste des Herrn M. G. Lichtwer gar nicht für übertrieben halten, auf der einen Seite von ganzem Herzen bei; wir bedauern aber nur, daß wir zu gleicher Zeit unsern Lesern nicht verhehlen können, daß man in sehr vielen Fabeln unsers Dichters eine unangenehme Länge, eine gemeine Moral, und ein niedrig possierliches Wesen finde, welches von der edlen la Fontainischen Lustigkeit eben so sehr entfernt ist als von der Phädrischen Zierlichkeit. Denn wenn Hr. L. in einigen seiner Fabeln nachdrücklich, edel und sogar erhaben, in andern unnachahmlich und meisterhaft lustig ist; so findet man auch einige, in welchen er, ehe man sich es versiehe, ganz unglücklicher Weise bis zu der Niedrigkeit eines Stoppe herunterſinkt. Er verräth sodann die elende G** Schule, aus der er gekommen ist, und wird allen Lesern von Geschmack verächtlich. Wir haben dieses um so viel weniger verbergen können, da der Hr. Verf. nicht, wie man wohl hätte erwarten können, bei dieser

*) S. 314. des ersten Bandes.

neuen Auflage viele offenbar anstößige Stellen geändert, und die schlechten Fabeln ausgemerzt hat, welche um seines eigenen Ruhmes willen nicht da stehen sollten. Denn ohne diese schlechten Stücke würde er unstreitig unter die größten Dichter Deutschlands müssen gezählt werden; jetzt aber halten diejenigen ihr Urtheil noch etwas zurück, welche gewohnt sind, das eigentliche Verdienst eines Schriftstellers nach allen seinen Schriften zusammengenommen zu beurtheilen.

Wir gestehen, daß diese Art, einen Dichter zu beurtheilen, nicht die billigste sei. Man zeigt eben nicht den besten Geschmack, wenn man einen Dichter verwirft, der große Schönheiten und auch große Fehler hat, um ihm einen mittelmäßigen Kopf vorzuziehen, der in allen seinen Stücken leidlich, und niemals schlecht, auch niemals vortrefflich wird. Indessen gereicht es doch immer dem Dichter zu einem größern Ruhme, wenn er seine ungerathenen Geburten verläugnet, und nur diejenigen erkennt, die seiner würdig sind.

Unsere Leser sollen das Vergnügen haben, selbst zu urtheilen. Wir wollen Muster von erhabnern, von lustigen, von mittelmäßigen und von schlechten Fabeln anführen. Die Wahl wird nicht leicht seyn; denn man trifft von allen diesen Gattungen verschiedene an, die sich einander den Vorzug streitig machen.

Die VI. Fabel des 2ten Buchs.

Der Hänfling.

Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Ältern Neste trug,
Hub an die Wälder zu beschauen,
Und kriegte Lust sich anzubauen.
Ein edler Trieb; denn eigner Heerd
Ist, sagt das Sprichwort, Goldes werth.

Die stolze Gluth der jungen Brust
Macht ihm zu einem Eichbaum Lust.
Hier wohn' ich, sprach er, wie ein König;
Dergleichen Nester giebt es wenig!
Kaum stund das Nest, so ward's verheert,
Und durch den Donnerstral verzehrt.

Es war ein Glück bey der Gefahr,
Daß unser Hänfling auswärts war,

Er kam, nachdem es ausgewittert,
Und fand die Eiche halb zersplittert,
Da sah er mit Bestürzung ein,
Er könne hier nicht sicher seyn.

Mit umgekehrtem Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin,
Und baut' in niedriges Gesträuche;
So scheu macht' ihn der Fall der Eiche.
Doch Staub und Wärme zwangen ihn,
Zum andernmale wegzuziehn.

Da baut' er sich das dritte Haus,
Und las ein dunkles Büschgen aus,
Wo er den Wolken nicht so nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sahe;
Ein Ort, der in der Ruhe liegt,
Da lebt er noch, und lebt vergnügt.

Es wird nicht nöthig seyn, die Moral anzuführen, die der Dichter aus dieser Fabel zieht. Sie scheint aus der ganzen Geschichte, wie der Grund eines klaren Flusses, hindurch. Setzet statt des Hänflings einen jungen Menschen, der Verdienste hat, statt des Eichbaums die hohen Ehrenstellen, und statt des niedern Gesträuchs die Einsamkeit und die Verläugnung der Welt, in welche sich dieser junge Mensch „mit umgekehrtem Eigensinn" begiebt, nachdem ihm einige Versuche mißlungen; so leset ihr die Geschichte eures Nebenmenschen, und vielleicht eure eigene. — Der Vortrag ist kurz, edel und doch natürlich. Jeder Vers hält die strengste Kritik aus. Die Fabel würde einem Gellert Ehre machen.

Die XV. Fabel des 4. Buchs.

Die Wespe und der Knabe.

Eine kühne Wespe stach
Hänschen, als es Äpfel brach,
In die Hand, daß alles krachte.
Hänschen, das erbärmlich schrie,
War so glücklich, daß es sie
Auf der Flucht noch feste machte.

Gnade! rief die Thäterinn,
Weil ich gar nicht strafbar bin;

Willst du Blutschuld auf dich laden?
Meinen Stachel, der dich kränkt,
Hat mir die Natur geschenkt,
Und ich muß gezwungen schaden.

Mußt du? fragt der kleine Mann.
Ja, da ich's nicht ändern kann.
Eben drum, versetzt der Knabe,
Weil es dir unmöglich fällt,
Schaff' ich dich auch aus der Welt,
Daß man Friede für dir habe.

Nehmet hier den tadelhaften Ausdruck „daß alles krachte" weg, so ist die Fabel ein Meisterstück. Die Erfindung ist eine der glücklichsten. Die Wespe, der die Natur den Stachel, so wie den Tyrannen die Macht, gegeben, wird jetzt vor Gericht gezogen.

Gnade! ruft die Thäterinn,
Weil ich gar nicht strafbar bin;
Willst du Blutschuld auf dich laden?

Wie lebhaft, wie pathetisch sucht sie, ehe sie ihre vermeinte Entschuldigung vorbringt, den erzürnten Richter auf ihre Vorstellungen aufmerksam zu machen! „willst du Blutschuld auf dich laden?" Der Beleidigte läßt ihr Zeit, sich zu vertheidigen. Er ist begierig, was sie vorbringen werde. Sie sagt:

Meinen Stachel, der dich kränkt,
Hat mir die Natur geschenkt;
Und ich muß gezwungen schaden.

Welche gedrungene Kürze! welcher Nachdruck! Die Entschuldigung ist sinnreich, aber sie scheint gegründet. Der Knabe selbst scheint verlegen.

Mußt du? fragt der kleine Mann.
Ja, da ich's nicht ändern kann.

Der Knoten ist geschürzt. Wir sind nun voller Erwartung, was der kleine Mann für ein Urtheil sprechen werde. Und siehe! was kann gründlicher, lehrreicher und zugleich scharfsinniger seyn, als die Antwort: „eben drum" u. s. w.?

Man sagt, Shakespear habe für die erdichteten Charaktere der Hexen und Geister auch eine solche Sprache erdichtet, die mit dem Begriffe völlig übereinstimme, den wir uns von ihnen machen. Kann man dieses nicht mit Grunde auch von folgenden beiden Strophen behaupten?

O Fotis! lebe wohl, ich sterbe!
Mein Schatz ist dieses Zauberbuch,
Das ist mein Gut, du bist der Erbe,
Du bist es ohne Widerspruch.
Nimm es und lis, die Welt wird zittern,
Der Abgrund fliehn, die Himmel wittern:
Sprach Pamphile, die Zauberinn,
Zu ihrer Magd, und fuhr dahin.

Die Fotis nahm die Zauberschriften,
Und ward dadurch recht fürchterlich;
Sie rief die Leichen aus den Grüften,
Sie trieb die Ströme hinter sich:
Durch ihren Spruch versetzt sie Berge, u. s. w.

Will man eine philosophische Wahrheit in eine Fabel eingekleidet? Hier ist eine.

Die XVII. Fabel des 1. Buchs.

Phöbus und sein Sohn.

Der Mond trat zwischen Sonn' und Erde,
Sein Schatten deckte Wald und Gras,
Und auch die Trift, wo bey der Heerde
Ein Hirt und Sohn des Phöbus saß.

Der Hirte rief voll Furcht und Zagen:
Mein Vater, du verlierst den Schein;
Wie kann der heitern Gottheit Wagen
Des Lichtes Quell, und dunkel seyn?

Du irrst, sprach Phöbus, deine Hürden
Sind bloß der Ort, der dunkel ist.
Du suchst mir Fehler aufzubürden,
Womit du selbst umnebelt bist.

* * *

Zwischen Gott und unsern Sinnen
Steht die Menschheit mitten innen,
Und verbirgt vor uns sein Licht.
Wir sind dunkel und Gott nicht.

Die dritte Fabel des 2. Buches ist eines eben so erhabenen Inhalts.

Außer diesen sind unter andern die 1. 3. 6. 7. 13. des ersten Buches; die 2. 7. 8. 9. 14. und 24. des zweiten Buches; die 1. 2. 6. 14. 16. 17. 19. des dritten; die 3. 6. 9. 14.

22. des vierten Buchs sehr schöne Fabeln; darunter einige nicht von allem Tadel frei sind, aber dennoch dem Dichter Ehre bringen; die übrigen derselben aber sind so vortrefflich, daß sie den berühmtesten Fabeln eines Gellert an die Seite zu setzen sind. Wir wollen indessen fortfahren, auch einige tadelhafte und einige ganz schlechte Fabeln anzuführen.

Die XVIII. Fabel des 1. Buchs.

Der Riese und der Zwerg.

Es traf auf seinem Gange
Ein Ries' ein Zwerglein an,
Und sprach: ich suchte lange
So was für meinen Zahn.

Dieß soll zu Fingerlecken,
So wahr ich fromm und keusch,
Auch ohne Tunke schmecken,
Denn es ist frisches Fleisch.

Er fieng den Zwerg so leichte,
Als Doris sonst ein Thier.
Der Zwerg schrie, daß er keichte:
Was willst du denn von mir?

Du sollst, so mußt' er hören,
Nach meinem Magen gehn.
So! sprach der Zwerg, der Ehren
Hätt' ich mich nicht versehn.

Doch eh' ich armer Knabe
Dein Abendessen seyn;
So stelle mir zur Gabe
Nur eine Bitte frey.

Und schwör, sie zu erfüllen.
Er schwört; der Kleine spricht:
So höre meinen Willen;
Ich bitte, friß mich nicht.

Der Zwerg gieng schon zurücke
Und eilte durch das Land,
Als er an dem Genicke
Des Riesen Faust empfand.

Ach! schrie er, Wald und Wiese,
Ihr Zeugen meiner Noth!
Hier schwur mir dieser Riese,
Hier giebt er mir den Tod.

Der Ries', ein schlimmer Spötter,
Sprach: das bin ich gewohnt;
Der fürchtet keine Götter,
Der keines Menschen schont.

Die Erfindung ist vortrefflich, und macht der berühmten Fabel des Phädrus von dem Wolf und dem Schafe fast den Vorzug streitig. Die nichts verschonende Gewaltthätigkeit des Mächtigen wird in beiden Apologen auf das lebhafteste geschildert. Der Charakter des Riesen und des Zwerges stechen hier eben so schön gegen einander ab, als dort der des Wolfs und des Schafs, außer, daß das Schaf gewissermaßen unschuldiger ist, als hier das Zwerglein, welches durch eine List zu entkommen sucht. Die Katastrophe ist in beiden blutig, und die Fabel einem kleinen Trauerspiele ähnlich.

Es traf auf seinem Gange
Ein Ries' ein Zwerglein an,
Und sprach: ich suchte lange
So was für meinen Zahn.

Wie unvergleichlich wird die Scene eröffnet und der Vorwurf auseinandergesetzt! Wir sind sogleich in die Mitte des Trauerspiels. Er traf das Zwerglein auf seinem Gange, gleichsam von ungefähr. Er würde es nicht bemerkt haben; der Hunger trieb ihn auch nicht allzu sehr an, sich etwas zu suchen. Da er es aber trifft, so spricht er:

— ich suchte lange
So was für meinen Zahn.

Dieses verächtliche so was ist sehr poetisch und drückt den Charakter aus.

Die folgenden beiden Strophen sind hingegen so niedrig, so unanständig, daß sie das ganze Gedicht schänden. Man muß sich verwundern, wie ein so schöner Geist auf einmal so kriechend denken kann. In der Sammlung von „Oden und Liedern", die Herr Ramler herausgegeben, hat dieser Dichter die beiden Strophen folgendergestalt verändert:

Fürwahr, du bist mir besser
Als jenes fette Schaf.
Heut mag' ich dich nicht größer,
Sonst stöhr' ich mir den Schlaf.

Indem er dieſes ſagte,
Haſcht er, und würgt ihn ſchier;
Da ſchrie der Zwerg und fragte:
Was willſt du denn von mir?

Dieſe Verbeſſerung iſt ſo vollkommen in den Sinn des Verf. gedacht und den übrigen Strophen ſo ſehr gemäß, daß wir wünſchten, der Hr. Lichtwer wollte ſich dieſen Dichter zu ſeinem poetiſchen Freunde wählen, woran es ihm, wie man aus mehrern Stellen dieſer Gedichte abnehmen kann, zu fehlen ſcheint.

Du ſollſt, ſo mußt' er hören,
Nach meinem Magen gehn.

Welcher Stolz! welche Geringſchätzung! Wie ſchön erhebt dieſer Trotz die poſſierliche Antwort!

So! ſprach der Zwerg, der Ehren
Hätt' ich mich nicht verſehn.

Er fährt fort:

Doch eh' ich armer Knabe
Dein Abendeſſen ſey:
So ſtelle mir zur Gabe
Noch eine Bitte frey.

Wie demüthig, wie ehrfurchtsvoll ſpricht der Zwerg! Jedoch er verbirgt eine kleine Liſt. Der Rieſe läßt ſich betrügen. Verſchlagenheit iſt ſein Vorzug nicht.

Er ſchwört; der Kleine ſpricht:

welche unvergleichliche Kürze!

So höre meinen Willen:
Ich bitte, friß mich nicht.

Ein glücklicher Einfall! Der Rieſe ſteht betroffen; der Zwerg macht ſich den Augenblick zu Nutze; er floh,

Und eilte durch das Land,
Als er an dem Genicke
Des Rieſen Fauſt empfand.

Welch ein Gemälde und in wie wenig Worten! Man glaubt den Rieſen zu ſehen, wie er den langen Arm ausſtreckt und den Zwerg ſeine Fauſt an dem Genicke empfinden läßt. Die Klagen des Zwergs ſind rührend und voller Natur. In dem hülfloſen Zuſtande, in welchem er ſich befindet, klagt er ſeine Noth dem Walde und der Wieſe:

Hier schwur mir dieser Riese,
Hier giebt er mir den Tod.

Der Dichter beschließt diese Handlung und die ganze Fabel, indem er die Moral der lasterhaften Person selbst in den Mund legt:

Der Ries', ein schlimmer Spötter,
Sprach: das bin ich gewohnt ꝛc.

Diese beiden Worte „schlimmer Spötter" bezeichnen den ganzen Charakter des Riesen, und machen es wahrscheinlich, daß der Gottlose gleichsam im Scherz seine abscheulichen Gesinnungen offenbart.

Der fürchtet keine Götter,
Der keines Menschen schont.

Man versuche es, in der ganzen Fabel, außer den beiden getadelten Strophen, ein einziges Wort wegzulassen, hinzuzuthun oder nur zu versetzen!

Die XV. Fabel des 1. Buches.

Der Mohr und der Weiße.

Ein Mohr und Weißer zankten sich,
Der Weiße sprach zu dem Bengalen:
Wär' ich wie du, ich ließe mich
Zeit meines Lebens niemals malen.

Besieh dein Pechgesichte nur
Und sage mir, du schwarzes Wesen,
Ob dich die spielende Natur
Nicht uns zum Scheusal auserlesen?

Gut, sprach der Mohr, hat denn ihr Fleiß
Sich deiner besser angenommen?
Unausgebratner Naseweis,
Du bist noch ziemlich unvollkommen.

Die Welt, in der wir Menschen sind,
Gleicht einem ungeheuren Baume,
Darauf bist du, mein liebes Kind,
Die noch nicht reif gewordne Pflaume.

Sie zankten sich noch lange Zeit;
Und weil sich keiner geben wollte,
Beschlossen sie, daß ihren Streit
Ein kluger Richter schlichten sollte.

Als nun der Weiße Recht behielt,
Da sprach das schwarze Kind der Mohren:
Du siegst, ich habe hier verspielt,
In Tunis hättest du verlohren.

* * *

So manches Land, so mancher Wahn,
Es kömmt bey allen Nationen
Der Vorzug auf den Ort mit an.
Schön ist, was da gilt, wo wir wohnen.

Die Erfindung ist gemein. Wenn diese Fabel einiges Verdienst hätte haben sollen, so hätte es in der Ausführung bestehen müssen. Wir wollen sehen, wie diese dem Dichter gelungen ist. Die erste Strophe ist schön. Der Einfall: „wär' ich wie du, ich ließe mich Zeit meines Lebens niemals malen", ist beißend, und vermag das Gelächter der Anwesenden auf die Seite des Weißen zu ziehen. Der Europäer fährt fort, seinen Gegner durch Einfälle zu Boden zu schlagen:

Besieh dein Pechgesichte nur,
Und sage mir, du schwarzes Wesen,
Ob dich die spielende Natur
Nicht uns zum Scheusal auserlesen?

Die Ausdrücke „Pechgesichte", „schwarzes Wesen" sind burlesk, aber dennoch eben nicht zu tadeln.

Der Mohr will Einfall mit Einfall bezahlen, aber der Poet scheint seinem Landsmann gewogener gewesen zu seyn. Die Einfälle des Afrikaners verfallen in das niedrig Possierliche, welches allzu sehr unter dem Horizont des Schönen ist. „Unausgebratener Naseweis" ist pöbelhaft und kindisch. Er scheint die Welt nur deswegen mit einem ungeheuren Baume zu vergleichen, damit er den läppischen Scherz vorbringen könne, der Weiße sei eine „unreife Pflaume". Der Streit bleibt am Ende der Fabel noch unentschieden. Der kluge Richter, an welchen sie appelliren, fällt dem Weißen bei. Dieses kömmt ziemlich unvermuthet. Wir sind vorher nicht unterrichtet worden, ob der Richter ein Weißer oder ein Mohr sei, und in welchem Theile der Welt sich die Geschichte ereignet. Wäre es nicht vernünftiger gewesen, dem Richter die unpartheiische Antwort in den Mund zu legen?

Es kömmt bey allen Nationen
Der Vorzug auf den Ort mit an.
Schön ist, was da gilt, wo wir wohnen.

Der Knoten würde auf diese Art entwickelt, und die Fabel hätte ihr gehöriges Ende.

Wir haben noch von ganz schlechten Fabeln Exempel anzuführen. Hier wird uns die Wahl wirklich schwer. Man trifft deren eine ziemliche Anzahl an. Wir wollen die ersten die besten nehmen.

Die XXII. Fabel des 1. Buchs.

Die Katzen und der Hausherr.

Murner, eine Cyperkatze,
Gab unlängst den Güldeschmauß,
Und ersahe sich zum Platze
Eines Bürgers Wohnung aus.

Mensch und Thiere schliefen feste,
Selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg.

Murner kömmt sie zu begrüßen,
Führt sie drauf in einen Saal,
Und setzt jeden auf ein Küssen
Von dem feinsten Katzenzahl.

Sechzig feiste Mäusezimmel
Machten die Versammlung satt,
Ob gespickt, das weis der Himmel;
Jeder giebt, so gut er's hat.

Von der Mahlzeit gieng's zum Tanze,
Wo der Wirth sich hören ließ,
Und auf einem Rattenschwanze
Manch verliebtes Stückchen blies.

Hinz, des ersten Schwiegervater,
Sang darein erbärmlich schön.
Und zween abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beyzustehn.

Itzo tanzen alle Katzen,
Poltern, lermen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Stecken
In den finstern Saal hinein,
Schlägt um sich, sie zu erschrecken,
Schmeisset einen Spiegel ein.

Stolpert über ein'ge Spähne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwo Reihen Zähne.
Blinder Eifer schadet nur.

Welch ein Geschwätz! Wie platt, wie niedrig, wie umständlich wird hier ein Katzenfest in sieben Strophen beschrieben! und dennoch geht die Fabel erst mit der siebenten Strophe an. Ja die Moral wäre eben so gut gefolgt, wenn nur eine einzige Katze im Hause geheult hätte. Wozu treibt man denn den ganzen „Schwarm geschwänzter Gäste" von den Dächern zusammen?

Die XIX. Fabel des 2. Buchs.

Die Fische.

Der Hochmuth kam einmal ins Meer,
Und fuhr den Fischen in die Köpfe;
Es war vom Blackfisch bis zum Stör
Kein so geringes Seegeschöpfe,
Es wünschte was zu seyn; des Fischmonarchen Haus
War damals voller Supplicanten;
Die meisten würkten sich besondre Titel aus,
Darinnen sie sich selbst verkannten.
Dem Krampffisch kam der Rang zu allerletzt im Sinn,
Er schwamm zum Wallfisch hin, und klagte nach der Länge,
Daß Krampffisch schlechtweg künftighin
Ein Bischen zu verächtlich klänge;
Drum möcht' er gern was mehrers seyn.
Der König willigte auch drein;
Doch, daß der Fisch die Ursach sage,
Warum ihn dieser Ehrgeiz plage?
Das ist, versetzt der Fisch, nicht schwer.
Wenn Ihro Majestät mich auch zu was ernennen,
So werd' ich künftighin, gleich andern in dem Meer,
Mit Ehren müßig gehen können.

Diese Fabel ist sonst nicht übel erzählt; aber warum hat der Dichter eben Fische zu dieser Erdichtung gewählt? und warum ließ sich der König der Fische eben mit dem Krampffische, welchem der Ehrgeiz erst zu allerletzt einfiel, in dieses Gespräch ein? Was

hatte der Krampffisch vorher zu thun, daß er sich so sehr sehnt, mit Ehren müßig gehen zu können? Dergleichen sind noch die 24. Fabel des ersten Buchs „das Mäusebegängniß" u. a. m.

Jedoch wozu nützt es, unsere Leser mehr mit den schlechten Stücken dieses Dichters bekannt zu machen? Sie sind allzu niedrig, als daß sie dem guten Geschmacke schaden können. Sie stehen überdem neben eben so viel vortrefflichen Stücken, daß man glaubt, in den Bildersaal eines reichen Mannes zu kommen, der nicht viel Beurtheilungskraft hat, und die Stücke eines Raphael neben schlechte Schmierereien ordnet. Man hat nur die Augen aufzuthun, um das Gute von dem Schlechten zu unterscheiden.

Wir müssen mit dem Kunstrichter, dessen Worte wir bereits angeführt, ausrufen: „Schade, daß dieser Dichter nicht in „einer Residenz lebt, oder keine poetische Freunde hat! Er würde „der beste Fabeldichter seines Volks werden können".

Dürfen wir den Hrn. Verf. ersuchen, unsere Erinnerungen bei einer neuen Auflage, welche ohne Zweifel bald erfolgen wird, in Betrachtung zu nehmen?

Der Anhang besteht aus einigen Oden und alcäischen Versen, die theils gereimt, theils auch reimlos sind. Sie zeigen aber alle, daß der Hr. Verf. zum Fabeldichter geboren sei.

משלי שועלים

d. i.

Fabeln der Füchse des berühmten Weisen Raby Berachja Hanakdan. Zum zweytenmale gedruckt in Berlin im Jahr 516, d. i. n. C. G. 1756. 62 S. in 8.

(aus der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 3. Stück 1. 1758. S. 73—78.)

Bei Gelegenheit der oben angezeigten Fabeln *) wollen wir unsern Lesern eine Seltenheit anzeigen, die gewiß den Wenigsten

*) Der von Lichtwer. Anmerk. des Herausg.

unter ihnen bekannt seyn wird. Unlängst ist zu Berlin, in der dasigen jüdischen Buchdruckerei, ein hebräisches Fabelbuch, unter obigem Titel, neu aufgelegt worden. Die Zeit, zu welcher der Verfasser desselben gelebt, ist eben so unbekannt, als die Ursache, warum er sein Fabelbuch eben „Fabeln der Füchse" genannt hat. So viel ist gewiß, daß er in den neuern Zeiten gelebt haben muß *), weil er die hebräische Sprache als eine todte Sprache behandelt hat, wie wir in der Folge zeigen werden. Gegenwärtige Ausgabe besteht aus 107 Stücken, größtentheils äsopischer Fabeln; doch sind auch einige neue Erfindungen darunter, die des griechischen Fabulisten nicht unwürdig sind. Ein gewisser Mönch **) ließ es sich einst einfallen, diese Fabeln von Wort zu Wort ins Lateinische zu übersetzen, und seine elende Übersetzung dem Texte gegenüber drucken zu lassen. Nichts konnte ungereimter seyn als dieser Einfall; und man müßte gar nicht wissen, was Poesie, viel weniger, was die neue hebräische Poesie ist, wenn man das Verdienst des Dichters aus dieser Übersetzung beurtheilen wollte. Wir wollen uns bemühen, unsern Lesern von diesem Dichter einen Begriff zu machen.

Das Sylbenmaaß, dessen sich die alten Hebräer in ihren Gedichten bedient haben, ist in neuern Zeiten so unbekannt geworden, daß man sogar an dessen Daseyn zu zweifeln angefangen hat. Der Augenschein überzeugt uns indessen von dem Gegentheile dieser Meinung. Denn ob man gleich die Regeln des Sylbenmaaßes nicht ergründen kann, so entdeckt man dennoch in allen Poesien der alten Hebräer einen vortrefflichen abgemessenen Wohlklang, der von dem freien oratorischen Numerus sehr weit unterschieden ist und unmöglich von Ungefähr entstanden seyn kann ***).

---

*) Wolf in seiner Bibliotheca hebraica T. I. S. 272. setzt ihn in den Anfang des 15ten Jahrhunderts, hernach aber in seinem Supplemente T. III. p. 165. mit mehrerer Wahrscheinlichkeit in den Anfang des 13ten Jahrhunderts nach C. G., weil dessen Sohn R. Elias Hanakdan bereits im Jahr nach C. G. 1334 die Berlinische Abschrift der Bibel vollendet habe.

**) Der Jesuit P. Melchior Hanel, dessen Übersetzung zu Prag 1661 in 8. gedruckt worden. Wir können Wolf's Urtheile ganz und gar nicht beistimmen, welcher sagt: versio elegans satis et idonea est.

***) Man lese hiervon Lowth de sacra poesi Hebraeorum, oder den Auszug davon in dem ersten Bande dieser Bibliothek (oben S. 174—176).

Indessen hat dieser Mangel eines sichern Sylbenmaaßes die neuern hebräischen Dichter verleitet, zu dem Reime ihre Zuflucht zu nehmen; ein Zierrath, welcher der hebräischen Sprache sehr fremd ist, und davon in den Schriften der ältern Hebräer gewiß keine Spuren anzutreffen sind. Man hat sogar nach dem Beispiele anderer orientalischen Völker prosaische witzige Schriften in Reimen abzufassen angefangen, und die Gedichte durch eine Art von neuerfundenem Sylbenmaaße unterschieden, welches einen außerordentlichen Zwang und wenig Harmonie mit sich führt.

Gegenwärtige Fabeln sind in gereimter Prosa, die Moral aber mehrentheils in der Art von Gedichten vorgetragen, die wir eben jetzt beschrieben.

Es war gewiß kein geringes Unternehmen, im Hebräischen Fabeln zu schreiben. Die guten hebräischen Schriftsteller erlauben sich in neuern Zeiten keinen Ausdruck, keine Redensart welche nicht in der heiligen Schrift ihre Autorität hat. Ja sie setzen eine Art von Schönheit darein (wie solches auch von einigen neuern lateinischen Schriftstellern geschehen ist), ganze Sentenzen aus den Alten in ihre Reden einzuflechten, und ihnen durch die Verbindung, in welcher sie stehen, eine ganz andere Bedeutung zu geben. Die Schwierigkeit war also, in den Gedichten der alten Hebräer, welche alle von der erhabensten Gattung sind, Redensarten zu finden, denen man eine naive, lachende und öfters scherzhafte Wendung geben könnte.

Unser Dichter hat dieses auf eine unnachahmliche Weise verrichtet. Die erhabensten Redensarten der Propheten erlangen unter seiner Feder einen gewissen familiären Ton, einen der Sprache der Thiere gemäßen Charakter, ein anmuthiges und öfters scherzhaftes Wesen, das sich eher fühlen als beschreiben läßt. Sein Vortrag ist lebhaft, voller Salz, mehrentheils kurz, etwas hart, aber sehr poetisch.

Wir würden uns der Thorheit des angeführten Mönchs schuldig machen, wenn wir einige von diesen Fabeln übersetzen wollten. Gewisse Schriftsteller wissen sich des Eigenthümlichen ihrer Sprache mit so vielem Vortheile zu bedienen, daß man sie schlechterdings in keine andere Sprache übersetzen kann, ohne sie ihres Schmuckes gänzlich zu berauben; und vielleicht gebührt unserm Dichter unter diesen Schriftstellern in dieser Absicht der erste Rang.

Als einen verlornen Versuch wollen wir indessen folgende

Fabel, welche im Hebräischen eine der kürzesten ist, ins Deutsche übersetzen. Die Erfindung ist unsers Wissens von dem Verfasser selbst. Sie ist

die XC. Fabel.

Die Fliege, der Ochs und Debora (die Biene).

„Eine Fliege spazierte auf dem Felde herum, und sah „einen Ochsen an den Pflug gespannt. Er ging seinen Weg „langsam fort, und zog Furchen den Acker lang. Sie flog hin „und setzte sich zwischen seine Hörner. Der Ochs wandelte un„gestört auf und nieder, und die Fliege saß ihm immer zwischen „den Hörnern. Muhme Debora, die sie von ungefähr erblickte, „stellte sich von ferne hin, zu sehen, was sie da machen werde, „und ob wohl der Ackersmann den ganzen Tag pflügen werde. „Endlich ruft sie ihr zu: wohnest du denn etwa hier zwischen „diesen Hörnern? was lagerst du dich zwischen diesen Gränzen? „Wisse, antwortete ihr die Fliege, das ganze Feld hier haben „wir, ich und der Ochs, heute durchpflügt. Thue es mir ein„mal nach, wenn du kannst. Wohlauf! wohlauf! Debora!

Die Moral. „Mancher Feige mischt sich unter Helden, „mancher Thor unter Weise. Er wohnt ihren Rathschlägen „und ihren Thaten nicht bei, aber er nimmt ihre Worte und „ihre Geberden an, und sagt: „wir Helden haben gethan, wir „Weise haben erfunden".

Wir erinnern unsere Leser nochmals, von dieser Übersetzung nicht auf die Urschrift zu schließen. Sie hat unendlich viel verloren. Die einzige Anspielung „wohlauf! wohlauf! Debora!" auf eine ähnliche Stelle im B. der Richter Cap. 5. v. 12. hat im Hebräischen eine Anmuth, die der deutsche Leser kaum bemerken kann.

Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre, durch alle Monate des Jahres. Die Frühlingsmonate. Hamburg und Leipzig, verlegt's G. Chr. Grund und Adam Heinrich Holle 1757. 344 S. in 8.

(aus der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 3. Stück 1. 1758. S. 96 – 106.)

In der Vorrede sagt der Verfasser: die Begierde, mit welcher das Publikum die vortrefflichen Betrachtungen des Hervey aufgenommen, habe ihn ermuntert, nach dem Exempel dieses Schriftstellers an dem Verstande und an dem Herzen seiner Mitbürger auf eine ähnliche Art zu arbeiten. Es sei eine ausgemachte Erfahrung, daß die größeste Anzahl der Menschen ein vorzügliches Vergnügen an den Gegenständen der Natur empfinde; und man habe also die Neigungen der Leser bereits auf seiner Seite, wenn man in diesen Materien arbeite. Allein man müsse die Einbildungskraft zu Hülfe nehmen, wenn man die Leser rühren, belustigen und auf eine angenehme Weise unterrichten wolle. Bei dieser Gelegenheit werden die düstern Weltweisen mit ihrem systematischen Vortrage wacker ausgefilzt. Denn man muß wissen, daß unsere neuern Schriftsteller witzig zu seyn glauben, wenn sie die Gründlichkeit verwerfen; sogar daß man kaum die Briefe einer Ninon von Lenclos ins Deutsche übersetzen kann, ohne in der Vorrede auf die systematische Lehrart zu schimpfen.

Unser Verf. glaubt, man sollte weder in der Sittenlehre, noch in der Physik demonstriren, weil die Erkenntniß, ohne Annehmlichkeit des Vortrags, gar zu mühsam und zu verdrießlich ist. Er habe also einen angenehmen Vortrag zu seinem Vorhaben gewählt. Laßt uns sehen, was unser Schriftsteller unter einem angenehmen Vortrag versteht. „Ich wünschte", sagt er, „zu schildern, und durch Hülfe aller Dichterkünste auf die Ein„bildungskraft, dieses so nützliche Vermögen der Seele, zu „wirken. Meine Arbeit mußte also das Ansehen eines Gedichts „annehmen; und um sie der Poesie so ähnlich zu machen, als „möglich wäre, schrieb ich selbst meinen Perioden, wo es ohne

„Zwang geschehen konnte, ein Sylbenmaaß vor; doch fand ich, „es nicht für gut, mich beständig daran zu binden".

Unsere Leser wissen nunmehr vermuthlich, was sie sich von unserm Verf. zu versprechen haben: Schilderungen gewisser Gegenstände nebst zufälligen Betrachtungen, in einer poetischen Prose, oder in einem prosaischen Gedichte, wie sich der Hr. Verf. auszudrücken beliebt; oder in einer ungelenken Prose, wie wir es nennen, die von halben und ganzen Hexametern strotzt und, mit so vielen langweiligen Beiwörtern belastet, schwerfällig einher stolpert, daß man ohne Angstschweiß kaum drei Perioden lesen kann.

Diese Art des „angenehmen Vortrags" droht seit einiger Zeit, die deutsche Prose gänzlich zu verderben. Wir haben schon moralische Abhandlungen, academische Reden, Predigten, Briefe, und wer weiß was sonst, in diesem Geschmacke zu lesen bekommen. Bald wird man im gemeinen Leben auch nicht mehr reden, sondern alles in halb gebrochenen Hexametern herausſingen wollen.

Damit unsere Leser selbst urtheilen können, wollen wir nur einige Perioden aus der angezeigten Schrift anführen, und zwar die ersten, die wir aufschlagen werden.

S. 9. „Schau, schon führet sie" (die Sonne) „über den „Erdkreis bessere Tage. — O! gewiß die bessern Tage! Noch „steigen sie selten über dir auf. Laß sich nicht den flüchtigen „Stern umsonst aus dicken Nebeln hervorarbeiten!" (O was muß die Zunge hier herausarbeiten!) „Noch dickere Nebel, schwerer „belastete Wolken und Schneegestöber werden den folgenden Tag „dir diesen frohen beseelenden Stern wieder verbergen". Welches Ohr ist geduldig genug, dergleichen Periode auszuhalten? Sollte man glauben, daß sich ein Mensch so weit vergehen könne, sie für wohlklingend zu halten? Was ist das: „geize mit den hei„ligen Stunden" u. s. w. — „der Geiz ist edel, und der kroch „unter den Thieren, der bloß war und verging"? Muß man nicht ein Ödipus seyn, um dieser Construction durch die Umkehrung ihre wahre Gestalt wiederzugeben? Was heißt das: „eine Sanduhr eröffnet Augen und Ohren"? was sind „süße Schauer des Schreckens"?

S. 80. „Schau, dort wartet auf dich (den Wollüstling), „auf seinem marmornen Tische, der silberne Topf, und dampfet „Gerüche aus der Pfeife. — Nun ertönet der donnernde Tisch,

„die silbernen Teller läuten zur Mahlzeit, die fliegenden Diener „tragen die dampfende Schüssel schon auf. Wirst du allein dieß „Opfer verzehren? Schau, dein Windspiel ladet sich ein: „schmeichelnd kömmt es herein, steht, schaut aufmerksam dich an, „und bewegt den wedelnden Schweif".

S. 193. Von dem goldenen, Weltalter. „Da wurden „nicht die Tiefen ihrer seltenen Bewohner beraubet, nicht aus „dem Himmel durch den Donner der Kunst, der in Fernen den „Tod hin versendet, die steigende Lerche, mitten in der Ent„zückung des Lobgesangs, heruntergeschlagen, nicht das flüchtige „zitternde Reh durch ein geflügeltes Bley im Laufe gestürzt, „nicht der indianische Herbst seiner Früchte beraubt, die die Weich„lichkeit auf fliegenden Schlössern von der Morgenröthe auf ihrer „wollüstigen Tafel versammelt". Welch eine gigantische Periode! was für kräftige Beiwörter: seltne Bewohner der Tiefen, Donner der Kunst, die steigende Lerche herunterschlagen, geflügeltes Blei, indianischer Herbst, fliegende Schlösser! Fliegende Schlösser! was sind das für Geschöpfe?

Mit diesen wenigen Exempeln dürfte es vermuthlich genug seyn, unsern Lesern von dieser neumodischen Schreibart einen Begriff zu machen, wenn sie irgend so glücklich seyn sollten, noch keine Schriften in diesem Geschmacke gelesen zu haben. Wir wollen uns bemühen, die Ursachen zu finden, warum dieser ungewöhnliche Numerus so rauh und unangenehm klinge.

Man schließt insgemein folgendergestalt: da das Sylbenmaaß in Versen so vollstimmig und so wohlklingend ist, so müßte auch die Prose desto harmonischer seyn, je näher sie der heroischen Versart käme, und je mehr man Gelegenheit nähme, ganze Verse, oder wenigstens die Schlußfälle derselben, in die Prose einzuflechten. Nichts ist betrüglicher als dieser Schluß. Man findet nach einiger Überlegung, daß die bewährtesten Kunstrichter nicht ohne Grund gewarnt haben, in Prose eine Periode einfließen zu lassen, die einem Verse ähnlich sieht.

Das Sylbenmaaß ist eine abgemessene Regel der Ordnung, die den Wohlklang auf den Gipfel der Vollkommenheit bringt, wenn sie durchgehends befolgt und genau beobachtet wird. Wird aber allzu oft von dieser Regel abgewichen, so dient sie viel mehr, uns den Mangel der Ordnung, als die Ordnung selbst fühlen zu lassen. Wenn eine Periode bis in die Hälfte nach einem richtigen Sylbenmaaße fortläuft, so ist es unsern Ohren eine

Marter, wenn sich die zweite Hälfte an keine Ordnung bindet und der Freiheit der Prose bedienen will. Es kömmt uns beinahe vor, als wenn ein Schauspieler, der in der Oper wahrgenommen, daß das Singen den Ausdruck der Leidenschaften öfters befördert, gewisse Stellen in einem Trauerspiele absingen, die übrigen aber hersagen wollte.

Das poetische Sylbenmaaß, und vornehmlich der Hexameter, erfordert einen etwas gesetzten und langsamen Ton. Er geht mit gemessenen Schritten feierlich, ernsthaft und majestätisch fort, dahingegen die Prose schon etwas freier, geschwinder und gleichsam ohne Tact ausgesprochen seyn will. Wirft man nun diese beide Gattungen auf's Gerathewohl durch einander, so müssen wir bald laufen, bald ernsthaft gehen, und bald hinken.

Bald geben wir der Aussprache ein Gewicht, indem uns das anscheinende Sylbenmaaß dazu berechtigt; bald aber finden wir uns betrogen, und fahren nachher desto nachlässiger fort, je weniger wir fähig sind, uns sogleich wieder in die gehörige Verfassung zu setzen. Nichts ist dem Ohre unerträglicher, als diese unregelmäßige Wiederkehr von abgemessener und freier, schwerfälliger und fließender Bewegung, davon die Seele weder das Vorhergegangene behalten, noch das Künftige mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen kann.

Einige gute Köpfe haben diese vermischte Schreibart gewählt, wenn sie Gedichte aus einer andern Sprache, und vornehmlich aus dem Engländischen, haben ins Deutsche übersetzen wollen; und bei einer solchen Gelegenheit ist sie weniger zu tadeln. Der Zwang eines richtigen Sylbenmaaßes verträgt sich selten mit den Pflichten einer guten Übersetzung; und man müßte öfters das ganze Wesen einer poetischen Periode verändern, wenn man ihr den freien und fließenden Schwung der Prose ertheilen wollte. Bei einigen Engländern geht dieses noch weit weniger an. Diese haben die Gewohnheit, daß sie alles bis auf die kleinsten Züge ausmalen, und ihre Gedichte mit einer großen Menge Beiwörter anfüllen. Man muß wenigstens den größten Theil derselben mit übersetzen, wenn man der Urkunde treu bleiben will; und wie geht dieses an, ohne der ungebundenen Schreibart die Flüssigkeit zu benehmen, die ihr eigen ist? Man hat also aus Noth zu dieser vermischten Gattung seine Zuflucht nehmen müssen, die wirklich dasjenige ist, was der bürgerliche Edelmann des Molière verlangte: weder Verse noch Prose.

Man tadele dieſe Überſetzer nicht. Man empfehle ihnen nur, ſich in ihren Schranken zu halten und ſich, ſo viel möglich, dem Genie der deutſchen Sprache zu nähern, damit der deutſche Leſer zwar merke, er leſe überſetzte Gedichte, aber nicht in die Verſuchung gerathe zu zweifeln, ob er auch Deutſch leſe.

Wenn wir aber ſelbſt ſchreiben und nicht überſetzen wollen; wenn wir die Freiheit haben, unſere Gedanken mit dem Genie der Mutterſprache übereinſtimmend zu machen, und eine Art des Vortrags zu wählen, die für beide die bequemſte iſt; warum wollen wir uns in eine ſo unnatürliche Form zwingen, bei welcher gewiß weder die Schönheit der Gedanken, noch die Harmonie etwas gewinnt? Man will ſchildern, ſagt man, man will die Sprache der Einbildungskraft reden. Wohl! ſo hat denn die proſaiſche Beredſamkeit keine Gemälde, keine Erdichtungen, keine Einbildungskraft? Ohne einen Plato, einen Cicero, und andere große Geiſter des Alterthums anzuführen, haben nicht in neuern Zeiten ein Shaftesbury, ein Fénelon, ein Mosheim, ein Sulzer, ein Spalding die Sprache der Einbildungskraft in der allerwohlklingendſten Proſe geredet? Sind ihre Perioden deswegen ungelenk, holperig und rauh geworden, weil ſie die allervortrefflichſten Schilderungen vorzubringen hatten?

Wir haben uns wider unſere Gewohnheit allzu ſehr bei allgemeinen Betrachtungen aufgehalten. Jedoch der verderbte Geſchmack in der ungebundenen Schreibart hat ſeit einiger Zeit ſo ſehr überhand genommen, daß man nicht genug dawider eifern kann. Ehe noch die engländiſchen Schriften in Deutſchland ſo ſehr bekannt waren, wollten viele deutſche Schriften immer das Anſehen haben, als wenn ſie aus dem Franzöſiſchen überſetzt wären; und jetzt haben die vielen Überſetzungen aus dem Engländiſchen, womit wir zeither überſchwemmt worden, einen ganz entgegengeſetzten Geſchmack eingeführt. Das Schlimmſte dabei iſt, daß wir mehr geneigt ſind, uns das Tadelhafte der ausländiſchen Schriftſteller, als ihre Schönheiten zu eigen zu machen.

Es iſt Zeit, wieder auf unſern Schriftſteller zurückzukommen. Er hat außer dem angeführten Fehler noch die tadelhafte Gewohnheit, alles ohne Unterſchied verblümt ſagen zu wollen. Den gemeinſten Gedanken kleidet er öfters in einen Pomp ein, darunter man etwas Erhabenes vermuthen ſollte. Er ſagt z. B. S. 184. in der Note: „Hobbes ſpottete des Tages über, über „den Teufel, und brachte die Nächte in großer Angſt zu".

Dieſes iſt ein bekannter Vorwurf, dadurch man dieſen miſanthropiſchen Weltweiſen hat lächerlich zu machen geſucht. In dem Texte hingegen erſcheint eben dieſer Gedanke in einer ſo aufgeblaſenen Geſtalt, daß er das Spitzfindige verliert und kindiſch wird: „Alſo verlacht beym Tage ein Hobbes die Teufel, „aber die Nacht, die erſchreckliche Nacht! Welche Schauer und „Todesangſt ſchaffen ihm da die hölliſchen Geiſter, die er nicht „glaubet!“ u. ſ. w.

Von einem bekannten deutſchen Schriftſteller, der zu ſeiner Zeit, vielleicht ohne Verdienſt, die Bewunderung Deutſchlands auf ſich gezogen, hernach aber ſeinen Ruhm überlebt hat, ſagt unſer Verf. S. 264.: „Von Stufe zu Stufe ward der Götze „herunter geſchleppt. Wie ringt er gegen den Tod, und ſchaut „mit Sehnſucht nach der Höhe zurück, von der man ihn riß, „und kämpft und ſtämmet die Füße gegen den Rand des Ab„grunds, wohin man ihn zieht! Vergebens ſucht er Zuflucht „in den Schulen; die Schulen ſpeyen ihn aus“ u. ſ. w. Wie ekelhaft, wie kindiſch wird hier der kleine ſatyriſche Einfall unter der Folter gedehnt, und über ſeine natürlichen Gränzen hinaus gezerrt? Was mag das wohl heißen: aber noch ſchläft die tripolitaniſche Schöne? Antwort: noch hat ſich die Ranunkel nicht geöffnet. Dunkler ſinnreich kann man nicht ſeyn!

Die Begierde, zu malen und bilderreich zu reden, hat unſern Verf. öfters verleitet, Beiwörter zuſammenzuſetzen, die kein Ganzes ausmachen, und ſich zuweilen ſogar widerſprechen; z. B. S. 270.: „die ſteigende Höhe weinet Bäche, die, wie zitternde „Thränen, irrend herunter beben“. Welcher Unſinn! Alle Worte dieſer Periode malen, aber jedes einen andern Gegenſtand. S. 281.: „der Kreislauf der Dinge hatte die erhabenen Schul„tern der Berge nöthig, ihnen die ſchiffenden Laſten von Waſſern „zu vertrauen“. Was für ein widerſinniges Bild: die „erhabe„nen Schultern“, mit den „ſchiffenden Laſten von Waſſern“!

Jedoch man wird kaum eine Seite finden, wo nicht öfters die beſten Bilder durch die Häufung der Beiwörter entſtellt und ihrer natürlichen Schönheit beraubt worden wären. Wir haben nur diejenigen anführen wollen, die uns ganz von ungefähr in die Augen gefallen ſind.

Wir müſſen unſerm Verf. indeſſen Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Wenn man von der wunderlichen gezierten Schreibart abſtrahirt, ſo findet man in dieſer Schrift öfters ſchöne

Gemälde und Beschreibungen, nicht selten Betrachtungen, welche Funken von Genie verrathen; und sogar die Satyre wäre dem Verf. vielleicht gelungen, wenn er seine Gedanken so ausgedrückt hätte, wie er sie gedacht hat. Unter andern haben uns die Beschreibungen einer Aussicht an der Elbe, einer Feuersbrunst und eines bäurischen Leichenbegängnisses in dem Märzmonate, die Beschreibung des Landguts eines Geizigen im April, und die Beschreibung eines Gartens im Maimonat vorzüglich gefallen. Vielleicht sind noch einige Stellen darin anzutreffen, die gelobt zu werden verdienen. Allein wir müssen es gestehen, daß es uns nicht möglich gewesen ist, die ganze Schrift in der Folge durchzulesen. Wir möchten gern einige schöne Stellen hier anführen, aber die gezierte Schreibart ist uns zuwider; es geht uns wie einst Malherbes mit seinem Prediger.

Wir wünschen, daß der Hr. Verf. mit diesen Schilderungen fortfahren möge. Seine Absicht ist eine der löblichsten; und er hat wirklich Talente, sich in dem Felde, welches er betreten, mit Vortheil zu zeigen. Wir wünschten aber auch, daß er das gezwungene stolzirende Wesen in seiner Schreibart verließe, sich vor der Schwulst und vor der Begierde, allenthalben zu glänzen, hüte, und zugleich seine Beschreibungen und Gemälde mit einiger Fiction unterbreche, damit der Leser durch die Abwechselung auf eine angenehme Art unterhalten werde. Das Einerlei mißfällt uns allenthalben; und wenn Thomson gleich Stoff genug in den Gegenständen der Natur gefunden hatte, in vier Gesängen die Leser nicht zu ermüden, so zweifeln wir doch, ob es unser Verf. durch vier, nicht schwache Bände hindurch aushalten werde. Die Natur ist unerschöpflich an Schönheiten; es ist wahr: aber nicht derjenige, der sie beschreibt.

Georg Friedrich Meier's Auszug aus den Anfangsgründen aller schönen Künste und Wissenschaften. Halle bey Carl Hermann Hemmerde 1757. in 8°.

(aus der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 3. Stück 1. 1758. S. 130—138.)

Herr Prof. Meier fährt fort, sich um die Ästhetik des Hrn. Prof. Baumgarten zu Frankfurt an der Oder verdient zu machen. Er hat den theoretischen Theil derselben bereits vor neun Jahren, nach Anleitung eines Collegii, welches Hr. Prof. Baumgarten gelesen und demselben mitgetheilt, in drei Octavbänden in deutscher Sprache herausgegeben. Kurz darauf fing der Hr. Prof. Baumgarten an, eben dasselbe System in lateinischer Sprache herauszugeben. Er hat aber kaum das erste Hauptstück vollendet, welches er Aesthetica theoretica heuristica nennt; die Methodologie und Semiotik aber hat man bloß bei Hrn. Meier zu suchen, und bei beiden den practischen Theil der Ästhetik annoch zu erwarten.

Gegenwärtig liefert uns der Hr. Prof. Meier, zum Gebrauch öffentlicher Vorlesungen, einen kurzen Auszug aus seinen „Anfangsgründen"; da man es denn freilich für keinen Fehler halten kann, daß er die Beispiele weggelassen, und bloß die Hauptsätze angeführt, welche bei einem mündlichen Unterrichte zum Grunde gelegt werden können.

Wir finden bei diesem kleinen Werke nichts sonderlich zu erinnern, ergreifen aber die Gelegenheit, unsere Gedanken von der Ästhetik überhaupt, und von der Art, wie sie bisher ist abgehandelt worden, zu eröffnen. Vielleicht ist es zu vermessen, von der Einrichtung eines Werks zu urtheilen, welches noch nicht völlig ausgeführt ist; denn wenn wir gleich das Baumgarten'sche System nach des Hrn. Prof. Meier's Schriften beurtheilen wollten, so fehlt uns doch allezeit noch der practische Theil, ohne welchen man unmöglich das ganze System übersehen kann. Jedoch die Ästhetik hat schon so verschiedene Urtheile von Leuten, die sie verstanden und die sie nicht verstanden haben, erfahren müssen, daß es unsern Lesern vielleicht nicht unangenehm seyn dürfte, auch unsere Meinung von derselben zu erfahren. Es ergeht dieser herrlichen Wissenschaft, wie es der Messiade ergangen

ist: die Welt ist zu ungeduldig, das ganze Werk abzuwarten; man urtheilt von einem Theil auf das Ganze, man tadelt, vertheidigt, und rathet dem Verfasser; endlich ermangeln alle diese, vielleicht voreilige Betrachtungen doch nicht, ihren Nutzen zu haben.

Man müßte auf die Erfindung dieser Wissenschaft neidisch seyn oder sie nicht verstehen, wenn man an dem Nutzen und an der Vortrefflichkeit derselben zweifeln wollte. Die Verbesserung des Geschmacks und der untern Kräfte der Seele überhaupt ist für die schönen Wissenschaften, für die Sittenlehre, und vielleicht für alle Wissenschaften überhaupt, von allzu großer Wichtigkeit, als daß sie nicht einem Jeden in die Augen leuchten sollte. Wer nun überdem bemerkt, wie seicht, unbestimmt und gleichsam obenhin die größten Kunstrichter zu philosophiren pflegen, wenn sie von den Urtheilen ihres Geschmacks Grund anzeigen wollen und auf die ersten Grundsätze der schönen Erkenntniß zurückkommen; der kann es unserm Weltweisen nicht genug verdanken, daß er den philosophischen und systematischen Geist in eine Wissenschaft eingeführt hat, in welcher man nur zu schwatzen gewohnt war; und daß er uns richtige Erklärungen und gründliche Beweise, statt der sonst üblichen Umschreibungen und flüchtigen Räsonnements, geliefert hat.

Allein uns dünkt, daß der Erfinder dieser Wissenschaft der Welt nicht alles geliefert habe, was seine Erklärung des Wortes Ästhetik verspricht. Die Ästhetik soll eigentlich die Wissenschaft der schönen Erkenntniß überhaupt, die Theorie aller schönen Wissenschaften und Künste enthalten; alle Erklärungen und Lehrsätze derselben müssen daher so allgemein seyn, daß sie ohne Zwang auf jede schöne Kunst insbesondere angewendet werden können. Wenn man z. B. in der allgemeinen Ästhetik erklärt, was erhaben sei, so muß sich die Erklärung sowohl auf die erhabene Schreibart, als auf den erhabenen Contour in der Malerei und Bildhauerkunst, auf die erhabenen Gänge in der Musik, und auf die erhabene Bauart anwenden lassen; denn alle diese Künste haben ihren niedrigen, mittelmäßigen und erhabenen Styl. Erklärt man, was die Schönheit in den Gegenständen sei, so muß diese Erklärung einer allgemeinen algebraischen Formel gleichen, zu welcher man nur noch einige Bestimmungen hinzuzuthun hat, um die verschiedenen Arten der Schönheit in den Gedanken, in der Sprache, in den Figuren, Linien und

Bewegungen, und endlich in den Tönen und Farben näher erklären zu können. Dieses fordert man mit Recht von einer Ästhetik, von einer Theorie der Schönheit überhaupt.

Betrachtet man aber die Ästhetik des Hrn. Prof. Baumgarten, oder die Anfangsgründe des Hrn. Meier (denn die letztern sind nichts als eine weitläuftigere Ausführung der erstern), so scheint es, als wenn man bei der ganzen Einrichtung des Werks bloß die schönen Wissenschaften, d. i. die Poesie und Beredsamkeit, zum Augenmerke gehabt hätte. Nicht nur alle Beispiele sind aus diesen entlehnt (welches gewiß unschicklich ist, wenn die Grundsätze und Erklärungen allgemein seyn sollen), sondern der ansehnlichste Theil der abgehandelten Materien bezieht sich offenbar bloß auf die Poesie und Beredsamkeit; und wo die Erklärungen irgend ja allgemein sind, da zeigt es sich mehrentheils, daß sie nur in Absicht auf diese Gattung der schönen Erkenntniß die Fruchtbarkeit haben, welche man sich von den Erklärungen eines Baumgarten versprechen kann, in den übrigen schönen Künsten aber von keinen erheblichen Folgen sind.

Man glaube ja nicht, daß man nur die Natur der untern Kräfte zu untersuchen habe, um auf Folgerungen zu gelangen, die in allen schönen Künsten und Wissenschaften zu fruchtbaren Grundsätzen dienen können. Dieser Leitfaden führt uns nicht sehr weit. So wenig der Weltweise die Erscheinungen in der Natur, ohne Beispiele der Erfahrungen, bloß durch Schlüsse a priori errathen kann, eben so wenig kann er die Erscheinungen in der schönen Welt, wenn man sich so ausdrücken darf, ohne fleißige Beobachtungen ergründen. Der sicherste Weg allhier, so wie in der Naturlehre, ist dieser: man muß gewisse Erfahrungen annehmen, den Grund derselben allenfalls durch eine Hypothese erklären, alsdann diese Hypothese gegen Erfahrungen von einer ganz verschiedenen Gattung halten, und nur diejenigen Hypothesen, welche durchgehends Stich halten, für allgemeine Grundsätze annehmen; diese Grundsätze muß man endlich in der Naturlehre durch die Natur der Körper und der Bewegung, in der Ästhetik aber durch die Natur der untern Kräfte unserer Seele zu erklären suchen. Alsdann nur kann man hoffen, ein System aufzurichten, das mit der Natur und mit der Wahrheit übereinkömmt, und eben so gründlich als fruchtbar ist.

Versucht man dieses, so wird man erfahren, daß uns eine jede besondere Art der schönen Künste auf Entdeckungen leitet,

die sich nachher zwar mit einiger Veränderung auf alle Arten derselben anwenden lassen, auf welche uns aber weder die Vernunft, noch die fleißigste Beobachtung der übrigen Künste gebracht haben würde. Eine Anmerkung, die in der Musik z. B. klar und leicht zu machen ist, kann nach geschehener Reduction ihren Nutzen in der Baukunst und Malerei haben, ob sie gleich ohne diesen Kunstgriff der Erfindungskunst vielleicht niemals in derselben entdeckt worden wäre. So bringt uns die Beobachtung, daß diejenigen Laute, deren Schwingungen sich in leicht zu fassenden Verhältnissen ausdrücken lassen, wohlklingend, und im Gegentheile übellautend sind, auf die Entdeckung der Ursache, warum ein allzu sehr verschlungener Tanz, warum gothische Zierrathen an einem Gebäude, ob sie gleich einer gewissen Ordnung folgen, dennoch nicht gefallen können. Die Austheilung von Licht und Schatten in der Malerei führt uns auf die allgemeine Lehre von dem ästhetischen Lichte und dem ästhetischen Schatten, die in allen schönen Künsten und Wissenschaften von unsäglichem Nutzen sind, u. s. w.

Eine Ästhetik also, deren Grundsätze bloß entweder a priori geschlossen, oder bloß von der Poesie und Beredsamkeit abstrahirt worden sind, muß in Ansehung dessen, was sie hätte werden können, wenn man die Geheimnisse aller Künste zu Rathe gezogen hätte, ziemlich eingeschränkt und unfruchtbar seyn. Daß aber die Baumgarten'sche Ästhetik wirklich diese eingeschränkte Gränzen hat, ist gar nicht zu läugnen. Wir wollen die Hauptstücke der deutschen Ästhetik zu diesem Endzwecke vor uns nehmen, weil diese bis jetzt vollständiger ist als die lateinische.

Der erste Theil der Meier'schen Anfangsgründe handelt von den verschiedenen Arten der Schönheit der sinnlichen Erkenntniß. Allein man findet nichts anders erwähnt, als die Schönheit der Gedanken. Der Figuren, Linien, Bewegung, Töne und Farben wird mit keiner Sylbe gedacht; und alle Lehren und Grundsätze sind so vorgetragen, als wenn diese letzteren Schönheiten gar keinen Anspruch auf dieselben machen könnten. Die verschiedenen Grade des Styls, der ästhetische Reichthum, Größe und Würde, das sinnliche Leben u. s. w. sind nur in Absicht auf solche Schönheiten ausgeführt worden, welche vermittelst der Sprache ausgedrückt werden; und dieses sind die Poesie und die Beredsamkeit.

Der zweite Theil handelt von den sinnlichen Kräften der

Seele, und von ihrer Verbesserung. Dieser Theil ist zwar sehr philosophisch ausgeführt, allein er gehört theils zur Ethik, theils zur Psychologie. Die allgemeine Ästhetik setzt ihn viel mehr zum voraus, als daß sie sich aufhalten sollte, ihn zu lehren. Dieser Einwurf ist von keiner Erheblichkeit. Wir gestehen es gern; man kann aber so viel daraus ersehen, daß der zweite Theil nicht tiefer in die Geheimnisse der schönen Künste eindringe, als der erste.

In dem dritten Theile wird erstlich von schönen Begriffen, schönen Urtheilen und schönen Schlüssen gehandelt. Abermals nichts von den Künsten. Statt der Lehre von der ästhetischen Methode, welche hierauf folgt, hatten wir eine allgemeine Theorie der ästhetischen Ordnung erwartet, welche nicht nur auf die schöne Lehrart, sondern auch auf die Ordnung in der Baukunst, auf die Ordnung in der Malerei, so wie auf die Ordnung in der Musik muß angewendet werden können. Endlich folgt die Semiotik, oder die Lehre von der Bezeichnung der Gedanken. Allhier wird nun ausdrücklich bloß von willkührlichen Zeichen gehandelt. Kaum wird §. 711. 712. der natürlichen Zeichen mit einigen Worten gedacht, so fährt Hr. Meier schon §. 713. fort: „weil die Rede das vornehmste Zeichen schöner Gedanken ist, so „will ich bloß die Grundregeln festsetzen, nach welchen die Schön„heiten der Rede bestimmt werden müssen". Wir halten zwar die Rede für das vornehmste Zeichen der „Gedanken", aber nicht der „Schönheiten". Man übergeht unsers Erachtens den wichtigsten Theil der Semiotik, wenn man nicht auch ausführlich und fruchtbar von den natürlichen Zeichen der Schönheit, von ihrer Verbindung mit den willkührlichen, von ihren Gränzen in einer jeden Kunst u. s. w., insoweit sie zur allgemeinen theoretischen Ästhetik gehören, handeln will.

Alle diese Anmerkungen finden nur alsdann statt, wenn man die Ästhetik als die allgemeine Theorie aller schönen Wissenschaften und Künste angesehen wissen will. War aber die Absicht des Erfinders, bloß die allgemeine Theorie der Dichtkunst und Beredsamkeit zu schreiben, so kann man dieses Werk für eines von den wichtigsten unter den philosophischen Schriften halten, die Deutschland Ehre bringen. Die Weltweisheit macht dadurch eine neue Eroberung, und eignet sich einen ganzen Theil der menschlichen Erkenntniß zu, der man vorher den Namen Wissenschaft nicht geben konnte, ohne dieses Wort zu mißbrauchen.

Alle Liebhaber der schönen Wissenschaften wünschen ohne Zweifel dem Hrn. Prof. Baumgarten Gesundheit und Muße, annoch den „practischen Theil" hinzuzuthun, damit ein Anderer auf diesen Grund bauen und eine philosophische Poetik und Rhetorik verfertigen könne, in welcher die Erklärungen eben so bestimmt, die Beweise eben so überzeugend und so bündig wären, als man sie in allen übrigen Theilen der Weltweisheit zu finden gewohnt ist.

Das Recht der Vernunft, in fünf Büchern, von M. G. Lichtwer, Königl. Preuß. Hof- und Regierungs-Rath im Fürstenthum Halberstadt. Leipzig, verlegt's Bernhard Christoph Breitkopf 1758. 127 S. in 4°.

(aus der Bibliothek der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 3. Stück 2. 1758. S. 263—280.)

Herr Lichtwer, der mit seinen Fabeln den Beifall der Kenner erworben, wagt sich jetzt in ein ander Feld, in das weitläuftige Feld des Lehrgedichtes, und trägt die wichtigsten Wahrheiten des Rechts der Natur und der Sittenlehre in der Sprache der Dichter vor.

Einige Kunstrichter scheinen Fabeln und Lehrgedichte für Werke von einerlei Art zu halten, weil beide moralische Gedichte sind. Es wird nöthig seyn, dieses Vorurtheil zu widerlegen, bevor wir fortfahren. Was ist eine Fabel? Der Vortrag einer allgemeinen Maxime, eines allgemeinen Lehrsatzes, auf eine einzelne schöne Erdichtung angewendet. Der Fabeldichter wählt also einen allgemeinen Satz; giebt dem Prädicat sowohl als dem Subject alle die Bestimmungen wieder, die der Weltweise davon abgesondert hat, und führt sie dadurch auf eine individuelle Begebenheit zurück. Diese Begebenheit verwandelt er in eine schöne Geschichte, die er in einen schönen Ausdruck einkleidet, und entweder dramatisch oder historisch vorträgt. Um die Beweise seines Satzes bekümmert er sich nicht. Das Exempel ist ihm Beweises genug.

Der didactische Dichter hingegen ist ein Weltweiser. Er trägt eine Menge Lehren, eine Menge Wahrheiten in ihrem Zusammenhange vor, unterstützt sie durch Gründe, erläutert sie durch Beispiele, und weiß den allerabgesondertsten Begriffen den Grad der Lebhaftigkeit zu geben, der zur schönen Erkenntniß erfordert wird. Die Fabel und das Lehrgedicht beschäftigen also ganz verschiedene Seelenkräfte, und erfordern ganz verschiedene Talente, die man selten bei einem Dichter in eben dem Grade antreffen wird. Ist ein großer Haller in dem Lehrgedichte vortrefflich, und in der Fabel nur mittelmäßig, so kann ein anderer Dichter um so viel eher in jener Art ein Muster seyn, und in dieser sich kaum über das Mittelmäßige erheben.

Unsere Leser mögen urtheilen, inwieweit diese Betrachtung auf unsern Dichter angewendet werden könne. Das Lehrgedicht ist die einzige Gattung, in welcher wir unsere Nachbarn, die Franzosen, übertreffen, und den Engländern gleich kommen. Die vortrefflichen Stücke, die wir von dieser Art besitzen, haben unsern Geschmack verwöhnt. Wir erwarten allenthalben den denkenden Kopf und den Dichter, und sind gewohnt, jeden Vers der strengsten Kritik zu unterwerfen.

Zwar übersieht man gern nach Horazens Rath einzelne Flecken in einem Gedichte, wenn sich die mehresten Stellen durch ungemeine Schönheiten auszeichnen. Wenn sich aber ein Gedicht nie über das Mittelmäßige erhebt, und die besten Stellen darin kaum etwas mehr als erträglich sind, so beleidigt uns der kleinste Fehler, die geringste Unrichtigkeit, die wir in einem bessern Gedichte kaum gemerkt haben würden.

Wenn unser Dichter auch die trockne Art von Lehrgedichten gewählt hat, in welcher man weniger große Schönheiten erwartet, so hätte er auch bedenken sollen, daß Lucrez nur alsdann trocken ist, wenn er die Spitzfindigkeiten des epikurischen Lehrgebäudes vorträgt; daß er aber öfters den Ton verändert, sein System verläßt, und seiner poetischen Ader den freien Lauf läßt; ja daß Lucrez die trocknen Stellen selbst durch Kürze und Deutlichkeit angenehm zu machen gewußt hat:

— — obscura de re tam lucida pango
Carmina, musaeo contingens cuncta lepore. (Lucr. lib. *IV.*)

Das Werk ist keines Auszuges fähig. Der Verf. hat, wie er in der Vorrede selbst erinnert, die Hauptlehren des natürlichen

Rechts nach den Begriffen des Freiherrn von Wolf vorzustellen sich bemüht; und also wäre ein Auszug davon nichts anders, als ein summarischer Begriff von den Lehren dieses Weltweisen, welches auch der vor dem Gedichte befindliche Inhalt wirklich geworden ist.

„Der systematischen Ordnung des Freiherrn von Wolf „überall zu folgen", erinnert der Verf. in der Vorrede, „verstat„teten die Gesetze der Dichtkunst nicht. Ich habe ein Lehrge„dicht und kein Compendium schreiben, vielweniger dergleichen „übersetzen wollen". Wir wünschten, daß der Hr. Verf. dieser systematischen Ordnung noch weit weniger gefolgt wäre. Die Ordnung des Weltweisen ist eben nicht die glücklichste, die der Dichter wählen kann. Die besondere Verknüpfung, in welcher der Weltweise die Wahrheiten vorträgt, verliert sich in der weiten Ausdehnung, die der Dichter den Lehren geben muß; und man muß immer die Augen auf den vorangesetzten Inhalt haben, wenn man den Faden nicht verlieren will, der den Dichter geführt hat. Ja vielleicht wäre der Dichter glücklicher gewesen, wenn er es gewagt hätte, auch die Kunstwörter seines Weltweisen öfters zu verlassen, und andere, vielleicht gleichgültige Wörter, die aber einer weit größern Schönheit fähig sind, an ihre Stelle zu setzen. Z. B. die Vollkommenheit ist ein sehr abgesonderter Begriff, der in der Wolfischen Philosophie unendlichen Nutzen hat. In der Dichtkunst hingegen hätten wir an der Stelle derselben die allgemeine Schönheit des Sokrates zu finden gewünscht, die einen weit poetischern Begriff mit sich führt, als die Vollkommenheit. Das ganze Werk wäre alsdann vielleicht von einem sokratischen Geiste belebt worden, der den trockensten Lehren einen ungemeinen Reiz beilegt.

Da wir also von dem Inhalte dieses Werks nichts sagen können, so wollen wir bloß die Poesie desselben beurtheilen. Es ist nicht zu läugnen, daß der Ton, der überhaupt in diesem Gedichte herrscht, trocken, öfters langweilig, und nicht selten seicht ist. Wir vermissen darin den Geist der didactischen Poesie, die mit inniger Überzeugung redet, beweist, vermahnt, rührt, und uns die Wahrheit nicht nur einsehen und annehmen, sondern auch fühlen und lieben läßt; und finden vielmehr überall ein frostiges Wesen, das mehr von dem vorgeschriebenen Inhalte, als von der Kraft der empfundenen Wahrheit scheint geleitet worden zu seyn. Die Wendungen sind gemein, die eingestreueten

Erdichtungen theils abgenutzt, theils übel zusammenhangend; und selbst der Ausdruck ist, überhaupt zu reden, schwach und unangenehm, da ihn doch unser Dichter in der äsopischen Fabel sehr in seiner Gewalt hat.

Wir werden wenige von den Stellen anführen, die ganz schlecht sind. Sie können unsern Lesern, wenn sie einigen Geschmack haben, nicht entwischen. Allein der größte Theil des Gedichtes besteht aus Versen, die dem ersten Anblicke nach untadelhaft scheinen sollten, die aber in der Folge nicht ohne Überdruß und Langeweile gelesen werden können. Sie gefallen uns nicht, ohne daß wir sogleich die Ursache wissen, warum sie nicht gefallen. Wenn wir sie auch noch so sorgfältig zergliedern, so finden wir, daß nur Kleinigkeiten daran auszusetzen sind. Ein nachläßiger Ausdruck, eine kleine Undeutlichkeit oder Unordnung in den Begriffen, eine schlechte Wahl in den Haupt- und Beiwörtern ist öfters alles, was man ihnen vorzurücken hat. Aber diese Kleinigkeiten sind unerträglich, wenn sie nicht durch größere Schönheiten gleichsam unsrer Aufmerksamkeit entzogen werden. Ein jeder Vers kann unter einer Menge von schönen Versen leidlich seyn; aber eine Menge von leidlichen Versen ist unerträglich, fast unerträglicher, als eine Menge von ganz schlechten Versen.

Stellen von dieser Art wollen wir aus unserm Gedichte anführen, und darüber urtheilen. Wir werden also strenge seyn, und dem Dichter nicht die geringste Kleinigkeit nachsehen. Nicht als ob an andern Stellen keine größeren Fehler zu finden wären, sondern weil diese von Jedermann eingesehen, jene aber zwar empfunden, doch öfters nicht ohne Nachdenken angezeigt werden können.

Der Anfang lautet:

> Das Recht, das mir befahl, Gott, mich und dich zu lieben,
> In die Natur gelegt, von ihr ins Herz geschrieben,
> Sey meiner Muse Lied!

Der erste Vers enthält den Inhalt des ganzen Gedichtes, die Liebe gegen Gott, gegen sich selbst und gegen seinen Nächsten; allein das mich und dich ist ungereimt. Mit wem redet der Dichter?

> In die Natur gelegt, von ihr ins Herz geschrieben.

Die Participia gelegt, geschrieben thun hier, nachdem die beziehende Partikel das vorhergegangen, eine schlechte Wirkung.

Hierauf folgt eine Art von Anrufung:

— — O du, des Himmels Kind,
Vernunft! du weißt allein, was meine Pflichten sind.
Die Wahrheit steckt in dir; du leitest mich, ich dringe
In den Zusammenhang und innern Bau der Dinge.
Dein Adel scheidet mich von halb beseeltem Vieh.
Du bist des Weisen Stab; wer dir folgt, irret nie.
Eröffne das Gesetz, das Gott nicht ändern können,
Und sage, was ich soll Gut oder Böse nennen.

„O du, des Himmels Kind, Vernunft!" der Dichter thut nicht wohl daran, daß er bloß die Vernunft anruft. In dem Lehrgedichte soll er zwar ein Priester dieser Gottheit seyn; er muß aber, mit dem Plato zu reden, auch den Huldgöttinnen opfern, wenn sie ihm ihre Reizungen nicht versagen sollen. „Du weißt allein, was meine Pflichten sind", — prosaisch. „Die Wahrheit steckt in dir"; steckt ist unedel, warum nicht lieber liegt? „Du leitest mich, ich dringe" u. s. w.; die Zuversicht, mit welcher der Dichter des Beistandes seiner Gottheit schon so gewiß zu seyn scheint, reimt sich nicht wohl mit der, einige Zeilen darauf folgenden Bitte: eröffne das Gesetz u. s. w. „Dein Adel scheidet mich von halb beseeltem Vieh"; dein Adel ist ein Flickwort. Warum nicht: du scheidest? „Du bist des Weisen Stab; wer dir folgt, irret nie"; zwei Begriffe, die mit einander streiten. Auf einen Stab kann man sich stützen, aber nicht ihm folgen. „Eröffne das Gesetz, das Gott nicht ändern können"; hat Gott das Gesetz, oder hat das Gesetz Gott nicht ändern können? Wir finden dergleichen unbestimmte Redensarten mehr in diesem Gedichte *).

Überhaupt bemerke man, wie schlecht die Gedanken in dieser Ausrufung zusammenhangen. Ein jeder Vers enthält einen andern Begriff; und man weiß nicht, wie der Dichter von

*) Z. B. S. 4. Es sah der Mensch das Licht, das längst in ihm gebrannt,
Und das vom Wahn umwölkt die Trägheit nicht erkannt.
S. 86. Der alten Götter Schaar ersetzt der Heilgen Zahl.
S. 95. Wie, oder lenkt die Welt, mein Unglück und mein Glück,
Ein unerbittliches, ein unbedingt Geschick?
S. 106. — — — die dir getreue Brust
Hat deine Hand durchbohrt.

einem auf den andern übergeht. Die natürliche Ordnung der Gedanken wäre ungefähr diese:

> O du Tochter des Himmels, göttliche Vernunft! die du den Menschen vom Viehe unterscheidest. Du bist die Führerinn des Weisen. Er gleitet nie, so lange er dir folgt. Komm! leite mich in den Zusammenhang und innern Bau der Dinge! Laß mich deine Tochter, die Wahrheit, darin erblicken. Lehre mich meine Pflichten kennen. Eröffne das ewige Gesetz, das dem Schöpfer selbst unveränderlich ist,
>
> Und sage, was ich soll Gut oder Böse nennen.

Dieser letzte Vers ist mit Einsicht geschrieben. Er enthält den Grund, warum der Dichter sein Werk das „Recht der Vernunft" und nicht die „Sittenlehre der Vernunft" genannt hat. Diese lehrt den Gebrauch der Begehrungskräfte, das Gute zu wählen, und das Böse zu fliehen; jenes aber betrachtet die Handlungen an sich selbst, insoweit sie gut oder böse sind. S. Wolfii Disc. praelim. §. 64. 68. Es lehrt im eigentlichen Verstande,

— — was ich soll gut oder böse nennen.

Vom Epikur urtheilt der Verfasser:

> Da tratest du auch auf, erhabner Epikur!
> Der Tugend ächter Freund, und Kenner der Natur.
> O daß dein scharfes Aug', aus dem die Wahrheit spielte,
> Den Geist, der in uns wohnt, nicht für vergänglich hielte.
> (S. 1.)

Man bemerke hier den ungereimten Halbvers: aus dem die Wahrheit spielte, wie nicht weniger den Gedanken: das Auge hielt den Geist für vergänglich.

Es ist billig, daß man das Andenken großer Leute, die ihr ganzes Leben der Wahrheit gewidmet, verehre, und sie bedaure, wenn sie das Unglück gehabt, das Opfer eines Trugschlusses zu werden; wenn aber der Dichter S. 9. sagt:

> Auch dem Spinosa selbst, der keine Gottheit glaubt,
> Zerrüttet doch die Kraft des Weines Herz und Haupt;

so sollte man glauben, Spinosa sei ein Schwelger gewesen; oder hat Spinosa die Ehre, daß der Dichter seinen Namen für einen Atheisten überhaupt nennt?

Die Participia gelegt, geschrieben thun hier, nachdem die beziehende Partikel das vorhergegangen, eine schlechte Wirkung.

Hierauf folgt eine Art von Anrufung:

— — O du, des Himmels Kind,
Vernunft! du weißt allein, was meine Pflichten sind.
Die Wahrheit steckt in dir; du leitest mich, ich dringe
In den Zusammenhang und innern Bau der Dinge.
Dein Adel scheidet mich von halb beseeltem Vieh.
Du bist des Weisen Stab; wer dir folgt, irret nie.
Eröffne das Gesetz, das Gott nicht ändern können,
Und sage, was ich soll Gut oder Böse nennen.

„O du, des Himmels Kind, Vernunft!" der Dichter thut nicht wohl daran, daß er bloß die Vernunft anruft. In dem Lehrgedichte soll er zwar ein Priester dieser Gottheit seyn; er muß aber, mit dem Plato zu reden, auch den Huldgöttinnen opfern, wenn sie ihm ihre Reizungen nicht versagen sollen. „Du weißt allein, was meine Pflichten sind", — prosaisch. „Die Wahrheit steckt in dir"; steckt ist unedel, warum nicht lieber liegt? „Du leitest mich, ich dringe" u. s. w.; die Zuversicht, mit welcher der Dichter des Beistandes seiner Gottheit schon so gewiß zu seyn scheint, reimt sich nicht wohl mit der, einige Zeilen darauf folgenden Bitte: eröffne das Gesetz u. s. w. „Dein Adel scheidet mich von halb beseeltem Vieh"; dein Adel ist ein Flickwort. Warum nicht: du scheidest? „Du bist des Weisen Stab; wer dir folgt, irret nie"; zwei Begriffe, die mit einander streiten. Auf einen Stab kann man sich stützen, aber nicht ihm folgen. „Eröffne das Gesetz, das Gott nicht ändern können"; hat Gott das Gesetz, oder hat das Gesetz Gott nicht ändern können? Wir finden dergleichen unbestimmte Redensarten mehr in diesem Gedichte *).

Überhaupt bemerke man, wie schlecht die Gedanken in dieser Ausrufung zusammenhangen. Ein jeder Vers enthält einen andern Begriff; und man weiß nicht, wie der Dichter von

*) Z. B. S. 4. Es sah der Mensch das Licht, das längst in ihm gebrannt,
Und das vom Wahn umwölkt die Trägheit nicht erkannt.
S. 86. Der alten Götter Schaar ersetzt der Heilgen Zahl.
S. 95. Wie, oder lenkt die Welt, mein Unglück und mein Glück,
Ein unerbittliches, ein unbedingt Geschick?
S. 106. — — — die dir getreue Brust
Hat deine Hand durchbohrt.

einem auf den andern übergeht. Die natürliche Ordnung der Gedanken wäre ungefähr diese:

> O du Tochter des Himmels, göttliche Vernunft! die du den Menschen vom Viehe unterscheidest. Du bist die Führerinn des Weisen. Er gleitet nie, so lange er dir folgt. Komm! leite mich in den Zusammenhang und innern Bau der Dinge! Laß mich deine Tochter, die Wahrheit, darin erblicken. Lehre mich meine Pflichten kennen. Eröffne das ewige Gesetz, das dem Schöpfer selbst unveränderlich ist,
>
> Und sage, was ich soll Gut oder Böse nennen.

Dieser letzte Vers ist mit Einsicht geschrieben. Er enthält den Grund, warum der Dichter sein Werk das „Recht der Vernunft" und nicht die „Sittenlehre der Vernunft" genannt hat. Diese lehrt den Gebrauch der Begehrungskräfte, das Gute zu wählen, und das Böse zu fliehen; jenes aber betrachtet die Handlungen an sich selbst, insoweit sie gut oder böse sind. S. Wolfii Disc. praelim. §. 64. 68. Es lehrt im eigentlichen Verstande,

> — — was ich soll gut oder böse nennen.

Vom Epikur urtheilt der Verfasser:

> Da trateſt du auch auf, erhabner Epikur!
> Der Tugend ächter Freund, und Kenner der Natur.
> O daß dein scharfes Aug', aus dem die Wahrheit spielte,
> Den Geist, der in uns wohnt, nicht für vergänglich hielte.
> (S. 1.)

Man bemerke hier den ungereimten Halbvers: aus dem die Wahrheit spielte, wie nicht weniger den Gedanken: das Auge hielt den Geist für vergänglich.

Es ist billig, daß man das Andenken großer Leute, die ihr ganzes Leben der Wahrheit gewidmet, verehre, und sie bedaure, wenn sie das Unglück gehabt, das Opfer eines Trugschlusses zu werden; wenn aber der Dichter S. 9. sagt:

> Auch dem Spinosa selbst, der keine Gottheit glaubt,
> Zerrüttet doch die Kraft des Weines Herz und Haupt;

so sollte man glauben, Spinosa sei ein Schwelger gewesen; oder hat Spinosa die Ehre, daß der Dichter seinen Namen für einen Atheisten überhaupt nennt?

Die Gemälde S. 6. und 7. von der Vollkommenheit und Unvollkommenheit sind nichts weniger als poetisch. Die Theile der Bilder stimmen nicht überein, der Einbildungskraft ein Ganzes vorzustellen. Bald ist die Vollkommenheit eine Person; sie ist

Schön durch die Harmonie genau vereinter Glieder,
Ihr holder Anblick ist's, der allen Schmerz erstickt,
Und den, der sie beschaut, mit reiner Lust erquickt;

plötzlich aber wird sie wieder zu einer Eigenschaft:

Was dich vermehrt, ist gut.

Von einer Person läßt sich doch wohl nicht sagen: was dich vermehrt?

Die Beschreibung der Unvollkommenheit macht noch weit weniger ein Bild aus. Sie ist ein „ungestalter Haufen von Dingen, die sich fliehn, und durch einander laufen", und hat ein „gräßliches Gesicht".

S. 13. scheint sich eine Stelle etwas von allen übrigen zu unterscheiden. Wir wollen sie mit kritischen Augen betrachten:

Längst vor dem Anbeginn der Welten und der Zeiten
Saß auf der Allmacht Thron der Herr der Ewigkeiten.
Die Weisheit stand vor ihm; entwickelt lag allhier
Der Dinge Möglichkeit, ihr Wesen, Gott! vor dir.
Der Zukunft dunkles Buch lag vor dir aufgeschlagen;
Du sahst der Menschen Thun, die noch im Nichtseyn lagen,
Und ihrer Werke Frucht, das Gut und Böse, war
In deinem Buch verfaßt, und dir, o Ewger! klar.
Und also war zugleich, schon vor der Zeiten Morgen,
Dir der Natur Gesetz und Ordnung unverborgen.

„Der Herr der Ewigkeiten" ist ein Ausdruck, den wir nicht gewagt hätten. Es kömmt Gott selbst eine Ewigkeit zu, über welche er nicht Herr ist. „Die Weisheit stand vor ihm"; der Dichter läßt diese Person müßig stehen. Der Dinge Wesen sah Gott nicht in ihr, sondern es *lag allhier entwickelt*. „Der Zukunft dunkles Buch lag vor dir aufgeschlagen"; also lag dieses Buch nur vor Gott *aufgeschlagen*? Kann denn der Inhalt eines Buchs nicht immer noch *dunkel* bleiben, wenn es auch *aufgeschlagen* ist? Ein anderes wäre es gewesen, wenn der Dichter gesagt hätte: „das versiegelte Buch der Zukunft lag vor Gott aufgeschlagen", oder: der Zukunft *dunkles* Buch war

für ihn aufgeschlossen. „Das Gut und Böse war dir, o Ewger! klar"; Ewger ist hier nicht das rechte Beiwort. Allwissender hat sich aber nicht in den Vers schicken wollen.

Die Beschreibung des Glücks S. 15. ist an und für sich zwar nicht zu tadeln:

Auf dünnen Fittigen fliegt, wie von ohngefähr,
Ein leichter Geist um uns, und in der Welt daher.
Ein Ball, den unter ihm behende Wirbel drehen,
Läßt ihn auf einem Ort nur selten stille stehen.
Er naht den Schlafenden, und weicht von dem zurück,
Der wachend nach ihm greift: sein Name heißt das Glück, u. s. w.

An dem Orte aber, wo diese Allegorie angebracht worden, thut sie die allerunglücklichste Wirkung. Der Dichter will hier mit dem Freiherrn von Wolf beweisen, daß die Glücks- und Unglücksfälle von Gott herkommen, und daß er sich derselben bediene, die guten Handlungen zu belohnen und die bösen zu bestrafen. Dieser Beweis muß daher geführt werden, weil die Glücksfälle aus dem zufälligen Zusammenflusse verschiedener Ursachen entstehen, welchen wir nicht haben vorhersehen können, den aber Gott von ewig her so, und nicht anders bestimmt hat. Macht man aber das Glück zu einer allegorischen Person, zu einem leichten Geiste u. s. w., so verschwindet der Schluß des Weltweisen, und der Dichter nimmt desselben Satz ohne Grund an. Umsonst sagt der Dichter S. 17.:

Der Kette dieser Welt, die Nebel uns umhüllen,
Flocht er (Gott) das Glück mit ein.

Das Glück ist ein eigensinniger Geist, kann man ihm einwerfen, der „von ohngefähr in der Welt herumflieget".

Die Episode S. 18. vom Herkules, dem die Tugend und die Wollust erschienen ist, hat unter den Händen des Dichters vieles von der Schönheit verloren, die sie beim Xenophon hat. Nachdem die Wollust ihre erste Anrede geendigt, fragt Herkules beim Xenophon: „o Frau! wie ist dein Name?" und sie antwortet: „meine Freunde nennen mich die Glückseligkeit; meine „Feinde und Verläumder aber nennen mich das Laster". Statt dieser vortrefflichen Wendung läßt sie unser Dichter, ohne gefragt zu werden, sagen:

Ich bin die Wollust selbst.

Die Tugend ist bei dem griechischen Schriftsteller eine bescheidene Rednerinn, die ihre Gegnerinn mit überzeugenden Gründen widerlegt, aber keine Beschimpfungen wider dieselbe ausstößt. Das einzige harte Wort, das ihr entfährt, ist: „o du Elende!" Unser Dichter aber läßt sie mehr keifen als überreden. Sie sagt S. 20. zum Herkules:

Das Weib, die mit dir sprach, und sich die Wollust nennet,
Die ist das Laster selbst, das kein Gesetze kennet.
Zur Hölle führt ihr Weg. Verzweiflung, Kummer, Hohn,
Und täglich neue Pein, ist ihrer Sclaven Lohn.
Man sieht sie Blinden gleich, von einem Pfuhl zum andern,
Besudelt und verstockt, zum sichern Tode wandern.

Die Wollust hat gesagt, sie wolle ihm ein süßes Leben ohne Kummer und Sorgen verschaffen. Die Tugend erwiedert, er würde nichts als Verzweiflung, Kummer, Hohn und täglich neue Pein bei ihr finden. Wenn keine von diesen Frauenzimmern Gründe anführen will, wem soll der junge Held glauben?

Indessen wird der Jüngling dennoch gerührt, wie der Dichter erzählt:

Und gieng den engen Pfad, wohin die Tugend führt;

„worauf die Tugend führt", hätten wir gesagt;

Warf Löwen unter sich, und ward durch Heldenthaten
Den großen Göttern gleich.

Wozu war es nöthig, uns zu erinnern, daß die Tugend des Herkules bloß darin bestanden, daß er Löwen bezwungen u. s. w.? Die Geschichte interessirt uns weit mehr, wenn wir bloß erfahren, Herkules sei tugendhaft geworden. Der Dichter thut die fromme Vermahnung hinzu:

— — O Menschen! Laßt euch rathen,
Und folget, wie der Held, der edlen Tugend Spur!
Ihr Gang ist die Vernunft, ihr Wandel ist Natur.

Was heißt das: „die Vernunft ist der Gang der Tugend, und die Natur ist ihr Wandel"?

Die Beschreibung des Verstandes im 2. Buche S. 29. ist eine von den schönen Stellen, die man in diesem Gedichte sehr suchen muß:

Der göttliche Verstand, das Eigenthum der Geister,
Der Überlegung Quell, der Wissenschaften Meister;

Geſchwinder als der Schall, und ſchneller als das Licht,
Durchläuft ſein Blick die Welt; die Erde faßt ihn nicht.
Er ſenkt ſich in die Tief', und von dem Grund der Meere
Steigt durch der Himmel Raum ſein Flug zur höchſten Sphäre,
Mißt fremder Sterne Bahn, und unſichtbaren Lauf,
Durchforſcht der Weſen End', und ſchwingt zu Gott ſich auf.
Kein Abgrund, kein Gebirg, ſetzt dem Verſtande Schranken;
Auch ſelbſt die Seelen ſind, du Schöpfer der Gedanken,
Nicht unſichtbar vor dir! u. ſ. w.

Alle Eigenſchaften, alle Fähigkeiten des Verſtandes werden hier mit einer philoſophiſchen Richtigkeit, aber dennoch poetiſch beſchrieben. Der Geiſt durchdringt den großen Bau der Welt, erforſcht ihren Endzweck, erhebt ſich dadurch zu Gott, und als „Schöpfer der Gedanken kann er auch die Natur der Seele „ſelbſt erkennen". Dieſer Begriff iſt neu und philoſophiſch.

Die Beſchreibung von der Weisheit S. 32. iſt eben ſo gut gerathen. Die von Wahn und Unwiſſenheit aber S. 28., und die von der Thorheit S. 33. ſind ſehr verunglückt. Von der letzten leſen wir folgende elende Verſe:

Hier herrſcht die Unordnung, und ein verkehrt Betragen.
Ohn' Abſicht ſpannt ein Thor die Pferde hintern Wagen,'
Sucht Reichthum und iſt faul; ſtreicht Gift auf ſeinen Schwär.
Sein Thun beſtätiget die Fabel von dem Bär *),
Der ſeinen Freund erſchlug, die Fliegen abzuwehren.

Noch eine erträgliche Stelle in dem 2. Buche S. 40.:

Du Lehrerinn der Welt, Erfahrung! Sporn der Blöden,
Wie überzeugend kann dein Mund zu Menſchen reden!
Beweiſe hätten nie den Tuſcier bewegt,
Dem Feinde zu verzeihn, der ſeinen Grimm erregt.
Die Fauſt, die vor ihm brennt, die ſtarrenden Gelenke,
Die überführen ihn, wie kühn ein Römer denke, u. ſ. w.

S. 44. Hier ſind ein Paar hochtrabende und recht ſchwülſtige Zeilen, die in dieſem Gedichte gewiß ſelten ſind, und angemerkt zu werden verdienen. Der Dichter vergleicht die Leidenſchaften mit muntern Pferden, die nur ſo lange gut ſind, ſo lange ſie kurz im Zügel gehalten werden;

*) La Fontaine P. III. Liv. 2. Fable X.

Wenn aber ihrem Zaum sie wütend sich entrissen;
So füllt ihr brausend Heer das Herz mit Finsternissen.
Es schwillt der Lüfte Strom, der den betrübten Geist
In das gethürmte Meer der bangen Unruh reißt.

Was für ein Chaos! „Die Pferde entreißen sich dem Zaume und füllen brausend das Herz mit Finsternissen. Der Strom der Lüfte schwillt auf, und reißt den betäubten Geist ins Meer der bangen Unruh". Wenn nun noch die Pferde mit ihren Finsternissen in den geschwollnen Strom stürzen werden, so mag sich der betäubte Geist in Acht nehmen!

Der Stand der Natur und der Unschuld sollte einem Dichter die wenigste Mühe machen, ihn schön zu beschreiben. Wir wollen sehen, wie ihn der Dichter schildert. S. 62. heißt es:

Enthüllt sah die Natur der erste Stamm der Welt;
Die Erd', ein Paradies, trug alles unbestellt.
Die Menschen brauchten nichts; der Büsche dichter Schatten
Bot ihnen Hütten an, die keinen Bauherrn hatten.
Die Erde war ihr Tisch; die Mahlzeit gab ein Baum,
Den Trunk ein heller Bach, der Wald zum Lager Raum,
Kein Frost, kein rauher Wind, erkältete die Glieder;
Der Menschen kleines Volk erkannte sich für Brüder,
Durchstrich in müß'ger Ruh Wald, Thal, Gebirg und Feld,
Schlief, scherzte, trank und aß. So gieng's der ersten Welt.

Ohne zu gedenken, daß sich eine vortheilhafte Beschreibung der fabelhaften güldnen Zeit nicht in das System paßt, das der Hr. Verf. vortragen will, und daß er selbst an einem andern Orte genöthigt ist, diesem Vorurtheile zu widersprechen; wollen wir nun untersuchen, wie die Theile dieser Beschreibung zusammenhangen. „Die Menschen brauchten nichts"; nichts? wozu trug denn „die Erde, ein Paradies, alles unbestellt"? — „Der Büsche dichter Schatten bot ihnen Hütten an"; der Schatten? er bot ihnen Hütten an; bietet er uns denn nicht noch welche an? „Hütten, die keinen Bauherrn hatten"; gar keinen? sie entstanden doch wohl nicht von ungefähr? „Der Wald (gab) zum Lager Raum"; nur den Raum gab er ihnen, und also keinen Schatten, keine Bedeckung. „Kein Frost, kein rauher Wind, erkältete die Glieder"; aber die Hitze konnte sie verzehren. Der Mensch strich in „müß'ger Ruh", also in keiner „geschäftigen Ruhe". „Schlief, scherzte, trank und aß, so gieng's der ersten Welt", u. s. w.; wir erinnern uns hier zweier Verse von Haller, die einen ähnlichen Gedanken enthalten:

Kein unzufriedner Sinn zankt sich mit seinem Glücke.
Man ißt, man schläft, man liebt, und danket dem Geschicke.

S. 65. sagt unser Dichter:

Ein See, den nichts bewegt, wird stinkend und verdirbt.

Was glaubt man wohl, daß er aus diesem Beispiele folgern will? irgend, daß der Mensch seine Gemüths- und Leibeskräfte üben soll? O nein! Man höre, wie unerwartet:

Verdorben ist der Mensch, der niemals was erwirbt.

Wir sind müde mehr zu kritisiren, und glauben, die angeführten Proben könnten allenfalls hinreichen, unsere Leser mit der Poesie in diesem Lehrgedichte etwas bekannt zu machen. Doch wir wollen nur noch ein kurzes Verzeichniß einiger offenbaren Ungereimtheiten anführen, die uns im währenden Durchlesen aufgestoßen sind. S. 8. findet man einen innern Wurm, der dem Menschen auf sauern Tritten nachfolgt. S. 14. liebt uns der Schöpfer „von Herzen" und hat ein „zärtliches Gemüthe." S. 17. „den ungezähmten Wahn, den die Vernunft nicht beugt, treibt Stock und Geißel an". S. 33. was heißt „das Wachs der Jugend drücken"? Antw. Die Jugend erziehen. S. 38. „der Elemente Stof"; vortrefflich! die Materie der einfachen Dinge! das ist noch mehr, als das Warum, das Warum. S. 45. „kein Elend beißt so sehr, das Freude nicht versüßt". S. 46. „quillt die wilde Regung aus einem düstern Grunde, verfinstert den Verstand, und haucht der Seele mit heißem Munde ein dunkles Bild vom Bösen und Guten ein". S. 60. schmückt sich der Morgen mit Gold und Rosen aus. S. 92. kniet ein Wurm. S. 110. ist es leicht Regeln zu geben, danach zu thun aber Centner schwer.

Wir haben auch noch von ungefähr einige schöne Zeilen angetroffen; S. 86.:

Kaum schlug der Wahrheit Strahl des Irrthums Dünste nieder,
So kam der Aberglaub' in andrer Kleidung wieder.
Der alten Götter Schaar ersetzt der Heil'gen Zahl,
Für Christen bindet Rom jetzt Ketzer an den Pfahl.
Ihn schützt geweihtes Wachs statt Lorbers vor dem Blitze,
Und heydnisch Fabelwerk weicht frommer Mönchen Witze.

Die Undeutlichkeit des dritten Verses ausgenommen, an die wir bereits oben erinnert, gehören diese Verse unter die besten im ganzen Gedichte.

Wir haben von der Zueignungsschrift in Versen an Se. Majestät, den König in Preußen, zu reden vergessen. Der Dichter hat das Wort Ode darüber setzen lassen; vielleicht weil sie in abgemessene Strophen, und in kürzere Verse eingetheilt ist, als das Lehrgedicht. Sie besteht aus vier Strophen, darunter folgende vielleicht die erträglichste ist:

O König! der die Menschen kennt,
Der seine Völker Kinder nennt,
Die Unschuld schützt, dem Unrecht wehret,
Und der, wie Gott, auch Bettler höret.
Auf den unwandelbaren Pflichten
Des Rechtes, die mein Buch berührt,
Beruht dein Recht, das uns regiert,
Und dein Gesetz, darnach wir richten.

Die Wendung ist in dieser Strophe ziemlich artig, aber der Reim scheint hier dem Dichter ungehorsam gewesen zu seyn. Er hat ihn verleitet, immer am Ende des Verses weniger zu sagen, als uns der Anfang desselben erwarten ließ. „O König! der die Menschen" — etwa beglückt? Nein: kennt; der seine Völker Kinder — nennt; „und der, wie Gott, auch Bettler" — glücklich macht? beschützt? nein: „höret". „Die Pflichten, die mein Buch" — poetisch ausführt? Nicht doch! berührt.

Wenn es uns erlaubt wäre, so wollten wir dem Hrn. Verf. unmaaßgeblich rathen, auf die Verbesserung dieses Lehrgedichts keine Zeit zu wenden. Das Ganze wird doch niemals mehr als sehr mittelmäßig werden. Wir wünschten vielmehr, daß er sich auf eine Gattung der Poesie einschränkte, in welcher er gezeigt hat, daß er Meisterstücke liefern kann; und daß er sich von dem Vorurtheile nicht blenden lasse, als müßte einem vortrefflichen Fabeldichter auch ein schönes Lehrgedicht gelingen.

A philosophical Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and Beautiful. London, printed for R. and I. Dodsley, in Pallmall MDCCLVII. 184 Seiten in 8°.

Das iſt:

Philoſophiſche Unterſuchung des Urſprungs unſerer Ideen vom Erhabenen und Schönen.

(aus der Bibliothek der ſchönen Wiſſ. und der fr. K. Bd. 3: Stück 2. 1758. S. 290—320.)

Die Theorie der menſchlichen Empfindungen und Leidenſchaften hat in den neuern Zeiten, da es mit den übrigen Theilen der Weltweisheit nicht mehr ſo recht fort will, die meiſten Progreſſen gemacht. Unſere Nachbaren, und beſonders die Engländer, gehen uns mit philoſophiſchen Beobachtungen der Natur vor; wir folgen ihnen mit unſern Vernunftſchlüſſen auf dem Fuße nach; und wenn es ſo fort geht, daß unſere Nachbaren beobachten und wir erklären, ſo können wir hoffen, mit der Zeit eine vollſtändige Theorie der Empfindungen zu bekommen, deren Nutzen in den ſchönen Wiſſenſchaften gewiß nicht geringe ſeyn wird. Nur muß ſich der Weltweiſe von den am allerſeltſamſten ſcheinenden Beobachtungen nicht abſchrecken laſſen, und nicht an der Möglichkeit verzweifeln, ſie aus pſychologiſchen Gründen zu erklären. Gegenwärtige Schrift enthält ſo viel neue und ſeltſame Bemerkungen, daß ſie einen unvorſichtigen Weltweiſen in Verſuchung führen können, an ihrer Wahrheit zu zweifeln oder ſein Syſtem fahren zu laſſen. Der ungenannte Herr Verfaſſer ſucht auch alle bekannte Syſteme niederzureißen. Allein ſeine Philoſophie ſcheint uns an vielen Orten nicht gründlich genug, und er, die Syſteme nicht recht unterſucht zu haben, die er zu widerlegen glaubt. Es wäre zu wünſchen, daß die Engländer ſo fleißig unſere Philoſophie ſtudirten, als wir ihre Beobachtungen zu Rathe ziehen. Von denjenigen, welche unſer Verf. gemacht hat, glauben wir, ſo hartnäckig ſie auch Anfangs ſcheinen mögen, daß ſie, von der rechten Seite angegriffen, ſich willig in das

Joch des Systems bequemen dürften. Unsere Absicht verstattet indessen nicht, diese Arbeit über uns zu nehmen. Wir überlassen sie vielmehr mit Vergnügen einer andern Feder, welche diese schöne Schrift, wie in dem Meßcatalogus angezeigt worden, bald in einer deutschen Übersetzung, mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt, liefern wird. Wir begnügen uns also mit einer kurzen Anzeige der merkwürdigen Dinge, die in dieser Schrift enthalten sind, ohne uns in irgend eine Untersuchung einzulassen.

Das erste Buch handelt von dem wesentlichen Unterschiede zwischen dem Erhabenen und dem Schönen. Die Neubegierde, sagt unser Verf, mischt sich bald mehr, bald weniger in alle Leidenschaften des Menschen. Ohne einen gewissen Grad der Neuheit kann kein Gegenstand weder Wohlgefallen, noch ein sonderliches Mißfallen in uns erregen. Da aber die Neubegierde zwar ein heftiger, aber doch ein leicht vorübergehender Trieb ist, so muß die Lust und Unlust hinzukommen, um unsere Neigungen dauerhafter, und die Gegenstände bald angenehm, bald unangenehm zu machen. Lust und Unlust aber hält er für einfache Begriffe, die sich nicht weiter erklären lassen.

Er widerlegt die Weltweisen, welche geglaubt haben, die Befreiung von einer Unlust sei als eine positive Lust, und die Beraubung einer Lust als eine positive Unlust zu betrachten; und beruft sich auf die Erfahrung, ob eine positive Lust sich nicht durch ganz andere Kennzeichen zu erkennen gebe, als diejenige, welche aus der Befreiung von einer Unlust entspringt. Wenn wir, heißt es, einem großen Unglücke entkommen sind, so zeigt sich in unsern Mienen nichts weniger als die Trunkenheit der Freude; sondern ein Erschüttern, eine Art von Schauer überfällt uns, die zwar angenehm ist, aber doch etwas von der Bitterkeit der Gefahr mit sich führt, der wir entronnen sind. Er nennt das positive Vergnügen pleasure; dasjenige hingegen, welches aus der Befreiung von einer Unlust entsteht, belegt er zum Unterschiede mit dem Namen delight; gesteht aber, daß der Gebrauch diesem letztern Worte nicht eigentlich diese Bedeutung bestimmt habe, und solches nur von ihm zu mehrerer Bequemlichkeit angenommen worden sei *).

*) Ein Deutscher würde dieser Neuerung überhoben seyn können; denn unsere Sprache hat ein Wort, welches diese Empfindung ausdrückt. Wir sagen: ich bin froh, daß es einmal vorüber ist, u. dgl.; wodurch

Gleichergestalt ist die Empfindung einer positiven Unlust von derjenigen, die aus der Beraubung eines angenehmen Gegenstandes entspringt, sehr weit unterschieden. Unter die Traurigkeit über die Abwesenheit eines Vergnügens mischt sich jederzeit eine Art von Vergnügen, welches aus dem Andenken des angenehmen Gegenstandes entspringt. Dieses Vergnügen gewinnt öfters die Oberhand in dem Affecte, und macht, daß uns unsere Schwermuth, unsere Traurigkeit selbst angenehmer ist, als andere wirklich belustigende Vorstellungen. Niemals aber wird sich ein Mensch eine Zeit lang von einer positiven Unlust quälen lassen, wenn er sich davon befreien kann. Der Engländer unterscheidet diese beiden Gattungen von Unlust durch pain und grief; der Deutsche würde sie durch Mißvergnügen und Traurigkeit geben.

Ferner werden die Leidenschaften überhaupt in solche, die auf die Selbsterhaltung, und in solche, welche auf das gesellschaftliche Leben abzielen, eingetheilt. Jene sind am heftigsten, wenn sie Schmerz, Gefahr und Tod zum Grunde haben; und der Verf. nennt einen Gegenstand erhaben, wenn er den Begriff von Schmerz und Gefahr, oder überhaupt entweder Schrecken, oder eine Bewegung, die mit dem Schrecken ähnliche Wirkungen hat, erregen kann; d. h., wie er es erklärt: wenn er geschickt ist, die heftigste Bewegung hervorzubringen, deren unser Gemüth fähig ist. Wenn diese Vorstellungen uns allzu nahe sind, so sind sie unangenehm; in einer gewissen Entfernung aber können sie angenehm werden. Die Ursache hiervon werden wir in der Folge hören.

Die Leidenschaften hingegen, welche auf das gesellschaftliche Leben abzielen, beziehen sich entweder auf das andere Geschlecht, und haben die Fortpflanzung zum Endzwecke; oder sie beziehen sich überhaupt auf alle Menschen und Thiere, und sogar auf leblose Dinge, mit welchen wir in einer Art von Gesellschaft leben. Diese gewähren mehrentheils ein sehr lebhaftes, entzückendes und heftiges Vergnügen. Der Mangel derselben aber erregt selten Mißvergnügen, und läßt uns oft in einer Art von

---

wir das Vergnügen ausdrücken, welches aus der Befreiung von einer Unlust entspringt. (S. Wolf's Psychol. emp. §. 855. Baumgarten's Met. ed. 4. §. 682.) Das Hauptwort müßte das Frohseyn, aber nicht, wie Wolf meint, die Fröhlichkeit heißen.

Gleichgültigkeit. Ja in den Fällen selbst, in welchen der Verlust eines Vergnügens Mißvergnügen erregt, ist dieses Mißvergnügen immer noch von dem wahren Schmerze unterschieden. Ein von Schmerz geplagter Mensch beklagt sich nicht so sehr über den Verlust der Gesundheit, als über das gegenwärtige unangenehme Gefühl. Ein Verliebter hingegen, der von dem Gegenstande seiner Liebe verlassen worden, beklagt sich mehr über den Verlust der angenehmen Empfindungen, die er entweder genossen oder zu genießen hoffte, als über einen gegenwärtigen Schmerz.

Bei derjenigen Leidenschaft, welche auf die Fortpflanzung des Geschlechts abzielt, bemerkt der Verf. einen Unterschied zwischen Menschen und Thieren. Die Thiere, welche dem Zuruf der Natur getreu folgen, werden bloß von einem dunkeln Triebe zu dem weiblichen Geschlechte gereizt. Es mischt sich in diese Empfindung kein Begriff von Schönheit. Denn wenn sie gleich den Weibchen ihres Geschlechts einen Vorzug geben; so glaubt der Verf. doch nicht, daß dieser Vorzug, wie Addison meint, einem Begriffe von Schönheit, sondern einer andern, ihm unbekannten Ursache zuzuschreiben sei, weil man nicht bemerkt, daß sie unter den Weibchen ihres Geschlechts irgend eine Wahl treffen. Bei dem Menschen hingegen mischt sich die Idee von vorzüglicher Schönheit unter die natürliche Empfindung, welche auf die Fortpflanzung seines Geschlechts abzielt.

Die Schönheit nennt der Hr. Verf. eine „gesellschaftliche Leidenschaft", weil wir uns sehnen, einen jeden Gegenstand, an welchem wir eine Schönheit wahrnehmen, näher um uns zu haben, und mit ihm gleichsam in Gesellschaft zu leben.

Die zweite Abtheilung der gesellschaftlichen Leidenschaften war das gesellschaftliche Leben mit Menschen und Thieren überhaupt. Der Verf. bemerkt, daß der allgemeine gesellschaftliche Umgang kein merkliches Vergnügen, wohl aber die Einsamkeit ein großes Mißvergnügen erregen kann. Hingegen kann der Umgang mit gewissen einzelnen Personen uns ein wahres Vergnügen gewähren; und dieses Vergnügen ist weit größer, als das Mißvergnügen über dessen Verlust.

Der Hr. Verf. zählt ferner zu den Wirkungen der gesellschaftlichen Leidenschaften die Sympathie, die Nachahmung und die Ehrliebe. Unter dem Worte Sympathie versteht er das Vermögen, uns an die Stelle einer andern Person zu setzen, und mit ihr zu fühlen, was ihr widerfährt. In dieser Ver-

fassung empfinden wir nicht nur die Leidenschaften einer andern Person, welche auf die Selbsterhaltung abzielen und welche, nach des Verf. Meinung, die Quelle des Erhabenen sind; sondern auch ihre gesellschaftlichen Leidenschaften, aus welchen das lebhafteste Vergnügen entspringt. Die Wirkungen der Sympathie aber sind in allen Fällen angenehm. Wir lesen die Geschichte von dem Untergange grosser Staaten, von den Unglücksfällen tugendhafter Leute, wenn sie auch keine Erdichtungen sind, mit vielem Vergnügen. Ja öfters ziehen sie uns mehr an sich, als die Geschichte von ihrem Glücksstande und Wohlergehen. Das Schrecken ist angenehm, wenn es nicht allzu nahe ist; und das Mitleiden wird allezeit von einem Vergnügen begleitet, weil es aus Liebe und gesellschaftlichen Neigungen entspringt.

Die nachahmenden Künste mögen der Natur noch so nahe kommen, so ist das Vergnügen, welches sie gewähren, dennoch so lebhaft nicht, als das sympathetische Vergnügen, das aus einer wahren Begebenheit entspringt. Wenn jetzt das allervortrefflichste Trauerspiel aufgeführt werden soll, und das Volk hört, man sei im Begriffe, in jener Straße einen Staatsverbrecher von hohem Stande zu richten; so wird es gewiß hinlaufen, und das wirkliche Schauspiel dem nachgeahmten vorziehen. Der Hr. Verf. bemerkt mit Recht, es sei ein Unterschied zwischen: eine Sache mit Vergnügen thun, oder mit Vergnügen ansehn, wenn sie geschehn ist. Kein Mensch ist so verderbt, daß er den Untergang einer großen volkreichen Stadt mit Vergnügen verursachen sollte; aber der Tugendhafteste wird begierig seyn, wenn sie untergegangen ist, die Ruinen zu sehn.

Von dem Wohlgefallen an der Nachahmung redet unser Verf. ziemlich seicht. Er glaubt es ebenfalls der Sympathie zuschreiben zu können. Wir fühlen nicht nur gern, sagt er, was Andere fühlen, sondern wir thun auch gern nach, was sie gethan haben. In der Folge nimmt er seine Zuflucht zu der Endabsicht, als wenn diese so schlechterdings die Stelle der wirkenden Ursache vertreten könnte.

Endlich glaubt der Hr. Verf., die Ambition sei die Ursache, warum wir uns nicht nur bestreben, Andern nachzuahmen, sondern auch, es Andern zuvor zu thun und sie alle zu übertreffen. Diese Ambition scheint von ihm als eine ursprüngliche Eigenschaft der Seele angenommen zu werden, indem er abermals die

Endabsicht derselben anzeigt, ohne sich zu bekümmern, wie sie aus der Natur der Seele fließe.

Der 2te Theil handelt von den Ursachen und Wirkungen des Erhabenen. Was von Natur groß und erhaben ist, erregt, wenn seine Wirkung am heftigsten ist, ein Erstaunen. Wir erstarren gleichsam, alle unsere Bewegungen hören plötzlich auf, und wir sind ganz voll von unserm Gegenstande. Niedrigere Grade hiervon sind Bewunderung, Ehrfurcht und Hochachtung. Alles, was schrecklich oder fürchterlich ist, kann den Begriff des Erhabenen erregen. Kleine, unansehnliche Dinge sind öfters erhaben, weil sie schrecklich sind; und die größten Gegenstände werden weit erhabener, wenn sie zugleich schrecklich sind. So ist die See erhabener, als eine Ebene von eben der Ausdehnung. Die Dunkelheit befördert das Erhabene, weil sie fürchterlich ist. Alle Tempel der heidnischen Gottheiten waren dunkel; und die Gottheiten selbst wurden, wie noch jetzt von den Amerikanern geschieht, an den dunkelsten Örtern aufgestellt. In der Malerei, glaubt unser Verf., werden die Gemälde deutlicher geschildert, als in der Poesie. Es fällt der Einbildungskraft schwer, die Theile eines Gegenstandes, welcher durch Worte beschrieben wird, gehörig zu ordnen; und eben dieser Dunkelheit der Beschreibungen, behauptet der Verf., sei es zuzuschreiben, daß die Poesie weit heftiger die Leidenschaften rege macht, als die Malerei. Er widerlegt bei dieser Gelegenheit den Abt Dubos, der aus folgender Stelle des Horaz:

> Segnius irritant animos demissa per aures,
> Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus —

den Vorzug der Malerei vor der Poesie in Erregung der Leidenschaften beweisen zu können glaubt.

Alles, was den Begriff einer Privation mit sich führt, ist fürchterlich und deswegen erhaben, als: ein leerer Platz, Finsterniß, Einsamkeit, Stille u. s. w.; welches durch eine Stelle aus dem Virgil erläutert wird.

Eine ungemeine Größe ist gleichfalls eine mächtige Ursache des Erhabenen. Jedoch rührt uns eine große Ausdehnung in die Länge nicht so sehr, als eben dieselbe Ausdehnung in die Höhe; und diese vielleicht nicht so sehr, als eine Tiefe von eben der Ausmessung.

Das Unendliche erfüllt unſere Seele mit der Art von Schaudern, welches dem Erhabenen ſo eigen iſt. Da aber nichts Unendliches in unſere Sinne fällt, ſo vertritt dasjenige, deſſen Gränzen wir nicht wahrnehmen, bei uns die Stelle des wirklich Unendlichen. Wenn unſere Einbildungskraft keine Schranken findet, welche ſie ſtill zu ſtehen nöthigen, ſo ſetzt ſie den Begriff des Gegenſtandes immer weiter fort, und geräth dadurch auf die Vorſtellung des Unendlichen. Ja wenn ein Begriff öfter wiederholt worden iſt, ſo fährt die Seele fort, denſelben zu wiederholen, wenn gleich die äußerliche Urſache zu wirken aufgehört hat. Wenn wir uns eine Zeit lang um uns ſelbſt gedrehet haben, ſo ſcheinen ſich die Gegenſtände noch zu bewegen, wenn wir gleich ſtille ſitzen. Wenn wir einen Waſſerfall rauſchen, oder mit einem Hammer haben ſchlagen hören, ſo iſt der Schall immer noch in unſrer Einbildungskraft gegenwärtig, ob er gleich von außen aufgehört hat; bis er nach und nach ſchwächer wird und endlich verſchwindet. Wenn wir eine lange Stange gerade vor den Augen halten, ſo ſcheint ſie uns von einer unglaublichen Länge zu ſeyn.

Die „Einförmigkeit in der Folge" befördert die Vorſtellung des Unendlichen. Die Folge auf oder neben einander macht, daß die Einbildungskraft fortfahren kann; und die Einförmigkeit, daß ſie nirgend Schranken findet, nirgend unterbrochen wird.

Durch die Anwendung dieſes Grundſatzes auf die Baukunſt beurtheilt der Verf. die Bauart der alten heidniſchen Tempel, welche gemeiniglich von außen ein längliches Viereck vorſtellten, und von jeder Seite mit einer Reihe einförmiger Säulen verſehen waren; und giebt ihnen den Vorzug vor der neuern Art, den Kirchen die Geſtalt eines Kreuzes zu geben.

Ein kleines Gebäude mißfällt, nach den Gedanken unſers Verf., weil die Einbildungskraft auf nichts Unendliches geführt wird. Ein allzu großes Gebäude aber mißfällt eben ſo ſehr. Die Erklärung, welche der Verf. in dem 12. Abſchnitte von dieſer Erſcheinung giebt, iſt ziemlich geſucht.

Warum iſt der Frühling die angenehmſte Jahreszeit? warum gefällt ein junges Thier mehr, als ein erwachſenes? warum gefallen öfters unvollendete Riſſe mehr als vollendete? Aus keiner andern Urſache, glaubt der Verf., als weil ſich die Einbildungskraft dabei mehr verſpricht, als ſie vor ſich hat, und dadurch gleichſam auf den Begriff des Unendlichen geführt wird.

Eine große Pracht, oder die Verschwendung glänzender und prächtiger Dinge, ist eine Quelle des Erhabenen. Die Sterne am Himmel führen, so oft wir sie auch betrachten, etwas Großes und Erhabenes mit sich. Die Unordnung, mit welcher sie ausgestreut zu seyn scheinen, zeigt nicht nur eine Art von Verschwendung an; sondern sie macht auch, daß sie nicht gezählt werden können, und die Einbildungskraft auf das Unendliche führen.

Das Licht kann nicht anders den Begriff des Erhabenen erwecken, als wenn es in großer Masse, wie z. B. die Sonne, in großer Geschwindigkeit, wie z. B. der Blitz, oder endlich durch einen plötzlichen Übergang aus der Finsterniß heftiger als gewöhnlich in die Sinne wirkt. Die Finsterniß hingegen ist weit fruchtbarer an erhabenen Vorstellungen.

Erhabene Gebäude müssen dunkel seyn: 1) weil die Dunkelheit an sich selbst, vermöge der Erfahrung, stärker rührt als das Licht, und 2) damit der schnelle Übergang aus der hellen Luft in das dunkle Gebäude die Sinne stark rühre und den Begriff des Erhabenen erzeuge. Des Nachts thun die erleuchteten Zimmer, aus eben der Ursache, eine sehr gute Wirkung.

Die hellen Farben sind zwar angenehm, aber nicht so erhaben, als die dunkeln. Der heitere Himmel ist nicht so erhaben, als der trübe und mit Wolken überzogene. Die Nacht ist feierlich, und größer als der Tag. Die Materialien und Verzierungen der erhabenen Gebäude müssen nicht mit hellen und glänzenden Farben, sondern schwarz, braun oder dunkelpurpurn angestrichen werden. Vergoldung, mosaische Arbeit und Bildsäulen tragen sehr wenig bei zu der Erhabenheit eines Gebäudes.

In Ansehung der Töne bemerkt der Verf., daß ein starker und lauter Schall, ein plötzlicher Anfang, eine unvermuthete Unterbrechung, und endlich ein niedriger, zitternder und öfters unterbrochener Laut den Begriff des Erhabenen erzeugen. Die Ursache der letztern Erscheinung ist die Unwissenheit, in welcher wir uns befinden, wenn der Ton bald zittert, bald nachläßt, bald wieder anfängt. Diese Ungewißheit ist uns eben so ängstlich in Ansehung des Schalles, als in Ansehung des Lichts; welches durch Exempel bestätigt wird. Endlich ist das Geschrei der wilden Thiere zu dem Erhabenen in den Tönen zu rechnen, weil unsere Einbildungskraft mit der Vorstellung dieses Geschreies eine Art von Furcht verknüpft hat.

Sowohl der Geruch als der Geschmack haben an und für sich einen sehr geringen Antheil an erhabenen Begriffen. Indessen räumt ihnen der Hr. Verf. dennoch eine sehr gute Wirkung in der Dichtkunst ein, und bestätigt seine Meinung durch Beispiele.

Das Gefühl führt nichts Erhabenes bei sich, außer dem Schmerze, wohin auch Arbeit, Mühe, Angst, Qual u. dgl. zu rechnen ist. Jedoch dieses erhellt bereits aus dem Vorhergehenden.

Der 3te Theil handelt von den Ursachen und Wirkungen der Schönheit. Wir übergehen hier einige Abschnitte, in welchen der Hr. Verf. zu beweisen sucht, daß weder die Proportion, noch die Nützlichkeit (fitness), noch die Vollkommenheit die Ursache der Schönheit sei; und daß man den Begriff der Schönheit nicht füglich auf die Tugend anwenden könne. Die Philosophie des Hrn. Verf. scheint uns an diesem Orte am wenigsten gründlich zu seyn. Wir würden seine Scheingründe nicht anführen können, ohne sie zu widerlegen; und eine förmliche Widerlegung verbietet uns der Raum.

Nach des Hrn. Verf. Meinung ist die Schönheit nichts anders, als some merely sensible quality (wir wollen diese Worte nicht übersetzen; Leser, die der engländischen Sprache nicht kundig sind, können versichert seyn, daß ihnen diese Worte durch die Verdeutschung nicht deutlicher seyn würden), welche vermittelst der Sinne auf eine mechanische Weise in die Seele wirkt. Er will also die Eigenschaften der Dinge durchgehen, von welchen die Erfahrung lehrt, daß sie den Begriff der Schönheit, die Liebe und Zuneigung erregen können. Wir wollen ihm in dieser Untersuchung folgen.

Schöne Gegenstände sind klein. Dieses bezeugt einigermaßen der Diminutivus, mit welchem man fast in allen Sprachen die Dinge benennt, die schön sind. Kleine Vögel, kleine Thiere sind schöner als große. Man wird selten sagen hören, daß ein Ding groß und schön sei, sondern mehrentheils: groß und häßlich. Hierin unterscheidet sich das Schöne von dem Erhabenen. Das Erhabene ist groß und schrecklich, das Schöne klein, niedlich und angenehm.

Schöne Gegenstände sind glatt. Alles, was rauh und uneben ist, oder dessen Fläche von spitzigen Winkeln unterbrochen wird, mißfällt, und wenn es auch sonst noch so gut gebildet ist. Die Glätte ist eine Haupteigenschaft des Schönen.

Indessen müssen die Theile eines schönen Gegenstandes nicht

in einer geraden Linie fortgehen, ſondern allmälig von ihrer vorigen Richtung abweichen. Das Auge muß nirgend einen Winkel, nirgend eine plötzliche Abweichung entdecken, ſondern die ganze Linie mit ihren Abweichungen ohne Hinderniß durchlaufen können, und den Punkt vermiſſen, wo die Abweichung angefangen oder aufgehört hat. (Dieſes iſt die Wellenlinie Hogarth's.)

Die ſchönen Gegenſtände müſſen auch niedlich (delicate) ſeyn. Die Niedlichkeit gefällt, und wenn ſie auch einen Anſchein von Schwachheit mit ſich führt. Der Weinſtock, der Myrthenbaum, das Veilchen iſt ſchön; die Eiche, die Eſche und der Ulmbaum ſind majeſtätiſch, ehrwürdig, aber nicht im eigentlichen Verſtande ſchön. Eben alſo verhält es ſich mit den Thieren. Das ſchöne Geſchlecht wird durch einen Anſchein von Zärtlichkeit, von Schwächlichkeit, und ſogar von einiger Furchtſamkeit deſto liebenswürdiger.

Die Farben der ſchönen Gegenſtände müſſen 1) nicht dunkel und ſchmutzig, ſondern hell und rein ſeyn; 2) nicht allzu ſtark glänzen, ſondern gemilderte Strahlen von ſich werfen. 3) Wenn ſie aber ſtark glänzen, ſo müſſen ſie mit andern, abſtechenden Farben untermiſcht ſeyn, damit die allzu heftige Wirkung unterbrochen werde.

Die Geſichtsbildung iſt das Vornehmſte bei der Schönheit des menſchlichen Körpers. Die Züge müſſen ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie ein zärtliches, ſanftes und angenehmes Weſen ausdrücken, weil ſie jederzeit mit dem Gemüthe und mit der Beſchaffenheit des übrigen Körpers in einer genauen Verbindung ſtehen.

Noch weit wichtiger iſt das Auge in Anſehung der Schönheit. Es muß 1) klar und rein ſeyn, 2) eine langſame und ſchmachtende Bewegung haben. Schnelle und feurige Blicke ſind lebhafter, aber die langſamen ſind liebenswürdiger. 3) Mit den übrigen Theilen des Geſichts muß es dergeſtalt verbunden ſeyn, daß die Linie nicht plötzlich, ſondern allmälig von der vorigen Richtung abweiche. 4) Endlich muß es das ſanfte und zärtliche Weſen ausdrücken, das oben bei den Geſichtszügen beſchrieben worden.

Der Reiz iſt von der Schönheit nicht ſehr unterſchieden. Er bezieht ſich mehrentheils auf die Poſitur und Bewegung. Die Beſchreibung, welche der Hr. Verf. davon macht, kömmt mit demjenigen, was oben von der Schönheit geſagt worden,

fast überein; und er verweist seine Leser auf die fleißige Betrachtung der mediceischen Venus und des Antinous.

Die Zierlichkeit erfordert alles dasjenige, was die Schönheit erfordert, und noch überdem eine Regelmäßigkeit in der Zusammensetzung der Theile. Wenn ein Ding diese Eigenschaften hat, und zu groß ist, als daß man es sollte schön nennen können, so nennt es der Verf. zum Unterschiede ansehnlich (specious) oder wohlgekleidet (fine).

Das Gefühl hat in Empfindung der Schönheit eine große Ähnlichkeit mit dem Gesichte. Nimmt man die Farbe aus, so muß ein schöner Gegenstand für das Gefühl alle Eigenschaften haben, welche er haben muß, wenn er dem Gesichte gefallen soll. Das Gefühl erfordert aber überdem, daß der Gegenstand dem Drucke sanft widerstehe, und einen mäßigen Grad von Wärme besitze. In der Musik, gesteht der Hr. Verf., habe er keine sonderliche Erfahrung. Indessen beweist er aus einer Stelle in Milton's jugendlichen Gedichten, daß die Eigenschaften der Schönheit für die übrigen Sinne fast völlig übereinkommen. Die Beschreibung aus dem Milton ist folgende:

> And ever against eating cares,
> Lap me in soft Lydian airs;
> In notes with many a winding bout
> Of linked Sweetness long drawn out:
> With wanton heed, and giddy cunning,
> The melting voice through mazes running;
> Untwisting all the chains that tye
> The hidden soul of harmony.

Der Verf. setzt hinzu, daß laute und schreiende Töne, so wie ein plötzlicher Übergang aus einem Tact oder Tonart in die andere, sich selten mit dem eigentlichen Begriffe der Schönheit vertragen. Sie können zwar eine Art von Munterkeit ausdrücken, oder auch heftige Leidenschaften erregen; aber zu dem sanften, schmeichelnden und schmachtenden Wesen, worin die Schönheit besteht, scheinen sie ihm völlig untüchtig zu seyn.

Auch der Geschmack und Geruch bestätigen die Anmerkung über die Eigenschaften der Schönheit, welche man in Ansehung der übrigen Sinne gemacht hat. Jedoch von der Ähnlichkeit der Empfindungen der menschlichen Sinne soll in dem folgenden Buche ausführlich gehandelt werden.

Vergleicht man nun das Schöne mit dem Erhabenen, so wird man einen sehr merklichen Contrast zwischen ihnen finden.

Erhabene Gegenstände müssen ungemein groß von Ausmessung seyn, die schönen weit kleiner; diese müssen hingegen glatt und polirt seyn, jene aber rauh und uneben. Das Schöne vermeidet zwar die gerade Linie, weicht aber nur allmälig von derselben ab; das Erhabene liebt die gerade Linie, und wenn es davon abweicht, so geschieht es plötzlich; die Schönheit muß hell seyn, das Erhabene düster und traurig. Endlich muß jenes leicht und niedlich, dieses aber fest und sogar massiv seyn. Sie sind auch ganz verschiedene Dinge; denn die Schönheit hat das Vergnügen, und die Erhabenheit den Schmerz zum Grunde.

Der 4te Theil: von der wirkenden Ursache des Erhabenen und Schönen. Hierunter versteht der Verf. nicht die erste Grundursache. Diese würde ihn, wie er glaubt, auf die Untersuchung führen, wie Leib und Seele wechselsweise in einander wirken, auf welche er sich nicht einlassen will. Er begnügt sich vielmehr, die allgemeinen Gesetze ausfindig zu machen, nach welchen gewisse Leidenschaften in der Seele von gewissen und keinen andern Bewegungen in dem Körper, und wiederum diese von jenen allezeit begleitet werden. In diesem Theile findet man sehr philosophische Ideen, die einem systematischen Kopfe vielfältig Gelegenheit zum Nachdenken geben können. Unsere Leser werden es hoffentlich für gut finden, wenn wir hier etwas weitläuftiger seyn werden.

Wenn es gleich nothwendig Gegenstände geben muß, die ihrer Natur nach gewisse Leidenschaften in uns erregen; so findet man hingegen doch auch andere, die uns an und für sich selbst gleichgültig seyn würden, wenn wir sie nicht in der Einbildungskraft mit gewissen andern Vorstellungen verknüpft hätten, die ihrer Natur nach Leidenschaften in uns wirken; gesetzt auch, wir wüßten in dem Augenblicke, da der Affect entsteht, uns nicht zu erinnern, wie und wann wir diese Begriffe mit einander verbunden haben. Ohne an den Ekel zu gedenken, der einigen Menschen für gewisse Dinge eigen ist; so wissen wir uns nicht zu erinnern, seit wann uns ein steiler Ort schrecklicher geworden ist als eine Ebene, oder Feuer und Wasser fürchterlicher als ein Erdkloß, da dieses doch unstreitig eine Frucht der Erfahrung ist, die wir vielleicht erst ziemlich spät in der Welt gemacht haben.

Ferner beweist der Hr. Verf. aus der Erfahrung, daß sich Furcht und Schrecken durch eben die äußerlichen Kennzeichen, durch eben die Bewegungen in den Gliedmaßen des Körpers

äußern, durch welche sich ein heftiger Schmerz zu erkennen zu geben pflegt. Der einzige Unterschied zwischen diesen Gemüthsbewegungen ist dieser: der Schmerz wirkt vermittelst des Körpers in die Seele, Furcht und Schrecken aber wirken vermittelst der Seele in den Körper. Die Wirkung ist aber in beiden Fällen nicht nur einerlei, sondern man hat auch bemerkt, daß in der Seele jederzeit die Leidenschaften von selbst entstehen, zu deren äußerlicher Veränderung der Körper durch irgend eine Ursache aufgelegt ist. Diese Anmerkung wird durch ein Exempel von Campanella bestätigt, welcher, wie Spon in seinen Recherches d'Antiquité erzählt, wenn er die Neigungen anderer Menschen hat auskundschaften wollen, ihre Mienen, Geberden und Positur angenommen, und sein eigenes Herz untersucht hat, in der gewissen Versicherung, sein Gemüth müsse die Neigungen derjenigen Personen annehmen, deren Mienen und Geberden er nachahmt. Die tägliche Erfahrung zeigt auch, daß man nur die Geberden eines zornigen, erschrockenen oder kühnen Menschen anzunehmen hat, um gleichsam einen Trieb zu diesen Leidenschaften zu bekommen.

Der Verf. fährt fort zu schließen: wenn wir also annehmen, der Schrecken äußere sich durch eine Zusammenziehung und Spannen der Nerven, und überdem bereits bewiesen haben, daß der Schrecken eine Ursache der erhabenen Empfindungen sei; so folgt daraus, daß nicht nur schreckliche und fürchterliche Dinge, sondern auch alle Gegenstände, welche eine dem Schrecken ähnliche Spannung der Nerven verursachen, eine Quelle des Erhabenen werden können. Man hat also nur zu beweisen, daß die Gegenstände, welche in dem zweiten Theile als Quellen des Erhabenen angegeben worden sind, entweder an sich schrecklich, oder mit schrecklichen Begriffen in der Einbildungskraft verknüpft sind, oder endlich bloß in den Körper wirken, und die Spannung hervorbringen, die eine Folge des Schreckens zu seyn pflegt. Diese Idee scheint uns überaus fruchtbar.

Wie kann uns aber das Schreckliche, das Fürchterliche unter der Gestalt des Erhabenen froh machen (be a cause of delight)? Hier nimmt der Verf. seine Zuflucht zu dem bekannten System, daß eine jede Beschäftigung der Nerven, die sie wirksam erhält, ohne sie zu ermüden, angenehm sei; welches man in der französischen Schrift, die den Titel führt: Théorie des Sentimens agréables, weitläuftig ausgeführt finden kann.

Nunmehr fährt der Verf. fort, alle die Urſachen des Erhabenen, deren oben erwähnt worden, aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten.

Eine ungemeine Größe in Anſehung der Ausdehnung erregt einen geringen Grad von Schmerz, eine gelinde Spannung in den Geſichtsnerven, die der Wirkung des Schreckens ſehr nahe kömmt, indem das Auge viele mannigfaltige Theile zu durchlaufen hat, ehe es das Ganze überſehen kann. Viele zerſtreute Gegenſtände ſind nicht ſo geſchickt, dieſe Wirkung hervorzubringen. Denn einestheils wird die Arbeit des Auges durch die Abwechslung der Figuren und Farben erleichtert, anderntheils pflegt auch die Seele ihre Aufmerkſamkeit auf mehr als auf einen einzigen Gegenſtand zu lenken. Worauf wir aber nicht aufmerkſam ſind, das iſt eben ſo gut als wenn es gar nicht da wäre. Die Einheit iſt alſo nothwendig bei der Größe, wenn ſie eine Quelle des Erhabenen ſeyn ſoll.

Das Unendliche, welches durch die Kunſt hervorgebracht wird, beſteht in einer einförmigen Folge großer Theile auf oder neben einander. Auch dieſes kann die Spannung der Nerven verurſachen, welche der Wirkung des Schreckens ähnlich iſt. In Anſehung des Gehörs iſt dieſes ſehr deutlich. Ein einziger Schlag ſpannt ſchon die Nerven des Gehörs in einem gewiſſen Grade. Wird der Schlag wiederholt, ſo erwarten wir natürlicherweiſe einen dritten. Dieſe Erwartung ſelbſt vermehrt den Grad der Spannung, wie man ſolches bei den Thieren bemerken kann, wenn ſie ſich gefaßt machen, einen gewiſſen Schall zu vernehmen. Da wir aber in der Erwartung den Augenblick nicht gewiß beſtimmen können, in welchem der Schlag erfolgen wird, ſo überraſcht er uns hernach nicht ohne einen geringen Grad von Schrecken; welches der Hr. Verf. bei ſich ſelbſt erfahren zu haben verſichert. Alle dieſe Urſachen vereinigen ſich, die Spannung der Nerven hervorzubringen, welche zum Erhabenen erfordert wird. Indeſſen müſſen alle dieſe Schläge, und die Erſchütterungen, die ſie hervorbringen, ſich ähnlich ſeyn; ſonſt hindern ſie ſich einander in ihren Wirkungen.

Eine gleiche Beſchaffenheit hat es mit dem Geſichte. Das Unendliche durch die Kunſt, oder die Wiederholung ähnlicher Eindrücke, muß hier eben die Wirkung thun. Laßt uns eine Colonnade von ähnlichen Säulen betrachten, welche in einer geraden Linie neben einander ſtehen. Wir wollen aber eine

Stellung annehmen, aus welcher unser Auge sie alle übersehen kann. Die erste Säule wird einen Eindruck in die Gesichtsnerven machen, oder ein Bild auf den Grund unsers Auges malen, das dem Gegenstande ähnlich ist. Die unmittelbar darauf folgende verstärkt diesen Eindruck, die übrigen häufen Schlag auf Schlag, Erschütterung auf Erschütterung; bis endlich zuletzt die Einbildungskraft den Begriff wiederholt, wenn schon die Reihe zu Ende ist, und dadurch der Seele den Begriff des Unendlichen durch die Kunst, des wahrhaftig Großen und Erhabenen darstellt. Gesetzt aber, die runden Säulen wechselten beständig mit viereckigen Pilastern ab, so wird der Begriff des Unendlichen durch die Kunst, und mit ihm das Erhabene, verschwinden; indem jeder einzelne Eindruck der runden Säule durch den unmittelbar darauf folgenden Pilaster aufgehoben wird, und zuletzt nichts mehr, als der einzige Eindruck der letzten Säule oder des letzten Pilasters übrig bleibt, welcher allzu schwach ist, als daß ihn die Einbildungskraft über die Gränzen hinaus führen und von selbst fortsetzen können sollte. Eine gerade fortgehende Wand von eben der Länge, als die beschriebene Reihe der Säulen, kann zwar durch ihre ungemeine Größe den Begriff des Erhabenen, aber nicht des Unendlichen, durch die Kunst hervorbringen. Dieses entsteht nicht sowohl durch eine einzige große Vorstellung, als durch eine stete Wiederholung ähnlicher Begriffe, deren Wirkung weit stärker ist, indem die Einbildungskraft gleichsam eine Fertigkeit erlangt, den Eindruck von selbst zu wiederholen und ohne Unterlaß fortzusetzen.

Locke ist der Meinung, die Finsterniß sei von Natur nicht fürchterlich; sondern die Vorurtheile der Erziehung, da man Kindern eine übelgegründete Furcht vor Gespenstern und nächtlichen Erscheinungen einzujagen pflegt, haben den Begriff der Finsterniß so sehr mit Furcht und Schreckniſſen verbunden, daß es der Vernunft nachher in langer Zeit unmöglich fällt, diese Begriffe wiederum zu trennen. Da diese Gedanken einigermaßen mit dem System unsers Verf. streiten, so sucht er sie zu widerlegen. Er findet eine weit natürlichere Verknüpfung der Begriffe, durch welche die Finsterniß schrecklich wird: nämlich die Ungewißheit, in welcher wir sind, ob uns nicht eine nahe Gefahr droht, nebst der Unwissenheit, auf welche Weise solche abzuwenden sei. Ja eine Beobachtung vom Hrn. Cheselden scheint ihm zu beweisen, daß auch diese Erklärung zu weit hergeholt, und vielmehr

die Finsterniß ohne irgend eine Verknüpfung der Begriffe, bloß ihrer Natur nach, fürchterlich sei. Die schwarze Farbe hat eine große Ähnlichkeit mit der Finsterniß; denn sie ist nichts anders als eine eingeschränkte Finsterniß. Nun hat Cheselden beobachtet, daß ein blindgebornes Kind, dem man von dreizehn oder vierzehn Jahr den Staar gestochen, im Anfange, da es das Gesicht wiedererlangt, keine schwarze Farbe ohne Widerwillen hat ansehen können, und daß es bei der Erblickung einer Negerinn von einem Schaudern überfallen worden sei. Hier findet schwerlich eine Verknüpfung der Begriffe statt; also muß diese Erscheinung von einer ganz andern Ursache herkommen. Der Hr. Verf. meint, die Wirkung der Finsterniß der allzu starken Ausdehnung des Sterns im Auge zuschreiben zu können, welche von der Bemühung, im Finstern zu sehen, unzertrennlich ist. Da aber, wie der Hr. Verf. im 2. Theil bemerkt, eine jede Privation überhaupt fürchterlich ist, der man doch unmöglich eine gewaltsame Ausdehnung des Sterns im Auge zuschreiben kann; so dünkt uns, man könnte sowohl die Finsterniß, als die schwarze Farbe, als eine Art Privation betrachten, und ihre Wirkung daher erklären.

Indessen findet unser Verf. für die Wirkung der schwarzen Farbe, welche der Ausdehnung des Sterns gewiß nicht zuzuschreiben ist, eine andere Ursach. Er glaubt, der schnelle Übergang von den benachbarten Farben auf die schwarze Farbe, oder vielmehr auf den Mangel aller Farben, verursache eine plötzliche Erschlaffung der Sehnerven; und auf jede plötzliche Erschlaffung in den Gliedmaßen des menschlichen Körpers erfolge natürlicherweise eine plötzliche Anstrengung und Spannung eben derselben Theile, welches er durch einige sehr merkwürdige Exempel zu bestätigen sucht. Der Raum verbietet uns aber, etwas davon anzuführen. Wir eilen vielmehr zu der Untersuchung von der wirkenden Ursach der Schönheit.

Der Verf. untersucht zuerst die physikalische Ursache der Liebe. Wenn wir Gegenstände vor uns haben, sagt er, welche Liebe und Gefälligkeit in einem sehr hohen Grade erregen, so bemerken wir folgende Veränderung in dem Körper: der Kopf ist etwas seitwärts geneigt; die Augenlieder sind fast geschlossen, und die Augen drehen sich sanft, und scheinen sich nach dem Gegenstande zu sehnen; der Mund ist etwas offen, das Athemholen geht langsam von statten, und wird dann und wann von

heimlichen Seufzern unterbrochen; der ganze Körper nimmt eine gelassene Stellung an, und die Hände hangen nachläßig herunter. Alle diese Erscheinungen zeigen, wie der Verf. glaubt, eine Erschlaffung in den festen Theilen des Körpers an; daher er denn behauptet, die Schönheit wirke bloß durch eine solche Erschlaffung. Das Gesetz, welches hieraus entspringt, wird auf eben die Art, wie bereits oben in Ansehung des Erhabenen erinnert worden, wechselsweise statt finden: nämlich alles, was Liebe und Zuneigung erregt, wird eine Erschlaffung in den Fibern verursachen; und wiederum alles, was eine sanfte Erschlaffung der festen Theile des Körpers verursacht, wird in der Seele den Begriff der Liebe und Gewogenheit erzeugen.

Daß ein schöner Gegenstand glatt seyn müsse, leitet der Hr. Verf. daher, weil eine rauhe und unebene Oberfläche die Nerven anstrengt, ein glatter Körper aber eine Art von Erschlaffung zuwege bringt; welches auch daraus erhellt, weil die Berührung glatter Körper und ein sanftes Streicheln mit der Hand Krampf und Schmerzen zu stillen pflegen.

Auch die Süßigkeit des Geschmacks und des Geruchs wird der Glätte der kleinen Bestandtheile wohlriechender und wohlschmeckender Gegenstände, und ihre angenehme Wirkung in die Gliedmaßen der Sinne einer Art von Erschlaffung der Fibern zugeschrieben, welche Behauptung durch physikalische Gründe unterstützt wird. Der Verf. nennt die Süßigkeit die Schönheit des Geschmacks.

Eine Haupteigenschaft der Schönheit ist die Abwechslung. Sowohl eine gerade, als eine allzu sehr ausweichende Linie ist unangenehm. Die Ruhe, zu welcher uns die gerade Linie den nächsten Weg zu führen scheint, führt zwar eine Art von Erschlaffung mit sich; allein eine schwingende Bewegung, ein sanftes Auf- und Niedersteigen erschlafft weit mehr, als die völlige Ruhe. Dieses beweist das Wiegen der Kinder, welches den Schlaf befördert; die Art, wie die Ammen mit ihnen spielen; das Fahren in einem wohleingerichteten Wagen, in welchem wir keine unsanften Stöße bekommen, sondern auf eine angenehme Weise gleichsam eingewiegt werden, u. s. w. Mit dem Gefühle hat es eben die Beschaffenheit; denn es ist einerlei, ob ich den Körper auf der Hand, oder die Hand auf dem Körper fortbewege; und mit gehöriger Veränderung findet alles dieses auch in Ansehung des Gesichts statt. Das sanfte Auf- und

Niederfahren des Lichtſtrahls auf der mäßig ausſchweifenden Linie muß dem Auge angenehm ſeyn.

Die ſchönen Gegenſtände, haben wir oben geleſen, müſſen vergleichungsweiſe kleine ſeyn. Dieſes läßt ſich zwar nicht genau beſtimmen, indem groß und klein relativiſche Begriffe ſind. Indeſſen giebt es bei jeder Art von Gegenſtänden eine gewiſſe Größe, die der Schönheit am zuträglichſten iſt. Wenn ſie dieſe Gränzen überſchreitet, ſo kann der Gegenſtand zwar wohlgebildet heißen, allein die Vermiſchung von Erhabenheit ſtört die ſanfte Wirkung der Schönheit durch ihre weit ſtärkere Macht. Wir werden nicht eingenommen, der Gegenſtand gewinnt weder unſere Liebe noch unſere Zuneigung, und wird mittelmäßig. Dieſe Gedanken werden durch einige ſehr feine Bemerkungen über den Homer unterſtützt.

Endlich zeigt der Verf. die Anwendung dieſer Grundſätze auf die Schönheit der Farben; und beſchließt den 4. Theil mit der Wiederholung ſeines allgemeinen Grundſatzes, daß das Große und Erhabene eine Art von Schrecken zum Grunde habe, und dadurch die Gemüthsbewegung hervorbringt, die dem Erſtaunen nahe kömmt; das Schöne hingegen gründe ſich auf ein poſitives Vergnügen, und errege in der Seele diejenige Empfindung, welche man Liebe nennt.

Der 5te Theil iſt beſtimmt, zu erklären, „wie der Begriff des Erhabenen und Schönen durch Worte erregt werden kann". Wir müſſen geſtehen, daß wir von der Einſicht und von dem feinen Geſchmacke des Hrn. Verf. eine weit gründlichere Ausführung dieſer Materie erwartet haben. Er dringt keinesweges in das Weſen der Erhabenheit und Schönheit in der Dichtkunſt und Beredſamkeit, zeigt auch nicht, wie ſeine Grundſätze auf dieſe angewendet werden könnten; ſondern begnügt ſich, einige paradoxe Sätze zu behaupten, die mit dem ganzen Werke faſt in keiner Verbindung ſtehen, als nämlich: daß die Worte eigentlich keine Bilder in der Seele erregen, weil man mehr an die Worte denkt, als an das Bild, das ſie vorſtellen (hat man jemals gezweifelt, daß die Worte gemeiniglich nur eine ſymboliſche Erkenntniß gewähren?); daß daher die maleriſche Poeſie keine nachahmende Kunſt ſei, weil ſie der Einbildungskraft nie das Gemälde deutlich genug vorſtellt (als wenn die ſymboliſche Erkenntniß durch die Dichtkunſt nie in eine anſchauende verwandelt werden könnte); und daß endlich das

Erhabene und Schöne in der Poesie nicht sowohl durch Bilder als durch die Erregung solcher Leidenschaften zu erhalten sei, die der Empfindung, welche durch die Gegenstände selbst erregt wird, ähnlich sind, u. s. w. Der Verf. entschuldigt sich zuletzt, daß er diese Materie nicht weitläuftiger ausgeführt. Er meint, es hätten bereits Andere ausführlich genug davon gehandelt. Wenn dieses wahr ist, so hätte er lieber gar nichts davon sagen sollen.

Beim Schlusse dieses gerathen wir von ungefähr auf die Anzeige von dieser philosophischen Schrift in dem Monthly Review for May 1757. Die sonst so billigen und so einsichtsvollen Herren Recensenten haben unserm Verf. nicht alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, die er verdient. Der Auszug, den sie aus dieser Schrift liefern, ist nicht so gewissenhaft, als wir von diesen Herren gewohnt sind; und einige von den Einwürfen, welche sie in den Noten wider das System unsers Verf. vorbringen, scheinen bloß wider den Auszug, in welchem sie der Kürze halber einige Ideen haben aus dem Zusammenhange reißen müssen, Stich zu halten. Sie sagen z. E. S. 129. im Namen unsers Verf., das Frohseyn (delight) sei eine Quelle des Erhabenen. Dieses erinnern wir uns nicht in der ganzen Schrift gefunden zu haben. Part 4. Sect. 6. heißt es zwar: pain can be a cause of delight, d. i. „der Schmerz kann eine Ursache des Frohseyns werden"; und Sect. 7.: if the pain is not carried to violence, and the terror is not conversant about the present destruction of the person — they are capable of producing delight, not pleasure, but a sort of delight full of horror u. s. w.; d. i.: „wenn der Schmerz nicht allzu heftig ist, und der Schrecken „nicht mit dem gegenwärtigen Untergange der Person umgeht, „so können sie ein Frohseyn verursachen, nicht Vergnügen, sondern ein frohes Schauern" u. s. w. Hieraus ersehen wir zwar, daß der Verf. dem Erhabenen kein positives Vergnügen, sondern eine Vermischung von angenehmer und unangenehmer Empfindung zuschreibt, welche man delight nennen kann. Daß aber ein jedes delight, eine jede Befreiung von einer unangenehmen Empfindung, eine Quelle des Erhabenen seyn könne, scheint schnurstracks wider das System unsers Weltweisen zu laufen.

Als eine Folge von dieser Unrichtigkeit bürden sie S. 474. unserm Verf. die Meinung auf, daß das Vergnügen durch eine Erschlaffung der Fibern, das delight aber auf eine entgegengesetzte Art wirke; und führen in der Note, diesen Satz zu

widerlegen, Exempel an, da das delight eine Erschlaffung zuwege bringt. Dieses ist ein Streich in die Luft. Unser Verf. eignet zwar dem Erhabenen eine Spannung der Fibern zu, aber nicht einem jeden delight. Das delight ist an und für sich selbst keine Quelle des Erhabenen.

Als ein Exempel aber von einer großen Übereilung sehen wir es an, wenn die Herren Recensenten S. 475. in der Note sagen: „Unser Verfasser giebt das Schrecken für die einzige „Quelle des Erhabenen an, und schließt Liebe, Bewunderung „u. s. w. davon aus. Allein die allgemeine Empfindung aller „Menschen widerspricht dieser Trennung des Erhabenen von der „Seite dieser Gemüthsbewegungen. Es ist gewiß, wir können „die erhabensten Begriffe von Gott haben, ohne ihn uns als „einen Gott des Schreckens vorzustellen", u. s. w. Man muß mit dem System unsers Verf. ziemlich unbekannt seyn, wenn man glaubt, er halte die Bewunderung für eine Quelle des Erhabenen. Wie oft und wie sorgfältig sucht er uns nicht vielmehr einzuschärfen, daß die Bewunderung, das Erstaunen eine Art von Schaudern hervorbringe, die der Wirkung des Schreckens ähnlich sind, und daher eine fruchtbare Quelle des Erhabenen seyn können! Was beweist nun die Instanz von Gott?

Unsrerseits haben wir für dieses Mal nur einen getreuen Auszug aus dieser philosophischen Schrift liefern, und unser Urtheil darüber noch zurückhalten wollen. Wir werden aber Gelegenheit haben, unsern Lesern auch dieses bekannt zu machen, wenn die oben erwähnte deutsche Übersetzung mit Anmerkungen und Zusätzen erschienen seyn wird.

Lieder, Fabeln und Romanzen, von F. W. G. Leipzig bey David Iversen, 16 Bogen in 8°.

(aus der Bibliothek der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 3. Stück 2. 1758. S. 321—335.)

Wir ergreifen die Gelegenheit, um bei einer neuen Auflage dieser Gedichte Nachricht von denselben zu geben. Ihr Verfasser, der schon längst die Ehre des deutschen Parnasses gewesen

ist, hat sich zwar nicht genannt, ist aber dennoch bekannt genug. Und wie könnte man einen Gleim verkennen?

Wir fangen von den Fabeln an, welche den größten Theil dieser Sammlung einnehmen.

Das erste Buch enthält 25 neuerfundene Fabeln. Hingegen gehören von den fünf und zwanzigen des 2. Buchs nur die drei ersten dem Verf.; die übrigen hat er nach dem beigefügten Verzeichnisse aus alten und neuen Dichtern genommen. Vor einem jeden Theile steht eine poetische Zueignungsschrift an des Prinzen Friedrichs von Preußen Königl. Hoheit, in welchen viel schönes enthalten ist. Von dem großen preußischen Monarchen heißt es in der Zueignungsschrift des ersten Buchs:

— Oft erholt Er sich ein wenig
Vom Ungemach der Monarchie;
Dann hat das stille Sans-Souci
Den Philosophen, nicht den König.

* * *

Da denkt Er denn in seiner großen Seele
Gedanken, wie die Marc Aurele,
Und liest.
O Prinz, o wag' es doch einmal,
Und trag in seinen Bücherſaal
Dieß Fabelbuch, dein Spiel.

(Der Held, der jetzt auf einem ganz andern Wege der Unsterblichkeit entgegenzueilen genöthigt ist, mag sich unter dem freudigen Zuruf der Völker sehr oft nach der philosophischen Muße auf dem stillen Sans-Souci zurück sehnen!) Unter den eigenen Erdichtungen unsers Verf. verdienen die 10te, 12te und 23ste des ersten Buchs, wie auch die zwei ersten des 2. Buchs allen andern vorgezogen zu werden; und auch diese sind nicht von kleinen Fehlern frei, indem man öfters die Wahrheit, Einheit und Moralität der äsopischen Fabel vermißt. Hingegen besitzt unser Dichter die Gabe zu erzählen in einem sehr vorzüglichen Grade; und dieses ist bei dem Fabeldichter wenigstens ein eben so großes Verdienst, als die Gabe zu erfinden. La Motte wird mit allen seinen Erfindungen selten gelesen, und La Fontaine hat sich durch seine meisterhafte Art zu erzählen einen vorzüglichen Platz unter den Dichtern erworben, welche die Zeiten Ludwigs 14., oder vielmehr die Zeiten dieser großen

Dichter verherrlichen. Unſerm Dichter iſt beſonders eine glückliche Kürze eigen, die faſt niemals in das Trockene verfällt, und dem Vortrage eine beſondere Naivetät und Lebhaftigkeit verſchafft, ohne ihn in das Poſſenhafte und Niedrige ſinken zu laſſen. Die 13te Fabel des 2. Buchs iſt meiſterlich erzählt, und übertrifft den La Fontaine, aus dem ſie genommen iſt. Wir wollen das Muſter mit der Nachahmung vergleichen. Die 119te Fabel T. 1. des La Fontaine iſt:

Le Cheval et l'Ane.

En ce monde il faut l'un l'autre secourir.
Si ton voisin vient à mourir,
C'est sur toi que le fardeau tombe.
Un Ane accompagnoit un Cheval peu courtois.
Celui-ci ne portant, que son simple harnois,
Et le pauvre Baudet si chargé qu'il succombe.
Il pria le Cheval de l'aider quelque peu;
Autrement il mourroit avant qu' être à la ville.
La prière, dit-il, n'en est pas incivile:
Moitié de ce fardeau ne vous fera que jeu.
Le Cheval refusa, fit une petarade,
Tant qu'il vit sous le faix mourir son camarade,
Et reconnut, qu'il avoit tort.
Du Baudet en cette aventure
On lui fit porter la voiture,
Et la peau par dessus encore.

Unſer deutſcher Dichter unter eben dem Titel:

Einſt trug auf ſeinem ſchmalen Rücken
Ein Eſel eine ſchwere Laſt,
Die fähig war, ihn todt zu drücken.
Ein ledig Pferd gieng neben ihm. Du haſt
Auf deinem Rücken nichts, ſprach das geplagte Thier,
Hilf, liebes Pferdgen, hilf! ich bitte dich, hilf mir.
Was helfen! ſagt der grobe Gaul,
Du biſt der rechte Gaſt, du biſt ein wenig faul,
Trag zu! — — — Ich ſterbe, liebes Pferd — — —
Die Laſt erdrückt mich, rette mich!
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich!
Ich kann nicht, ſprach das Pferd.
Kurz: unter dem zu ſchweren Sack
Erlag der Eſel. Sack und Pack
Schmiß man dem Rappen auf;
Des Eſels Haut noch oben drauf.

Der Eingang unſers deutſchen Dichters iſt vortrefflich. Der Vorwurf wird mit vieler Deutlichkeit auseinandergeſetzt, und die Handlung in jeder Zeile immer mehr und mehr vorbereitet. „Ein ledig Pferd gieng neben ihm" iſt kürzer und weit ſchöner, als accompagnoit un cheval peu courtois, celui ci ne portant, que son simple harnois. Peu courtois ſteht hier ſehr am unrechten Orte. Der Leſer begreift noch nicht, wodurch ſich das Pferd dieſen Tadel zugezogen hat. Weit beſſer iſt: „was helfen! ſagt der grobe Gaul". Ne portant, que son simple harnois, iſt lange nicht ſo gut, als: „ein ledig Pferd". Die Unterredung des Eſels mit dem Gaul wird von dem franzöſiſchen Dichter bloß erzählt, der deutſche hingegen läßt die Handlung vor unſern Augen vorgehen. Die demüthige Bitte des geplagten Thiers macht mit der beleidigenden Antwort des ſtolzen Gauls einen vollkommenen Contraſt aus. Man glaubt einen unerbittlichen Pachter mit dem Fröhner reden zu hören:

Was helfen! ſagt der — —
Du biſt der rechte Gaſt, du biſt ein wenig faul.
Trag zu! — Ich ſterbe ꝛc.

Wie ſchwach klingt das Franzöſiſche: La prière, dit il, n'en est pas incivile. Sogar die franzöſiſchen Eſel wollen nicht gern unhöflich heißen. En cette aventure iſt eine bloße cheville.

Die ſehr maleriſche Beſchreibung des Fiſchreigers im La Fontaine:

Un jour sur ses longs pieds alloit, je ne sçai où,
Le Héron au long bec, émanché d'un long cou,
Il côtoyoit une rivière, u. ſ. w.

iſt im Deutſchen glücklich gegeben:

Am Ufer eines Bachs, auf einer Wieſe, gieng
Ein Reiger ernſthaft hin, auf langen dürren Beinen,
Mit langem Hals, woran ein langer Schnabel hieng, u. ſ. w.

Die Worte „auf einer Wieſe" ſcheinen überflüſſig.

Die 16te Fabel: „Der Eſel in der Löwenhaut", gleichfalls aus dem La Fontaine, iſt um ein Merkliches verſchönert. Man kann dieſes auch von der 20ſten aus Gay's Fables behaupten. Wir wollen einen Theil der engländiſchen Fabel ſammt der deutſchen Nachahmung herſetzen.

Fable XLIII.

The council of the Horses.

Upon a time a neighing steed,
Who graz'd among a num'rous breed,
With mutiny had fir'd the train,
And spread dissension through the plain.
On matters that concern'd the state
The Council met in grand debate.
A colt, whose eye-balls flam'd with ire
Elate with strength and youthful fire,
In haste stept forth before the rest,
And thus the listning throng addrest.
Good gods! how abject is our race,
Contemn'd to slav'ry and disgrace!
Shall we our servitude retain,
Because our Sires have borne the chain?
Consider, friends, your strength and might,
'Tis conquest to assert your right.
How cumbrous is the gilded coach!
The pride of man is our reproach.
Were we design'd for daily toil,
To drag the plough-share trough the soil,
To sweat in harness through the road,
To groan beneath the carrier's load?
How feeble are the two legg'd Kind!
What force is in our nerves combin'd!
Shall then our nobler jaws submit
To foam and champ the galling bit?
Shall haughty man my back bestride?
Shall the sharp Spur provoke my side?
Forbid it Heav'ns! Reject the rein,
Your shame, your infamy disdain.
Let him the Lion first controul,
And still the tyger's famish'd growl:
Let us, like them, our freedom claim,
And make him tremble at our name.

A general nod approv'd the Cause,
And all the circle neigh'd applause etc.

Der deutſche Dichter hat die Reden des Aufwieglers verlängert, aber auch zugleich verſchönert. Wir wollen ihn hören:

Ha! ſprach ein junger Hengſt, wir Sclaven ſind es werth,
Daß wir im Joche ſind. Wo lebt ein edles Pferd,

Das frey seyn will? O wie glückselig war
In jener Zeit der Väter Schaar!
Die waren Helden, edel, frey
Und tapfer. In die Sclaverey
Bog keiner seinen Nacken,
Engländer nicht, auch nicht Polacken.
Der weite Wald
War ihr geraumer Aufenthalt,
Auch scheuten sie kein offnes Feld,
Sie grasten in der ganzen Welt
Nach freyem Willen. Ach! und wir,
Sind Sclaven, gehn im Joch, arbeiten wie der Stier.
Dem schwachen Menschen sind wir Starken unterthan,
Dem Menschen! — — Brüder, seht es an,
Das unvollkommne Thier!
Was ist es? Was sind wir?
Solch ein Geschöpf bestimmte die Natur
Uns prächtigen Geschöpfen nicht zum Herrn;
Pfui, auf zwey Beinen nur!
Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?
Sieht man, daß seine Nase dampft?
Ist er großmüthiger als wir?
Ist er ein schöner Thier?
Hat er die Mähne, die uns ziert?
Und doch ist er, ihr Brüder, ach!
Der Herr, der uns regiert.
Wir tragen ihn, wir fürchten seine Macht,
Wir führen seinen Krieg, und liefern seine Schlacht!
Er siegt, und höret Lobgesang;
Die Schlacht indeß, die er gewann,
War unser Werk, wir hatten es gethan.
Was aber ist der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor seinem Siegeswagen;
Und ach! vielleicht nach dreyen Tagen
Spannt er den Rappen, der ihn trug,
Vor einen Pflug.
Entreißet, Brüder, euch, der niedern Sclaverey,
Entreißet euch dem Joch, und werdet wieder frey.
Vielleicht ist es, wenn wir
Zusammen halten! Was meynt ihr?

Er schwieg. Ein wieherndes Geschrey,
Ein wilder Lerm entstand, und jeder fiel ihm bey, u. s. w.

Der Eingang des Engländers ist etwas langweilig. Wir würden lieber mit dem Deutschen gleich zur Sache schreiten:

Ha! sprach ein junger Hengst, u. s. w.

wenn wir nur durch ein einziges Wort unterrichtet worden wären, wen der junge Hengst anredet. Gay läßt ihn sagen:

Shall we our servitude retain
Because our Sires have borne the chain?

Bei dem Deutschen thut er gerade das Gegentheil. Er beschreibt den Heldenmuth, die Tapferkeit und die Freiheit seiner Vorfahren, und dieses mit Recht. Das Geschlecht der Pferde ist doch unstreitig einst frei gewesen; und was ist natürlicher, als daß sich ein junger Held durch die Heldentugenden seiner Vorfahren zu großen Thaten anspornen läßt?

Der Stolz des aufrühreriſchen Gauls ist im Deutschen unverbesserlich ausgedrückt:

Dem Menschen! — —
Das unvollkommne Thier!
Was ist es? Was sind wir?
Pfui, auf zwey Beinen nur!

Die folgenden Fragen:

Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?
Sieht man, daß seine Nase dampft? u. s. w.

beziehen sich auf die Beschreibung von den Tugenden des Pferdes, die wir im Hiob lesen, und sind hier dem Eigendünkel des jungen Hengstes sehr angemessen. Wie lebhaft wird der Undank des Menschen gegen die willigen Thiere am Ende der Rede beschrieben!

Was aber ist der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor seinem Siegeswagen;
Und ach! vielleicht nach dreyen Tagen,
Spannt er den Rappen, der ihn trug,
Vor einen Pflug.

Kurz! man wird in der Rede des deutschen Rebellen weit mehr Ordnung, mehr Lebhaftigkeit und auch mehr Gründlichkeit antreffen, als in der Rede des Engländers. Man wird diesen Unterschied auch in der Antwort des alten Schimmels bemerken, welche wir der Kürze halber übergehen. Nur den Schluß

führen wir aus beiden Fabeln noch an; der engländiſche Dichter ſagt:

The tumult ceas'd. The colt submitted.
And, like his ancestors, was bitted;

der deutſche, mit einer ihm eigenen Luſtigkeit:

Niemals beſänftigte der Redner Cicero
Die aufgebrachten Römer ſo,
Als dieſer Neſtor ſeine Brüder.
Denn er voran, und hinter ihm die Schaar
Der muthigen Rebellen alle,
Nebſt dem, der ihr Worthalter war,
Begaben alſobald ſich wieder nach dem Stalle.

Es iſt im übrigen zu bedauern, daß der Verf., wie er ſich in einer angehängten Nachricht beklagt, dem Schickſale der beſten Köpfe in Deutſchland nicht hat entgehen können. Sie werden mehrentheils mit einer Menge von mechaniſchen Geſchäften belaſtet, die in ziemlicher Entfernung von den Werken der Muſen ſtehen; und wenn das Genie ſich gleich durcharbeitet, und zu gewiſſen glücklichen Stunden aus dem Felde der Mühſeligkeit in das Feld der Schönheit hinüberſchweift, ſo fehlt es ihm doch an der zweiten Muße, die zur Ausbeſſerung und Wegſchaffung der kleinen Fehler erfordert wird. Er dichtet, weil ihn das Dichten beluſtigt; die Ausbeſſerung aber iſt eine Arbeit, und kann nur von demjenigen unternommen werden, der zur Veränderung arbeitet.

Nach den überaus ſchönen Proben, die wir von unſerm Dichter angeführt, wird es unſtreitig den Umſtänden, in welchen der Verf. lebt, zuzuſchreiben ſeyn, daß er ſich ſelbſt ſo ungleich iſt, und in andern Stellen eine ziemliche Nachläſſigkeit verräth. Die 4te Fabel, „die Milchfrau", aus dem Fontaine, iſt weit unter dem Original, und wimmelt von müßigen Ausdrückungen. Die 24ſte, „der Fuchs und der Rabe", die La Fontaine ſo meiſterlich erzählt, hat in der Nachahmung vieles verloren. (Man ſehe in Gellert's Vorrede zu ſeinen Fabeln und Erzählungen, wie ſchön dieſe Fabel von einem alten ſchwäbiſchen Dichter iſt beſungen worden.) Wir zweifeln nicht, daß es der Hr. Verf. ſelbſt eingeſehen habe; aber wir verwundern uns, daß er nicht, ſtatt der 25 Fabeln im 2. Buche, lieber ungefähr 18 vortrefflich erzählte Fabeln hat liefern wollen.

Die Romanzen machen eine besondere Art von Gedichten aus, in welcher wir im Deutschen noch kein Exempel haben. Der Ton, welcher in diesen kleinen Gedichten herrscht, ist ein abenteuerliches Wunderbare, mit einer possierlichen Traurigkeit erzählt. Der Verf. sagt davon in der angehängten Nachricht: „in Erzehlung vorstehender Geschichte hat man versuchen wol„len, ob die, vorlängst bey den Spaniern, und neuerlich bey „den Franzosen, zu den romanzischen Liedern gebrauchte Schreib„art auch im Deutschen gefallen könne".

„Je öfterer dieser Versuch", setzt er hinzu, „von den rühm„lichen Virtuosen mit Stäben in der Hand künstlich gesungen „wird, desto mehr wird der Verfasser glauben, daß er die rechte „Sprache dieser Dichtart getroffen habe". — Auch in diesen Gedichten zeigt sich der Hr. Verf. als einen Meister, der auch den kleinsten Zügen einen eigenthümlichen Schwung zu geben weiß. Wir wollen nur eine kleine Probe aus der ersten Geschichte anführen. Sie führt den Titel: „Traurige und betrübte Folgen der schändlichen Eifersucht, wie auch heilsamer Unterricht, daß Eltern, die ihre Kinder lieben, sie zu keiner Heyrath zwingen, sondern ihnen ihren freyen Willen lassen sollen, enthalten in der Geschichte Herrn Isaak Veltens, der sich am 11 April 1756 zu Berlin eigenhändig umgebracht, nachdem er seine getreue Ehegattinn Marianne, und derselben unschuldigen Liebhaber jämmerlich ermordet". Hier sind einige Strophen daraus:

Herrn Velten soll ich? ach! ich Arme!
Was soll mir der?
Ach daß der Himmel sich erbarme!
Was soll mir der?
Es schwillt von Millionen Thränen
Ihr schön Gesicht.
Und tausendmal sagt sie mit Stöhnen:
Ich will ihn nicht.

* * *

Du willst ihn nicht? Ich muß nur lachen,
Sagt drauf Mama!
Wir wollen dir den Willen machen,
Ich und Papa.

Die Hochzeit geht vor sich:

Nun freut ein Haufen Anverwandten
Sich auf den Tanz,
Nun binden Mütter, Nichten, Tanten,
Den Jungfern-Kranz!
Nun schickt sich zu drey wilden Tagen
Das ganze Haus;
Und Priester gehn mit leeren Magen
Zum Hochzeit-Schmauß.

Man führt sie in das Brautgemach:

Wie man ein Lamm zur Schlachtbank führet,
So führt man sie.
Seht, spricht Mama, wie sie sich zieret,
Die Närrinn die!

Den Beschluß macht folgende Strophe:

Beym Hören dieser Mordgeschichte
Sieht jedermann
Mit liebreich freundlichem Gesichte
Sein Weibgen an,
Und denkt: Wenn ich es einst so fände,
So dächt' ich diß;
Sie geben sich ja nun die Hände,
Das ist gewiß!

Die Lieder sind eben diejenigen, welche im Jahre 1749 unter den Aufschriften Amsterdam und Zürich herauskamen. Man hat sie auch besonders als den dritten Theil zu dem „Versuch in scherzhaften Liedern" gedruckt, wohin sie sich auch besser schicken. Diese vortrefflichen Stücke sind zwar schon bekannt. Inzwischen wollen wir doch ein paar Proben anführen, um ihr Andenken zu erneuern, und zugleich unsere Leser zu nochmaliger Durchlesung der ganzen Sammlung aufzumuntern.

An die Muse.

O du, durch die es mir gelungen,
Daß ich die Sorgen weggesungen,
Die oft um mich herum geschwärmt,
Laß mir noch manches Lied gelingen,
Und laß mich scherzen, lachen, singen,
Wenn Orgon seufzt und zankt und lärmt.
Er meynt zwar, daß ich ihn beneide;
Weswegen aber? Hat er Freude?

Nein, volle Kasten, leer Gehirn.
Es schielt die Dummheit und die Tücke
Aus jedem seiner trüben Blicke,
Und aus den Falten seiner Stirn.
Oft, wenn ich unter Rosen lache,
Und meine Tage frölich mache,
Brummt er wie ein gereizter Bär.
Er brummt, daß ich die Tugend hasse,
Weil ich den Himmel sorgen lasse,
Und sing', und nicht so bin wie er.
O Muse, Freundinn freyer Jugend,
Wie dich, so lieb' ich auch die Tugend.
Sie spottet, lacht, und scherzt, wie du
Als ich den Narren jüngst verlachte,
Bis er vor mir ein Kreuze machte,
Gab sie mir selber Witz dazu.

Amalia.

Als noch Amalia in unsern Schäferhütten,
Die Unschuld selbst, das Muster frommer Sitten,
Und aller Schäfer Ehrfurcht war,
Da schmückte noch ein Kranz ihr lockicht Haar.
Als sie noch gern auf einer Weide trieb,
Da waren ihr die kleinen Lieder lieb,
Die ich von ihr, und ihren frommen Sitten,
Dem Echo sang, oft wohl auf ihre Bitten.
Jetzt aber, da sie in der Stadt
Viel stolze Schmeichler um sich hat,
Jetzt liebt sie schweren Pomp von Gold,
Und ist nicht mehr den leichten Blümgen hold;
Jetzt liebet sie der Schmeichler Lügen sehr,
Und hat kein zärtliches Gehör
Für meine kleine Lieder mehr,
Sie kennet sich, sie kennet mich nicht mehr.

An den Schlaf.

Auf Doris Nachttisch gelegt.

Falle doch auf Doris Augenlieder,
Holder Schlaf, leichtwallend sanft hernieder!
Drücke doch, du Geber süßer Ruh,
Nun das Paar der schönsten Augen zu!
Denn so laß der Schönen auf mein Flehen
Bald im Traum doch dessen Bildniß sehen,
Der nach ihr schon tausend Seufzer schickt,
Seit er sie spatzierend jüngst erblickt.

Aber ach! sollt' es ihr nicht gefallen,
O, so flieh! entflieh mit schnellem Wallen,
Daß sie sich, wenn sie erwacht, erfreu',
Daß es nur ein Traum gewesen sey.

Dieses letzte Stück ist zwar schön; aber kömmt an Zärtlichkeit, an nachdrucksvoller Kürze, und an feiner Ausarbeitung dem engländischen Stücke nicht bei, wovon es eigentlich eine Nachahmung ist:

Soft God of Sleep, when next you steal
To charming Celia's eyes,
In dreams to the dear Maid reveal
Who 'tis that for her dies.

But should the fair-one be displeas'd
At the unwelcome theme,
Fly her, and let her heart be eas'd
By finding it a dream.

Einleitung in die schönen Wissenschaften, nach dem Französischen des Herrn Batteux, mit Zusätzen vermehrt von C. W. Ramler. Vier Bände, Leipzig in der Weidmannischen Buchhandlung, 1758. fünftehalb Alphabet in kl. 8°.

(aus der Bibliothek der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 3. Stück 2. 1758. S. 341—361.)

Wir haben mit der Anzeige der zwei ersten Bände dieser wichtigen Schrift gewartet, bis in der vorigen Leipziger Messe auch die beiden letzten erschienen sind, um das Ganze übersehen, und von allem, was Hr. Ramler dabei geliefert, Rechenschaft geben zu können. Das französische Werk des Hrn. Batteux ist allzu bekannt, als daß es nöthig wäre, dasselbe anzuzeigen. Die es in der Ursprache nicht lesen können, sollen hier keinen Auszug daraus finden, und genöthigt seyn, das System dieses scharfsinnigen Kunstrichters beim Hrn. Ramler zu suchen. Wir werden uns bloß mit den Veränderungen beschäftigen, welche der deutsche Schriftsteller mit dem Werke des Franzosen vorge-

die Versification angingen; wollen wir nicht entscheiden. Er sagt zwar in der Vorrede: „Vielleicht hätte man ihm hin und „wieder mit einigem Schein widersprechen können. Allein wenn „ich ihn mit sich selbst verglich, und seine zerstreuete Ideen zu„sammen sammlete; so sah ich, daß ein Mann von einer so „tiefen Einsicht, von einem so feinen Geschmacke, und der die „besten Köpfe seines Volks bey seinem Werke zu Rathe gezo„gen, keineswegs geirret hatte, sondern nur einer geschickten „Auslegung und derjenigen nähern Bestimmung bedurfte, die „jeder Scribent von seinem Leser mit Recht erwartet." Sollte hier Hr. Ramler nicht die Ehrerbietung gegen seinen Schriftsteller etwas zu weit getrieben haben?

Es ist gewiß, und wir glauben, Hr. Ramler selbst könne nicht anders als überzeugt davon seyn, daß die Grundsätze des Hrn. Batteux nicht allezeit die richtigsten sind. Wenigstens hat Hr. Schlegel *) gezeigt, daß sie keine ausgemachten Orakelsprüche sind. Sogar sein Hauptgrundsatz von der Nachahmung leidet eine große Einschränkung. Seine Erklärungen sind sehr oft unbestimmt und weitschweifig, da er doch so sehr auf deutliche Definitionen dringt, wenn von einem andern Schriftsteller die Rede ist. S. 94. des 2. Bandes fragt Hr. Batteux, nachdem er die Definition des Le Bossu von der Epopee angeführt hat: „welcher Mensch, der nicht weiß, was eine Epopee ist, kann „sich aus dieser Definition einen deutlichen Begriff davon ma„chen?" Wir glauben mit weit mehrerem Grunde fragen zu können: welcher Mensch kann sich nach der Definition des Hrn. Batteux einen deutlichen Begriff machen, was Historie, oder was Epopee sei? „Ich werde die Historie beschreiben müs„sen", sagt er S. 20. desselben Bandes, „als eine wahrhafte „Erzehlung natürlicher Handlungen. Und zum Gegensatz be„schreibe ich die Epopee als eine poetische Erzehlung einer wun„derbaren Handlung". Wunderbar heißt nach unserm Verf. S. 49. eine Begebenheit, „wenn sich übernatürliche Wesen in „die Sache der Menschen mischen". Man halte diese beide Definitionen gegen einander; wird man nicht sagen müssen, die Historie sei keine Historie mehr, wenn sie übernatürliche Begeben-

*) In den sieben Abhandlungen, so er seiner Übersetzung der „Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz" beigefügt hat.

heiten erzählt, die heilige Schrift sei also keine Historie? die mehresten Psalmen aber seien Epopeen, weil sie wunderbare Handlungen, Handlungen, die durch die Zwischenkunft übernatürlicher Wesen verrichtet werden, poetisch erzählen?

Die Kritiken des Hrn. Batteux sind fein, und zeigen einen sehr delicaten Geschmack. Allein da dieser Schriftsteller außer den Alten bloß die besten Köpfe seines Volks bei seinem Werke zu Rathe gezogen, da er die Schriften der Ausländer nicht zu kennen oder nicht kennen zu wollen scheint; so dünkt uns, sein Geschmack sei etwas verzärtelt, und beinahe verwöhnt. Man muß nicht nur die Genies seines eigenen Volks, sondern die Genies verschiedener Völker zu Rathe ziehen, wenn man zu dem allgemeinen Geschmacke gelangen will, der die wahre Schönheit unter allen möglichen Gestalten und Einkleidungen erkennt und bewundert. Batteux ist ein vollkommener Kunstrichter für seine Nation; wenn er aber alles nach dem einseitigen Geschmacke, nach der Delicatesse beurtheilt wissen will, die seiner Nation eigen ist, so wird man die vortrefflichsten Schriften der Engländer, und beinahe aller lebenden Völker, die keine Franzosen sind, sehr herunterzusetzen genöthigt seyn.

Ein deutscher Schriftsteller, der Beurtheilungskraft und unpartheilichen Geschmacks genug besitzt, ein Ramler, hätte sich vielleicht mehr bemühen sollen, ein Batteux für seine Landsleute zu werden, als, das Werk dieses französischen Kunstrichters von Wort zu Wort zu übersetzen, und nur hier und da, wo es die äußerste Nothwendigkeit erfordert, einige Veränderungen damit vorzunehmen. Sein Werk hätte ebenfalls nach der Anlage des französischen Schriftstellers eingerichtet werden können; er würde aber seine Grundsätze, seine Definitionen und seine Kritiken mehr nach dem Geschmacke seiner Nation eingerichtet, und eben dadurch seinen Endzweck besser erreicht haben, welcher nichts anders seyn kann, als, den Geschmack der Deutschen zu verbessern und ihre jungen Genies zu bilden. Er würde — jedoch wir gehen zu weit. Wir sind nicht befugt, einem Schriftsteller vorzuschreiben, was er hätte liefern sollen, um sich mehrern Ruhm zu erwerben. Es ist genug, wenn er dasjenige, was er verspricht, auf eine rühmliche Art ausgeführt hat.

Wir eilen also, von der eigenen Abhandlung des Hrn. Ramler einen Auszug zu liefern. S. 158. des 1. Bandes kömmt unser Verf. bei Gelegenheit der Poesie des Styls auf

die Nachahmung des römischen Sylbenmaaßes im Deutschen; und setzt die bekannte Streitfrage, ob der Reim oder das Sylbenmaaß im Deutschen schöner sei, in ein sehr helles Licht. Den Franzosen, heißt es S. 159., sei der Reim nothwendig geworden. In ihrer Poesie kann ein zwölfsylbiger Vers zehn kurze, und ein anderer zehn lange Sylben haben. Diese unangenehme Disproportion zu vermeiden, kömmt ihnen der Reim merklich zu statten, indem er das beste Schlußzeichen ihres Verses ist. Der Deutsche hingegen, dessen gewöhnlicher Vers gebunden ist und aus lauter Füßen von einerlei Länge besteht, findet in seiner Versart keine so große Mannigfaltigkeit, daß er ihr durch die Monotonie des Reims ein Gleichgewicht zu geben genöthigt seyn sollte. Daß der Reim einförmiger sei, als der fünfsylbige Ausgang des Hexameters, ist gar nicht zu läugnen. Dieser kann tausendmal wiederkommen, und dennoch so verschiedentlich zusammengesetzt seyn, daß er dem Ohre niemals einerlei Schall wiederbringt. Man gebrauche aber in tausend Versen keine einzige Reimsylbe zweimal, dennoch hört man fünfhundertmal eine starke Monotonie.

Es ist gewiß, fährt der Verf. fort, der Reim hat einige Annehmlichkeiten. Wie könnte er sonst von so vielen Völkern, sogar in Asien und Amerika, für schön gehalten werden? Allein sie bestehen theils in Annehmlichkeiten des Vortrags und der Mode, darüber man sich gleichsam verglichen, daß man sie angenehm finden will; theils kann man auch dem Reime eine ihm eigene Symmetrie nicht absprechen, dadurch er sich dem Ohre empfiehlt. Diese Annehmlichkeiten aber sind gar nicht mit dem Vergnügen zu vergleichen, das aus wohlklingenden Sylbenmaaßen entsteht. Harmonie und Numerus verursachen ein beständig fortdauerndes Vergnügen, so lange man den Vers hört, dahingegen der Reim nur gleichsam einen Augenblick dauert. Auch ist die Reimsylbe an sich selbst keine wohlklingende Sylbe; sondern sie wird es erst durch die Vergleichung mit einer andern, die nach 12, nach 24, und öfters erst nach 36 andern Sylben wiederkömmt. Daher werden wenig Ohren von der Wiederkunft des Reims sonderlich gerührt; und die wirklich einige Annehmlichkeiten darinnen finden, werden seiner in einem langen Gedichte müde und überdrüssig.

Der Hr. Verf. glaubt, der Reim habe auch außer dem Schalle einige Annehmlichkeiten, und diese bestünden in den

glücklich überwundenen Schwierigkeiten desselben. Allein dieser Vorzug, setzt er hinzu, kann nichts entscheiden. Denn wenn Corneille, Molière, La Fontaine tausendmal über diese Schwierigkeiten glücklich triumphirt haben, so ist doch noch immer die Frage, ob sie nicht ohne Reime weit mehr kleine Schönheiten angebracht, weit mehr kleine Fehler vermieden hätten. Zudem ist es auch nicht genug, daß man Schwierigkeiten überwunden, wenn die Schwierigkeiten selbst keine Schönheiten sind. Endlich dürfte ein reimloses Gedicht vielleicht schwerer seyn gut zu machen, als ein gereimtes, weil man um des Reims willen viele Nachlässigkeiten zu verzeihen gewohnt ist, die einem reimlosen Dichter nicht nachgesehen werden. Hier stehen also überwundene Schwierigkeiten gegen überwundene Schwierigkeiten. Welche sollen, welche können wir überwinden?

Auf die Frage: „ist der römische Hexameter der deutschen Sprache möglich?“ antwortet der Verf. folgendergestalt:

„Die Deutschen richten sich bey allen ihren Sylbenmaaßen „allein nach dem hohen oder tiefen Accent, womit man die „Sylben ausspricht. Die Lateiner hörten genau, wie lang die „Sylben an sich selber waren, ohne Absicht auf den Accent, den „man ihnen in der Aussprache beylegt. — Hierdurch bekamen „sie ein sehr genau ausgerechnetes Sylbenmaaß, dessen große „Genauigkeit die eingeführte Aussprache wiederum einiger maßen „zerstörte, indem der Redende den hohen Accent bisweilen auf „kurze Sylben, und den tiefen auf lange legen mußte. Wir „Deutschen hingegen machen es völlig umgekehrt, und man „kann uns kein Verbrechen daraus machen“. Wir haben wenig reine Spondeen, fährt der Verf. fort, weil wir in der geschwinden Aussprache der einen Sylbe einen schärfern Accent geben müssen. Daher bringen wir Trochäen statt der Spondeen in den Vers. Eben so wenig kann man uns tadeln, wenn wir unsere Daktylen mehr nach dem Accent als nach der Quantität abmessen. „Wenn wir also in einen unserer Hexameter „fünf Trochäen, und in einen andern fünf Daktylen bringen; „so enthält der erstere zwar einen ganzen Takt, das Zeitmaaß „eines Spondeen, weniger als der zweyte. Allein wir müssen „niemals einen solchen trochäischen Hexameter machen, außer „wenn die Trochäen so schwer und langsam gehen, daß sie zu „der Dauer des Verses etwas hinzusetzen; und auch dieses ist

„nur alsdenn erlaubt, wenn wir ohne Affectation, eine musika„lische Schönheit dadurch erhalten".

Wir können unsern Hexameter wohlklingend machen, meint der Hr. Verf. weiter, wenn wir die hohen und tiefen Accente genau beobachten; wenn wir keinen Hexameter machen, der sich auf zweierlei Weise scandiren läßt; wenn kein Ausgang mit dem andern Ausgange oder mit der Mitte des Verses allzu große Ähnlichkeit hat; wenn die Töne mannigfaltig mit einander abwechseln; wenn sowohl der Hiatus als die Zusammenkunft allzu vieler Consonanten vermieden wird; wenn wir, wie alle wohlklingende römische Dichter, den Vers in der Mitte einsylbig abschneiden; — es sei denn, daß ein höherer Wohlklang durch das Gegentheil erhalten werde, u. s. w.

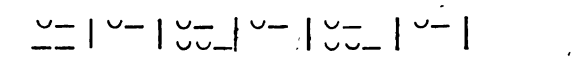
Daß der einsylbige Abschnitt im dritten Fuße des Verses keine eingebildete Schönheit sei, wird durch Gründe dargethan, und durch lateinische und deutsche Beispiele bestätigt. Wider die kurze Anfangssylbe, die einige deutsche Hexameter (z. B. der „Frühling") wider die Gewohnheit der Alten haben, wird der Einwurf gemacht: „daß wir nicht eben so deutlich, wie bey dem „römischen Hexameter, hören können, ob er zu Ende gelaufen sey", weil man den ersten Fuß des folgenden Verses sehr oft für den Schluß des vorhergehenden halten könne. Inzwischen wird von diesem „amphibrachischen" Hexameter gesagt, daß er für die deutsche Sprache sehr bequem sei, die vor ihre Substantiva Artikel, und Pronomina vor ihre Verba setzt.

Will man den Hexameter nicht annehmen, so glaubt der Verf., daß für unsere Sprache die bequemste Versart zu den langen Gedichten die zehnsylbige jambische sei; wofern man nicht in der zwölfsylbigen die Änderung treffen will, daß man die Abschnitte zuweilen versetzt, um eine mannigfaltigere Harmonie dadurch zu erhalten.

Wenn aber Hr. Ramler glaubt, man sollte, mehr Mannigfaltigkeit in den gereimten Vers zu bringen, den halben oder ganzen Verstand nicht immer mit dem Reime endigen, sondern dem Exempel der Alten folgen, die ihren jambischen und hexametrischen Ausgang nicht immer zum Schlusse des Gedankens machten; so können wir hierin nicht mit ihm einstimmen. Wir haben bereits bei einer andern Gelegenheit bemerkt, daß die Franzosen nicht Unrecht haben, wenn sie diesen Übergang des

Gedankens aus einem Vers in den andern in gereimten Gedichten für tadelhaft halten; und die Ursache angegeben, warum es sich bei reimlosen Gedichten ganz anders verhält *).

In theatralischen Gedichten verwirft der Verf. den Reim gänzlich. Er hat ein neues Metrum zum Gebrauche des deutschen Theaters erfunden, das wir für sehr wohlklingend, aber auch für sehr schwer halten. Das Schema davon sieht folgendergestalt aus:



Wir wollen das Exempel anführen, das der Verf. in dieser Versart ausgearbeitet. Im Horaz des Corneille eröffnet Sabina die Scene:

Schilt meine Schwäche nicht, ertrage meinen Schmerz,
Mein Schmerz ist allzugerecht; wenn über unserm Haupt
Ein solches Ungewitter hängt, alsdenn ergreift
Des Helden Seele selbst ein Schauer, und steht ihm an.

Hierauf wird von der lyrischen Versart gehandelt, bei welcher Gelegenheit eine Menge von auserlesenen deutschen Exempeln im römischen Sylbenmaaße angeführt werden, die theils Nachahmungen der Alten, theils auch neuere Zusammensetzungen sind. Diese werden von andern Exempeln begleitet, da die Verse aus den gewöhnlichen Sylbenfüßen zusammengesetzt sind, die Strophen aber dennoch eine sehr angenehme Abwechslung von kurzen und langen Zeilen haben. Der Verf. beschließt die ganze Abhandlung mit folgenden unpartheiischen Betrachtungen. „Die meisten Freunde der römischen Sylbenmaaße", heißt es, „warten noch, wohin die Mode sich lenken wird, und „schreiben unterdessen alles in gereimten Jamben. Sie können „es sicher thun. Der Reim hat große Vorgänger, er hat die „Gewohnheit unsers Ohrs, er hat den Vortheil einer überwun„denen Schwierigkeit, er hat Symmetrie. Ist der gereimte „Vers überdem wohlklingend; so verdrängt er Hexameter und „sapphische und alkaische Verse, die nicht wohlklingend sind, und

*) S. oben S. 257—258.

„folglich wenig kosten". Wir halten dafür, das römische Sylbenmaaß könne unmöglich unter den Deutschen sein Glück machen, so lange die meisten Freunde desselben noch Bedenken tragen, es zu gebrauchen. Wenn sich die Mode erklären soll, so muß sie durch die Menge der besten und wohlklingendsten Gedichte bestimmt werden, sich auf die eine oder andere Seite zu lenken. Sie müßte aber sehr unbedachtsam seyn, wenn sie sich vor der Hand für eine Versart erklären wollte, in welcher die wenigen vortrefflichen Dichter eine große Menge mittelmäßiger und elender Nachfolger gefunden haben.

Die Exempel aus den besten deutschen Fabeldichtern, Hagedorn, Gellert und Lichtwer, in eben demselben Bande (S. 297. u. flgd.), nebst der Zergliederung der Schönheiten, die jedem dieser Dichter eigen sind, verdienen aufmerksam gelesen zu werden. Schade, daß die Stelle keinen Auszug leidet! Von dem Schäfergedichte führt Hr. Ramler keine deutsche Originaldichter, sondern zwei sehr schöne Übersetzungen zum Beispiele an. Kein Wunder! die Gesner'schen Idyllen sind damals noch nicht zum Vorscheine gewesen.

Unsere dramatischen Dichter übergeht der Hr. Verf. gänzlich mit Stillschweigen. Dieses aber wundert uns, daß er in dem 3. Bande bei Gelegenheit der lyrischen Dichter Uz, Lange und Gleim anführt, der Cramer'schen Übersetzung der Psalmen aber mit keiner Sylbe gedenkt. Von der didactischen Poesie sagt Hr. Batteux sehr wenig, und Hr. Ramler nicht mehr. Vielleicht hätte diese Materie im Deutschen eine weitläuftigere Abhandlung verdient, da wir vorzüglich schöne Gedichte von dieser Art haben. Opitz, Haller, Hagedorn, Dusch, Wieland und Andere haben sich darin hervorgethan. Bei Gelegenheit der Satyre werden Canitz und Haller angeführt, und auch Rabener's mit geziemendem Lobe erwähnt, aber keine Stellen aus demselben ausgezogen.

Aus dem 4. Bande wollen wir die Gedanken „vom Numerus als ein Metrum betrachtet", so viel es der Raum leidet, hersetzen. Man vermißt diese Materie zwar nicht völlig im Französischen; die Art und Weise aber, wie sie der deutsche Verf. nach dem Genie seiner Sprache behandelt, verräth, daß er über diese Materie sehr nachgedacht und vortreffliche Anmerkungen gemacht hat.

Dionysius von Halicarnaß", heißt es S. 153., „in sei-

„nem Tractate von Anordnung der Wörter will haben, daß „eine vollkommene numeröse Prosa nicht allein ihre Ruhepunkte „und Rhythmen haben soll, ohngefähr auf eben die Weise wie „die Verse; sondern daß sie auch so gar die Sylbenmaaße der„selben haben soll; und mit Weglassung einiger Sylben, von „denen er glaubt, daß sie nur zur Versteckung der Versification „eingestreuet wären, setzt er ganze Eingänge aus dem Demo„sthenes in Verse von verschiedenen Gattungen ab.

„Ohne zuerst zu beweisen, daß eine wohlklingende Rede so „beschaffen seyn müsse, wollen wir vielmehr sehen, ob wir in „den klangreichsten Stellen unserer höhern Prosa diese ungleiche „Versart entdecken können. Die harmonischen Sylbenmaaße der „Griechen und des Horaz sind den deutschen Lesern bekannt, un„sere Dichter haben es der Mühe werth geachtet, sie nachzuah„men. Sie bestehen aus einer solchen Mischung kurzer und lan„ger Sylben, die das Ohr beschäftiget, ohne es zu ermüden; „sie sind so mannigfaltig und zugleich so einträchtig geordnet, „daß es scheinet, als ob ihre Erfinder sie aus allen möglichen „Zusammensetzungen von Sylbenfüßen ausgesucht hätten. Diese „Modelle des Wohlklangs wollen wir zum Grunde unserer „Untersuchung legen. Lasset uns bey den prosaischen Über„setzungen der Poeten anfangen. Vielleicht wird man hier das „fehlende Sylbenmaaß durch ein Äquivalent zu ersetzen gesucht, „und allen Wohlklang und Numerus aufgeboten haben. Wir „öffnen des Herrn Eberts Übersetzung von Youngs Nachtge„danken:

1. Die Göttin der Nacht
2. Streckt jetzt von ihrem schwarzen Throne,
3. In einer strahlenlosen Majestät,
4. Ihren bleyernen Zepter
5. Über eine schlummernde Welt aus;
6. Welch eine todte Stille!
7. Welch eine tiefe Finsterniß!
8. Weder das Auge,
9. Noch das horchende Ohr
10. Findet einen Gegenstand;
11. Die Schöpfung schläft.

„Der erste Absatz ist ein Vers in unsern Arien, und ein Schluß„vers in folgender wohlklingender Strophe:

Mars führte neulich die tapfern Geschwader;
Ihm folgte Mordlust, Verwirrung und Lerm,
Pan wich, es wichen die flüchtigen Nymphen,
Und Ceres entfloh.
Lange.

„Der zweyte und dritte Vers ist jambisch; der vierte ist ein hera„metrischer Ausgang, oder dieser Vers des Horaz: cras dona„beris hoedo; der fünfte ein ähnlicher, insignes aut Thessa„lia Tempe; der sechste und siebente sind bekannte Jamben; „der achte ist der adonische; der neunte dieser wohlklingende „Halbvers: nolis longa ferae; der zehnte ein trochäischer; der „eilfte ein jambischer Vers". Auf eben diese Art werden noch zwei Stellen, die eine aus Thomson's Trauerspiel „Eduard und Eleonora", und die andere aus Gesner's Idylle dem „zerbrochenen Kruge", zergliedert, und gezeigt, daß der Wohlklang in der hohen Prosa in einer harmonischen Zusammensetzung verschiedener lyrischer Verse bestehe. Das große Geheimniß ist nunmehr, die lyrischen Verse von verschiedener Gattung in einer solchen symmetrischen Ordnung zusammenzusetzen, daß die ganze Periode rund und vollstimmig werde. Wir haben in dem vorigen Stücke *) gezeigt, was für eine schlechte Wirkung es habe, wenn man bloß zerstümmelte Hexameter ohne Symmetrie und Ordnung zusammensetzt, und dadurch einen Wohlklang zu erzwingen glaubt. Der Hexameter ist allzu schwerfällig, allzu feierlich für die ungebundene Rede, und muß daher nur sehr sparsam angebracht werden. Bei den übrigen Versarten ist die Abwechselung das einzige Mittel, sie der Prosa zu nähern, und aus einem lyrischen Metrum einen oratorischen Numerus zu machen. Unser Verf. hat noch einige nöthige Erinnerungen beigebracht, die wir nicht übergehen können. Er ist keinesweges der Meinung, sagt er, daß die angeführten Übersetzer (denn vom Hrn. Gesner scheint der Hr. Verf. geneigt zu glauben, daß er eine Art von Sylbenmaaß intendirt habe) bei ihrer Arbeit allemal deutlich daran gedacht hätten, wie sie ihre Commata zu alkaischen oder alkmanischen Versen machen. Vielleicht haben sie nichts mehr gethan, fährt er fort, als ihre Wörter so lange herumgeworfen, weggeworfen, verkürzt, verlängert, bis

*) S. oben S. 309.

sie einen wohlklingenden Zusammenhang hörten. Und wann hörten sie diesen? Wenn die Redensart, das Glied der Periode die Versarten enthielten, die wir an ihnen gefunden haben.

Ferner erinnert unser Verf.: „Nicht alle Stellen einer „Rede müssen diesen glänzenden Numerus besitzen. Der gute „Geschmack, das wohlgeschaffene und wohlgeübte Ohr muß es „beurtheilen, wann und in welchem Maaße er anzubringen ist. „Wer dieses nicht besitzt, den werden alle Regeln in der Welt zu „keinem harmonischen Redner machen".

Am Ende des Werks befindet sich eine Vergleichung zwischen der lateinischen und deutschen Wortfügung, bei welcher unser Schriftsteller der Spur des Hrn. Batteux, der die lateinische Sprache mit der französischen vergleicht, zwar mit einer religiösen Genauigkeit gefolgt ist, aber dennoch, wo die deutsche Sprache allzu sehr von der französischen abgeht, einige sehr gute Anmerkungen von dem Seinigen hinzugethan hat. Wir können nichts davon anführen, ohne einige Gedanken aus dem Zusammenhange zu reißen und sie dadurch ihrer Wichtigkeit zu berauben; wir müssen uns begnügen, die ganze Abhandlung unsern Lesern anzupreisen; nur da nicht, wo Hr. Batteux philosophirt, wir meinen da, wo er die Redetheile philosophisch zergliedert. Es heißt S. 359.: „ich könnte also das Nenn„wort als ein Wort beschreiben, welches einen Gegenstand be„deutet, den man als einzeln betrachtet; und das Zeitwort als „ein Wort, das die Wirkung oder die Beziehung der Gegen„stände unter einander bedeutet". Werden nicht auf solche Weise alle Verba neutra und reciproca ausgeschlossen? Es ist gewiß, daß diese Zeitwörter keine Beziehung mit andern Gegenständen andeuten. Hr. Prof. Gottsched hat das Zeitwort durch „ein Wort" erklärt, „welches ein Thun oder Leiden andeutet"; und auch diese Erklärung wird von einigen Weltweisen mit Recht getadelt, denn das Verbum existere bedeutet weder ein Thun, noch ein Leiden.

Ferner sagt Batteux S. 360.: „Die einfachste Beziehung, „die unter zween Gegenständen seyn kann, ist diejenige, die „man durch das Wort seyn ausdrückt. — Dieses ist die Ur„sache, warum man es als ein selbstständiges Zeitwort, ein „Verbum substantivum, genannt hat. Es ist einzeln in seiner „Art. Warum hat das Nennwort Wesen nicht eben das

„Vorrecht eines einzelnen Substantivs unter den Nennwörtern?“ Er will alle andern Nennwörter in Vergleichung mit diesem als wahre Beiwörter betrachtet wissen, und glaubt dieses folgendergestalt beweisen zu können: „Wenn ich sage, ein ausgedehntes Wesen; so giebt man zu, daß unter diesen Wörtern ein „Substantiv und ein Adjectiv ist. Wenn sich diese beyden Wörter in einem einzigen vereinigen könnten, wäre dieses Wort, „ob es gleich ein einzelnes ist, nicht ein Adjectiv? Diese Vereinigung geschieht in dem Worte Körper. Man sage, ein „ausgedehntes lebendiges Wesen, hier hat man zwey „Adjective; ein einziges Wort drückt sie aus; Pflanze — „Sind diese Nennwörter nicht wahre Beywörter?“ Wir antworten: keinesweges. Das Hauptwort drückt das Wesen eines Dinges, und das Beiwort eine wesentliche oder zufällige Bestimmung desselben aus. So lange ein Ding als zu einer obern Gattung gehörig betrachtet wird, so müssen die Bestimmungen, welche in dieser obern Gattung nicht wesentlich sind, nothwendig durch Beiwörter angedeutet werden. Referirt man dieses Ding aber zu einer untern Gattung oder zu einer Art, so verwandeln sich einige der zufälligen Bestimmungen in wesentliche; und alsdann hat man sie mit Recht dem Wesen einzuverleiben und durch ein einzelnes Wort auszudrücken gesucht. Die Ausdehnung ist bei einem Wesen zufällig, bei einem Körper nothwendig. Das Leben ist bei beiden zufällig, bei einer Pflanze hingegen nothwendig. Woher kömmt aber dieser Unterschied anders, als weil ich eben dasselbe Ding bald zu seiner Gattung, bald zu seiner Art referire?

Das Seyn, welches Hr. Batteux für die erste Beziehung zwischen zwei Gegenständen hält, ist nichts anders, als das Verbindungszeichen zwischen zwei Begriffen, davon der eine das Subject, der andere das Prädicat ausmacht; und ist von dem existere wohl zu unterscheiden, welches man im Deutschen durch vorhanden seyn andeutet. Dieses Verbindungszeichen liegt in allen Zeitwörtern verborgen, weil ein jedes Verbum ein Prädicat entweder mit dem Subject verbindet oder von ihm trennt. Kann aber Hr. Batteux verlangen, daß dieses auch bei den Nennwörtern statt finden soll, da diese, an und für sich betrachtet, weder eine Verknüpfung, noch ein Trennung zweier Begriffe nothwendig andeuten?

Batteux hat vielleicht oft dergleichen unrichtige Schlüsse

Allein so wie er ist, ist er dennoch das beste Lehrbuch in den schönen Wissenschaften, das wir haben. Der Schriftsteller, der Kritikus und der Liebhaber können daraus lernen die Begriffe ordnen, Schönheiten aufsuchen und sie mit Geschmacke fühlen. Man halte nur sein System nicht durchgehends für untrüglich, und alle seine Sätze nicht für Orakelsprüche. Man widerlege und vertheidige ihn in den Gedanken unter währendem Lesen, so wird man das Werk mit so viel Nutzen als Vergnügen mehr als einmal durchgehen. Hr. Ramler hat bei dieser rühmlichen Arbeit gezeigt, daß er in der Kritik nicht weniger, als in der Dichtkunst, noch mehr liefern kann als will. Welcher Kenner der schönen Wissenschaften wird nicht nach eigenen Werken eines solchen Übersetzers begierig seyn!

Aestheticorum pars altera. Scripsit Alexander Gottlieb Baumgarten, Professor Philosophiae. Francofurti cis Viadrum. Impensis Joannis Christiani Kleyb. MDCCLVIII. 14½ Bogen in 8°.

(aus der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 4. Stück 1. 1758. S. 438—456.)

So angenehm es den Liebhabern der Weltweisheit und der schönen Wissenschaften seyn muß, die Fortsetzung der Ästhetik von dem Erfinder derselben mit der ihm eigenen philosophischen Bündigkeit abgehandelt zu sehen, eben so betrübt muß sie die Ankündigung in der Vorrede machen, daß dieses Bändchen vielleicht das letzte seyn dürfte, das der Herr Verfasser von der Ästhetik liefern wird. Eine beschwerliche und hartnäckige Krankheit, welche diesen vortrefflichen Mann nur allzu sehr für seinen überschwänglichen Fleiß büßen läßt, hatte bereits im Jahr 1750, als der erste Theil der Ästhetik herauskam, den Druck derselben unterbrochen; und da der Hr. Verf. bis auf die Stunde verzweifelt, jemals Kräfte genug zu erlangen, das Werk völlig ausarbeiten zu können, so hat er sich entschlossen, in diesem

kleinen Bande die Lehre von dem „ästhetischen Lichte" völlig, und einen Theil der Lehre von der „ästhetischen Gewißheit" zu liefern. Wir haben also von Hrn. Prof. Baumgarten kaum das erste Capitel der Ästhetik vollständig erhalten; zu dem 2ten und 3ten Hauptstücke aber, so wie zum 2ten Theile, in welchem die „practische Ästhetik hätte abgehandelt werden sollen", wird uns gar keine Hoffnung gemacht. Der Hr. Verf. beschließt seine Vorrede mit folgenden wehmüthigen Worten, welche uns Thränen ausgepreßt haben. „Si quis tamen superes", sagt er, „amice lector, qui me curas, qui me nosti, qui me amas „denique, disce fortunam ex aliis, ex me, qui jam octa„vum in annum per ambages aegritudinum circumerro, quae „videantur inextricabiles, quam necessarium sit, maturius „bene cogitandis optimis assuefieri. Quid enim agerem, „ut nunc sum, pro virili hoc agere nescius, profecto ne„scio". Welcher Verlust für die in Verfall kommende Philosophie, daß dieser große Weltweise allen tiefsinnigen Meditationen entsagen muß! er, der fast allein fähig war, die Gränzen der Weltweisheit noch zu erweitern, welche von dem gemeinen Haufen der Weltweisen kaum völlig übersehen werden.

Hr. Baumgarten hat sich in diesem Theile der Ästhetik, und vornehmlich in der Abhandlung vom ästhetischen Lichte, als Erfinder gezeigt, d. h. als einen Eigenthumsherrn, der auf seinem Grunde bauen und niederreißen kann, was er will. Verschiedene Materien, die Hr. Meier in seiner deutschen Ästhetik wortreich genug abhandelt, übergeht der Hr. Prof. Baumgarten; und setzt hingegen andere in ein vortreffliches Licht, die Hr. Meier kaum zu berühren scheint. Wir wollen zum Besten derjenigen Leser, denen der Baumgarten'sche lakonische Styl nicht geläufig genug ist, einige der merkwürdigsten Stellen anführen, die wir in der deutschen Ästhetik vergebens gesucht haben. Wir werden aber einige Definitionen und Sätze, die auch bei Hrn. Meier vorkommen, mitnehmen müssen, weil sie zur Verständlichkeit des Folgenden unentbehrlich sind.

In der Abhandlung „von dem ästhetischen Lichte", oder nach Hrn. Prof. Meier's Verdeutschung „von der Lebhaftigkeit der Gedanken", hat der Hr. Verf. die Kunstwörter von Licht und Schatten und von dem Colorit, welche in der Malerei gebräuchlich sind, in einem allgemeinen Verstande genommen und auf alle ästhetische Gedanken überhaupt angewendet. Wir haben

bereits in dem vorigen Stücke der Bibliothek dieſen Kunſtgriff für ſehr fruchtbar gehalten; und hier zeigt ſich der Nutzen in der That, den er unter der Bearbeitung eines Baumgarten erlangt hat.

Er erklärt §. 614. das äſthetiſche Licht durch: eine ſolche Klarheit und Faßlichkeit der Gedanken, in welcher nicht bloß der reine und logiſche Verſtand, ſondern auch der äſthetiſche Verſtand, das Analogon rationis (der Bon-sens) dieſes Ding von allen andern zu unterſcheiden im Stande iſt. Die Deutlichkeit der Gedanken iſt zwar niemals der unmittelbare Endzweck der äſthetiſchen Vorſtellung; ſie kann aber öfters durch Umwege erhalten werden, wenn nämlich viele Theile eines Gegenſtandes in einem ſolchen ſinnlich klaren Lichte vorgeſtellt werden, daß daraus im Ganzen ein deutlicher Begriff entſpringt, deſſen Merkmale auch von dem ſchönen Geiſte unterſchieden werden können. Hr. Meier erläutert dieſes durch ein Exempel aus dem 4ten Buche der Aeneis, wo Virgil die Fama auf eine ſolche Art beſchreibt.

Einen höhern Grad der ſinnlichen Klarheit nennt der Verf. einen äſthetiſchen Glanz.

Lebhaft aber heißen ihm (§. 614.) ſolche Gedanken, in welchen eine beſondere Mannigfaltigkeit und eine plötzliche Geſchwindigkeit der Merkmale, die ſich einander gleichſam drängen, wahrgenommen wird; dadurch zwar auf große Theile ein merklicher Glanz ausgebreitet, das Ganze aber faßlich und ſinnlich klar werden muß. Hierauf werden Regeln vorgeſchrieben, wie der natürliche Glanz von dem gekünſtelten und geſchmückten Weſen, welches er fucum aestheticum nennt, zu unterſcheiden ſei.

In dem folgenden Abſchnitte handelt der Hr. Verf. von der „äſthetiſchen Dunkelheit", welche er mit den Alten in obscuritatem κατ' αἴσθησιν und obscuritatem κατὰ νόησιν eingetheilt. Wir übergehen dieſen Abſchnitt, weil uns wichtigere Materien rufen.

§. 654. u. flgd. von dem äſthetiſchen Schatten. So wie man in der Malerei die nothwendigen Schatten nicht zu den Flecken zählen kann, eben ſo kann es in der ſchönen Erkenntniß überhaupt nicht allezeit für einen Fehler gehalten werden, wenn gewiſſe Gedanken weniger leuchten als die übrigen, oder gar mit einiger Dunkelheit umhüllt ſind. Es kann Ausnahmen

geben, die höherer und wichtigerer Regeln der Schönheit wegen nothwendig statt haben müssen. Öfters kann die runde Kürze, die geziemende Würdigkeit und Größe, die Klarheit und Faßlichkeit des Ganzen, die Gewalt der Überredung oder die Erregung der Leidenschaften darunter leiden, wenn gewisse Gedanken in allen den Glanz, dessen sie fähig sind, gesetzt werden sollten. Diesen unumgänglichen Mangel der stärkern sinnlichen Klarheit nennt der Verf. den „ästhetischen Schatten". Vielleicht verdient bei dieser Gelegenheit angemerkt zu werden, daß die orientalischen Völker, welche in ihren Schriften den Glanz so sehr lieben, geneigt sind, die Schatten in unsern Gemälden für Flecken zu halten; wie solches hauptsächlich von den Chinesen ist angemerkt worden. Sie bleiben bei ihrer Art, die glänzendsten Farben neben einander aufzutragen, und verspotten die Gemälde der Europäer, in welchen ihnen alles düster und voller Flecken zu seyn scheint. Von den Regeln, die der Hr. Verf. vorschreibt, welche ästhetische Gedanken in einem Schatten zu verbergen sind, wollen wir uns begnügen die sechste anzuführen, weil uns das Exempel aus dem Virgil so glücklich gewählt zu seyn scheint. §. 662. heißt es: öfters können gewisse Umstände nicht übergangen werden, die aber die gewünschte Gemüthsbewegung entweder nicht genug erregen oder gar verhindern; daher müssen sie in den Schatten gesetzt werden. Virgil sah wohl, daß es seinem Helden wenig Ehrfurcht zuwege bringen kann, wenn er sich unbekannt und heimlich in eine Stadt schleicht, ohne daß die Königinn oder sonst Jemand etwas von ihm weiß, und in dem Tempel der Juno Schutz sucht. Was war zu thun? Siehe:

Infert se tectus nebula. Mirabile dictu!

Aen. I. 443.

Auch dieses war seinem Helden nicht anständig, daß er die Seinigen vor Gericht führen sehen, und sich fürchten sollte ihnen beizustehen, weil

— — res animos incognita turbat.

Daher sagt Virgil, daß Aeneas und Achates

Dissimulant, et nube cava speculantur amicti.

v. 520.

Allein:

Postquam animum arrecti dictis et fortis Achates,
Et pater Aeneas — — — — —
Omnia tuta vident, classem sociosque receptos.

Sogleich erſcheinen die Helden wiederum:

— — — — Circumfusa repente
Scindit se nubes, et in aethera purgat apertum:
Restitit Aeneas, claraque in luce refulsit
Os humerosque Deo similis. Namque ipsa decoram
Caesariem nato genitrix, lumenque juventae
Purpureum, et laetos oculis adflarat honores.

(§. 659.)

Dieſes Exempel iſt überaus fruchtbar. Es zeigt nicht nur den Gebrauch der 6ten Regel für den Dichter, ſondern auch für den Maler, indem man ſieht, wie Virgil in ſeinem Gemälde eben dieſelbe Perſon in verſchiedenen Augenblicken bald in Schatten verhüllt, bald an das Licht hervorzieht, nachdem es die Umſtände mit ſich bringen. Übrigens iſt dieſe, ſo wie die mehrſten Stellen, welche der Hr. Verf. zu Exempeln anführt, ſo künſtlich ausgeſucht, daß ſie vollkommen in ſeine Worte paſſen, und man glauben ſollte, es wären ſeine eigenen Gedanken, die er in eine Allegorie oder Metapher eingekleidet hätte, um deutlicher zu werden. Setzet ſtatt des Aeneas und Achates die äſthetiſchen Gedanken, die man beſchatten muß, ſo ſcheinen die Verſe des Virgil die Regel ſelbſt durch eine Metapher auszudrücken. Hr. Baumgarten unterläßt auch nicht, mitten in den häufig angeführten Stellen aus den Alten ſeine eigenen §§. zu citiren, als ob die Stellen mit zu ſeiner Schrift gehörten.

Die „behutſame und vorſichtige Austheilung des Lichts und Schattens" erfordert: daß man dem Ganzen nicht mehr und nicht weniger Glanz zukommen laſſe, als ihm von Natur gebührt; daß auch jedwedem Haupttheile nach Maaßgebung ſeiner Verhältnißgröße ein proportionirter Antheil des äſthetiſchen Lichts gegeben werde; daß die wichtigern Theile nicht von den unerheblichern beſchattet, ſondern vielmehr erhoben, dieſe aber von jenen nicht erleuchtet, ſondern mit Schatten verdunkelt werden. Dieſe letzte Regel, erinnert der Hr. Verf. §. 682., hat auch in der Lehre von der ſchönen Methode einen

großen Nutzen. Wenn der ſchöne Geiſt einen von den Hauptheilen ſeines Gegenſtandes in einem hellen Lichte vorgeſtellt hat, ſo kann er den Zuſchauer nicht unmittelbar zu einem noch weit glänzendern und wichtigern Theile führen, ohne ihn gleichſam zu verblenden; daher bemüht er ſich, in der Ausführung des minder wichtigen Theils

> Aestibus in mediis umbrosam exquirere vallem,
> Sicubi magna Jovis antiquo robore quercus
> Ingentes tendat ramos, aut sicubi nigrum
> Ilicibus crebris sacra nemus accubet umbra.
>
> Georg. III. v. 330—333.

Hier läßt er den Zuſchauer ſich erholen und zu einer neuen, noch glänzendern Scene vorbereiten.

Das 5te Buch der Aeneis iſt gleichſam der Schatten zwiſchen dem 4ten und 6ten Buche.

Je näher man zu dem vornehmſten und wichtigſten Theile der ganzen Ausarbeitung kömmt, deſto mehr muß das Licht zunehmen; die Schatten müſſen ſich, wie in der Natur gegen Mittag, nach und nach verkürzen.

Die Kunſt, Licht und Schatten behutſam auszutheilen, erinnert der Hr. Verf. §. 687., kann nicht ohne Fleiß und Unterricht erlangt werden. Ja es kann Niemand anders, als ein Erfahrner und Kunſtverſtändiger, darüber urtheilen, ob ſie richtig beobachtet worden ſei. Quam multa vident pictores, ſagt Cicero, in umbra et in eminentia, quae nos non videmus? (Quaest. Acad. IV. 20.) und Plinius: invenire praeclare, enunciare magnifice interdum etiam barbari solent; disponere apte, figurare varie, nisi eruditis, negatum est (Ep. III. 13.).

§. 688. Von den äſthetiſchen Farben. So wie in der Naturlehre die verſchiedenen Modificationen des Lichtſtrahls Farben genannt werden, eben ſo können die Abänderungen des äſthetiſchen Lichts äſthetiſche Farben genannt werden. In der Phyſik wird es kein Naturkundiger mehr wagen, alle mögliche Farben von der Vermiſchung des Lichts und Schattens herzuleiten Man iſt überzeugt worden, daß das Licht an der Qualität unterſchieden ſeyn kann, woraus die verſchiedenen Farben entſpringen; daß aber jede Farbe insbeſondere auch an der Quantität ab- und zunehmen kann, welches das Clair-obſcur

oder Licht und Schatten genannt wird. Eben also verhält es sich mit den ästhetischen Farben. Sie sind von einander an der Qualität unterschieden, und jede insbesondere kann wiederum von verschiedener Quantität seyn.

In der Malerei, fährt der Hr. Verf. fort, kömmt es wenig auf die große Menge der Farben an. Es können Gemälde in einer einzigen Farbe, in welcher Licht und Schatten mit Verstand ausgetheilt sind, besser gefallen, als bunte Gemälde, deren Vorzug bloß in der Mannigfaltigkeit der Farben besteht. Plinius erinnert, daß die großen Maler Apelles, Echion, Melanthius und Nicomachus ihre unsterblichen Werke bloß mit vier Farben gemalt; und daß zu seiner Zeit, da man aus Indien so viele neue Farben gebracht, kein vortreffliches Stück zum Vorschein gekommen sei. Mit den ästhetischen Ausarbeitungen verhält es sich nicht anders. Wenn man kein großes Werk vor hat, so begnüge man sich mit einer einzigen Qualität der Farben, mit einer Farbe, die dem Gegenstande natürlich und angemessen ist; und drücke seine Gedanken durch die Abwechslung der Quantität, durch die behutsame Austheilung von Licht und Schatten u. s. w. aus. Wo mehrere Farben gebraucht werden müssen, hüte man sich vor der unnützen Verschwendung derselben. Man ordne lieber die wenigen Farben, deren man sich bedient, dergestalt, daß sie sich einander erheben, und daß ihre Gränzen nicht allzu hart oder gezwungen absetzen, u. s. w.

Die Anzahl aller einfachen und zusammengesetzten, ursprünglichen und derivirten Farben richtig zu bestimmen, dürfte in der Ästhetik eben so schwer seyn als in der Naturlehre. Daher bleibt unser Verf. bei der Plinianischen Eintheilung. Dieser Schriftsteller sagt (Hist. Nat. XXXV. 6.): sunt enim colores aut austeri, aut floridi, d. i. die Farben sind entweder hart oder blühend. Man stelle sich eine Reihe von Farben vor, setzt unser Weltweise hinzu, die mit dem niedrigsten Grade des ästhetischen Lichts anhebt, und durch alle Grade hindurch bis auf den hellsten ästhetischen Glanz hinaufsteigt. In dieser Reihe wird es einen mittlern Ton geben. Die Farben, welche unter diesem Tone befindlich sind, werden rauhe, und die über demselben stehen, blühende Farben genannt. Jene machen in solchen ästhetischen Ausarbeitungen, in welchen sie vornehmlich

herrſchen, die rauhe, dieſe aber die blühende Art zu denken aus; beide Denkungsarten aber müſſen öfters in einem und eben demſelben Werke nach Beſchaffenheit der Umſtände mit einander abwechſeln. Wir wollen ein Exempel aus der Aeneis (IV. 247.) hinzuthun, welches der Hr. Verf. (§. 696.) anführt; wie rauh iſt die Beſchreibung des Atlas!

Atlantis duri, coelum qui vertice fulcit,
Atlantis, cinctum assidue cui nubibus atris
Piniferum caput, et vento pulsantur et imbri,
Nix humeros infusa tegit, tum flumina mento
Praecipitant senis, et glacie riget horrida barba.

Bald darauf folgt eine blühende Beſchreibung des Aeneas v. 261.:

— Atque illi stellatus jaspide fulva
Ensis erat, Tyrioque ardebat murice laena,
Demissa ex humeris, dives quae munera Dido
Fecerat, et tenui telas discreverat auro.

Wie vortrefflich, ruft der Verf. aus, ſtechen hier die Farben gegen einander ab! Und wie ſanft und natürlich verlieren ſich ihre Gränzen bei dem Übergange in einander!

Wenn moraliſche Gegenſtände zu ſchildern ſind (§. 698.), ſo müſſen öfters beide Denkungsarten, ſowohl die rauhe als die blühende, zugleich angebracht werden. Der äußere Anblick der Tugend wird der Natur gemäß ungeſchmückt und mit rauhen Farben geſchildert, dahingegen ihre innere Seite von den blühendſten Farben glänzt. Das Laſter iſt das Gegentheil hiervon. Seine äußere Seite gleißt von ſchöner Schminke, ſeine innere Häßlichkeit aber muß mit rauhen und düſteren Farben abgebildet werden. Als Horaz (Lib. III. Od. 24.) die Üppigkeit, wie ſie dem erſten Anblicke nach erſcheint, beſchreiben will, bedient er ſich der blühenden Denkungsart:

Intactis opulentior
Thesauris Arabum et divitis Indiae
Caementis licet occupes
Tyrrhenum omne tuis et mare Ponticum.

Sobald er aber den innern Zuſtand dieſes Laſters betrachtet, fährt er in einem etwas rauhern Tone fort:

Si figit adamantinos
Summis verticibus dira necessitas
Clavos; non animum metu,
Non mortis laqueis expedias caput.

Hier beschreibt er (v. 8 — 28.) in eben demselben Tone den äußern anscheinenden Zustand der Unschuldigen rauh und etwas unhold, und kehrt endlich (v. 29. 44.) zu der Üppigkeit zurück, um ihre innere Häßlichkeit völlig den Augen bloßzustellen. Die übrigen Exempel, welche der Hr. Verf. §. 700. u. flgd. anführt, müssen wir der Kürze halber übergehen.

S. XXXII. §. 704. u. flgd. fucus aestheticus, welches Hr. Meier durch „ästhetische Schminke" oder „blauen Dunst" giebt. Dieser entsteht, wenn das Colorit allzu rauh ist, eben sowohl als wenn es allzu glänzend, gleichsam wie ein Regenbogen, von tausend verschiedenen Farben schimmert. Der Hr. Verf. geht verschiedene Arten dieser fehlerhaften Weise zu denken durch, und lehrt, wie sie sowohl in natürlichen, als auch in moralischen Gegenständen, welche (wie oben erinnert worden) mehrentheils beide entgegengesetzte Arten der Colorite annehmen, von den wahren Farben zu unterscheiden seien. Die Stoiker z. E. stellen die Tugend von einer allzu rauhen und unholden Seite vor; die Epikuräer wählen die gelinden und reizenden Züge der Glückseligkeit, und vermeiden oder übergehen mit einem leichten Pinselstriche die Gelegenheiten, wo die Tugend befiehlt, streng und gleichsam unbeweglich zu seyn. Wer nun im Allgemeinen einer von diesen entgegengesetzten Arten zu denken getreu anhängt, der wird auch die Beschreibungen besonderer sittlicher Charaktere entweder allzu rauh oder allzu blühend coloriren.

§. 712. erinnert der Hr. Verf., daß man sowohl in jeder practischen als theoretischen Angelegenheit durch ein mittelmäßig glückliches Genie der Natur getreuer bleiben kann, als wenn man von falschen vorgefaßten Meinungen eingenommen ist; eben so sei man in den schönen Wissenschaften durch falsche Begriffe von den Regeln der Kunst mehr in Gefahr, in die fehlerhafte Denkungsart zu verfallen, die er hier beschreibt, als wenn man der Regeln völlig unkundig ist. Ja diejenigen falschen Regeln, die gar keinen Schein der Wahrheit haben, sind, nach seiner Meinung §. 713., nicht so gefährlich, als diejenigen, welche sich in gewissen Fällen auf bewährte Autorität stützen, die aber ohne Rücksicht auf die Zeit, Ort, Gelegenheit und Umstände

als allgemein und unveränderlich angenommen werden. Hic aestheticis tantopere distinguendae, ſetzt unſer Weltweiſe hinzu, paucae venustatum leges immutabili necessitate constrictae, a consiliis aliquando bonis, quae, velut si aliter fas non sit, quidam, tanquam jussi, sequuntur, non raro praepostere; eine ſehr wichtige Anmerkung, ſowohl für das bekannnte servum pecus, als für einige Kunſtrichter, die ſich allezeit auf alte hergebrachte Regeln ſteifen, ohnezu unterſuchen, ob ſie nicht von den Alten ſelbſt mehr für consilia bona, als für leges immutabili necessitate constrictas ſind gehalten worden.

Man erlaube uns, über die ſo neue als ſinnreiche Lehre von Licht und Farben in den ſchönen Wiſſenſchaften eine kleine Anmerkung zu machen. Die Eintheilung der äſthetiſchen Farben in rauhe und blühende hat auch in den ſchönen Künſten ihren bewährten Grund. Die doriſche Säule iſt rauh, die korinthiſche geſchmückt und blühend, und die joniſche hält das Mittel zwiſchen dieſen beiden. In den Säulenverzierungen wechſeln die geraden Linien mit den krummen ab. Jene machen einen harten und widrigen, dieſe aber einen gelinden und ſchmeichelnden Eindruck. Sie werden aber deswegen zuſammengeſetzt, damit ſie ſich durch den Gegenſatz beſſer ausnehmen mögen. In der Malerei iſt außer dem Colorit auch in der Zeichnung, Stellung und Anordnung der Figuren die rauhe und harte Art von der lieblichen und blühenden zu unterſcheiden. Wir begreifen aber nicht, wie die allgemeinen Erklärungen unſers Verf. von Licht und Farbe in der Äſthetik auf dieſe Künſte ohne ſehr merkliche Veränderung anzuwenden ſind. Dieſe rauhe und ſanfte Art ſollen verſchiedene Abänderungen des äſthetiſchen Lichts, das äſthetiſche Licht aber eine ſinnliche Klarheit und Faßlichkeit der Gedanken ſeyn. Kann man aber von dem ſanften Umriſſe eines Antinous ſagen, daß er von dem Umriſſe eines Hercules bloß in der Modification des äſthetiſchen Lichts oder der ſinnlichen Faßlichkeit der Gedanken unterſchieden ſei? Was für ein Gedanke iſt es, der in der korinthiſchen Säule eine andere Abänderung der ſinnlichen Klarheit erhält, als in der joniſchen? Wir wiſſen zwar, daß die Säulen überhaupt nichts anders als ſinnliche Vorſtellungen der Stützen eines Gebäudes ſind. Wie aber dieſe durch die verſchiedenen Arten der Verzierungen eine verſchiedene Modification der ſinnlichen Klarheit

erlangen, scheint uns noch nicht deutlich zu seyn. In der Tonkunst ist uns dieses noch ein weit größeres Geheimniß; und wir bedauern es aus dieser Ursache desto mehr, daß sich das Publikum von unserm Weltweisen keine practische Ästhetik zu versprechen hat, da in derselben diese Schwierigkeiten vermuthlich würden erläutert worden seyn.

Ein Theil der Lehre von der Gewißheit in den schönen Wissenschaften macht den Überrest dieses zweiten Theils der Ästhetik aus. In derselben kommen die Materien von den erläuternden Argumenten, von den Vergleichungen, vom Gegensatze, von den ästhetischen Briefen, Widerlegungen u. s. w. vor. Da diese Materien in allen Rhetoriken abgehandelt werden, so haben freilich viele bekannte und ausgemachte Wahrheiten darin vorkommen müssen; allein sie erlangen in der systematischen Ordnung unsers Schriftstellers, durch die strenge Richtigkeit der Erklärungen, und durch den bündigen Zusammenhang, in welchem sie sich ausnehmen, das Ansehen der Neuheit. Man findet überall den denkenden Weltweisen, der, wenn er auch alte Wahrheiten vorträgt, sie aus sich selbst hervorzubringen scheint. Wenn es auch hier und da scheinen möchte, daß man sich bei müßigen und unfruchtbaren Eintheilungen und Untereintheilungen aufgehalten habe; so wird man hingegen in den mehrsten Fällen finden, daß unser Verf. die verwickelten Schönheiten nur deswegen so sorgfältig zergliedert, damit er die verschiedenen Verrichtungen der Seele wahrnehmen möge, welche zusammenkommen müssen, eine solche Schönheit zu erfinden.

So lehrreich und wichtig indessen diese Subtilitäten in einem System immer seyn können, eben so trocken und unfruchtbar werden sie unter der Hand des Recensenten werden, der einen Auszug daraus liefern soll. Wenn er von einem fleischigen Körper nichts mehr als das Gerippe zeigen kann, so wird von einem Gerippe unter seinen Händen kaum der Drath übrig bleiben, auf welchem die Glieder angereiht sind.

Wir werden also unsere Leser entweder auf den Hrn. Prof. Baumgarten selbst, oder auf den Hrn. Prof. Meier verweisen müssen, welcher uns die Lehre von der ästhetischen Gewißheit mehr nach dem Sinn des Erfinders ausgeführt zu haben scheint, als die Lehre von dem ästhetischen Lichte.

Nur einige Anmerkungen erlaube man uns noch über den XXXVIII. Abschnitt, welchen der Hr. Verf. thaumaturgia

aesthetica betitelt hat. Admiratio, sagt Hr. Prof. Baumgarten, est intuitus novitatis. Dieses verdeutscht Hr. Meier: „die „Verwunderung ist eine anschauende Erkenntniß der Neuig„keit". Aus der Verwunderung entspringt die Neubegierde, und die Neubegierde macht die Aufmerksamkeit rege. Die Kunst, durch die Verwunderung die Neubegierde, und durch diese die Aufmerksamkeit zu erregen, wird von beiden Schriftstellern die „ästhetische Thaumaturgie" genannt.

Alle schönen Gedanken müssen in einem gewissen Verstande neu, d. i. nach dem Hrn. Prof. Meier wunderbar seyn. Daraus folgert dieser Schriftsteller, daß das Wunderbare in allen schönen Gedanken statt finde, sie mögen niedrig oder erhaben seyn. „Es ist ein Irrthum", setzt er hinzu, „wenn man das „Wunderbare allein in das Ausnehmende und Große einschränken „will. Wir können mit Recht fordern, daß alle schöne Gedanken „wunderbar seyn müssen, wenn es der ganze Inbegriff aller „ästhetischen Regeln erlaubt".

Wo wir nicht irren, so haben diese Weltweisen das Neue, das Wunderbare und das Bewundernswürdige (novum, mirabile, admirabile) mit einander vermengt. Eine Sache ist neu, wenn wir sie entweder noch gar nicht, oder noch nie von dieser Seite erkannt haben. Sie ist wunderbar, wenn sie übernatürlich ist, und ästhetisch wunderbar, wenn sie dem schönen Verstande (analogo rationis) übernatürlich scheint. Hingegen bewundernswürdig ist sie nicht eher, als wenn wir eine gute Eigenschaft, eine Vollkommenheit an derselben wahrgenommen, die unsere Erwartung übertrifft *). Verwundern und bewundern sind im Deutschen von eben so verschiedener Bedeutung, als im Lateinischen mirari und admirari. Man verwundert sich über eine Sache, die dem Laufe der Natur zuwider zu seyn scheint; man bewundert hingegen nur erhabene Dinge, an denen wir eine vorzügliche Vollkommenheit wahrnehmen. Der Gegenstand ist in jenem Falle wunderbar oder verwundernswürdig, in diesem aber müßte er bewundernswürdig genannt werden.

*) Admirantur communiter illi (homines) omnia, quae magna et praeter opinionem suam animadvertunt; separatim autem in singulis, si perspiciunt nec opinata quaedam bona.

Cic. de offic. lib. II. 10.

Man wird also wohl sagen können: alle schönen Gedanken müssen neu seyn, d. h. man muß sie noch gar nicht, oder selten von dieser Seite betrachtet haben; daraus aber folgt nicht, daß alle schöne Gedanken auch wunderbar seyn müssen. Dieses sind sie nur alsdann, wenn sie Wunderdinge betreffen, als z. B. die Zwischenkunft der Götter und anderer übernatürlichen Wesen, die an den menschlichen Begebenheiten Theil nehmen. Mirabile dictu, sagt Virgil, wenn er Begebenheiten erzählt, die übernatürlich sind. Die Bewunderung endlich bleibt für erhabene Gegenstände, und entspringt aus der anschauenden Erkenntniß einer ungewöhnlichen Vollkommenheit. Des Cartes *) sagt zwar: „à l'admiration est jointe l'estime ou le mépris, selon que „c'est la grandeur d'un objet ou sa petitesse, que nous „admirons"; allein dieses ist allem Sprachgebrauch zuwider. Wer hat jemals von einer verächtlichen Sache gesagt, sie verdiene Bewunderung, und zwar bloß ihrer Kleinfügigkeit halber? Wenigstens scheint die deutsche Sprache diese Verwirrung nicht zu vertragen, sondern verwundern und bewundern sorgfältig von einander zu unterscheiden.

Wir halten uns vielleicht über eine Kleinigkeit auf. Allein diese Kleinigkeit kann in dem practischen Theile der Ästhetik, und besonders in der Lehre von der Epopee wichtige Folgen haben. Möchte doch der Himmel unserm großen Weltweisen Kräfte genug verleihen, den theoretischen Theil der Ästhetik zu vollenden, und auch den practischen Theil mit der ihm eigenen Gründlichkeit auszuarbeiten! Wie vieles würde sich alsdann aufklären, das uns jetzt dunkel und unbegreiflich ist!

*) Les Passions de l'ame, Article LIV.

An Essay on the Writings and Genius of Pope,

Vol. I. London, printed for M. Cooper at the Globe in Pater-noster Row. MDCCLVI. 334 Seiten in gr. 8°.

Das ist:

Versuch über Pope's Schriften und Genie, erster Theil.

(aus der Bibliothek der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 4. Stück 1. 1758 S. 500—532. und Stück 2. 1759. S. 628—669.)

Der Name eines Pope ist auch unter uns allzu berühmt, als daß ein Werk über dessen Genie und Schriften, welches mit so vieler Einsicht abgefaßt ist, als das gegenwärtige, nicht einen jeden Liebhaber der schönen Wissenschaften interessiren sollte. Diejenigen von unsern Lesern, welche die Schriften dieses unsterblichen Dichters nicht in der Ursprache gelesen, werden ihn doch vermuthlich aus einigen guten und schlechten Übersetzungen haben kennen lernen. Es ist wahr, die besten prosaischen Übersetzungen eines Gedichts sind mit der umgekehrten Seite einer gewirkten Tapete zu vergleichen. Diese Vergleichung hat in Ansehung solcher Dichter, wie Boileau und Pope, die allergenaueste Richtigkeit; denn ein großer Theil ihrer Verdienste besteht in der überaus reinen Diction und in dem vortrefflichen Wohlklange ihrer Verse; und was kann hiervon in einer prosaischen Übersetzung übrig bleiben?

Dem sei, wie ihm wolle, so glauben wir dennoch, daß ein Auszug aus diesem kritischen Versuche auch denjenigen Theile von unsern Lesern, welche der engländischen Sprache nicht kundig sind, angenehm seyn werde. Außer dem gründlichen Geschmacke und der wohlangebrachten Belesenheit, welche aus dieser Schrift allenthalben hervorleuchtet, werden sie nicht ohne Vergnügen bemerken, wie streng man außerhalb Deutschland die größten Dichter zu beurtheilen gewohnt ist, und wie sehr man einen Dichter verehren kann, ohne alles, was aus seiner Feder geflossen ist, für Meisterstücke zu halten. Wir haben uns bemüht, die Stellen aus den engländischen Dichtern, die wir anführen mußten, in deutsche Verse, bald mit, bald ohne Reime, zu übersetzen. Wer das Engländische versteht, der findet das Original dabei, und

mag sich bei unserer Übersetzung nicht aufhalten. Wer es aber nicht versteht, wird es uns vermuthlich Dank wissen, so unvollkommen auch unsere Übersetzung gerathen seyn dürfte. Man mag uns auch allenfalls tadeln; wir wollen uns gewiß nicht mit der Herausforderung schützen, der Tadler solle es besser machen. Noch eine Entschuldigung für die Weitläuftigkeit dieses Auszugs!— doch wir werden entweder keine brauchen, oder man wird keine von uns annehmen. Wir eilen also zur Sache.

In der Zueignungsschrift an Dr. Young sagt unser Verfasser: „Ich habe Hochachtung für das Andenken eines Pope, „ich verehre seine Talente; aber ich glaube nicht, daß er die „Vollkommenheit in seiner Kunst erreicht habe. In derjenigen „Art von Gedichten, auf welche er sich vorzüglich gelegt, sind „ihm zwar alle andere Schriftsteller nachzusetzen; aber eben diese „Art, glaube ich, ist die vortrefflichste nicht in seiner Kunst. Man „giebt, wie es scheint, auf den Unterschied nicht genug Achtung „zwischen einem witzigen Kopfe, einem sinnreichen Schriftsteller „(a man of sense) und einem wahren Dichter". Donne und Swift; Fontenelle und La Motte hält unser Kunstrichter für witzige und scharfsinnige Köpfe, aber für nichts weniger als für Dichter. Die allergründlichsten Beobachtungen des sittlichen Lebens der Menschen sind nach seiner Meinung, wenn sie auch noch so kurz und so lebhaft vorgetragen werden, moralische Ausarbeitungen, aber keine Poesie; und Boileau's gereimte Briefe verdienen ihm eben so wenig den Namen Poësie, als die Charaktere des La Bruyère in Prosa. „Eine schöpferische und „glühende Einbildungskraft", setzt er hinzu, „acer spiritus ac „vis, und nichts anders als diese, ist das wahre Kennzeichen „eines gepriesenen und ungemeinen Talents, das so Wenige be„sitzen, und von welchem nur so Wenige urtheilen können".

Wir wissen nicht, ob man mit dem Namen Poet nicht etwas freigebiger seyn könnte; ob ihn z. B. ein Haller nicht eben so gut verdiene, als ein Klopstock. Vielleicht ist es überall nichts als ein Wortstreit; denn wer weiß, ob ein „scharfsinniger Kopf" in dem Verstande, in welchem dieses Wort hier genommen wird, nicht ein eben so großer Vorzug sei, als eine „glühende und schöpferische Imagination"? Indessen scheint unser Schriftsteller von seiner Meinung so sehr überzeugt zu seyn, daß er in der Folge seiner Zueignungsschrift kein Bedenken trägt, zu dem berühmten Young zu sagen: „Hätten Sie nichts anders als

„Ihre Satyren geschrieben, so würden Sie sich zwar den Titel „eines witzigen und scharfsinnigen Kopfes erworben haben; allein „ich weiß gewiß, Sie würden nicht darauf bestanden haben, „bloß um deswegen ein Poet genannt zu werden. Non satis „est puris versum perscribere verbis".

Er beruft sich auf die Methode, die Horaz vorschreibt, wie man eine Stelle untersuchen soll, ob sie poetisch sei oder nicht; nämlich man soll das Sylbenmaaß und die poetische Harmonie zerstören, die Ordnung der Worte umkehren, und alsdann die Stelle überlesen. Wenn ein poetischer Geist darin ist, so wird er durch alle mögliche Versetzungen der Worte nicht können getilgt werden, sondern gleich einem Diamant allenthalben hervorleuchten. Er macht die Probe hierauf mit einer Stelle aus Popens Epistle to Lord Cobham, und findet, daß es zwar vortrefflich gedacht, aber eben so wenig Poesie sei, als das „qui „sit Maecenas?" desjenigen Schriftstellers, der diese Methode in Vorschlag gebracht hat. „Das Erhabene und das Pathe„tische", fährt unser Schriftsteller fort, „sind die Nerven der „ächten Poesie. Wo findet man im Pope das wahre Erhabene „oder das wahre Pathetische? In seinen Schriften ist nihil inane, „nihil arcessitum; puro tamen fonti quam magno flumini propior, „wie Quintilian vom Lysias bemerkt". Voltaire's Urtheil von Boileau scheint ihm vollkommen auch auf Pope zu passen. Incapable peut-être du sublime, qui élève l'ame, sagt dieser berühmte Schriftsteller, et du sentiment qui l'attendrit, mais fait pour éclairer ceux à qui la nature accorda l'un et l'autre, laborieux, sévère, précis, pur, harmonieux, il devint enfin le Poète de la raison. Diese Stelle führt unser Verf. französisch an, weil er sich schemt oder fürchtet, wie er sagt, im Engländischen seine Meinung rund heraus zu sagen.

Am Ende der Zueignungsschrift theilt unser Verf. die engländischen Dichter in vier Classen ein. In der ersten behaupten die drei erhabenen und pathetischen Dichter, Spenser, Shakespear und Milton, den vornehmsten Rang. Diesen werden Otway und Lee nachgesetzt. Zur zweiten Classe rechnet er die Dichter, die zwar das poetische Genie in einem nicht so hohen Grade besitzen, aber vorzügliche Talente zur moralischen Dichtkunst damit verbinden, als Dryden, Donne, Denham, Cowley und Congreve. In die dritte Classe rechnet er die witzigen Köpfe, die einen feinen Geschmack besessen, und das gemeine gesellschaftliche Leben

angenehm zu beschreiben gewußt haben, als Prior, Waller, Parnell, Swift und Fenton. In die letzte Classe endlich setzt er die bloßen Versmacher, obgleich einige unter ihnen für noch so angenehm und „sanftströmend" gehalten werden, als Pitt, Sandys u. A. In welche Classe eigentlich Pope zu setzen sei, nimmt er sich vor, in seinem Werke selbst auszumachen. Dieser Rangordnung der engländischen Dichter wird im Monthly Review for June 1756 (S. 534.) weitläuftig widersprochen. Wir können uns in diesen kritischen Streit um so viel weniger einlassen, da diese Dichter einem großen Theile unserer Leser nur dem Namen nach bekannt seyn können; und schreiten vielmehr zu dem Werke selbst.

Der Verf. folgt der Ordnung der Warburton'schen Ausgabe, und beurtheilt in dem ersten Abschnitte die vier Schäfergedichte und die Ekloge „Messias". „Es befremdet uns einigermaßen", sagt unser Kunstrichter, „wenn wir in den Schäfergedichten eines jungen Dichters keine neue ländliche Bilder antreffen; und ich befürchte, man wird den Schäfergedichten des „Pope diesen Vorwurf machen können. Theokrit's, Virgil's „und Spenser's Ideen findet man hier in der angenehmsten und „fließendsten Sprache ausgedrückt, aber die Beschreibungen und „Sentimens sind abgenutzt und gemein". Er tadelt ferner an diesen Schäfergedichten die Vermischung der griechischen und britischen Ideen. Der Fluß Paktolus wird mit der Themse, und Hybla mit Windsor verbunden. „Wenn die Einwohner Griechenlands", heißt es ferner, „sich über unmäßige Hitze beschwerten, „und sich nach kühlenden Höhlen sehnten; so war dieses ihren „Umständen angemessen, und hatte bei ihnen das gehörige „Decorum, das es in dem Charakter eines britischen Schäfers „unmöglich haben kann. Theokrit muß in schwülen Sommertagen das Murmeln eines Bachs und das Rauschen der „Fichte *) mit weit inniglicherem Vergnügen gehört haben, als „der engländische Dichter **) bei einer solchen Gelegenheit jemals „hat fühlen können". Pope selbst, fährt unser Schriftsteller fort, sagt in einer Note ***), er habe die beiden Verse:

*) Idyll. I. v. 1.

**) Past. IV. v. 1.

***) Past. II.

Your praise the tunefull birds to heav'n shall bear
And list'ning Wolves grow milder, as they hear;

das iſt:

Die Vögel ſingen deinen Ruhm dem Himmel,
Die Wölfe hören zu, und werden zahm;

wegen der Ungereimtheit, in England von Wölfen zu reden, in folgende Verſe verwandelt:

Your praise the birds shall chant in every grove,
And Winds shall waft it to the pow'rs above;

das iſt:

Das Vögelchor beſingt dein Lob im Haine,
Und Winde wehn es den Geſtirnen zu.

Und in der Überſetzung des Verſes aus dem Virgil:

Audiit Eurotas, jussitque ediscere Lauros

hat er aus eben der Urſache die Lorbeerbäume weggelaſſen, als welche ſich nicht zu der Themſe ſchickten, und dafür geſagt:

Thames heard the numbers, as he flow'd along,
And bade the Willows learn the moving song *);

das iſt:

Die Themſe floß vorbei und hört' ihn ſingen,
Und hieß die Wellen ſeine Lieder lernen.

Unſer Schriftſteller glaubt aber, es ſei eben ſo unſchicklich, in dem Walde zu Windſor von dem brennenden Sirius, von köſtlichen Weintrauben, von einer Rohrflöte u. ſ. w. zu reden; welche Kritik aber Einigen vielleicht allzu ſtreng vorkommen dürfte. Eine Rohrflöte heißt im figürlichen Verſtande nichts anders, als ein ländlicher Geſang.

Die Stellen, wo Pope den Theokrit oder Virgil nachgeahmt, verdienen nach unſers Verf. Meinung wenig Beifall: „ein Schäfer wünſcht beim Theokrit mit einer Zärtlichkeit des „Ausdrucks, die in einer wörtlichen Überſetzung viel verlieren muß: „o könnte ich werden zur ſummenden Biene, in deine Grotte

*) Past. IV. v. 14.

„fliegen, und mich in Epheu und Farrenkraut verbergen, darauf „du ruheſt!*)" Pope hat dieſes Bild folgendergeſtalt verändert:

Oh! were I made by some transforming pow'r,
The captive bird, that sings within thy bow'r!
Then might my voice thy list'ning ear employ;
And I those kisses, he receives, enjoy **).

Das iſt:

O ſchaffte mich ein Gott zum Vogel um,
Der eingeſperrt in deinem Käfich ſingt,
Damit mein Lied dein horchend Ohr vergnüge,
Und ich ſo oft, als er, geküſſet würde!

Das erſte Bild zieht unſer Verf. aus drei Urſachen dem letztern vor: es hat das wilde und ungekünſtelte Weſen des Schäferlebens, der Gedanke iſt delicat, und zugleich neu und ungemein. Ob aber hierwider zu Popens Vertheidigung gar nichts vorgebracht werden könnte, und ob überhaupt dieſes und noch zwei andere kleine Exempel, die der Hr. Verf. anführt, hinreichen, alle Nachahmungen in Popens Schäfergedichten zu verurtheilen, erfordert eine Unterſuchung, die uns zu weit führen würde.

Überhaupt muß man zwar geſtehen, Pope habe nicht viel neue ländliche Schilderungen; allein die Schäferpoeſie beſteht nicht bloß in der Malerei ſchöner Landſchaften; die ländlichen Sitten und die feinen ungekünſtelten Empfindungen haben eben ſo viel, wo nicht mehr Antheil an dieſer Dichtungsart, und dieſe Vorzüge müſſen Popens jugendlichen Schäfergedichten in einem merklichen Grade eingeräumt werden. Er hat ſeine Landſchaften von Andern geborgt; aber er hat Handlung, Schäferleben, ſanfte Leidenſchaften und feine Geſinnungen hineingelegt, und iſt dadurch beinahe ein Original geworden.

Von der Ekloge „der Meſſias" urtheilt unſer Verf., daß ſie dem „Pollio" des Virgils weit vorzuziehen ſei. Er vergleicht ſie aber mit der Stelle aus dem Propheten Jeſaias, welche Pope nachgeahmt hat, und findet, daß der engländiſche Dichter das Original zwar öfters verſchönert, daß er aber nicht ſelten die Einfalt, Energie und Erhabenheit des heiligen Dichters durch

*) Idyll. III. 12.

**) Past. II. 45.

allzu blühende Beiwörter und unnütze Umschreibungen geschwächt hat. Er schweift zuletzt in eine kritische Betrachtung der angeführten Stelle des Propheten aus, womit er diesen Abschnitt beschließt.

Der 2te Abschnitt, vom Windsor forest und den lyrischen Gedichten. „Die malerische Poesie", sagt unser Kunstrichter, „war keinesweges Popens vorzügliches Talent. Dieses Urtheil „beweisen die wenigen Gemälde, die man in dem Gedichte „Windsor forest antrifft, welche nicht eben so gut auf einen „jeden andern Ort passen sollten. Man findet allgemeine ländliche Schilderungen, aber keine Gemälde, die dem Walde zu „Windsor eigen wären. Die Geschichte der Lodona ist in dem „ovidischen Geschmacke. Man wird aber wenig Umstände darin „finden, welche nicht aus irgend einer Verwandelung des Ovids „geborgt seyn sollten. Das Gemälde eines tugendhaften und „gelehrten Mannes in der Einsamkeit ist vortrefflich. Es ist „dem Dichter aus dem Herzen geflossen; denn er war gleichsam „in seinem Elemente, wenn er Wissenschaft und Tugend zu „rühmen hatte. Nirgend hat er mehr poetische Begeisterung gezeigt als da, wo er von den Poeten redet, die sich in demselben „Orte aufgehalten haben oder allda gestorben sind. Er bricht „in folgende Worte aus:

I seem through consecrated Walks to rove,
I hear soft Music die along the grove;
Led by the sound I roam from shade to shade,
By godlike poets venerable made *).

Das ist;

Mich dünkt, ich wandle durch geweihte Haine,
Und höre sanfte Töne langsam sterben.
Geführt vom Schall, durchirr' ich jeden Schatten,
Den heil'ge Dichter ehrfurchtsvoll gemacht u. s. w.

„Die Gruppe der allegorischen Personen", fährt unser Verf. fort, „ist des Pinsels eines Rubens oder Julius Romanus würdig; „obgleich zu wünschen wäre, daß die Beiwörter barbarische „Zwietracht, tolle Ehrsucht, und verhaßter Neid nicht so „allgemein und unbestimmt, sondern eigenthümlicher und malerischer seyn möchten". Diesen Vorwurf, erinnert er, habe auch

*) v. 265.

Virgil nicht selten verdient; denn er begnügt sich mit den unbestimmten Beiwörtern ultrices curae, mortiferum bellum, mala mentis gaudia u. s. w. Endlich glaubt er im Virgil nirgend solche lebhafte und deutliche Bilder mit ihren eigenthümlichen Merkzeichen und Eigenschaften anzutreffen, als in folgenden Zeilen des Pope:

— Envy her own snakes shall feel *),
And Persecution mourn his broken wheel;
There faction roar, Rebellion bite her chain
And gasping furies thirst for blood in vain.

Das ist:

— Den Neid zernagen eigne Schlangen;
Und die Verfolgung schleppt zerbrochne Räder;
Der Aufruhr brüllt, der Aufstand beißt in Ketten,
Von Blutdurst schnauben Furien umsonst.

„Es ist ein großes und angenehmes Kunststück in der malerischen Poesie", bemerkt unser Kunstrichter, „Sittenlehren und „Sentenzen gleichsam unversehens und durch eine Nebenbetrachtung an solchen Stellen anzubringen, wo wir bloß angenehme „Bilder vermuthet haben". Diese unerwarteten Betrachtungen erregen in uns, wie der Hr. Verf. an einem andern Orte erinnert, eben dasselbe Vergnügen, das wir empfinden, wenn wir durch einen Wald oder Hain spazieren und plötzlich, indem sich der Weg herum lenkt, die Statue einer Tugend oder Muse erblicken. Er sagt, Cooper's Hill habe vortreffliche Beispiele von dieser Art gegeben; in Popens malerischen Gedichten aber, die er hier untersucht, habe er nicht so viel dergleichen Stellen gefunden, als man von einem Geiste, der zu moralischen Betrachtungen so sehr aufgelegt ist, vermuthen sollte. Wir wollen eins von den beiden Exempeln anführen, die er in diesem Dichter aufgesucht hat. „Nachdem Pope von der Hasenjagd geredet, „setzt er unmittelbar, recht in Denham's Geiste, hinzu:

Beasts urg'd by us their fellow beasts pursue
And learn of man each other to undo **);

das ist:

Von uns gehetzt, verfolgt ein Thier das andre,
Und lernt von Menschen Mitgeschöpfe morden".

*) v. 417.
**) v. 124.

Von den malerischen Beschreibungen der Natur kömmt unser Verf. auf Milton's jugendliche Gedichte, beurtheilt desselben Ode auf die Geburt Christi, findet überhaupt in Milton's vermischten Gedichten, die er in seiner Jugend ausgearbeitet, und besonders in dessen Allegorie „il Penseroso", und in der angeführten „Geburt Christi", mehr Kennzeichen eines künftigen großen Genies, als in Popens jugendlichen Gedichten, obgleich diese weit correcter sind. Hierauf schweift er in ein Lob der Thomson'schen „Jahreszeiten" aus, das er mit folgender Betrachtung beschließt: „Pope „scheint geglaubt zu haben, die malerische Poesie sei so etwas „ungereimtes, als eine Mahlzeit von lauter Brühen; und ich „kenne verschiedene andere Personen, die eben so verächtlich da„von urtheilen; allein diese mögen bedenken, daß in einer der „Poesie verschwisterten Kunst die Landschaftsmalerei nach der „Historienmalerei den nächsten Rang behauptet, und den einzel„nen Portraits, den Stücken aus dem niedrigen Leben, den „drolligen Figuren, den Frucht- und Blumenstücken weit vorge„zogen wird; daß Titian es für ein Genie nicht für zu klein „geachtet, viel Zeit auf diese Gattung zu wenden; und daß sie „nach eben den Grundsätzen, nach welchen sie Thomson ver„urtheilen, auch Virgils Gedichte vom Landbau, und den größten „Theil des alleredelsten malerischen Gedichts, ich meine den Lu„crez, verurtheilen müssen". Ohne uns eigentlich wider die malerische Poesie zu erklären, glauben wir, daß die Gründe unsers Verf. nichts beweisen. Der Pinsel ist unstreitig weit glücklicher in der Vorstellung der Aussichten und Gegenden der Natur, als die Sprache. Die sichtbaren Gegenstände, welche bloß durch Ebenmaaß und Farben entzücken sollen, werden am lebhaftesten durch Farben und Ebenmaaß vorgestellt, da man sich in einer Beschreibung öfters ziemlich anstrengen muß, um sich durch die Association der Begriffe der beschriebenen Gegenstände, mit ihren Farben und Verhältnißgrößen, zu erinnern. Zudem ergötzen die schönen Landschaften mehrentheils im Ganzen; und verlieren ihre Annehmlichkeit, wenn sie durch Hülfe der Worte nach und nach der Einbildungskraft vorgestellt werden. So verschwistert die Dichtkunst und die Malerei sind, so hat doch eine jede Kunst ihre angewiesenen Gränzen, die durch das Werkzeug der Sinne, für welches sie arbeiten, bestimmt werden. Virgils „Landbau" und Lucrezens „Natur der Dinge" scheinen uns von Thomson's „Jahreszeiten" wesentlich unterschieden zu seyn. Die Römer

wollen eigentlich unterrichten, und malen nur zur Veränderung; der Engländer hingegen hat keine andere Absicht, als zu malen.

Unser Verf. kömmt hierauf zu Popens lyrischen Gedichten, und führt bei dieser Gelegenheit in einer Note eine Strophe aus einem unbekannt gewordenen Gedichte von Dryden auf die Musik an, die wir ihrer vorzüglichen Schönheit halber hierher setzen wollen:

What passion cannot music raise and quell!
When Jubal struck the corded shell,
His list'ning brethren stood around,
And wond'ring on their faces fell,
To worship that celestial sound;
Less than a God they thought there could not dwell
Within the hollow of that shell,
That spoke so sweetly and so well.
What passion cannot music raise and quell!

Das ist:

Wie mächtig kann die Tonkunst das Gemüth bewegen!
Als Jubal's Saitenspiel erklang,
Da horchten um ihn seine Brüder,
Und fielen auf ihr Antlitz nieder
Vor diesem himmlischen Gesang;
Ein Gott, so dachten sie, muß sich hierinnen regen;
Denn sieh! das Zauberwerk ist hohl,
Das so begeisternd sprach, so wohl.
Wie mächtig kann die Tonkunst das Gemüth bewegen!

„Dieses ist ein so vollständiges und angenehmes Sujet zu einem „historischen Gemälde", setzt der Kunstrichter hinzu, „daß ich einen „Mann von gutem Geschmack kenne, der entschlossen war, es „malen zu lassen, wenn er einen tüchtigen Künstler dazu ge„funden hätte. Der Maler, sagte er, würde nichts zu thun „haben, als die Wörter in Farben zu verwandeln; denn das „Dessin ist völlig dazu angelegt. Der Leser wird ohne Zweifel „bemerken, was die Wiederholung des ersten Verses für eine „gute Wirkung habe; wie nicht weniger die Schönheit der natür„lichen Wendung, daß die unerfahrnen Zuhörer sich einbilden, „es sei ein Gott in dem musikalischen Instrumente verborgen". Dryden's Alexander's Feast hält er für das vortrefflichste unter den neuern lyrischen Gedichten; und räumt der Popischen Ode auf die Musik die zweite Stelle nach diesem Gedichte ein: propior

tamen primo quam tertio, wie er nach dem Quintilian hinzusetzt.

Die erste Strophe, bemerkt er, macht ein vollkommenes Concert aus. Der Anfang der zweiten Strophe ist etwas platt, und nicht so gut als das Ende derselben. In der dritten ist der begeisternde Gesang des Orpheus zu den Argonauten vortrefflich gewählt. „Jedermann, der den Gesang hörte, ward ein „Held, und

Each Chief his seven-fold shield display'd
And half unsheath'd the shining blade;

das ist:

Ein jeder Führer zeigt sein siebenfaches Schild,
Und zückt sein blitzend Schwerdt zur Hälfte aus der Scheide".

Diese lebhafte Beschreibung, sagt unser Kunstrichter, kömmt dennoch der Gewalt und dem Nachdrucke nicht bei, welchen Dryden dem Gesange seines griechischen Virtuosen zuschreibt. „Denn als Timotheus Rache! ausruft, die Furien heraufsteigen „läßt, und alle die Geister von erschlagenen Griechen, die unbe„graben, unrühmlich und vergessen herum liegen, den Augen „des Alexander vorstellt; wie ein jeder eine Fackel schwingt, „auf die feindlichen Tempel der Perser zeigt und ihren Für„sten zur Rache auffordert; so springt er plötzlich von seinem Throne auf,

— seiz'd a flambeau with zeal to destroy,
— ergreift die Fackel, jählings zu verwüsten;

„Thais und die übrigen Fürstinn, die um ihn sind, eilen mit „ihm fort, die Stadt in Brand zu setzen".

In der 4ten Strophe, führt der Dichter fort, ist die Ankunft des Orpheus in der Hölle vortrefflich angebracht, die Beschreibung der unterirdischen Gegenden sehr wohl ausgeführt, und die Wirkung der Leier auf die Einwohner der Hölle überaus zierlich aus dem 4ten Buche von Virgils „Ackerbau" übersetzt, und nach dem Gegenstande des Gedichts eingerichtet, den der Dichter hier behandelt. Der flehende Gesang beim Eingange der 5ten Strophe ist ungemein pathetisch, besonders da, wo er die unterirdischen Geister beschwört:

By the heroes armed shades
Glittering through the gloomy glades,
By the youths that dy'd for love
Wandring in the myrtle grove;

das iſt:

Bei Heldenſchatten, die bewaffnet
Dort in dem düſtern Durchgang glänzen,
Bei jedem Jüngling, der vor Liebe ſtarb
Und hier im Myrtenhaine wandelt.

Dieſe Bilder, ſagt unſer Verf., ſind moraliſch und der Sache angemeſſen; der Schluß von dieſer Strophe aber hat einen ſo poſſierlichen und lächerlichen Numerus, daß er, wie der Kunſtrichter bemerkt, einem Hudibraſſiſchen Liede ähnlich ſieht:

Thus song could prevail
O'er death and o'er hell,
A conquest how hard and how glorious!
Tho' fate had fast bound her
With Styx nine times round her,
Yet music and love are victorious.

Wir wollen uns bemühen, die Poſſierlichkeit des Numerus, die unſer Kunſtrichter in dieſen Zeilen bemerkt, in der deutſchen Überſetzung einigermaßen nachzuahmen, aber nur einigermaßen:

So kam's, ein Liedlein kriegte
Mit Tod und Höll' und ſiegte.
O was verdient der ſchwere Sieg für Lob!
Das Schickſal hatte ſie gebunden,
Und neunmal mit Styxen umwunden;
Doch ſiegten Harmonie und Liebe ob.

Eben daſſelbe Sylbenmaaß, bemerkt unſer Kunſtrichter, hat Addiſon gebraucht, bei dem komiſchen Charakter des Sir Trusty, mit welchem er ſeine Oper „Rosamond" ſo ſehr verunſtaltet. Nach Addiſon's Gehör alſo zu urtheilen, iſt dieſer Numerus geſchickt, etwas niedriges und poſſierliches auszudrücken; und Pope hat einen freudigen Triumph dadurch nachzuahmen geglaubt.

Die 6ſte Strophe iſt gleichfalls eine Nachahmung des Virgil. Der Dichter beſchreibt darin den Zuſtand des Orpheus, nachdem er ſeine Eurydice zum zweiten Male verloren. Indeſſen erinnert unſer Verf., daß Pope einige von den vortrefflichen Zügen in dieſer Epiſode übergangen, und daß beſonders die Örter und Gegenden, in welchen Pope ſeinen Orpheus klagen läßt,

nicht ſo wild, nicht ſo traurig und nicht ſo öde wären, als diejenigen, deren Virgil erwähnt. Orpheus Tod iſt zwar am Ende der Strophe mit einer obenmäßigen Kürze, und durch einen unvermutheten Schwung ausgedrückt:

Hark! Haemus resounds with the Bacchanal's cries,
Ah! see he dies!
Yet ev'n in death Eurydice he sung;

das iſt:

Hört, hört! vom Hämus her erſchallt ein wild Geſchrei,
Ach! ſieh! er ſtirbt!
Doch ſterbend ſingt er noch Eurydice.

Jedoch Virgil ſagt ſtatt sung: vocabat, welches weit natürlicher und zärtlicher iſt; und ſetzt ein rührendes Beiwort hinzu: miseram Eurydicen.

Im Anfange vor der letzten Strophe ſcheint der Dichter bloß den Inhalt der zweiten Strophe zu wiederholen. Unſer Kunſtrichter hält dieſes für eine tadelhafte Tautologie, beſonders da folgende Zeilen, in welchen die Gewalt der Muſik beſchrieben wird;

Music the fiercest grief can charm,
And fate's severest rage disarm;
Music can soften pain to ease,
And make despair and madness please;

das iſt:

Die Tonkunſt lindert herben Gram,
Bezähmt des Schickſals ſtrengſte Wuth,
Verſüßet Schmerz und Raſerei,
Und macht Verzweiflung angenehm;

weit ſchwächer ſind, als eben dieſelbe Beſchreibung in der zweiten Strophe, in welcher die Gemüthsbeſchaffenheiten alle perſonificirt werden:

Melancholy lifts her head,
Morpheus rouses from his bed,
Sloth unfolds her arms and wakes.
List'ning envy drops her snakes;

Intestine war no more our passions wage,
And giddy factions hear away their rage.

Das iſt:

Die Schwermuth hebt ihr Haupt empor,
Und Morpheus ſteht vom Lager auf,
Die Trägheit dehnt ſich aus und wacht.
Dem Neid entſinken ſeine Schlangen;
Kein innrer Zwiſt entſteht aus Leidenſchaften mehr,
Und wilde Meuterei verhöret ihre Wuth.

Der Verf. betrachtet hierauf in einer Digreſſion die Natur der Oden. Er behauptet, die Neuern hätten in keiner Dichtungsart mit ſchlechterm Erfolg gearbeitet, als in der Ode, und würden auch von den Alten darin am meiſten übertroffen. Dieſes ſchreibt er dem Übellaute und der Rauhigkeit der neuern Sprachen zu. Diejenigen lebendigen Sprachen, welche der lateiniſchen am nächſten verwandt ſind, hält er für die wohlklingendſten. Der lateiniſchen Sprache aber ſelbſt zieht er mit dem Quintilian die griechiſche vor. Tanto est sermo graecus, ſagt dieſer, latino jucundior, ut nostri poëtae, quoties dulce carmen esse voluerant, illorum id nominibus exornent. Hierauf handelt unſer Verf. von dem Charakter der Oden des Petrarch's, Metaſtaſio, Boileau (in deſſen Ode auf Namur er Schwulſt, proſaiſche und kindiſche Stellen findet), Malherbe, La Motte, Rouſſeau, und Voltaire, deſſen beide Oden an den König von Preußen und auf Maupertuis Reiſe nach Norden ſich ihm über die correcte Mittelmäßigkeit der gewöhnlichen franzöſiſchen Oden zu erheben ſcheinen. Endlich preiſt er einige Oden von Akenſide und von Gilbert Weſt mit großen Lobſprüchen an, welche man in Dodsley's Miscellanies findet; und kehrt zu den übrigen lyriſchen Gedichten ſeines Pope zurück.

Die beiden Chöre in Lord Buckingham's „Brutus" nach dem Shakeſpear, welche Pope verfertigt hat, ſind überaus ſchön und wohlklingend. Der Verf. bemerkt aber eben den Fehler darin, welchen Ariſtoteles ſchon an einigen Chören des Euripides getadelt hat: daß ſie nämlich mit dem Inhalte des Stücks gar nicht zuſammenhangen, und nichts zur Handlung beitragen. Der Chor, ſagt Ariſtoteles, muß ein Theil, ein Glied des ganzen Stücks ſeyn, und die Handlung befördern helfen. Bei dieſer Gelegenheit weicht der Verf. in eine Beurtheilung der Chöre des

Sophokles und Euripides aus, und führt zum Beschlusse eine vortreffliche Stelle aus dem Pater Brumoy an, in welcher die Vortheile und Unbequemlichkeiten der Chöre gezeigt werden.

Die Ode über die „Einsamkeit", welche in Popens Schriften unmittelbar auf die Chöre folgt, ist die erste poetische Ausarbeitung dieses Dichters. Er hatte noch nicht zwölf Jahre erreicht, als er dieses Gedicht verfertigte. Die ersten Skizzen eines solchen Künstlers, sagt unser Verf., verdienen unsere ganze Aufmerksamkeit. Er findet in diesem Gedichte merkliche Proben von der Neigung zur Speculation und zu moralischen Betrachtungen, welche sich nachher in dem Geiste des Dichters mehr entwickelt haben und zum unterscheidenden Charakter seiner Gedichte geworden sind. Hiervon nimmt er Gelegenheit zu einer abermaligen Digression, und erzählt einige merkwürdige Umstände von Popens Leben, und von seiner frühzeitigen Fertigkeit zu dichten. Er beschließt diese biographische Nachrichten mit einer Stelle aus dem Quintilian, in welcher dieser unvergleichliche Kunstrichter von einem jungen Künstler, zum Kennzeichen des Genies, mehr uncorrecte Erfindsamkeit als phlegmatische Richtigkeit fordert. „Ob Quintilian", setzt unser Verf. hinzu, „Popens frühzeitige „Stücke nicht für allzu rein, allzu correct, und allzu sehr aus„gearbeitet gehalten, und was er daraus für Folgerungen ge„zogen haben würde; mag ich hier nicht weiter untersuchen". Hierauf erzählt der Verf. die Geschichte des A. Carraccio und seiner beiden Schüler Domenichino und Guido Reni, die unsere Leser oben in der Abhandlung des Abts du Bos vom Genie werden gefunden haben. (Bibl. der sch. Wiss. III. 1. S. 1—29.*))

Das letzte Gedicht, das zu diesem Abschnitte gehört, ist die Ode mit der Überschrift: der sterbende Christ an seine Seele, welches Pope auf Steele's Ansuchen zur Nachahmung des bekannten Liedchens (der Verf. sagt Sonetts) vom Hadrian an seinen abscheidenden Geist verfertigt hat. Der Dichter war der Meinung gewesen, die verkleinernden Beiwörter vagula, blandula, welche in dem Liedchen vorkommen, bedeuteten vielmehr Wehmuth uud Zärtlichkeit, als Leichtsinn und Gleichgültigkeit; und daher war er von seinem Freunde um eine Nachahmung ersucht worden. Wir wollen das kleine Gedicht sammt einer etwas freien Übersetzung ganz hersetzen.

*) Diese Übersetzung ist von Fr. Nicolai. Anm. des Herausg.

The dying Christian to his soul.

Ode.

I.

Vital Spark of heav'nly flame,
Quit, o quit this mortal frame:
Trembling, hoping, ling'ring, flying,
Oh the pain, the bliss of dying!
Cease, fond nature, cease the Strife,
Let me languish into life.

II.

Hark! they wisper, Angels say,
Sister spirit, come away.
What is this absorbs me quite?
Steals my senses, shuts my sight,
Drowns my spirit, draws my breath?
Tell me, my soul, can this be death?

III.

The world recedes, it disappears!
Heav'n opens on my eyes! my ears
With sounds seraphic ring.
Lend, lend your wings! I mount! I fly!
O Grave! where is thy Victory?
O Death! where is thy sting?

Das iſt:

I.

Hauch Gottes! der du in mir lebeſt,
Verlaß, verlaß das ſterbliche Gebein!
Du fliegeſt, ſäumeſt, hoffeſt, bebeſt,
Und fühlſt des Todes Seligkeit und Pein.
Hör' auf, Natur! zu widerſtehen,
Laß mich ins Leben übergehen.

II.

Horch! Engel liſpeln, komm von hinnen,
Wohlan! o Schweſter! zögre nicht.
Was raubt mir plötzlich meine Sinnen?
In welche Nacht ſinkt mein Geſicht?
Der Puls hört auf, ich athme tief mit Noth;
O meine Seele! ſprich, heißt das der Tod?

III.

Die Welt verschwindet tief ins Leere!
Der Himmel öffnet sich, ich höre
Das göttliche Gebot:
Empfangt ihn an der ew'gen Schwelle!
Wo ist nunmehr dein Sieg? o Hölle!
Wo ist dein Stachel? Tod!

Unser Kunstrichter bemerkt, Pope habe diese Ode weniger dem Liedchen des Hadrian zu verdanken, als einer Ode eines alten unbekannten englischen Reimers, der zu Zeiten Carls des Zweiten gelebt und Flatman geheißen. Nicht nur die Gedanken, sondern auch die Worte und Bilder sind in beiden Dichtern eben dieselben; und da die letztern keine unmittelbare sinnliche Empfindungen sind, die in alle Menschen einen ähnlichen Eindruck machen, so ist es nicht wahrscheinlich, daß beide Dichter sollten von selbst darauf gekommen seyn. „Es kann indessen seyn", setzt er hinzu, „und dieses Urtheil scheint uns am natürlichsten, „daß Pope ohne Vorsatz auf die Gedanken des Flatman gefallen, „den er vielleicht vor langer Zeit einmal gelesen haben mag" (denn er hat die schlechtesten Dichter gelesen, wie unser Kunstrichter bemerkt, und Gold aus ihrem Kothe hervorgesucht); „und „er hat sie angenommen, ohne zu wissen, daß sie einem Andern „zugehören". Daß dieses möglich sei, beweist er aus verschiedenen merkwürdigen Beispielen; und führt zuletzt auch verschiedene Stellen aus dem Pope an, davon einige Kunstrichter bemerkt haben, sie wären von Andern entlehnt. Er spricht indessen seinen Dichter von aller Beschuldigung eines gelehrten Diebstahls frei, und wendet auf ihn die Worte an, welche Dryden mit weniger Recht von einem andern gesagt hatte: „wenn er von einem „Dichter etwas nimmt, so nimmt er es als König; was bei „einem Andern Diebstahl seyn würde, ist bei ihm Sieg". Man hat auch den Boileau einst des gelehrten Diebstahls beschuldigen wollen; allein Pope und Boileau hätten mit dem Virgil, dem man vorgeworfen, er habe seine besten Sachen aus dem Homer genommen, antworten können: cur non illi quoque eadem facta tentarunt? Verum intellecturos, facilius esse Herculi clavam, quam Homero versum surripere *).

*) Donat. Ed. Ultraject. 1704. 17.

Der dritte Abſchnitt enthält Anmerkungen über Popens Essay on Criticism. Dieſe hat er in 51 Artikel eingetheilt, und ſie machen das ſtärkſte Capitel im ganzen Werke aus. Wir müſſen geſtehen, daß viele von dieſen Artikeln nicht ſo wichtig ſind, als man ſich von der kritiſchen Einſicht und Beleſenheit unſers Verf. verſprechen ſollte. Sie hätten vielleicht ohne ſonderlichen Verluſt für den Leſer um den vierten Theil abgekürzt werden können. Ein Art von Einleitung aber, die der Hr. Verf. voranſetzt, hat uns deſto wichtiger geſchienen. Wir wollen einige Stellen daraus anführen.

„Der Verfaſſer hält den „Verſuch über die Kritik" für ein „Meiſterſtück in ſeiner Art, indem die Regeln und Geſetze ſo „vortrefflich zuſammenhangen, daß ein Ganzes daraus geworden „iſt. Nicht nur lucidus ordo herrſcht darin; ſondern man findet in einer ſo oft bearbeiteten Materie neue Geſetze und Bemerkungen, und die alten ſehr wohl erläutert und glücklich „angewendet. Man muß erſtaunen, ſo viel Kenntniß der Welt, „eine ſo reife Beurtheilungskraft, und eine ſolche Einſicht in „das menſchliche Herz bei einem jungen Schriftſteller anzutreffen, „der, wie Pope, als er dieſen Verſuch geſchrieben, noch nicht „zwanzig Jahre erreicht hatte. Man pflegt ſonſt niemals ohne „Ausübung und Erfahrung in irgend einer Kunſt einen richtigen „und ausgebildeten Geſchmack zu erlangen. Allein ein lauterer „Verſtand und eine große Scharfſinnigkeit waren die charakteriſirenden Eigenſchaften dieſes Autors; und die herrſchenden Vollkommenheiten entwickeln ſich jederzeit am früheſten".

Nachdem der Verf. die Stelle aus dem du Bos angeführt, worin gezeigt wird, daß Virgil, Horaz, Racine, Corneille und Raphael ſchon mehr als dreißig Jahre hatten, als ſie ihre beſten Stücke verfertigt; ſetzt er hinzu, daß Shakeſpear ſeinen Lear, Milton ſein verlornes Paradies, Spenſer ſeine Feenköniginn, und Dryden ſeine Ode auf die Muſik in eben demſelben Alter geſchrieben. Hieraus folgert er, daß wenig Dichter ſo früh ihre völlige Reife erlangen, als Pope, welcher der Vorſchrift des Horaz ſehr genau nachgekommen iſt:

> Multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit,
> Abstinuit Venere et vino.

Unter andern Umſtänden, denen Pope die frühzeitige Reife ſeiner Seele zu verdanken hatte, erwähnt der Verf. auch ſeine

häßliche Leibesgestalt. „Ein großer Kenner des menschlichen „Herzens und der geheimen Triebfedern der Handlungen", sagt er, „hat mit vieler Einsicht bemerkt *), man habe die Häßlich„keit nicht sowohl als ein Zeichen, welches öfters trügt, sondern „als eine Ursache anzusehen, die selten ihre Wirkung verfehlt. „Wer so etwas an sich hat, das ihm Verachtung zuziehen kann, „der wird sich selbst unermüdet anspornen, der gefürchteten Ge„ringschätzung zu entkommen". Es ist nicht unwahrscheinlich, setzt der Verf. hinzu, daß dieser Umstand unsern Dichter angetrieben, seine Kräfte zu verdoppeln, um sich hervorzuthun und in Ansehen zu setzen. Wer von der menschlichen Natur einige Kenntniß hat, der wird gestehen, daß öfters die niedrigsten und unerheblichsten Ursachen zu einem so vortrefflichen Endzweck, als die Begierde zur Vollkommenheit ist, das Ihrige beitragen können.

Unserm Schriftsteller soll versichert worden seyn, daß Pope sein Essay on Criticism anfänglich in Prosa abgefaßt und hernach in Reime gebracht haben soll, welches aber fast unglaublich scheint. Er kann wohl, wie es Racine, nach dem Berichte unsers Verf., mit seinen Trauerspielen gemacht, den Hauptinhalt des ganzen Werks vorher überdacht, und die Folge der Gedanken ungefähr festgesetzt haben; alles aber vorher in Prosa aufzusetzen, wäre vielleicht eben so unnützlich als mühselig gewesen. Vida selbst redet in der von dem Verf. angeführten Stelle von nichts, als von der Anlegung des Plans und von der Disposition der Theile überhaupt; welches in solchen poetischen Ausarbeitungen, in denen sich die Theile auf einander sowohl als auf das Ganze beziehen, freilich vorher wohl überlegt werden muß.

Wir kommen zu den Anmerkungen unsers Kunstrichters über einzelne Stellen aus dem Criticism, von welchen wir unsern Lesern einige zur Probe mittheilen, und mit folgenden vortrefflichen Zeilen den Anfang machen wollen:

Art. 5. In the soul while memory prevails,
The solid pow'r of understanding fails.
Where beams of bright imagination play,
The memory's soft figures melt away. (v. 56.)

*) Bacon's Essays 44.

Das ist:

Wenn das Gedächtniß in der Seele herrscht,
So fehlt die Kraft des gründlichen Verstandes;
Und spielt der rege Strahl der Phantasei,
So schmilzt der weiche Eindruck leicht hinweg.

Man wird kaum eine Metapher finden, sagt unser Kunstrichter, die richtiger angewendet oder zierlicher ausgedrückt wäre, als diese, durch welche der Dichter die Wirkungen einer erhitzten Einbildungskraft ausdrückt. Die Erfahrung, fährt er fort, bestätigt die Bemerkung unsers Dichters, indem man diese drei großen Eigenschaften der Seele selten in einer Person vereinigt findet. Baco theilt die menschlichen Genies in zwei Classen ein: „Einige besitzen einen trockenen und deutlichen Verstand, eine kalte „Einbildungskraft, und die Gabe sich anzustrengen. Diese bemerken leicht die Verschiedenheiten der Dinge, sind in Controversien Meister und können vortrefflich disputiren. Dergleichen „Köpfe sind gemein. Zur zweiten Classe aber gehören diejenigen, „welche eine feurige Einbildungskraft, erhabene Gedanken und „eine weitläuftige Wissenschaft besitzen. Diese können die Ähnlichkeiten der Dinge leicht wahrnehmen; sie werden Dichter, „Schöpfer in den Wissenschaften, Erfinder in den Künsten, und „bringen allenthalben, wo sie ihren Blick hinwerfen, ein neues „Licht hervor *):

Art. 16. So pleas'd at first the tow'ring Alps we try,
Mount o'er the vales, and seem to tread the sky,
Th' eternal snows appear already past,
And the first clouds, and mountains seem the last;
But those attain'd, we tremble to survey,
The growing labours of the lengthen'd way;
Th' increasing prospect tires our wand'ring eyes,
Hills peep o'er hills, and Alps on Alps arise. (v. 225.)

Das ist:

So reizen Anfangs hochgethürmte Alpen;
Man wagt's, und glaubt jetzt himmelan zu steigen.
Uns dünkt, der ew'ge Schnee sei nun vorüber,
Dort sei der letzte Berg, die letzte Wolke.
Man klimmt hinauf; und neue Arbeit, neue Reisen
Entwölken sich dem schwindelnden Gesicht.
Das müde Aug' durchirrt die grause Ferne,
Sieht Berg auf Berg gethürmt, auf Alpen Alpen.

*) Nov. Org. pag. 40.

„Dieſe Vergleichung", ſagt der Kunſtrichter, „wird gemeiniglich „als ein Exempel von einer ſtarken Einbildungskraft angeführt. „Allein die Bilder ſcheinen zu allgemein, zu unbeſtimmt zu „ſeyn, und der letzte Vers giebt der Seele kein neues Bild". Vielleicht iſt der Verf. allzu ſehr von ſeinem feſtgeſetzten Grundſatze eingenommen, keine ſchöpferiſche Bilder im Pope zu ſuchen. Indeſſen zieht er dieſer Vergleichung ein Gemälde aus dem Shaftesbury vor, welches allzu ſchön iſt, als daß wir es übergehen können. Der Lord vergleicht, ſo wie Pope in den angeführten Zeilen, den Fortgang in den Wiſſenſchaften mit einer Reiſe über ein hohes Gebirge. „Am Fuße des Berges", ſagt er, „ragen einige Hügel aus dem felſigen Boden hervor, und legen „einen anſtändigen Grund für die ſchwere Laſt, die darauf ruht, „wo ungeheuere Felſen auf einander gethürmt liegen und das „hohe Gewölbe des Himmels zu ſtützen ſcheinen. Der arme „Menſch wandelt mit wankenden Schritten auf dem engen „Rande des jähen Abſturzes. Mit Schaudern und Schwindel „ſieht er unter ſich, und traut dem Boden nicht, der ihn trägt; „da er indeſſen von unten das hohle Rauſchen der Ströme ver„nimmt, von oben die Ruinen der herüberhangenden Felſen „erblickt, und die umgeſtürzten Bäume, die mit ihren Wurzeln „aufwärts gekehrt ſind, mehrere Ruinen nach ſich zu ziehen „drohen *) ".

Art. 31. If wit so much from ign'rance undergo (v. 508.),
Wenn die Unwiſſenheit den Witz ſo plaget.

„Die Ungemächlichkeiten, welche den Witz zu begleiten pflegen, „ſind in dieſen vortrefflichen Zeilen ſehr wohl auseinandergeſetzt. „Die Dichter, welche ſich für ſehr bekannt und bewundert hal„ten, werden öfters ſehr gedemüthigt. Boileau ging eines Tages, „ſeine Penſion zu holen. Der Rentmeiſter las folgende Worte „in dem Patente: „wir bewilligen dem Boileau dieſen Gehalt, „wegen der Zufriedenheit, die wir über ſeine Werke empfun„den"; und fragte ihn, von was für Art denn ſeine Werke „wären? „Es ſind Gebäude", antwortete der Dichter, „ich bin „ein Baumeiſter". Racine hielt die Lobeserhebungen der Un„wiſſenden für die vornehmſten Quellen des Mißvergnügens;

*) The moralists. Characteristics Vol. II. pag. 253.

„und pflegte zu erzählen, daß eine alte Magistratsperson, die „niemals das Theater besucht hatte, eines Tages mit in die „Comödie genommen ward und seine Andromache aufführen „sah. Der Rathsherr war sehr aufmerksam auf das Trauer„spiel, auf welches das Lustspiel les Plaideurs folgte. Im „Herausgehen sagte er zu dem Dichter: „Ihr Trauerspiel, mein „Herr, hat mir außerordentlich gefallen; mich wundert nur, daß „es sich so lustig endigt: j'avois d'abord eu quelque envie de „pleurer, mais la vue des petits chiens m'a fait rire".

Art. 33. When love was all an easy monarch's care,
Seldom at Council, never in a war (v. 537.);

das ist:

Ein König, der für nichts als Liebe sorgte,
Im Rathe selten war, und nie zu Felde.

„Man hält durchgehends die Regierung Carls II", sagt der Verf., „für die Zeiten des Augustus in England; aber ohne „Grund. Man legte sich damals auf nichts, als auf die Art „von Witz, den sie sheer wit nannten. Man sagt, Rochester „habe sich nicht vorstellen können, daß es einen bessern Dichter „gebe als Cowley. Der König führte beständig den Hudibras „an. Die Vernachlässigung eines solchen Gedichts, als „das „verlorne Paradies", wird ein ewiges Monument von dem „schlechten Geschmacke der damaligen Zeiten bleiben. Unser pro„saischer Styl fing sich damals erst an zu bilden, obgleich die „Sprache des Hobbes schon rein genug ist. Dieser Weltweise, „und nicht der „blühende Spratt", war der classische Schrift„steller dieser Zeiten".

Art. 38. Horace still charms with graceful negligence,
And without method talks us into sense (v. 654.);

das ist:

Horazens schöne Unordnung gefällt,
Und bringt uns ohne Zwang die Lehren bei.

„Daß in Horazens Briefe an die Pisonen wirklich eine Me„thode anzutreffen sei, hat letztlich ein Schriftsteller *) deutlich

*) Herr Hurd.

„gezeigt. Es ist aber ungegründet, daß dieser Brief eine voll„ständige Dichtkunst enthalten sollte; denn er schränkt sich bloß „auf den Zustand und auf die Fehler der römischen Schau„bühne ein. Ein anderer, eben so gemeiner Fehler scheint es „zu seyn, wenn man glaubt, das Erhabene sei der Unterschei„dungs-Charakter des Horaz. Die wenigen erhabenen Züge, „die wir bei ihm finden, sind aus dem Pindar, und vermuth„lich aus dem Alcäus entlehnt. Seine Vorzüge sind auserle„sene Beobachtungen über das menschliche Leben, und eine de„licate und höfliche Züchtigung der menschlichen Schwachheiten. „Man merkt in allen seinen Schriften seine Neigung zu mora„lischen Betrachtungen. Der Verf. der Briefe ist auch in den „Oden zu erkennen. Nicht die Erhabenheit, die Eleganz war „sein großer Unterscheidungs-Charakter" u. s. w. Dieses Urtheil über den Horaz ist im Monthly Review *) so gründlich widerlegt worden, daß wir uns nicht enthalten können, die Gegengründe dieser einsichtsvollen Journalisten anzuführen. „Es ist wahr", sagen sie, „Horaz besitzt die Eleganz „in einem vorzüglichen Grade, und verschiedene von seinen „Oden sind moralisch und satyrisch; kann er aber nicht deswe„gen immer noch erhaben seyn? Was wollen wir denn aus „dem Pindar machen, dessen Oden voller Sittensprüche sind? „Und warum muß Horaz seine „wenigen erhabenen Züge" vom „Pindar und Alcäus geborgt haben? Da der Kunstrichter nicht „bestimmen kann, was der Römer von dem lesbischen Dichter „entlehnt hat, so hätte er ihn dessen gar nicht beschuldigen sol„len. Die alten Scholiasten erwähnen nur zwei Zeilen, die „Horaz aus dem Alcäus übersetzt haben soll. Wären ihrer „mehr gewesen, so würden diese Gelehrten die Gelegenheit ge„wiß nicht haben vorbeigehen lassen, ihre Belesenheit zu zeigen. „Mit dem thebanischen Dichter ist Horaz zwar etwas freier um„gegangen; allein wie viele Nachahmungen haben denn die Kri„tiker in dem römischen Dichter finden können, so sehr sie auch „nachgesucht haben?", Sie glauben, und vielleicht mit Recht, daß die Ode: Pindarum quisquis studet aemulari, beweist, Horaz habe so erhaben seyn können als Pindar; und verlangen, der Kunstrichter solle ihnen eine pindarische Ode zeigen, welche den folgenden Oden des Horaz vorzuziehen wäre: näm-

*) For July 1756. S. 58.

lich der 15, 35, 37. des ersten Buchs, der 1, 13. und 19. des 2ten Buchs, und vornehmlich der 1, 3, 4.; dem Charakter des Regulus in der 5., und der 25. Ode des 3ten Buchs; der 4, 9. und 14. des 4ten Buchs; ohne einiger von den Epoden zu gedenken. Unser Verf. scheint nur kühne Metaphern und Bilder einer überaus erhitzten Einbildungskraft für erhaben zu halten, weshalb er mit seinem Lobe so sehr sparsam ist; allein die mehrsten Kunstrichter nehmen dieses Wort in einer etwas weitern Bedeutung, und sie haben die Autorität des Longin auf ihrer Seite.

(aus der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 4. Stück 2. 1759. S. 627 — 669.)

Bevor wir unsern Auszug fortsetzen, müssen wir der Übersetzung der sämmtlichen Popischen Werke gedenken, davon in voriger Messe der erste Band *) herausgekommen ist. Wer Pope bloß aus dieser Übersetzung kennen lernen sollte, möchte sich wundern, daß ein so mittelmäßiger Geist als ein so vortrefflicher Dichter berühmt ist. In der That macht der Engländer in seinem deutschen Kleide eine sehr armselige Figur. Und wie kann es anders seyn? Der ganze Einfall taugt nichts, Popens Gedichte in deutsche Prosa zu übersetzen. Ein Dichter, dessen vorzügliche Stärke in der feinen Wendung, im Wohlklange, in der Wahl der Beiwörter, und überhaupt in einem körnichten, aber auch überaus angenehmen, poetischen Vortrage besteht, der mehr unterrichtend als begeistert, mehr mit dem Verstande als mit der Einbildungskraft dichtet; ein solcher Dichter muß nothwendig in einer prosaischen Übersetzung allen Reiz verlieren, den er seinen Gedanken eigentlich als Dichter verliehen. Die einzige Sorge des Übersetzers (wenn ja übersetzt werden soll) muß also dahin gehen, den Verstand, die scharfsinnigen Sentenzen und die philosophischen Betrachtungen seiner Ur-

*) Unter dem Titel: Herrn Alexander Pope Esq. sämmtliche Werke, mit Wilh. Warburtons Commentar und Anmerkungen, aus dessen neuester und bester Ausgabe übersetzt. Erster Band. Altona bey David Iversen, 1758.

ſchrift beizubehalten, und ſie in einen fließenden proſaiſchen Diſcurs zu verwandeln. Iſt er aber, wie der gegenwärtige Überſetzer der Popiſchen Schriften, ſklaviſch genug, ſich an die Worte der Urſchrift zu binden, ſo wird er einen wohlgeſtalteten Körper in eine elende Mißgeburt verwandeln. Der Wohlklang verſchwindet, die Wiederholungen, welche in einem gereimten Gedichte angenehm ſind, werden in der Überſetzung ekelhaft; die uneigentlichen Wörter, die der größte Dichter, wenn er reimen muß, nicht vermeiden kann, werden hier unerträglich; und jeder feurige Schwung von einem Gedanken auf den andern, der dem Dichter erlaubt iſt, wird eine unverantwortliche Lücke, von welcher der Leſer einer proſaiſchen Schrift Rechenſchaft fordern wird. Aller Nutzen, den man ſich alſo von einer ſolchen proſaiſchen Überſetzung zu verſprechen hat, iſt vielleicht, daß ſie Anfängern die Leſung der Urſchrift erleichtert, indem ſie der Mühe überhoben werden, in den Wörterbüchern nachzuſchlagen. Es würde zu weitläuftig und unſerer Abſicht zuwider ſeyn, alle Stücke, die in dem erſten Bande enthalten ſind, nach der Ordnung zu kritiſiren. Einige Stellen werden genug ſeyn, unſer Urtheil zu rechtfertigen. Wer ſuchen will, wird dergleichen unzählige finden.

Pope ſingt in ſeiner Ode zur Muſik:

Exulting in triumphs now swell the bold notes
In broken air, trembling, the wild music floats,
Till by degrees, remote and small,
The strains decay,
And melt away,
In a dying, dying fall.

Man braucht nur ſehr wenig von der engländiſchen Sprache zu verſtehen, um den vortrefflichen Wohlklang zu merken, der dieſe Verſe ſo angenehm, und zur Muſik ſo bequem macht. Die Worte werden allmälig ſanfter, ſo wie es die Muſik werden muß, und verlieren ſich zuletzt in a dying, dying fall. In der deutſchen Überſetzung aber werden die vortrefflichen Verſe zu ekelhaftem non-sense. Es heißt allda: „jetzt ſchwillt im „Triumphe frohlockend der kühne Geſang; in gebrochner Luft „ſchwimmt zitternd die wilde Muſik, bis nach und nach ent„fernt, und ſchwach die Töne ſchwächer werden, und in einem

„sterbenden, sterbenden Fall dahin schmelzen". Kömmt der deutsche Leser nicht hier in Versuchung, das zweite sterbenden als einen Druckfehler zu durchstreichen? Denn in Wahrheit verlängert es im Deutschen die Periode zur Unzeit, und macht einen Übellaut, der der Absicht des Dichters schnurstracks zuwider ist.

Es fehlt auch an Stellen nicht, wo der Übersetzer den Verstand der Urschrift verfehlt, und einen ganz verkehrten Sinn herausgebracht hat. Wir haben sogar in dem Haarlockenraube ungemein viele Schnitzer gefunden, da doch der Übersetzer Vorgänger gehabt, und sich durch andre Übersetzungen einigermaßen hat helfen können. Wir führen einige davon in der unten stehenden Note *) an, und begnügen uns allhier, noch einige Stellen aus dem Chore zu dem Trauerspiele Brutus zu berüh-

---

*) Z. E. In tasks so bold can little men engage? verdeutscht unser Übersetzer S. 167. durch: „können kleine Männer so kühne Dinge wagen?" Vortrefflich! warum nicht gar Männerchen? — Was ist ein „schmelzendes Mädchen"? S. 180. — S. 186. legt der Baron „drey Hosenbänder, ein halbes Paar Handschuhe und alle Trophäen von seinen vorigen Geliebten auf den Altar". Von welcher Geliebten mag wohl der Baron die Hosenbänder erobert haben? Pope sagt three garters, welches Kniebänder bedeutet. Auch die Frau Gottschedinn hat in ihrer gereimten Übersetzung des Lockenraubs die Kniebänder für Hosenbänder angesehen. (Man merke, daß das Wort Hosenband bloß von einem bekannten Orden gebraucht wird, welcher im Engländischen eigentlich der Orden des Kniebandes heißt, the Order of the Garter.) — Some less refin'd (Sylphs nämlich) heißt S. 189.: „Einige, die nicht so klug sind". — Cœur-König und Dame, sagt Pope, fiegen with pow'rs combin'd (mit vereinigten Kräften); unser deutscher Übersetzer: „mit andern Mächten verbunden"; — 'tis past a jest heißt S. 206.: „Spaße nicht länger". — Überhaupt ist die Sprache in der Übersetzung dieses Gedichts so erbärmlich matt und kriechend, daß man sich, nach derselben zu urtheilen, billig verwundern muß, wie die besten Kunstrichter dieses Gedicht so sehr erheben können; wir aber verwundern uns, wie der Übersetzer hat in der Vorrede S. 7. sagen können: „er habe sich darauf verlassen, daß seine eigene kleine Dichtergabe, so ge„ringe sie auch seyn mag, ihm zu Hülfe kommen würde, das Verstan„dene so auszudrücken, daß der Schwung und die Deutlichkeit nicht „zu viel verlören". Unsere Leser mögen urtheilen, ob der Übersetzer Ursache hat, sich eine kleine Dichtergabe zuzuschreiben. Wir wüßten wirklich nicht, wo wir dieß Ding in seiner Übersetzung suchen sollten.

ren, die der Überſetzer ganz ohne Verſtand verdeutſcht. Pope ſagt in der zweiten Strophe:

When Athens sinks by fates unjust,
When wild barbarians spurn her dust;
Perhaps ev'n Britain's utmost shore
Shall cease to blush with strangers gore,
See Arts her savage sons controul,
And Athens rising near the pole!
Til some new Tyrant lifts his purple hand,
And civil madness tears them from the land.

Der deutſche Überſetzer: „Wenn durch ungerechte Schickſale „Athen ſinkt, wenn wilde Barbaren ſeinen Staub mit Verach„tung treten; ſo wird vielleicht Britanniens äußerſtes Ufer auf„hören, von dem Blute der Fremden zu erröthen. Schau, die „Künſte beherrſchen deine Söhne, und Athen erhebt ſich noch „am Pole! bis ein neuer Tirann ſeine rothe Hand aufhebt, „und bürgerliche Raſerey es von dem Lande fortreißt". Wie kömmt der Überſetzer auf die Anrufung: „ſchau, die Künſte be„herrſchen" u. ſ. w.? Hat er nicht gemerkt, daß see im Engliſchen zu dem Hülfswörtchen shall im vorhergehenden Verſe gehört? heißt her deine? und geht das tears them auf Athen oder auf arts? — Ferner die zweite Antiſtrophe:

Ye Gods! what justice rules the ball!
Freedom and Arts together fall;
Fools grant whate'er ambition craves,
And men, once ignorant, are slaves, u. ſ. w.

Der Überſetzer muß nicht eingeſehen haben, daß der 3te und 4te Vers eigentlich eine Erklärung des zweiten ſind; der Dichter ſagt: „Freiheit und Künſte fallen allezeit mit einander; denn „Thoren gewähren dem Ehrgeize, was er fordert; und ſind die „Menſchen einmal unwiſſend, ſo ſind ſie gewiß auch Sklaven". Wer wird aber dieſen Sinn in folgenden Worten ſuchen: „Frey„heit und Künſte fallen mit einander; Narren gewähren, was „der Ehrgeiz erbettelt, und Menſchen, die erſt unwiſſend ſind, „ſind ſchon Sklaven"?

In dem darauf folgenden Chore der Jünglinge und der Jungfrauen giebt es mehr dergleichen unverzeihliche Fehler.

Marcus with blushes owns he loves,
And Brutus tenderly reproves;

giebt der Überſetzer durch: „Marcus geſteht mit Erröthen, daß „er liebt, und Brutus tadelt ihn zärtlich". Was für ein Beweis von der Macht der Liebe über die Weisheit iſt es, daß Brutus ſeinen verliebten Sohn tadelt? Heißt es nicht vielmehr: „und Brutus macht zärtliche Vorwürfe", der Porcia nämlich, deren der Chorus gedenkt? — Doch es iſt allzu verdrießlich, ſich mit unſern deutſchen Überſetzern abzugeben. Sie ſind ſo rüſtig und haben eine ſo arbeitſame Fauſt, daß ſie alle Kunſtrichter niederſchreiben. Wir kehren alſo zu unſerm Eſſayiſten zurück.

v. 42. Thee bold Longinus all the Nine inspire,
And bless their critic with a poet's fire;

das iſt:

Dich, feuriger Longin! beſeelten alle Neun,
Die ihren Criticus mit Dichterglut beglückt.

Unſer Kunſtrichter bemerkt, Longins Geſchmack und Feinheit der Empfindung ſei zwar vortrefflich, aber ſeine Anmerkungen ſeien zu allgemein und ſeine Methode zu ungebunden. „Die „genaue Beſtimmtheit des wahren philoſophiſchen Kunſtrichters", ſagt er, „verliert ſich in Declamationen eines blühenden Rhe„torik-Verſtändigen. Anſtatt daß er Grund angeben ſollte, warum „eine große Geſinnung, ein großes Bild erhaben ſei, bemühet „er ſich vielmehr, ſelbſt erhaben zu reden und ſeine eigene hohe „Beredſamkeit zu zeigen. Anſtatt daß er uns zeigen ſollte, „worin die Größe des Bildes beſteht, mit welchem Homer die „Bewegungen des Neptuns beſchrieben; ſo bemüht ſich der „Kunſtrichters es dem Dichter gleich zu thun, und ſagt: „auf „dem ganzen Erdboden war nicht Raum genug, noch einen „ſolchen Schritt zu thun" *). Wir erwarten, die Urſache zu

*) Der Verfaſſer verwechſelt hier zwei Stellen, welche Longin nach einander anführt. Im 5. Geſange der Ilias nämlich ſagt Homer von den Pferden, welche den Wagen der Juno zogen, daß ſie „ſo viel Raum, „als Jemand, der, auf einer hohen Warte ſitzend, durch die Luft hindurch

vernehmen, warum die Rede des Apollo *) zu seinem Sohne in einem Fragmente des Euripides so lebhaft und malerisch ist; allein der Kunstrichter begnügt sich mit der feurigen Ausrufung: „sollte man nicht glauben, daß die Seele des Schriftstellers zu„gleich auf den Wagen steige und alle Gefahr mit ausstehe, „indem er mit den Pferden in der Luft herumirrt?" „Ich „habe mich öfters gewundert", setzt er hinzu, „daß Longin, „der doch den Cicero anführt, nirgend des Virgils gedenkt. „Ich vermuthe", sagt er, „er habe ihn bloß für einen knechti„schen Nachahmer der Griechen gehalten".

43. From the same foe, at last, both felt their doome,
And the same age saw learning fall and Rome;

das ist:

Derselbe Feind zuletzt trat beide in den Graus,
Der Fall der Wissenschaft war auch der Fall von Rom.

Der Kunstrichter führt hier eine Bemerkung des Shaftesbury an, daß zu Rom keine Bildsäule, kein Gemälde, keine Medaille, und sogar kein mittelmäßiges Stück in der Baukunst mehr erschien, sobald die eigenmächtige Gewalt völlig eingeführt war. Longin war der Meinung, setzt unser Kunstrichter hinzu, und Addison hat sie von Longin angenommen, daß die eigenmächtige Regierungsform sowohl den schönen Künsten als den Wissenschaften schädlich sei. Die neuere Geschichte aber, fährt er fort, hat uns Beispiele von dem Gegentheile gezeigt. Die Malerei, die Bildhauerkunst und die Musik sind zu Rom, ungeachtet der Sklaverei und des Aberglaubens, die allda her-

„auf das weite Meer schaut, übersehen kann, in einem Sprunge zurück„gelegt hätten". Hiervon sagt Longin: „Homer mißt ihre Bewegung „nach der Größe des Erdbodens. Wenn die Pferde der Götter noch ein„mal also ansetzen, so werden sie auf der Erde keinen Platz finden". Gleich darauf führt Longin eine Stelle aus dem 20. Gesange der Ilias an, wo Neptun die Tiefen dermaßen erschüttert, daß Pluto deswegen fürchtet, er möchte die Erde spalten.

*) In dem Originale steht, vermuthlich durch einen Schreibfehler, the speech of Phaeton.

schen, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit emporgestiegen. Ja der Aberglaube hat zu dem Fortgange der schönen Künste sehr vieles beigetragen. Denn welchen Enthusiasmus muß ein römisch-katholischer Maler nicht bei sich verspüren, wenn er ein Altarstück malt? Dante, Arioste und Tasso haben auch unter keiner freien Regierungsform geblüht; und unser Schriftsteller hält es für eine bloße Chimäre, wenn ein großer englischer Schriftsteller behauptet, Milton würde sein verlornes Paradies nicht geschrieben haben, wenn die Monarchie nicht abgeschafft worden wäre. Michael Angelo, Raphael und Julius Romanus haben in einem despotischen Staate gelebt. Kurz, die schönen Künste sind allezeit ein Gefolge der Macht und der Üppigkeit. Die Wissenschaften aber erfordern eine uneingeschränkte Freiheit, wenn sie zu ihrer Reife und ihren völligen Kräften gelangen sollen. In einer Monarchie kann es Dichter, Maler und Musikverständige geben; aber Redner, Geschichtsschreiber und Weltweise können nur in Republiken gefunden werden.

Hierauf folgen einige Anekdoten und kritische Beurtheilungen der Kunstrichter, deren Pope in der Folge seines Lehrgedichts gedenkt. Bei Gelegenheit des Walsh erinnert unser Kunstrichter, Pope habe diesem sonst frostigen Schriftsteller sehr viel zu danken gehabt, Walsh habe ihm in seiner Jugend einen wichtigen Rath ertheilt; denn er pflegte zu Pope zu sagen, der einzige Weg, auf welchem er seine Vorgänger übertreffen könne, sei die Richtigkeit (correctness), und rieth ihm daher, sich um diese Eigenschaft zu bewerben.

Die Richtigkeit, fährt unser Verf. fort, ist ein unbestimmtes Wort, mit welchem man öfters gar keinen, und öfters einen weitschweifigen Sinn verbindet. Es ist eine ewige ekelhafte Musik der französischen Kunstrichter, daß die engländischen Schriftsteller nicht correct sind. „Wenn das Wort Richtigkeit die Abwesenheit der kleinen Fehler bedeutet, so mögen sie „vielleicht Recht haben. Wollen sie aber daraus schließen, daß, „weil ihre Trauerspieldichter Shakespear's Unregelmäßigkeit vermieden, und ihre Fabeln ordentlicher eingerichtet haben, ihre „Athalie z. B. dem Lear vorgezogen werden müßte; so ist „nichts ungereimter und ungegründeter, als eben dieser Begriff. „Die Henriade ist von allen merklichen Fehlern rein; wer „wird sich aber unterstehen, sie mit dem „verlornen Paradiese"

„in Einen Rang zu ſetzen *)? Die Declamationen, mit wel„chen einige ihrer beſten Trauerſpiele angefüllt ſind, ſind der „Natur dieſer Dichtungsart eben ſo ſehr zuwider, und vernich„ten den Endzweck derſelben eben ſo ſehr, als Shakespear's „Narren und Todtengräber. Daß die Franzoſen ſich einiger „vortrefflichen Kunſtrichter zu rühmen haben, als Boſſu, Boi„leau, Fénélon und Brumoy, kann nicht geläugnet werden; „daß dieſe aber allein hinreichend wären, den Geſchmack zu bil„den, ohne daß es nöthig ſei, zu den wahren Quellen der ſchö„nen Gelehrſamkeit, zu den griechiſchen Schriftſtellern, ſeine „Zuflucht zu nehmen, kann nur von einem ſeichten Halbgelehr„ten behauptet werden".

„Ich beſchließe dieſe Betrachtungen", ſetzt unſer Kunſtrichter hinzu, „mit einer bemerkenswürdigen Erfahrung. Bei keiner „polirten Nation iſt ein außerordentliches Werk mehr erſchienen, „ſobald man die Kritik ſtudirt und die Regeln der Schreibart „feſtgeſetzt hat. Dieſes hat man in Griechenland, Rom und „Frankreich geſehen, nachdem Ariſtoteles, Horaz und Boileau „ihre Dichtkunſt geſchrieben. In England hat man die Geſetze „der Schaubühne niemals ſo gut verſtanden als jetzt. Aber „was für gleichgültige Trauerſpiele hat man nicht letztlich erſchei„nen ſehen, die doch alle von Fehlern frei ſind? So ſehr „übertrifft unſer Urtheil unſere Ausübung. Den eigentlichen „richtigen Grund von dieſer Erſcheinung anzugeben, dürfte mit „vielen Schwierigkeiten verknüpft ſeyn; ſo wie alle Unterſuchun„gen, welche die Geburten der Seele, und die geheimen und zarten „Urſachen betreffen, die in dieſelbe einen Einfluß haben, mit der„gleichen Schwierigkeiten verbunden ſind. Vielleicht werden die „natürlichen Kräfte durch die fürchtſame und vorſichtige Rückſicht „auf die Vorſchriften der Kunſt eingeſchränkt und geſchwächt. Viel„leicht hat ſich der philoſophiſche, geometriſche und ſyſtematiſche „Geiſt, der jetzt ſo ſehr im Schwange iſt, von den Wiſſenſchaf„ten auf die ſchöne Gelehrſamkeit ausgebreitet, die Vernunft „auf Unkoſten der Empfindung zu Rathe zu ziehen gelehrt, und „dadurch verurſacht, daß unſere Dichter mehr für den Kopf als

*) G** hat es ſich unterſtanden; aber es war ein Glück für Deutſchland, daß der Verf. dieſes nicht wußte.

„für das Herz schreiben. Endlich mögen auch vielleicht die „Schriftsteller, die den großen Mustern folgen, aus welchen „man die Regeln gezogen hat, sich aus Ehrgeiz bemühen, diese „vortrefflichen Muster zu übertreffen; daher sie in den Gedan„ken sowohl als in dem Ausdrucke gekünstelt und unnatürlich „werden, indem sie neu und selbst Original seyn wollen".

Der vierte Abschnitt, vom „Haarlockenraube". Wenn die Alten von den Neuern irgend in einer Art von Schriften übertroffen werden, sagt unser Kunstrichter, so ist es vielleicht die Satyre, und besonders die Art von Satyre, welche in der Gestalt der Epopee erscheint. Diese Art von Vehiculum für die Satyre, glaubt unser Verf., sei von den Alten gar nicht gebraucht worden; sie sei aber für die vortrefflichste zu halten, weil einestheils der Dichter verschwindet und die Verweise nicht in seinem Namen vorbringt, und anderntheils eine Erzählung oder Geschichte annehmlicher und interessanter ist, als eine Reihe von Vorschriften, Verweisen oder auch von den allerlebhaftesten Charakteren.

Hierauf erzählt er die Geschichte des komischen Heldengedichtes: „Man hält insgemein Alessandro Tassoni, welcher im „Jahr 1622 zu Paris ein Gedicht unter dem Titel: la „Secchia rapita, oder der Raub des Wassereimers, herausge„geben, das er im Jahr 1611 in wenigen Monaten verfertigt, „für den Erfinder von dieser Dichtungsart. Allein der gelehrte „Crescembini in seiner Istoria della volgar Poesia *) zeigt,

*) Lib. I. S. 78. in Roma per il Chracas 1698. Diese älteste Ausgabe der Historie des Crescembini citirt unser Verf. In der neuesten Ausgabe, welche 1731 zu Venedig bei Lorenzo Basegio mit den Commentarien darüber in sechs Quartbänden gedruckt worden, steht die gedachte Stelle S. 73. Der Verf. hätte aber vorzüglich aus den Commentari intorno all' Istoria della volgar Poesia Vol. I. lib. VI. das 3. Capitel anführen sollen, welches von der heroisch-komischen Poesie handelt. Denn hier beweist Crescembini, daß weder dem Tassoni, noch dem Bracciolini die Erfindung des komischen Heldengedichts zuzuschreiben sei. Er widerlegt erstlich den Christoval de Salazar Mardones, welcher vorgegeben, der heroisch-komische Stylus sei zuerst in Spanien von Ludwig de Gongora in seinem Gedichte vom Pyramus und von der Thisbe gebraucht worden. Er zeigt an, daß Tassoni mit dem Gongora zu einer Zeit gelebt habe, darin man schon italiänische komische Heldengedichte aus dem 16ten

„daß es zweifelhaft wäre, ob man nicht die Erfindung des ko„mischen Heldengedichts dem Francesco Bracciolini zuschreiben „müßte. Sein Gedicht lo Scherno degli Dei ist zwar erst „vier Jahr später als Tassoni's Secchia gedruckt, aber doch „einige Jahre eher verfertigt worden, wie man aus einem vor„angesetzten Briefe darthun kann. Der Vorwurf des Tassoni„schen Gedichts ist der Krieg, welchen die Einwohner zu Mo„dena gegen die Einwohner zu Bologna erklärt hatten, weil sich „diese weigerten, jenen einige Städte wieder abzutreten, die sie „seit Kaiser Friedrichs II. Zeiten in Besitz gehalten haben*). „Die Italiäner haben eine Menge von dergleichen scherzhaften

---

Jahrhunderte aufweisen könne; Villani in seinem Discorso della Poesia giocosa zählt darunter den Orlandino des Limerno Pitocco, das Caos des Triperuno, welche beide Werke dem bekannten Merlino Coccajo oder Teofilo Folengo pflegen zugeschrieben zu werden, den Morgante des Ludwig Pulci, und den Orlando innamorato des Berni. Crescembini zeigt aber, daß dieses ernsthafte Gedichte gewesen, obgleich nach der übeln Gewohnheit viele lächerliche Züge mit untergemischt worden. An dem Morgante des Pulci habe der bekannte Übersetzer des Plato, Marsilius Ficinus, vielen Antheil gehabt, von welchem Manne man eben nicht vermuthen könne, daß er sich mit spaßhaften Sachen abgeben wollen; und das Caos des Merlin Coccajo sei mehr eine Comödie, als eine Epopee. Hierauf aber zeigt Crescembini die beiden ältesten bekannten komischen Heldengedichte an. Es sind nämlich die Gigantea des Forabosco, unter welchem Namen Girolamo Amelunghi, genannt il Gobbo di Pisa, verborgen, und die Nanea des F. Aminta. Wer unter dem letzten Namen versteckt sei, weiß man noch nicht; beide Gedichte wurden im Jahre 1566 zusammen gedruckt, ob sie gleich lange vorher, nämlich das erste 1547 und das andere 1548, verfertigt waren. Die Gigantea erzählt den Krieg der Riesen, um die Götter aus dem Himmel zu jagen, und die Nanea einen andern Krieg, den die Zwerge angefangen, um wieder die Riesen zu verjagen. Wegen der Gigantea ist zu bemerken, daß sie nicht von der Erfindung des Amelunghi, sondern des Betto Arrighi war, welcher den Erstern beschuldigte, daß er durch einen gelehrten Diebstahl die Erfindung, Gedanken und Einkleidung aus des Arrighi Gedichte I Giganti genommen habe; welches Gedicht aber, so viel man weiß, niemals gedruckt worden ist.

*) Der Verf. vergißt das Hauptwerk, wodurch dieses Gedicht komisch wird. Unter der Regierung Kaiser Friedrichs II. kündigten die Modeneser den Bolognesern den Krieg an, weil dieselben die Städte San-Cesarea und Nonantola den Modenesern nicht wieder herausgeben wollten. In diesem Kriege erbeuteten einst die Modeneser bei einem

„Schriften. Crescembini empfiehlt besonders ein gewisses Ge„dicht von dieser Art, welches Lorenzo Lippi im Jahre 1674 „unter dem Titel Malmantile racquistato herausgegeben. Er „nennt es spiritosisimo e leggiadrissimo poema giocoso" *).

Was unser Kunstrichter vom „Pult" des Boileau sagt, können wir füglich übergehen, indem dieses vortreffliche Gedicht in Deutschland beinahe eben so bekannt ist als in Frankreich. Wir übergehen auch, was er von Garth's Dispensary, einer offenbaren Nachahmung des „Pultes", sagt, und eilen zu Popens „Haarlockenraube", welches das vierte nach der Rechnung unseres Kunstrichters, und das vortrefflichste Gedicht von dieser Art ist. Die Gelegenheit dazu gab ein Zank, der aus einem kleinen Streiche des Lord Petre entstand, da dieser auf einer Lustreise Gelegenheit fand, der Miß Arabella Fermor eine Locke abzuschneiden. Pope ward von Hrn. Caryl (welcher Secretär der Königin Maria gewesen) ersucht, ein solches Gedicht zu verfertigen, um dadurch der Uneinigkeit, die aus diesem galanten Raube entstanden war, ein Ende zu machen. Der erste Entwurf dieses vortrefflichen Stückes bestand bloß in 2 Gesängen, und ward in weniger als 14 Tagen verfertigt. Da aber das Gedicht einen so allgemeinen Beifall fand, so ward es in dem folgenden Jahre von dem Dichter mit den Maschinerien der Sylphen bereichert, und bis auf 5 Gesänge ausgedehnt. Diese Einschaltung der Maschinerien, an solchen Stellen, wo man es gar nicht merkt, daß sie erst nachher hin-

---

Einfalle in eine feindliche Stadt einen Wassereimer, und hingen denselben als ein Siegeszeichen in ihrer Domkirche auf, wo er noch bis jetzt zu sehen ist. Daher nahm Tassoni Anlaß zu dichten, als ob der ganze Krieg bloß angefangen worden, um diesen Wassereimer zu erobern. Siehe Keyssler's Reisen Th. 2. S. 986.

*) Daß unser Verf. in der Historie der komischen Epopee Homers „Mäusekrieg" nicht erwähnt, läßt sich noch einigermaßen entschuldigen. Er hat vielleicht nur von den satyrisch-komischen Heldengedichten reden wollen; und man kann nicht mit Gewißheit sagen, daß dieses Gedicht des Homer satyrisch sei, ob man es gleich nach ein paar tausend Jahren von des Tassoni Secchia rapita vielleicht mit eben so weniger Gewißheit dürfte sagen können. Daß er aber Butler's „Hudibras" nicht angeführt, können wir auf keinerlei Weise begreifen. Dieses Gedicht gehört doch immer zu der Gattung der komischen Heldengedichte, obgleich die Sprache der Helden nicht eigentlich darin nachgeahmt wird.

eingeſetzt worden, iſt, wie unſer Kunſtrichter bemerkt, eins von den größten Meiſterſtücken der Kunſt und der Beurtheilungskraft. Die Idee von dieſen unſichtbaren Geiſtern hat Pope aus einem gewiſſen franzöſiſchen Buche Le Conte de Gabalis genommen, welches, wie Einige wollen, eine Satyre wider die Mährchen der fanatiſchen Alchimiſten ſeyn ſoll. Allein Pope hat nichts als die Idee aus dieſem Buche entlehnt. Die Eigenſchaften, welche er ſeinen Geiſtern beilegt, die Geſchäfte und Verwaltungen, die er ihnen anweiſt, ſind mehrentheils von ſeiner Erfindung. Sie übertreffen die allegoriſchen Perſonen des Boileau nicht nur wegen ihrer Neuheit, ſondern auch wegen der vortrefflichen poetiſchen Schönheiten und der feinen Satyre, zu welcher ſie dem Dichter Anlaß gegeben. Die Beſchäftigungen und die geringe Arbeit eines artigen Frauenzimmers gewinnen einen wichtigen und ſehr erheblichen Anblick, wenn ſie von himmliſchen Geiſtern beobachtet und ſorgfältig bewacht werden.

Die Beſchreibungen in dem 2. Geſange von den Verrichtungen der Sylphen ſind voll lebhafter Imagination, und ſtellen der Seele die angenehmſten und lachendſten Bilder von der Geſchäftigkeit der kleinen Luftgeiſter dar. Bei folgenden vortrefflichen Zeilen:

Ye know the sphere and various tasks assign'd
By laws eternal to th' aërial Kind.
Some in the fields of purest aether play,
And bask and brighten in the blaze of day;
Some guide the course of wandring orbs in high,
Or roll the planets through the boundless sky;
Some, less refin'd, beneath the moon's pale light,
Pursue the stars, that shoot across the night;
Or suck the mists in grosser air below;
Or dip their pinions in the painted bow;
Or brew fierce tempests on the wintry main,
Or o'er the glebe distill the kindly rain —

Canto 2. v. 75.

das iſt:

Euch iſt bekannt, was für ein Kreis, und was für Pflichten
Das ewige Geſetz dem Luftgeſchlecht beſtimmt.
Der Eine ſpielt und ſchwärmt in reiner Himmelsluft,
Und bleicht und ſonnet ſich im Glanz des heitern Tages;
Ein Andrer rollt im Gleiſ' den Kreislauf ferner Welten,
Und wälzt Planeten fort durch ungemeſſne Ferne.

Wer minder geiſtig iſt, jagt unterm falben Mond
Den Sternen nach, die durch die Nacht hinfallen.
Der ſaugt in niedrer Luft den dichten Nebel ein,
Und taucht die Fittige in den bemalten Bogen;
Der brauet für das Meer ein ſchrecklich Ungeſtüm,
Der ſeiht für's trockne Land den milden Regen durch —

führt unſer Kunſtrichter eine Stelle aus dem Shakeſpear an, in welcher derſelbe den Feen und ſeinem Ariel ähnliche Beſchäftigungen giebt. Der unpartheiiſche Kunſtrichter, ſetzt er hinzu, mag urtheilen, welche Beſchreibung den Vorzug verdient. Die Verrichtungen des Ariel in dem Tempest ſind dieſe:

— — to tread the ooze
Of the salt deep;
To run upon the sharp wind of the north;
To do — business in the veins of th' earth,
When it is bak'd with frost;
— — To dive into the fire; to ride
On the curl'd clouds;

das iſt:

— — er ſtampft den Sumpf
In der geſalznen Tiefe;
Reitet auf dem ſchärfſten Nordwind;
Und in der Erden Adern,
Wenn ſie der Froſt gehärtet,
Verrichtet er Geſchäfte;
Er taucht ſich in die Glut, und fährt
Auf kräuſelndem Gewölk daher.

Er beſchreibt ferner in einem Liede ſeinen Zeitvertreib:

Where the bee sucks, there suck I,
In a cowslip's bell I lie;
There I couch when owls do cry,
On the bat's back I do fly,
After sun-set merrily;
Merrily, merrily, shall I live now,
Under the blossom that hangs on the bough.

Das iſt:

Ich ſauge, wo die Biene ſaugt,
Und in der Schlüſſelblume Glöckchen
Verweil' ich, wenn die Eulen ſchrein;

Und flieg' nach Sonnenuntergang
Auf einer Fledermaus Rücken
Luftig mit ihr fort.
Luftig, luftig will ich nunmehr leben,
Unter Blüthen, die am Aſte hangen.

„Wie reich an wilder Imagination", ſetzt unſer Autor hinzu, „und zugleich wie angemeſſen iſt folgende Beſchreibung von den „Geſchäften der Feen im Midsummer-Night's-Dream!

— 'fore the third part of a minute, hence;
Some to kill cankers in the muse-rose buds;
Some war with rear-mice for their leathern wings,
To make my small elves coats; and some keep back
The clamorous owl, that nightly hoots and wonders
At our quaint spirits — —

das iſt:

— — Eh' noch ein drittel Augenblick,
So tödtet ihr die Raupen in den Roſenknoſpen;
Ihr raubt den Fledermäuſen lederharte Schwingen,
Macht meinen kleinen Nachtgeſpenſtern Kleider.
Ihr wehrt der Eule, daß ſie nicht verwundernd ſchreie,
Und lärme, wenn ein ſchön Geſpenſt erſcheint —

„Wenn man aber zugiebt", ſagt unſer Kunſtrichter, „daß Shake„ſpear dieſen erdichteten Perſonen am erſten gewiſſe Verrichtun„gen angewieſen, ſo kann man auch nicht läugnen, daß Pope „durch die Verbindung der allerfeinſten Satyre mit der leb„hafteſten Imagination in folgender Stelle alles, was man in „Shakeſpear oder ſonſt in irgend einem Schriftſteller findet, „übertroffen:

Our humbler province is to tend the fair,
Not a less pleasing, though less glorious care;
To save the powder from too rough a gale,
Nor let th' imprison'd essences exhale;
To draw fresh colours from the vernal flow'rs;
To steal from rainbows, e'er they drop in show'rs,
A brighter wash; to curl their waving hairs,
Assist their blushes, and inspire their airs;
Nay oft, in dreams invention we bestow,
To change a flounce, or add a fur below.

Canto 2. v. 91.

Das ist:

Uns traf die niedre Pflicht, die Schönen zu bedienen,
Ein anmuthsvoller Dienst, obschon so rühmlich nicht.
Wir schützen vor dem Wind den Puder ihres Haars
Und den verschloßnen Duft der flüchtigen Essenzen.
Wir streifen Farben ab von frischen Frühlingsblumen,
Und sammeln Schminke ein vom Glanz des Regenbogens,
Eh' er in Tropfen fließt. Der lockt der Nymphe Haar,
Der giebt ihr Mienen ein, der hilft ihr oft erröthen;
Und der leiht ihr im Traum erfindungsreichen Witz,
Ein Band hinzuzuthun, ein Schleifchen zu verändern.

„Addison's berühmter Scherz über die Fischbeinröcke", fährt unser Verf. fort, „ist mit folgender Beschreibung nicht zu ver„gleichen, in welcher die Schwierigkeit angedeutet wird, einen „Theil der Kleidung zu bewachen, der so wichtig ist:

To fifty chosen sylphs, of special note,
We trust th' important charge, the petticoat;
Oft have we known that sevenfold fence to fail,
Though stiff with hoops, and arm'd with ribs of mail;
Form a strong line about the silver bound,
And guard the wide circumference around.

Canto 2. v. 117.

Das ist:

Der wohlgeprüften Treu von funfzig edlen Sylphen
Will ich die schwere Hut des Unterrocks vertraun.
Nicht immer widersteht die siebenfache Wehr,
Von Reifen ausgesteift, mit Wallfischbein bewaffnet,
Dem allzuschlauen Feind. Schließt einen engen Kreis
Um den verbrämten Saum und schützt das weite Rund.

„Ridet hoc, inquam, Venus ipsa; rident
„Simplices Nymphae, ferus et Cupido!

Unser Kunstrichter betrachtet in der Folge die ganze Anlage des komischen Heldengedichts, führt verschiedene Stellen mit großen Lobeserhebungen an, und kömmt endlich auf die große Katastrophe des Gedichts, in welcher die so schätzbare Locke vergebens gesucht wird. Sie ist unwiederbringlich verloren! „Diese „Entwickelung", sagt er, „wie sie ein pedantischer Schüler des „Bossu nennen möchte, ist vortrefflich angelegt. Was ist aus „der wichtigen Locke geworden? Sie ist mit der Locke der Be-

„renice, die Callimachus so berühmt gemacht, unter die Sterne „versetzt worden. Indem sie in die Höhe steigt, sehen ihr die „Sylphen zärtlich nach, und verfolgen ihren Flug durch die „Himmel. Man kann die Kunst des Dichters nicht genug rüh„men, daß er die Maschinen des Gedichts seinen Lesern bis am „Ende beständig vor den Augen hält. Sogar nachdem sie ver„wandelt worden, wird der Sylphen, die sie so sorgfältig be„wacht, nochmals erwähnt. Der Dichter läßt sie sich zuletzt „noch über diese Ehre erfreuen".

„Als ich das Pult las", setzt der Kunstrichter hinzu, „hat „mich die Unschicklichkeit ungemein befremdet, mit welcher Boi„leau ein so possierliches Gedicht so ernsthaft beschließt. Die „Frömmigkeit und die Gerechtigkeit sind allzu ehrwür„dige Wesen, als daß sie sich um ein Chorpult bekümmern „sollten. Sie erscheinen so sehr zur Unzeit und am unrechten „Orte, als wenn man den Erzbischof von Paris in seinem ho„henpriesterlichen Gewande (pontifical robes) eine Harlequinsrolle „spielen ließe".

Zum Beschlusse sagt der Kunstrichter: „Ich hoffe, man „wird es für keine ausschweifende Lobeserhebung halten, wenn „ich sage, daß der Lockenraub die beste Satyre sei, die man „hat; daß sie eine wahre und lebhafte Schilderung der neuern „Lebensart enthalte, und daß unter allen andern komischen Hel„dengedichten der Vorwurf zu diesem am vortrefflichsten gewählt „und mit der größten Kunst ausgeführt sei. Pope erscheint hier „in dem Lichte eines galanten Mannes, der die Welt vollkom„men kennt. Er hat in der That in seinem ganzen Betragen „nichts von der gezierten Singularität, die so manche gute Köpfe „der Verachtung ausgesetzt und von den eingeführten Gesetzen der „Höflichkeit und des bürgerlichen Lebens abgeführt hat. Wenn „einige unter den bescheidensten französischen Kunstrichtern nun „endlich zu erkennen anfangen, daß sie nichts hervorgebracht ha„ben, welches an Erhabenheit und Majestät dem verlornen „Paradiese gleich zu schätzen wäre; so können wir unserer„seits getrost behaupten, daß sie nichts hervorgebracht, welches „an Delicatesse, Zierlichkeit und feinem Scherze dem Locken„raube beikomme, ob sie sich gleich auf diese Eigenschaften sehr „viel zu gute thun. In diesem Werke erscheint Pope vornehm„lich als ein Dichter. Er hat mehr Imagination darin gezeigt, „als in allen seinen übrigen Schriften zusammen genommen.

„Man muß indeſſen nicht vergeſſen, daß er nicht der erſte Schöpfer „dieſer ſchönen Maſchinen war, in Betrachtung welcher man ihm „Imagination zuſchreibt. Er hat ſie als wirklich vorhandene „Dinge angetroffen, aber er hat ſich ihrer mit vieler Kunſt und „Beurtheilungskraft zu bedienen gewußt". Man wird ſich zu erinnern wiſſen, daß unſer Schriftſteller geſagt, Pope habe nichts als die Namen ſeiner Maſchinen aus dem franzöſiſchen Buche Le Conte de Gabalis entlehnt; und alſo ſcheint es hier bloß eine Hartnäckigkeit zu ſeyn, von dem einmal gefällten Urtheile nicht abzugehen, wenn er ſich bemühet, Popens Verdienſte als Erfinders und ſchöpferiſchen Geiſtes, ſo viel er kann, zu verringern. Die angeführten Stellen aus dem Shakespear ſcheinen aus eben der Abſicht faſt bei den Haaren hergezogen zu ſeyn, um nur zu zeigen, daß auch die Eigenſchaften, welche Pope ſeinen Geiſtern beilegt, nicht völlig von ſeiner Erfindung ſeien. Indeſſen iſt die Ähnlichkeit allzu geringe, Pope deswegen das Recht der Erfindung abzuſprechen, und ſein ganzes Verdienſt in Kunſt und Beurtheilungskraft zu ſetzen.

Der fünfte Abſchnitt, von der Elegie zum Andenken eines unglücklichen Frauenzimmers, dem Prologus zum Cato, und dem Epilogus zu dem Trauerſpiel Jane Shore.

„Die Elegie, welche dem Dichter aus dem Herzen kam", ſagt unſer Kunſtrichter, „iſt zärtlicher und pathetiſcher als irgend „ein Gedicht von Pope. Wir wiſſen die Geſchichte dieſes „Frauenzimmers und die Folge von Unglücksfällen nicht, die „endlich zu der melancholiſchen Kataſtrophe Anlaß gegeben, auf „welche im Anfange der Elegie gezielt wird. Man ſagt, es ſei „eben dieſelben Perſon, an welche der Herzog von Buckingham „einige Zeilen gerichtet, mit den Worten: „an ein Frauenzim„mer, das entſchloſſen war, ſich ins Kloſter zu begeben". Auf „dieſen Entſchluß ſcheint Pope zu zielen, wenn er in einem von „ſeinen Briefen, der vermuthlich an eben dieſelbe Perſon ge„richtet war, ſagt: „Wenn Sie entſchloſſen ſind, der Welt „aus Rache das Beiſpiel zu rauben, das Sie hineingebracht „haben, ſo dünkt mich, Ihr Entſchluß ſei vergeblich. Im „Kloſter ſelbſt können die andächtigen Beſchäftigungen Sie der „künftigen Welt nicht ſo nahe bringen, daß die gegenwärtige „Sie völlig aus dem Geſichte verlieren ſollte. Sie würden viel„mehr einem Sterne gleichen, der am Himmel befeſtigt iſt und „die ganze Erde beſcheint. Was die Vorſehung auch mit dem

„würdigſten Geſchöpfe, das ich kenne, beſchloſſen, ſo werde ich „Ihnen allezeit mit meinen aufrichtigſten Wünſchen folgen; „meine beſte Gedanken werden Sie allezeit beſchäftigen, wenn „Sie auch niemals von mir oder von ihnen etwas hören ſoll„ten. Ihr eigener Schutzengel kann nicht beſtändiger und ver„ſchwiegener ſeyn".

„Die Elegie", fährt unſer Kunſtrichter fort, „fängt ſich „plötzlich, ohne Eingang, mit einem ſtarken Bilde an. Der „Dichter bildet ſich ein, unvermuthet den abgeſchiedenen Geiſt „ſeiner Freundinn zu erblicken:

What beck'ning ghost along the moonlight shade
Invites my steps, and points to yonder glade?
'Tis she! — but why that bleeding bosom gor'd,
Why dimly gleams the visionary sword?

Das iſt:

Was winket für ein Geiſt dort in des Mondes Schatten,
Und zeigt mir ſeinen Platz, wohin ich folgen ſoll?
Sie iſt's! — jedoch was rinnt für Blut aus ihrem Buſen?
Was ſchimmert wie ein Schwerdt ſo dunkel vor den Augen?

„Dieſe Frage macht den Leſer unruhig, und hat einige Ähnlich„keit mit dem lebhaften und rührenden Gemälde in dem Pro„pheten Jeſaias, welches er ſo kräftig und nachdrücklich be„ſchreibt, daß man glaubt, den Gegenſtand mit Augen zu ſe„hen: „wer iſt der, der von Edom kömmt, mit röthlichen Klei„dern von Bazra?" *) Akenſide hat eine von ſeinen Oden auf „eben die Weiſe angefangen:

O fly! 'tis dire suspicious mien;
And meditating plagues unseen,
The sorc'ress hither bends!
Behold her torch in gall imbru'd;
Behold, her garments drop with blood
Of lovers and of friends!

Das iſt:

O flieh! es iſt der hämiſche Verdacht!
Der Tücke ſinnt und zum Verderben wacht;

*) Cap. 63. v. 1.

Er kömmt! der Eintracht Feind!
O ſieh! wie er in Gift die Pfeile taucht!
O ſieh! wie ſein Gewand vom Blute raucht,
Von Bruder, Sohn und Freund!

„Den Umſtand, daß ſie in einem fremden Lande, entfernt von „allen ihren Bekanntſchaften und Blutsverwandten, geſtorben iſt, „hat der Dichter mit ungemeiner Zärtlichkeit behandelt, und ſehr „gelegentlich angewendet, den Todesfall betrübter und klagens„würdiger zu machen:

No friend's complaint, no kind domestic tear *)
Bless'd thy pale ghost, or grac'd thy mournful bier;
By foreign hands thy dying eyes were clos'd,
By foreign hands thy decent limbs compos'd,
By foreign hands thy humble grave adorn'd.

Das iſt:

Dein blaſſer Geiſt vernahm kein freundſchaftliches Trauern,
Um deine Bahre hat kein Hausgenoß geweint;
Dein ſterbend Auge ward von Fremden zugedrückt,
Von fremden Händen dir die Glieder angeſchloſſen,
Von fremden Händen dein gemeines Grab geſchmückt.

„Leſer von einiger Empfindung werden, ohne unſer Erinnern, „den Nachdruck merken, der hier in der Wiederholung des wich„tigen Beiworts fremden liegt.

„Vielleicht iſt dieſe Elegie", ſagt unſer Kunſtrichter, „aus „der Urſache ſo vortrefflich gerathen, weil eine wirkliche Bege„benheit die Gelegenheit dazu war. Es iſt ein unſtreitiger Satz, „daß die Natur mehr Gewalt habe, als die Phantaſie, daß wir „allezeit mehr fühlen als uns einbilden können, und daß die „allerkünſtlichſte Erdichtung der Wahrheit den Vorzug laſſen „müſſe. Als Polus, der berühmte Schauſpieler, ſeine Zuhörer „in mehr als gewöhnliche Bewegungen ſetzte, ſo geſchah es:

*) Der Kunſtrichter erinnert hier in einer Note, dieſer Ausdruck habe einige Ähnlichkeit mit einem pathetiſchen Zuge in Sophokles Philoctetes, von welchem unter andern betrübten Umſtänden, die ſein Unglück ausmachten, geſagt wird, er habe kein σύντροφον ὄμμα um ſich gehabt. v. 171 — not to be translated, ſetzt unſer Verf. hinzu.

„luctu et lamentis veris, indem er in wirkliches Wehklagen „und in wahre Thränen ausbrach; denn als er die Electra vor„ſtellen, und über die vermeinte Urne ihres Bruders Oreſtes „weinen ſollte, ſo umfaßte er den wirklichen Aſchenkrug ſeines „nicht lange vorher verſtorbenen Sohnes". Die beſten Eklogen vom Virgil und die beſten Oden vom Horaz ſtützen ſich auf wahrhafte Begebenheiten. Die allerrührendſten Gegenſtände der alten und neuern Trauerſpiele beziehen ſich auf wahre Geſchichte, auf wirklich geſchehene Dinge: ſo wie z. B. aus den ältern Zeiten die Geſchichte des Joſeph, des Ödipus, des trojaniſchen Krieges ſammt allen ſeinen Folgen, der Virginia und der Horazier; in der neuern Geſchichte die Begebenheiten des Königs Lear *), des Cid, von Romeo und Juliet, und des Oronooko **).

Unſer Verf. erzählt bei dieſer Gelegenheit eine wahrhafte Geſchichte, deren ſich der vortreffliche Dante in ſeinem Inferno bedient, die wir ihrer Vortrefflichkeit halber ganz hierher ſetzen wollen. „Ugolino, ein florentiniſcher Graf, beſchreibt, wie er „von dem Erzbiſchof Ruggieri mit ſeinen Kindern in einem Ge„fängniſſe eingeſperrt worden. „„Die Stunde nahete ſich", „ſagt „er, „da wir hofften, man würde uns etwas zu eſſen bringen. „„Anſtatt aber einige Speiſe zu erblicken, hörte ich die Thüren „„dieſes ſchrecklichen Gefängniſſes feſter verſperren. Ich betrachtete „„meine Kinder ſtillſchweigend, und konnte nicht weinen. Mein „„Herz war verſteinert! Die elenden Kinder weinten, und mein „„theurer Anſelmo ſagte: tu guardi ci, padre; che hai? „„du ſieheſt uns an, Vater! was fehlt dir? Ich konnte we„„der weinen noch antworten, und brachte dieſen Tag und die „„folgende Nacht bis Tagesanbruch in ſtiller Herzensangſt zu. „„Sobald der Tag in unſerm düſtern Kerker zu ſchimmern an„„fing, und ich die vier Geſichter wieder erblickte, in welchen „„mein Bildniß eingedrückt war, ſo nagte ich meine beiden „„Hände aus Wuth und Betrübniß. Meine Kinder, welche „„glaubten, ich thäte dieſes vor Hunger, ſtanden plötzlich auf „„und ſagten: Vater, unſere Qualen würden erträglicher ſeyn, „„wenn du deinen Hunger an uns ſtillen wollteſt. Ich hielt

*) Man hat ein Trauerſpiel vom Shakespear hiervon.

**) Ein Trauerſpiel von Otway.

„„mich auf, um ihr Elend nicht zu vergrößern. Dieſen und „„den folgenden Tag waren wir alle ſtumm, quel dì e l'altro „„stemmo tutti muti! Grauſame Erde! warum verſchlangſt „„du uns nicht alle zugleich? Den vierten Tag fiel Gaddo „„hingeſtreckt zu meinen Füßen, ſchrie: padre mio, che non „„m'ajuti? mein Vater! warum hilfſt du mir nicht? und „„ſtarb. Die übrigen drei gaben zwiſchen dem fünften und „„ſechſten Tage einer nach dem andern den Geiſt auf, ſo ver„„hungert, wie du mich jetzt ſiehſt. Ich ward von einer „„Blindheit überfallen, tappte mit Händen und Füßen auf ih„„nen herum, und rief ſie drei Tage nach ihrem Tode noch „„immer bei ihren Namen (e tre dì li chiamai poichè fur „„morti). Endlich überwand der Hunger meine Betrübniß"".

„Hätte man dieſe unnachahmliche Beſchreibung", ſetzt unſer Kunſtrichter hinzu, „beim Homer, bei einem griechiſchen Trauer„ſpieldichter oder beim Virgil angetroffen, wie viel Commenta„rien, wie viel Lobreden würde man haben erſcheinen ſehen? „Was ſollen wir von dem Genie ſagen oder denken, das fähig „war, ſie hervorzubringen?"

Der Prologus zu Addiſon's „Cato", ſagt unſer Autor, übertrifft alle Prologen des Dryden, der ſich in dieſer Art Gedichte mit Recht einen ſo großen Namen erworben. Die beſten Bilder und Anſpielungen darin ſind mit vieler Beurtheilungskraft aus gewiſſen Umſtänden in Cato's Leben entlehnt. Folgender Zug iſt ſo erhaben, als nur einer in dem Trauerſpiele ſelbſt ſeyn kann. Der Dichter erzählt, wie Cäſar mitten im Pompe ſeines triumphirenden Einzuges

Shew'd Rome her Cato's figure drawn in state;
As her dead fathers reverend image past,
The pomp was dark'ned and the day o'ercast;
The triumph ceas'd — Tears gush from every eye,
The world's great victor pass'd unheeded by;
Her last good man dejected Rome ador'd,
And honour'd Caesar's less, than Cato's sword.

Das iſt:

Ließ Rom im Siegeszug des Cato Bildniß ſchauen.
Das ehrenwerthe Bild des todten Bürgervaters
Ging kaum vorbei, ſo ward die ſtolze Pracht verdunkelt,
Und der Triumph gehemmt. Man ſah nun Thränen fließen,

Der Weltbezwinger ging nun unbemerkt vorüber;
Den letzten freien Mann beweint das schnöde Rom,
Und ehret Cato's Dolch weit mehr als Cäsars Schwerdt.

Von dem Trauerspiele „Cato" selbst urtheilt der Schriftsteller, es habe den damaligen Staatsunruhen den erstaunlichen Beifall zu verdanken, mit welchem es ist aufgenommen worden. Er gesteht zwar, daß die Sprache in diesem Trauerspiele rein und körnicht sei, auch sonst hohe Gedanken in demselben vorkommen, davon ein nicht geringer Theil aus dem Lucan, Tacitus und Seneca genommen sind. „Mich dünkt aber", sagt er, „daß es nicht so schwer sei, diese pomphaften römischen „Gesinnungen vorzubringen, als man gemeiniglich glaubt. Ein „einziger natürlicher Zug ist in meinen Augen mehr werth, als „hundert Gedanken wie der folgende:

When vice prevails, and impious men bear sway,
The post of honour is a private station;

das ist:

Wo Laster gilt und Lotterbuben herrschen,
Sind Ehrenstellen ein gemeines Amt.

„Cato", fährt unser Kunstrichter fort, „ist ein schönes Ge„spräch von Freiheit und Liebe zum Vaterlande. Zu einem dra„matischen Stücke aber, oder, wie es Einige haben nehmen wol„len, zum Muster einer guten Tragödie, fehlen ihm die beiden „vornehmsten Triebfedern, ohne welche kein Trauerspiel bestehen „kann: die Handlung und das Pathos. Es mangeln ihm „auch Charaktere, ob diese gleich nicht so nothwendig sind als „die Handlung. Der einzige Syphax zeigt in seiner Unterre„dung mit dem Juba einige Kennzeichen eines rauhen Afrika„ners. Die übrigen Reden alle können einer jeden von den „interessirten Personen in den Mund gelegt werden. Die Liebe „des Juba zu der Marcia und des Portius zu der Lucia sind „fehlerhafte und geschmacklose Episoden, welche die Würde der „Fabel erniedrigen und die Einheit verderben". Bei dieser Gelegenheit wird die üble Gewohnheit der Neuern, in allen Trauerspielen die Liebe einzumischen, mit dem verdienten Tadel belegt, und dem Voltaire Beifall gegeben, welcher behauptet, diese Leidenschaft müßte

niemals die zweite Stelle in einer Tragödie spielen, sondern entweder der Hauptgegenstand seyn, oder gar wegbleiben. „Phädra, Romeo, Othello und Monimia", heißt es, „sind vielleicht „die besten Gegenstände zu Trauerspielen. Die ganze Glücksveränderung in diesen Stücken beruht einzig und allein auf „dieser unglücklichen Leidenschaft, die in ihrer Ausschweifung „auf's höchste getrieben worden. Die Griechen haben die größten Gegenstände behandelt; die zärtlichen aber sind für das „französische und englische Theater. Jene erregten Schrecken, „auf diesen herrscht vornehmlich das Mitleiden"; welches der Verf. in einer Note der Einführung der weiblichen Schauspieler und dem Ansehen, das sich das Frauenzimmer bei unsern Parterren erworben, zuschreibt.

Von dem Trauerspiele „Cato" kömmt unser Verf. auf die übrigen Schriften Addison's, die er mit seiner gewöhnlichen kritischen Strenge beurtheilt. Ja wo wir nicht irren, so läßt er diesem großen Schriftsteller nicht alle Gerechtigkeit widerfahren, die ihm gebührt. Wir haben durchgehends bemerkt, daß er in seinem ganzen „Versuche" Addison's niemals ohne einige Bitterkeit gedenkt. Wir möchten dieses nicht gern einer politischen Tücke zuschreiben, davon ein Engländer selten befreit ist.

Der Epilogus zu dem Trauerspiele „Jane Shore" giebt unserm Verf. Gelegenheit, Rowe's poetischen Charakter festzusetzen und einige seiner Stücke zu beurtheilen. Wir können ihm unmöglich in allen seinen Nebenbetrachtungen folgen, und halten uns nur an das, was Pope angeht. „Dieser Dichter", erzählt er, „soll einen Entwurf gemacht haben über eine Begeben„heit, von welcher unsere alten Annalisten Meldung thun: ein „Heldengedicht zu verfertigen über die Ankunft des Brutus, den „man für einen Abkömmling des Aeneas hält, in unsere Insel, „und über die Errichtung und Festsetzung der britischen Monarchie. „Wird es mir aber erlaubt seyn, zu vermuthen, daß dieses Vor„haben unserm Dichter nicht sonderlich gelungen seyn würde? „Ein so didactisches Genie würde schwerlich das Erhabene und „Pathetische hervorgebracht haben, in welchem die ganze Kraft „der Epopee besteht. Er würde uns so manche schöne Beschrei„bungen geliefert, so manche allgemeine Charaktere schön geschil„dert, aber die Wirklichkeit dieser Gegenstände, und die Hand„lungen dieser Charaktere nicht vor Augen gelegt haben. Homer „schildert eigentlich keine Charaktere, sondern er läßt sie aus dem

„Betragen der Personen schließen, die er aufführt. Pope würde „mehr Räsonnement als Einbildungskraft, mehr politische Be„trachtungen als rührende natürliche Züge angebracht haben. „Sein Gedicht würde der Henriade ähnlicher gewesen seyn als „der Iliade, und vielleicht auch als dem „befreieten Jerusalem". „Wäre dieser Plan ausgeführt worden, so hätte man vielleicht „bemerkt und auch die Ursache davon eingesehen, wie man in „Schilderung der neuern Lebensart, und der geheimsten Schwach„heiten und Thorheiten unserer Zeitgenossen vortrefflich, und „eben dadurch unfähig seyn kann, die Zeiten des Heldenthums, „und die einfältige Lebensart zu schildern, welche von der epischen „Poesie allein angenehm beschrieben werden kann. Man bedenke „über dieses, daß das Gedicht hat gereimt werden sollen; — ein „Umstand, der allein fähig seyn kann, allen Enthusiasmus zu „dämpfen, und unendliche Tautologien und weitschweifige Um„schreibungen zu verursachen. Was Warburton erzählt, bestärkt „uns noch mehr in diesem Gedanken. Er sagt, Pope habe in „diesem Gedichte sehr weitläuftig von der Politik handeln, die „verschiedenen Staatsverfassungen untersuchen, und sogar ver„schiedene Arten des Gottesdienstes mit in Betrachtung ziehen „wollen, insoweit sie in die Gesellschaft einen Einfluß haben." „Nichts schickt sich weniger zu einem epischen Gedichte", setzt unser Kunstrichter hinzu, „als eine solche Anlage". Nach unserm Bedünken ist Warburton hierin wenig zu trauen. Dieser gelehrte Mann, dessen Geschmack nicht eben der feinste ist, hat vielleicht seinen Pope dem Homer und Virgil an die Seite zu setzen geglaubt; denn man weiß aus seiner „göttlichen Sendung Mosis", daß er sowohl in der Iliade als in der Aeneide nichts anders, als ein politisches System, suchte. Die beiden Dichter hatten nach seiner Meinung keine andere Absicht als, eine vollständige Politik zu hinterlassen.

Der letzte Abschnitt handelt von den beiden Briefen: Sappho an Phaon, und Abelard an Eloise.

„Diese Art von poetischen Briefen, unter dem Namen von „erdichteten Charakteren, ist eine Erfindung des Ovid. Sie ist „der griechischen Elegie weit vorzuziehen, indem sie zu der be„weglichen Sprache, die in jener herrscht, noch das Dramatische „hinzuthut. Eigentlich ist sie nichts anders, als eine im Affecte „mit sich selbst gehaltene Unterredung, da das Gemüth den hef„tigen Bewegungen, die es erschüttern, den freien Lauf läßt.

„Indem aber der Ausbruch der Leidenschaft an eine gewisse Per„son gerichtet wird, so erhält das Gedicht dadurch den Grad „der Bestimmtheit und das Eigenthümliche, woran es dem besten „Selbstgespräch in einem Trauerspiele fehlt". Unser Autor tadelt an den Briefen des Ovid die Einförmigkeit des Gegenstandes. Sie enthalten alle nichts, als Klagen von verlassenen Liebhabern. Sie sind ihm auch zu lang, — ein Umstand, der den Dichter genöthigt hat, in Wiederholungen zu verfallen und die Sentiments zu entkräften. Insbesondere bemerkt er in diesem Sendschreiben von Sappho an Phaon, daß der Dichter seiner Heldinn mehr witzige und feine Galanterien in den Mund legt, als zärtliche und rührende Sentiments, die ihrem Charakter geziemen und ihre verliebte Empfindlichkeit so berühmt gemacht haben. „Was „kann galanter und niedlicher seyn", fragt er, „als folgendes „Compliment an Phaon?

Sume fidem et pharetram; fies manifestus Apollo:
Accedant capiti cornua; Bacchus eris."

Diese artigen Gedanken, glaubt unser Verf., habe man bei Verfertigung folgenden Sinngedichts, das unter den Neuern so berühmt ist, vor Augen gehabt:

Lumine Acon dextro, capta est Leonilla sinistro,
Et potis est forma vincere uterque Deos;
Blande puer, lumen quod habes, concede sorori,
Sic tu cœcus Amor, sic erit illa Venus.

Wir erinnern uns, irgendwo ein ähnliches Sinngedicht von Franciscus Panigarola gelesen zu haben, welches an Naivetät jenem nichts nachgiebt. Es führt die Überschrift: de puero armato;

Mars Venerem, Martemque Venus dum quaerit uterque;
Quaesitum, viso hoc, se reperisse putat.

Die Popische Übersetzung dieses Briefes von Sappho an Phaon wird von unserm Kunstrichter gelobt. In der That hat Pope manche Stellen sehr glücklich übersetzt, und sein Original nicht selten verschönert. Es ist aber nicht zu läugnen, daß er öfters die Spitzfindigkeit des römischen Dichters mit neuen Gegensätzen vermehrt, und dadurch die Sentiments schimmernder, aber auch unnatürlicher gemacht hat. Die angeführte Stelle hat Pope beinahe in der Übersetzung verdorben. Ovid läßt Sappho sagen:

„trage Köcher und Leier, ſo biſt du der leibhaftige Apollo; laß „Hörner aus deiner Stirne entſproſſen, ſo biſt du Bacchus"; und ſetzt epigrammatiſch genug hinzu:

Et Phoebus Daphnem, et Gnossida Bacchus amavit,
Nec norat lyricos illa, vel illa modos.

Pope läßt den Phaon noch ſchöner werden, als Apollo und Bacchus:

The harp and bow would you like Phoebus bear,
A brighter Phoebus Phaon might appear;
Would you with ivy wreath your flowing hair,
Not Bacchus' self with Phaon could compare.

Um nun die folgenden Verſe:

Yet Phoebus lov'd and Bacchus felt the flame
One Daphne warm'd, and one the Cretan Dame

mit den vorhergehenden zu verbinden, nimmt er ſeine Zuflucht zu einer ſehr geſchraubten Anthitheſe:

Nymphs, that in vers's no more could rival me,
Than ev'n those Gods contend in charms with thee.

Bei Gelegenheit der Sappho führt unſer Autor zwei Fragmente von dieſer Dichterinn an, die nicht ſo bekannt ſind, als die beiden vortrefflichen Überbleibſel, deren der „Zuſchauer" gedenkt. Sie ſind kurz, aber ungemein ſchön und zärtlich. Das erſte enthält eine lebhafte Vorſtellung von der ſchmachtenden Unruhe und Verdroſſenheit einer ſehr verliebten Perſon. Wir müſſen uns die zärtliche Dichterinn einbilden, wie ſie ihre Mutter ernſthaft anſieht, das Gewebe aus den Händen wirft, damit ſie ſich beſchäftigte, und plötzlich ausruft:

Γλυκεῖα μάτερ, οὔ τοι
Δύναμαι κρέκειν τὸν ἱστόν,
Πόθῳ δαμεῖσα παιδὸς
Βραδίναν δι' Ἀφροδίταν.

Dulcis mater! non possum texere telam
Amore victa pueri, per acrem Venerem.

Das zweite Fragment iſt von der beſchreibenden Gattung, und ſcheint der Anfang einer Ode an den Abend zu ſeyn. Man findet es bei dem Demetrius Phalereus:

Ἔσπερε πάντα φέρεις,
Φέρεις οἶνον, φέρεις αἶγα,
Φέρεις μητέρι παῖδα.
Vesper, omnia fers;
Fers vinum, fers capram,
Fers matri filiam.

Wir konnten uns nicht enthalten, dieſe beiden vortrefflichen Antiken anzuführen, ob ſie gleich eigentlich den Pope nichts angehen. Was aber unſer Verf. in einer abermaligen Digreſſion von dem engländiſchen Dichter Fenton und von ſeinen Schriften ſagt, dürfte unſere Leſer nicht ſehr intereſſiren. Wir kommen alſo zu dem Schreiben Abelard's an Eloiſe, welches das letzte Stück iſt, das unſer Autor in dieſem Bande kritiſirt.

Die Geſchichte dieſes unglücklichen Paars iſt zur Elegie vielleicht die bequemſte, die man jemals behandelt hat. Das Unglück, das ſie betroffen, hat etwas beſonderes und ungemeines. Ihre Namen ſind zwar bekannt, aber noch nicht ſehr gebraucht und gemein worden. „Pope war ein vortrefflicher Verbeſſerer", ſagt unſer Kunſtrichter, „ob er gleich kein ſonderlicher Erfinder „war. So ein ſchönes Gebäude er auf die kleinen Geſpräche „des Comte de Gabalis aufgerichtet, eben ſo vortrefflich hat er „die rührenden Züge zu bearbeiten gewußt, die in Abelard's und „Eloiſens Briefen, und in einer kleinen franzöſiſchen Geſchichte „von ihrem Leben und ihren Unglücksfällen zerſtreut ſind". Nach einigen Anekdoten von der Gelehrſamkeit des Abelard und der Heloiſa, welchen Namen Pope des Wohllauts halber in Eloiſe verwandelt, liefert der Verf. einen zuſammenhangenden Auszug aus dieſem poetiſchen Briefe, in welchem er den Streit und den Tumult der Leidenſchaften in der Bruſt dieſer verliebten Heiligen deutlich auseinanderſetzt, und die Stellen anzeigt, welche Pope aus den lateiniſchen Briefen genommen und verbeſſert hat. Wir wollen einige meiſterhafte Stellen anführen, die in dieſem vortrefflichen Gedichte ſehr häufig anzutreffen ſind. Es war ſehr ſchwer, in einem ſo melancholiſchen Gedichte von dem Unglücke, das Abelard betroffen, mit Anſtand zu reden. Man ſehe, wie glücklich Pope dieſe Schwierigkeit überwunden!

Alas! how chang'd! what sudden horrors rise!
A naked lover, bound and bleeding lies!
Where, where was Eloise? her voice, her hand,
Her ponyard had oppos'd the dire command!
Barbarian, stay! that bloody stroke restrain,
The crime was common, common be the pain.

Das ist:

Ach wie verändert! welche Gräu'l! Gebunden
Und nackt wälzt der Geliebte sich in Blut.
Wo warst du, Eloise? Deine Thränen,
Dein Arm, dein Dolch hätt' diese Wuth verhindert.
Barbar! laß ab von diesem blut'gen Streich!
Du ahndest unerhört gemeine Sünden.

„Man weiß nicht", sagt unser Kunstrichter, „was man hier am „meisten rühmen soll: die lebhafte Schilderung, das Pathetische, „oder die künstliche Züchtigkeit, mit welcher die Handlung in „diesen vortrefflichen Zeilen auf eine so versteckte Weise vorge„tragen worden?"

Nachdem Eloise eine Zeit lang von den allerentgegengesetztesten Leidenschaften, von Pflicht und Vergnügen, Reue und Leidenschaft, Andacht und Liebe, wechselsweise bestürmt wird, entschließt sie sich endlich, der Religion allein Gehör zu geben, und die irdische Liebe aus ihrer Brust zu verbannen. Sie erzählt dem Abelard eine Begebenheit, welche einen so starken Eindruck in sie gemacht, daß sie nunmehr sicher glaubt, auf ihrem Entschlusse beharren zu können. Die Scene, die sie beschreibt, erweckt Ehrfurcht. Sie lag auf einem Grabe, und glaubte in jedem leisen Winde einen Geist ihr zurufen zu hören:

Here as I watch'd the dying lamps around,
From yonder shrine I heard a hollow voice:
Come, sister, come (it said, or seem'd to say),
Thy place is here, sad sister, come away!
Once like thyself I trembled, wept and pray'd,
Love's victim then, but now a sainted maid.

Das ist:

Ich lag beim Schimmer halbverloschner Lampen,
Und aus dem Heiligthum rief eine Stimme:
Komm, Schwester! (sprach sie, oder schien zu sprechen)
Betrübte Schwester, komm! hier ist dein Ort.
Ich war, wie du, der Liebe Opfer einst,
Ich bebte, weinte, betete wie du;
Doch jetzt bin ich verklärt — — —

„Diese Scene", sagt unser Kunstrichter, „würde ein schönes „Sujet für die Pinsel abgeben, und verdient einen würdigen „Maler. Eloise müßte in einer großen gothischen Kirche abgebil„det werden, über ihrem Haupt eine düstere Lampe, deren dunk-

„ler Schein der Scene nur so viel Licht giebt, als nöthig ist, „die Finsterniß zu unterscheiden. Man müßte den Augenblick „wählen, in welchem sie die Stimme zum ersten Male wahr„nimmt, und sie sich mit Verwunderung und Furcht umsehen „lassen".

„Dieser Brief überhaupt", sagt unser Verf. am Ende seines Auszuges, „ist eines von den ausgearbeitetsten, und gewiß das „interessanteste Stück, das jemals ist abgefaßt worden. Er „macht, nebst der „Elegie zum Andenken eines unglücklichen Frauen„zimmers", das einzige Pathetische aus, das uns Pope geliefert „hat". „Mich dünkt", setzt er endlich hinzu, „Pope habe den „Ruhm, den er bei der Nachwelt als Dichter behaupten wird, „vornehmlich seinem „Windsor-Forest", seinem „Lockenraube", „und dem Briefe „Abelard's an Eloise" zu verdanken; denn die „Begebenheiten und Charaktere, auf welche sich seine übrigen Schrif„ten beziehen, werden mit der Zeit vergessen und unbekannt „werden, und diese dadurch ihre Schönheit verlieren. Denn „Witz und Satyre sind wandelbar und vergänglich, aber Natur „und Leidenschaft dauern ewig". Hiermit beschließt der Autor den ersten Band.

Wir sehen der Fortsetzung dieses lehrreichen Werks mit vielem Verlangen entgegen. Der Verf. besitzt Geschmack und Belesenheit genug, seine Kritik über die übrigen Schriften des Pope interessant zu machen, ob es gleich nicht zu läugnen ist, daß seine Schreibart etwas weitschweifig, und sein beständiges Ausschweifen aus einer Digression in die andere unangenehm wird.

Von dem Nationalstolze. Zürich bey Heydegger und Compagnie 1758. 312 Seiten in klein 8°.

(aus der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 4. Stück 1. 1758. S. 551—578.)

Der Verfasser dieser Schrift ist der Herr Dr. Zimmermann, denn er führt S. 171. das „Leben des Herrn von Hallers" als ein von ihm verfertigtes Werk an.

Die philosophischen Betrachtungen der Gesetze, der Sitten, Gebräuche und Regierungsformen der Völker machen einen Theil der Weltweisheit aus, in welchem die Politik, die Moral und die schönen Wissenschaften zusammenkommen, die verschiedenen Genies der Nationen zu beurtheilen, und ganze Reiche mit ihren Beherrschern vor den Richterstuhl der Vernunft zu fordern. Die Alten haben uns vortreffliche Schriften von dieser Art hinterlassen, welche die Schule der Fürsten, der Gesetzgeber, der Historienschreiber, des Dichters und des Weltweisen geworden sind. In den neuern Zeiten sind sowohl die Engländer als die Franzosen in die Fußstapfen der Alten getreten, und haben ihre Vorgänger beinahe erreicht. Ein Montesquieu, Shaftesbury und Bolingbroke haben sich unsterblich gemacht. Die Deutschen hingegen, welche vermöge ihrer Regierungsform zwar nicht so frei als die Engländer, aber doch auch nicht allenthalben so eingeschränkt sind als die Franzosen, haben nicht eine einzige Schrift von dieser Gattung aufzuweisen, wenn man nicht die Schriften eines Friedrichs mit zu den deutschen Geburten rechnen will. Ihre Weltweisen schränken sich in den engen Bezirk der Ideen ein, die sie zwischen den Mauern der Universität, ohne einen Blick auf die große Welt zu thun, erschöpfen können, und ihre Publicisten sind weder Philosophen noch schöne Geister. Die einzigen freigebornen Schweizer fangen seit einiger Zeit an, uns Proben von dieser Art zu liefern, die zwar ihre Originale nicht erreichen, aber dennoch gegründete Hoffnungen von sich blicken lassen. Alsdann nur, wenn dieser Theil der Weltweisheit mehr cultivirt seyn wird, können wir hoffen, lehrreiche Geschichtsschreiber zu bekommen, die sich angelegen seyn lassen, die Geschichte nicht bloß authentisch, sondern mit Geschmack und Einsicht vorzutragen.

Wir rechnen gegenwärtige Abhandlung zu der Art von Schriften, die wir im Deutschen bisher noch vermißt haben. Sie ist nicht nur mit Geschmack, sondern auch mit Einsicht, Freiheit und Beurtheilungskraft geschrieben; und der Verf. scheuet sich nicht, Könige zu beurtheilen und die Thorheiten ganzer Nationen zu bestrafen. Etwas mehr Zusammenhang hätten wir aber in der ersten Abtheilung anzutreffen gewünscht, damit die häufigen Exempel aus der Geschichte, die darin angeführt werden ein Ganzes ausmachen, und nicht gleichsam von ungefähr neben

einander gestellt seyn möchten. In der zweiten Abtheilung hat der Hr. Verf. diesen Fehler vermieden.

Die Abhandlung ist, wie der Hr. Verf. in der Vorrede versichert, durch ein bloßes Ungefähr und ohne die nöthige Vorarbeit entstanden. Er hat eine Vorrede zu einer Sammlung von Lebensbeschreibungen und Bildnissen berühmter Schweizer schreiben sollen. Der Gedanke vom Nationalstolze schien ihm zu diesem Zwecke bequem. Er fing aber kaum an zu schreiben, so ward die Einleitung bald so groß, als das Buch, dem sie sollte vorgesetzt werden. Die Vorrede unterblieb, und aus dem Gedanken vom Nationalstolze ward ein Buch. Man muß gestehen, das Ungefähr hat sich für dieses Mal selbst übertroffen. Ihre Geburt macht dem Hrn. Dr. Zimmermann weit mehr Ehre, als alle kleine Schriften, die vielleicht mit aller nöthigen Vorarbeit aus seiner Feder geflossen sind.

Seine Sprache ist zwar die reinste nicht. Dieses gesteht er in der Vorrede selbst. „Ich bin ein Schweizer", sagt er, „und von einem Schweizer läßt sich die Reinigkeit der Sprache „eben so wenig fordern, als vormals die athenienssische Annehm„lichkeit von einem Böotier". Allein man wird die kleinen Beleidigungen, die er öfters den Ohren zufügt, leichtlich verschmerzen. Seine männliche Denkungsart erzwingt ihm Verzeihung wegen des Mangels einer Vollkommenheit, die, wie er bemerkt, von einem jeden Frauenzimmer in Leipzig oder Dresden ohne Mühe erreicht wird.

Wir wollen dem Verf. folgen, die Stellen, die uns am merkwürdigsten scheinen werden, anführen, und wo es nöthig scheinen wird, unsere Erinnerungen hinzuthun. „Was ich den „Nationalstolz nenne", heißt es in der Einleitung, „ist ein Ge„fühl von den besondern Vorzügen, die sich ein Volk beymißt, „sie mögen nun eingebildet oder wahrhaft heißen. Ich werde „diese Art des Stolzes zuerst auf der bestrafenswürdigen, und „nachher auf der vortheilhaften Seite betrachten. Ich werde „denselben in dem einen Gesichtspunkte als ein Vorurtheil, in „dem andern aber als eine Tugend schildern". Wir wissen nicht, ob man hier mit Recht das Vorurtheil der Tugend entgegensetzen könne. Es giebt einen Nationalstolz, der sich im Grunde auf ein Vourtheil stützt, und dennoch bei dem Volke, das ihn besitzt, sehr gute Tugenden hervorbringen kann. Viele von den Beispielen, die der Hr. Verf. anführt, werden diese Anmerkung

bestätigen. Sollte diese Art des Nationalstolzes nicht eine besondere Ausführung verdient haben? — Wir kommen zur ersten Abtheilung.

„Unsere Urtheile", sagt der Verf., „hangen allzu sehr von „dem Einflusse der äußerlichen Dinge, und von dem unendlich „großen oder unendlich kleinen Umfange der Sphäre, in welcher „ein jeder lebt, ab, als daß sie so genau nach einer unverfälsch„ten und geläuterten Vernunft könnten abgemessen seyn. — „Das oberste Wesen, sagt ein berühmter Mann, ist oft bey den „Dienern der Religion zornig, rachgierig, unversöhnlich; und „wenn die Dreyangel sich einen Gott erwählen sollten, so wür„den sie demselben drey Seiten geben. — Eben so ist der Mensch „gewohnt, in allem, was ihn umgiebt, eine Erhabenheit zu „finden, die nichts überwiegen könnte, was außer ihm „ist". Dieser Ausdruck scheint etwas unangemessen zu seyn. Ohne die Zweideutigkeit aufzumutzen, welche in den Worten: „die nichts überwiegen könnte" einige Dunkelheit verursacht; so kann, was außer uns ist, demjenigen, was uns umgiebt, nicht entgegengesetzt werden, wie solches allhier von dem Hrn. Verf. geschieht. Vielleicht leidet auch der Gedanke an sich selbst einige Einschränkung. Wir setzen nur alsdann die größte Erhabenheit in den kleinen Zirkel der Dinge, der uns umgiebt, wenn uns außer demselben nichts bekannt ist, das ihn übertrifft, um die gehörige Vergleichung anstellen zu können, ohne welche wir niemals von relativen Begriffen richtig urtheilen können.

„Es giebt auch eine Art von Verachtung, die auf sehr „mannigfaltigen Grundsätzen beruhet. — Ein Nouvelliste sieht „den Elenden für einen Dummkopf an, der seine Partey nicht „für unüberwindlich hält. Ein großer verachtet den Liebhaber „der Wissenschaften, ein Kleinmeister *) den Helden, ein Dichter „den Dichter, ein Mathematicus alles, und ein Metaphysicus „den Mathematicus. Der Zergliederer, der durch sein Scalpel, „der Kräuterkenner, der durch seine Beine, — und ein Samm„ler, der durch zwanzig Folianten groß geworden, wollen nicht „begreifen, wie Leßing seine Zeit mit Kleinigkeiten, d'Alembert „mit Aufsuchung krummer Linien, Haller im großen Rathe, und

*) So hat der Hr. Verf. das französische petit-maître geben wollen.

„Diderot in einer Handwerksbude verderben können. — Die „Anzahl der aufgeklärten Geister ist sehr geringe, die ihre ange„erbten Vorurtheile abwerfen, mit einer philosophischen Stärke „aller Dinge Gewicht erforschen, und derselben wahren Werth „vom Wahn und Tand zu trennen wissen". Man muß gestehen, daß nichts so sehr den Fortgang in den Wissenschaften hemmt, als der thörichte Eigendünkel, mit welchem die Anhänger einer Wissenschaft alle übrigen verachten. Eine vorzügliche Zuneigung zu einer besondern Wissenschaft, nebst der geziemenden Hochachtung für alle übrigen, ist die gehörige Verfassung für ein wahres Genie. Nicht nur der Weg zur Erfindung wird ihm dadurch leichter gemacht, sondern seine Bemühungen hören auf, einseitige Absichten zu haben, und werden wahre Wohlthaten für das menschliche Geschlecht. — „Die Denkungsart von besondern „Personen", fährt unser Verf. fort, „dehnet sich sehr leicht auf „die Denkungsart eines Volks aus. Man könnte den Stolz „einer ganzen Nation die Summe der Eigenliebe jeder besondern „Person nennen, die dieselbe ausmacht". Dieser Gedanke hat einigen Schein. Im Grunde aber dürfte das Wort Eigenliebe hier im uneigentlichen Verstande genommen worden seyn. Der Stolz einer ganzen Nation beruht auf Eigenliebe. In Ansehung einzelner Personen aber bezieht sich der Nationalstolz mehr auf Vorzüge der Vorfahren und Mitbürger, an welchen wir durch eine Art von Reflexion Theil zu nehmen glauben, als auf unsere persönliche Vollkommenheiten. — Nach einigen Exempeln von dem Nationalstolze der Engländer eifert der Hr. Verf. wider die Unthätigkeit, in welcher diese verdienstvolle Nation schlummert. „Wäre es nicht besser", fragt er, „wenn die „aufgeklärtesten Köpfe derselben suchten, die Gemüther ihrer Mit„bürger zu besänftigen, damit sie ihre Augen über ihre wahren „Vortheile öffnen möchten? Wäre es nicht besser, dieselben von „bloßen Declamationen zu Wirksamkeit und Thaten zu führen, „anstatt die Franzosen in Drurilane und Haymarket zu be„kriegen, indem St. Philipp im Sturme fällt, und der brittische Scepter in America zerschmettert wird?" Der Hr. Verf. würde, wenn er jetzt schriebe, eine andere Sprache führen, da die Nation sich plötzlich aufgemacht, und ihren alten Ruhm wieder zu behaupten gesucht hat. „Der Nationalhaß", heißt es ferner, „fließt aus eben den Quellen, die dem Nationalstolz, den „ich hier verhandele, ihren Ursprung geben". Jener kann zu

den erschrecklichsten Leidenschaften Gelegenheit geben, die nur so lange erstickt werden, als manchmal die Gewinnsucht die Herzen zweier Völker vereinigt. „Man pflanzet uns in unsrer „Jugend", sagt der Verf., „einen Abscheu für den Teufel ein. „Würde ein Holländer wohl anstehen, sich mit demselben in „einen Handlungstractat einzulassen, wenn es möglich wäre, daß er „(so gräßlich man sich immer denselben vorstellen mag) in Amsterdam auf der Börse erschiene?" Der Verf. kömmt auf die eingebildeten Vorzüge zurück, darauf sich mehrentheils der Stolz der Nationen gründet. „Die Spanier und die Portugiesen", heißt es, „sollen alle Nationen des Erdbodens verachten, und „bloß den Franzosen die Ehre erweisen, sie zu hassen. — Der „Adel läßt einem spanischen Bauer nicht zu, seine Äcker zu „pflügen, weil es nur einem Sklaven ansteht zu arbeiten. — „Er sucht sich einen Fremdling auf, der seinen Landbau mit dem „Gewinne zugleich übernimmt, und beluſtigt sich unterdessen zu „Hause, eine elende Laute zu schlagen; oder wenn er den Pflug „ergreift, so steckt er seine Hahnenfedern auf den Hut, hat „Mantel und Degen neben sich liegen, und läßt den Pflug so „gleich stehen, schwinget den Mantel über sich, nimmt den Degen „unter den Arm, streicht den Knebelbart, und thut, als ob er „bloß auf dem Felde spatzierte, wenn ein Reisender vorübergeht". In der Folge zeigt der Hr. Verf. den Ungrund der Einbildung der Chinesen auf ihr Alterthum, welches er in den Zusätzen, die er dem Werke angehängt hat, weitläuftiger ausführt. Die Malabaren und Japaneſen sind nicht weniger für ihr Alterthum eingenommen. Sogar bis in den äußersten Norden ist diese Schwachheit gedrungen. „Die Schweden haben, fast wie die „Chineser, eine Reihe von Monarchen, die den Noa mit Adolph „Friedrichen in einer ununterbrochenen Kette zusammenhängt. — „Rudbeck giebt der schwedischen Monarchie vor Christi Geburt ein „Alter von zwanzig Jahrhunderten, und man kann ihm gleichwohl zeigen, daß dieses Land nur vierhundert Jahre vor Christi „Geburt erschaffen worden sey". Der Verf. kömmt hierauf auf die Begriffe von Vorzug und Würdigkeit, die aus der Religion entspringen. „So sehr sich ein Jude heilig glaubt", heißt es, „weil er ein Jude ist, so sehr erhebt sich ein Spanier oder Portugiese, weil er es nicht ist. — Die Vorzüge der persischen „Religion ruhen auf Grundsätzen, die von einer besondern Stärke „scheinen, die Perſianer stellen alle Jahre ihrem Propheten Ali

„zu Ehren ein Fest an. Man läßt zwey Ochsen kommen; der „stärkere kriegt den Namen Ali, der schwächere wird Oßman ge„nannt; sie müssen sich schlagen, und weil Ali allemal der „Überwinder ist, so gehen alle Zuschauer mit der vollkommensten „Überzeugung von diesem Zweykampfe weg, daß sie Orthodoxen, „und die Türken Ketzer seyn". Wir wissen nicht, ob es eben so ungereimt sei, zwei Disputanten von ungleicher Stärke auftreten zu lassen, um das Volk durch den Sieg des Stärkern in seiner Religion zu befestigen; — eine Thorheit, von welcher jedem unsrer Leser Exempel bekannt seyn werden. Der Partisan des „Oßman" kann noch vielleicht durch einen Zufall so glücklich seyn, seinen stärkern Gegner zu besiegen. Der schwächere Disputant aber wird allenfalls zu schweigen wissen, wenn es Zeit ist, den Kampf zu endigen. „Die Religion der Muselmänner", fährt der Hr. Verf. fort, „wirkt einen solchen Stolz in ihren „Gemüthern, daß sie den Ungläubigen die verächtlichsten Bey„wörter geben, und sich zu verunehren glaubten, wenn sie mit „denselben in einer genauen Gemeinschaft wären. — In dem „Königreiche Tanschaur würden die Braminen, die von dem „Gotte Bruma herzustammen und über den König selbst erhaben „zu seyn glauben, sich für befleckt halten, wenn jemand aus „einer niedrigen Classe, ein Pareier, der sich nicht einmal unter„stehen soll, die gleichen Götter anzubeten, sie nur berührt hätte". In den Zusätzen betrachtet der Hr. Verf. den Religionsstolz der Japanesen, wo einige sehr merkwürdige Beispiele vorkommen, wie wenig der menschliche Verstand Gränzen kennt, wenn er in Religionssachen auszuschweifen anfängt.

Der Hr. Verf. kömmt auf die übrigen Quellen des Nationalstolzes, als Größe, Reichthum, Macht und Ruhm. „Frankreich", sagt er, „ist groß, reich und mächtig; und es wird ihm „niemand leicht die Ehre streitig machen können, daß es immer „bereit sey, alle Nationen zu verschlingen, indem alle Nationen „immer bereit sind, sich unter einander zu verschlingen. Deutsch„land wäre groß und mächtig, wenn die Beherrscher desselben „ihren Vortheil in der Eintracht fänden. England ist reich, und „es sollte groß und mächtig seyn, wenn seine Regenten Patrio„ten wären; gleichwohl glaubt keine von diesen Nationen, daß „sie der andern weder an Größe noch an Macht etwas nach„gebe. — Die heutigen Italiener setzen sich gelassen den alten „Römern an die Seite, und erinnern sich nicht, daß die Nation,

„die ehemals die Erde bezwungen, nunmehr die Sklavinn aller „andern ist. — Die ehemaligen Tugenden derselben sind er„loschen, und ihr Stolz ist ein Stolz, der sich auf Ruinen „gründet. — Die Tongusen, eine sibirische Nation, die dem „russischen Reiche unterworfen ist, halten sich für so merkwürdige „Leute, daß sie fest glauben, ihr mächtiger Gott (dem sie übri„gens weder Gebete noch Opfer bringen) werde noch einst den „Gott der Russen aus dem Himmel jagen, und ihnen ihren alten „Glanz wieder geben. Wenn der Chan der Tartarn, der nicht „einmal ein Haus besitzt, und bloß vom Raube lebt, in seinem „Gezelte bey Milch und Pferdefleisch gespeist hat; so läßt er öf„fentlich durch einen Herolden verkünden: Allen Potentaten, „Fürsten und Herren dieser Erde, sey nun auch vergönnet, ein „gleiches zu thun.“ Auf dem Titelkupfer ist dieses vorgestellt worden.

„Sehr oft“, heißt es ferner, „stehen Stolz und Unwissen„heit bey einer Nation in einem sehr genauen Verhältnisse. — „Spanien zeuget ohne Zweifel in seinem heißen und trockenen „Climat sehr feine und scharfsinnige Geister, und das aufgedun„sene und hyperbolische Wesen dieser Nation könnte leicht in das „wahre Große und Erhabene verwandelt werden, wenn es in „allen Theilen der schönen Wissenschaften, wie neulich in der „Dichtkunst, durch die kritische Bemühung des Herrn von Luzan „gemildert wäre“. Wir glauben nicht, daß man den Schwulst und das aufgedunsene Wesen in Erhabenheit sollte mildern können. Der Schwulst ist mehr ein verfehltes, als ein übertriebenes Erhabene. „Die Wissenschaften sind gleichwohl in Spa„nien in einem ziemlich betrübten Zustande, und die eigentlichen „Hinderniße derselben sind auch nicht unbekannt“. Der Hr. Verf. sucht sie in den hochmüthigen Vorurtheilen, die diese Nation für ihre Sprache, für ihre Wissenschaften, und für alles, was ihr ist, hegt. „Die Freunde des P. Torrubia *)“, sagt er, „geben den vollkommensten Beweis, wie sehr man durch eine „mittelmäßige Kenntniß die Achtung eines Volkes erwerben könne, „welches so günstige Vorurtheile für sich hat. Wenn ich hundert

*) Er ist der Verfasser des Apparato para la Historia natural española etc., davon der erste Theil Anno 1754 in Madrid gedruckt worden.

„Zungen hätte, sagte der entzückte P. Hieronymus von Sala-
„manka in einer Lobschrift, die nebst einer fast unzählbaren
„Menge anderer diesem Werke vorgesetzt ist, wenn ich hundert
„Zungen hätte, wenn alle meine Glieder, wenn die geringsten
„Adergen meines Körpers fähig wären, die Sprache der Beredt-
„samkeit zu reden, so würde ich das ungeschickteste Werkzeug zu
„den Ausdrückungen des Vergnügens seyn, das ich bey den Leh-
„ren des P. Torrubia empfunden habe. — Er ist der gekrönte
„Löwe von Spanien, ein neuer Gerion, ein Weiser, der die
„Natur im Werke gesehen, ein Riese, der nichts als seinen Ap-
„parat über sich hat. Die Vorsehung hat ihm alle ihre Vorzüge
„verliehen, und was über alle ihre Vorzüge heraus ist, sie hat
„ihn in Spanien gebohren werden lassen" u. s. w. Ist es aber nicht etwas unbillig, von der Exclamation eines Lobredners auf das Urtheil einer ganzen Nation zu schließen? Wir wissen, wie leicht es einem Panegyricus wird, alles bis an die Sterne zu erheben.

„Die Bewohner der entferntesten Gegenden von Asien", fährt unser Verf. fort, „haben sich in Künsten und Wissenschaf-
„ten unendliche Vorzüge zu allen Zeiten beygemessen, weil sie
„nicht wußten, oder nicht wissen wollten, wie sehr sie von den
„Europäern übertroffen wurden". Von den Chinesen glaubt der Hr. Verf., daß ihre Bemühungen und Anstalten, wie auch die äußere Einrichtung ihres Staats, fähig wäre, einem Fremden sehr große Begriffe von ihren Wissenschaften beizubringen. Man muß erstaunen über die Menge von großen und prächtigen Bibliotheken, über die große Anzahl graduirter Personen, der Schulgebäude und der Sternwarten, die allda anzutreffen sind. Nach den Grundgesetzen des Reichs kann kein anderer, als ein Gelehrter, zu der Stelle eines Befehlshabers über Städte und Provinzen kommen. Alle Tribunale des Hofes müssen mit Gelehrten besetzt werden. Was für einen Begriff wird man sich also nicht von den Wissenschaften einer solchen Nation machen müssen? Allein unsere Bewunderung fällt, sobald wir ihre Bücher und Gelehrten näher betrachten. „Die Arten von Gelehrsam-
„samkeit, denen sie vornehmlich obliegen, sind die gänzliche
„Kenntniß ihrer Sprache, worüber schon eine merkliche Zeit ihres
„Lebens verstreichet, die Kenntniß der Gesetze und Geschichte des
„Reichs, und die Sittenlehre; sie gehen nicht weiter, weil sie ge-
„rade nur so viel bedürfen, ihr Glück zu machen". Der Hr.

Verf. führt hierauf die Nachrichten an, die der Herr von Voltaire von dem Zustande der Künste und Wissenschaften in diesem Lande mittheilt. „Die Chineser", sagt er, „haben die Verfer„tigung der seidenen Stoffe erfunden; ihr Papier ist gar viel „schöner, als das unsere, und zu den Zeiten des Cäsars haben „sie schon Druckereyen gehabt, aber diese ganze Kunst besteht in „hölzernen Bretern, auf welchen ihre Charaktere gegraben wer„den, eine Kunst, die Guttenberg in Maynz in den rohen An„fängen der europäischen Buchdruckerkunst schon besaß, und von „unsern Schriftgießereyen wissen sie nichts. Sie kannten die „Tonkunst, aber sie war grob und unvollkommen; sie schrieben „sich die Erfindung der Glocken und des Pulvers zu, dessen „wahren Gebrauch sie aber erst von den Portugiesen erlernt ha„ben; ihre Geometrie blieb bey den ersten Grundsätzen stehen; „ihre Astronomie war besser; sie kannten den Kompaß, doch „wußten sie denselben nicht zu seinem eigentlichen Gebrauche an„zuwenden; alle Künste und Wissenschaften, die sich bey ihnen „finden, sind ihnen seit undenklichen Zeiten bekannt, aber sie „werden nichts zu einer gewissen Vollständigkeit erheben, und ihre „Sprache wäre ein unwiderstehbares Hinderniß, wenn die Ge„lehrtheit bey ihnen aufkommen sollte". Die Verachtung, welche die Nation gegen alle andere hegt, glaubt unser Verf., sei schuld, daß sie nicht einmal zum Nachahmen geschickt ist. Kein chinesischer Künstler soll noch eine Taschenuhr oder eine gute Flinte haben zu Stande bringen können; ihre Malerei läßt sich aus ihrem Porzellan beurtheilen; die Farben sind lebhaft, aber ihre Erfindungen sind steif und geistlos. Wenn ihre Maler schon bei Blumen, Bäumen, Thieren und Landschaften noch so ziemlich zurecht kommen, sagt der Hr. Verf. in den Zusätzen, so scheint es für sie doch unmöglich, eine ordentliche menschliche Figur hervorzubringen. Sie verdrehen ihre eigenen Gesichter, sie geben sich selbst Gestalten, die sie niemals gehabt haben. „Könn„ten die Erfindungskräfte", fragt er endlich in der Schrift selbst, „bey einer Nation so groß seyn, die sich auf ihr Gedächtniß so „viel zu gute thut? Man hält sich in China berechtiget, einen „Europäer zu verspotten, wenn er nicht ganze Bücher von Wort „zu Wort herzusagen weiß".

„Die Japaneser", heißt es ferner, „sind ganz andere Leute, „aber im Stolze kommen sie den Chinesern auf das genaueste „bey. Sie übertreffen diese in den Künsten und sind überaus

„tapfer, daher auch der Selbstmord bey ihnen eben so gemein „ist, als er es in England, oder, wo er mir noch gemeiner zu „seyn scheinet, in der Schweiz ist". Ist es aber ein ausgemachtes Zeichen der Tapferkeit eines Volks, wenn der Selbstmord bei ihm gemein ist? „Diese Japaneser nun sind wegen ihrer bekannten Enthaltung alles Umgangs mit den Fremden so sehr „überzeugt, daß sie die einzigen Menschen auf Erden seyn, daß „sie auch deswegen alle übrigen Länder die Wohnung der Teufel „und unreinen Geister nennen". Vielleicht sind sie durch die Aufführung der Europäer in ihrem Lande in ihrer Meinung bestärkt worden.

Von den Japanesen kömmt der Verf. auf die Franzosen, die alle Bewohner des Erdbodens außer Frankreich auf gut Japanesisch verachten. „Sie erweisen uns aber doch lange die Ehre „nicht", setzt er hinzu, „uns für Teufel zu halten, weil es einem „Fremden unmöglich ist, so viel Witz zu haben, als ein Franzose hat. Oldmixon gedenket eines karaibischen Menschenfressers, „der dem Fleische eines Franzosen so gar eine besondere und vor „andern Völkern vorzügliche Annehmlichkeit zuschrieb".

Hierauf beurtheilt der Verf. die hochmüthige und zuversichtliche Art, mit welcher die ersten Verfasser des Journal étranger diese periodische Schrift angekündigt, und hält sich mit dem Verfasser der „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" über das Wort étranger auf, worunter ein Jeder verstanden wird, der kein Franzose ist, so wie vormals ein Jeder, der kein Grieche war, ein Barbar hieß. Bei dieser Gelegenheit erzählt unser Verf. in der Note eine artige Anekdote: „Einmal, da am Cellischen Hofe der letzte Herzog, „die Herzoginn (aus der Familie d'Olbreuse) und einige französische Herren an der Tafel saßen, rufte einer unter diesen „plötzlich aus: Cela est fort plaisant! Was? sagt der Herzog: „C'est, Monseigneur, qu'il n'y a que vous, d'étranger ici."

„Künste und Wissenschaften", heißt es ferner, „legen in „Frankreich mehrentheils ihre Ernsthaftigkeit ab, weil es in diesem „Lande nur in lächerlichen Dingen ernsthaft zu seyn erlaubt ist. „Man schreibt in Frankreich um zu gefallen, und läßt es den „Fremden über, schlechtweg vernünftig zu seyn, weil es sich da „der Mühe nicht verlohnte, denken zu lernen, wo es oft schon „genug ist, daß man reden könne. — Ein Sternkundiger wacht „allda seine Nächte für das Frauenzimmer durch; ein Chymist

„sitzt für das Frauenzimmer bey seinem Ofen; ein Metaphysicus „fängt Grillen für das Frauenzimmer; — das Frauenzimmer er„höhet die Erfindungskraft eines Servandoni, giebt in dem „Louvre den Malern Gesetze, und verwandelt die große Manier „ihrer Vorgänger in geringschätziges Pastell. — Alle Arten von „Wissenschaften werden in diesem Lande in ihrem ganzen Um„fange in kleinen Kalendern oder Taschenwörterbüchelgen vorge„tragen, und wenn alle Bibliotheken der Erde in Brand ge„riethen, so ließe sich in Frankreich der Kern des menschlichen „Erkenntnisses in einer Schürze retten". Der Hr. Verf. beschließt seine Betrachtungen über den Nationalstolz der Franzosen mit folgender Anmerkung des großen Verfassers der persianischen Briefe, die, wie er bemerkt, uns zu einem besondern Troste dienen kann, insofern wir ihn annehmen wollen. „Wenn „ich spreche", sagt der Herr von Montesquieu, „daß die Fran„zosen alles verachten, was fremde ist, so spreche ich bloß von „Kleinigkeiten; denn in großen Dingen scheinen sie bis zur Er„niedrigung gegen sich selbst mistrauisch zu seyn. Sie gestehen „wohl, daß andere Völker klüger sind, sobald man ihnen zu„giebt, daß sie sich besser zu kleiden wissen; sie wollen sich gerne „so lange den Gesetzen eines nacheifernden Volks unterwerfen, „als man ihre Perrückenmacher in einem gesetzgeberischen Tone „der Perrückenmacher allen andern Nationen befehlen läßt. Nichts „scheinet ihnen so schön, als den Geschmack ihrer Küchenmeister „vom Mittage bis in den Norden herrschen, und die Befehle „ihrer Krämerinnen über alle Nachtische von Europa sich er„strecken zu sehen".

Nach einer kurzen Betrachtung des Nationalstolzes der Italiäner, und ihrer Verachtung gegen die Verdienste der übrigen Nationen, und vornehmlich der Deutschen, bemerkt der Verf., daß die Deutschen, um ihren Nationalstolz auch Jemanden empfinden zu lassen, mit ihrem Witze gegen die Schweizer besonders, und oft auf eine sehr besondere Weise, spielen. Bei dieser Gelegenheit verweist er dem Verfasser der vorhin angeführten „Briefe über den Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" zwei Sinngedichte wider die Schweizer, die, wenn man nicht dem scherzenden Epigrammatisten etwas zu gute halten will, der Nation unsers Verf., einer Nation, die so viele große Geister hervorgebracht hat, wirklich zu viel thun. Endlich beschließt der Hr. Verf. die 1te Abtheilung mit einer allgemeinen Betrachtung,

die ihm den Weg zur 2ten Abtheilung bahnt. „Eine jede Na„tion", sagt er, „glaubt vor andern gewisse Vorzüge zu haben, „und diese sind freylich manchmal so sehr in der Natur gegründet, „daß sie nicht den geringsten Widerspruch leiden. Die Wärme „und Kälte einer Gegend, die Schwere und Leichtigkeit der Luft, „die Natur des Erdreichs, der Gewässer und der Winde, mit „einem Worte alles, was man unter dem Worte Clima ver„stehet; die Lebensart, die Auferziehung, die Regierungsform, die „Religion selbst haben zusammengenommen einen so besondern „Einfluß auf alle Völker, daß sich in ihrem Gemüthscharakter, „in ihren Sitten und Gewohnheiten, und überhaupt in ihrer „Denkungsart wirklich ein merklicher Unterschied finden muß; — „aber es sey ferne", setzt er hinzu, „daß ich ein Lobredner der „Temperamentstugenden werde; soll ich es meiner Taschenuhr „verdanken, wenn sie mir richtig die Stunden zeigt? Um wie „viel mehr war Lais über die Xantippe, und Newton über einen „Affen, als durch eine glückliche Organisation, im Grunde er„hoben?" In der 2ten Abtheilung wird der Nationalstolz von der löblichen Seite betrachtet. Der Hr. Verf., der sich mehr in dem Lobe als in dem Tadel dieser Nationaleigenschaft zu gefallen scheint, erhebt hier den Ton, und preist diese Tugend mit so vielem Feuer und Nachdrucke an, daß man ihm selbst in die poetischen Ausschweifungen der Einbildungskraft, die er sich öfters erlaubt, mit Vergnügen folgt, und den wahren Republikaner, den Liebhaber der Wissenschaften und den Verehrer der Tugend zugleich in ihm hochschätzt. Wir können hieraus unmöglich einen zusammenhangenden Auszug liefern. Die Beredsamkeit des Hrn. Verf. ist allenthalben gleich stark, gleich erhaben; und wir machen uns ein Gewissen daraus, dieselbe in einem kurzen Auszuge zu entstellen. Wir müssen uns also begnügen, nur den Inhalt anzuzeigen, und hier und da einige Stellen, die uns am ersten in die Augen fallen werden, zur Probe herzusetzen.

Beim Eingange bemerkt der Hr. Verf., die deutsche Sprache gebe uns keine Ausdrücke an die Hand, den verwerflichen Stolz von dem tugendhaften zu unterscheiden, so wie es im Französischen durch orgueil und fierté, oder grandeur d'ame geschieht. Vielleicht aber kann dieser Unterschied im Deutschen durch Hochmuth und Stolz gegeben werden; jedoch würde das Wort Hochmuth, welches dem Wortverstande nach mit grandeur d'ame übereinkömmt, im Deutschen in dem üblen Verstande

genommen werden müssen. „Der Stolz", sagt der Verf. „dessen Vertheidigung ich auf mich nehme, ist bey einem rechtschaffenen Manne das Gefühl der Würdigkeit seiner Seele, das „vormals bey dem Pythagoras für den größten Reiz zur Tugend „gehalten wurde, und in unserm Gemüthe allerdings den edelsten Eindruck behaupten soll; es ist eine Wache, die der Urheber der Natur in dasselbe gelegt hat, die alles, was klein, „was niedrig und der Größe unserer Seele unwürdig ist, verbringet; kein gemeiner, kein schädlicher, kein lasterhafter Gedanke wird in uns aufsteigen können, so bald wir diese Achtung für uns tragen, so bald wir nach derselben unsere Triebe „auf dem Richterstuhle der Vernunft beurtheilen, und der Lehre „des Pythagoras zu folge, uns, am meisten, für uns selbst „scheuen". Der Hr. Verf. beweist, daß auch die Religion diesem tugendhaften pythagorischen Stolze nicht zuwider sei, und daß er durch die Liebe zum Ruhme zuwege gebracht, unterhalten und verstärkt werde. „Man hat mit dem größten Rechte bemerket", setzt er hinzu, „daß Cicero die Liebe zum Ruhme adelt, indem „er sie durch die Vergleichung mit der überirdischen Glückseligkeit „erniedrigen will, weil er die Schranken des Ruhms bis dahin „setzet, wo die Natur sich verlieret, und seine Dauer nur damit „einzuschränken sucht, daß er sie in den Augen der Bürger des „Himmels als klein vorstellt". So wie nun die Achtung vor sich selbst, fährt der Verf. fort zu schließen, für besondere Personen vortheilhaft ist, so ist sie es auch für ganze Nationen. Dieses ist der edle Stolz, den er hier anpreist, und welcher bey einer Nation durch die großen Verdienste seiner Vorältern erweckt wird. „Die heutigen Nachfolger der alten Lacedämonier, die man „Mainotten*) nennet, sind bis auf diesen Tag das tapferste „Volk unter den Griechen. — Die alten Gesänge der scandinaviſchen Dichter haben auf die Gemüther ihrer Nachkommenschaft eben dergleichen Wirkungen gehabt, die die Denkmäler der „größten Geschichtschreiber in den Gemüthern der gesitteten Völker hervorbrachten: man weiß von den Hunnen, daß ihre Kinder in eine Art von Raserey geriethen, wenn man ihnen die „großen Thaten ihrer Vorfahren erzehlte; und die Väter selbst

*) Von μανία (Unsinnigkeit), weil sie im Gefechte in die Feinde hineinrennen, als ob sie unsinnig wären.

„zerflossen in Thränen, so oft sie sahen, daß sie nicht mehr „fähig waren, ihren Kindern gleich zu seyn". Hierauf handelt der Verf. von der Tapferkeit der nordischen Völker, der Tartaren überhaupt, der Scythen, Sueven, Sachsen, Jüten und Angeln, mit so vieler Gründlichkeit und Beredsamkeit zugleich, daß wir die Stelle mit Vergnügen hersetzen würden, wenn sie nicht zu viel Raum einnähme. Endlich kömmt er von der Tapferkeit auf die Künste und Wissenschaften: „So weit vielleicht die Seele „eines Pope oder Newtons über die Seele eines alten Scandi„naviers erhoben war, eben so weit sind die Begriffe von den „Künsten und Wissenschaften über die Begriffe erhoben, die „einem Volke seine Tapferkeit einpflanzt. Wer hat dem rohen „Marmor das Leben gegeben; wer hat die Majestät der Götter „in einem irdischen Stoffe nachgeahmt; wer hat aus den Sayten „die Töne geschaffen, die uns aus finstern Wildnissen zu den „angenehmsten Scenen der schönern Natur heraufrufen, die un„sere Schmerzen besänftigen, und unsere Herzen zu großen Ge„danken und edlen Entschließungen erhöhen; wer hat der himm„lischen Tugend irdische Gestalten gegeben; wer hat ihr bald in „entzückenden Gesängen, bald in ernsthaften Gesprächen, bald in „hinreißenden Reden alle Wege der Herzen geöffnet, und das „Angedenken der erhabenen Thaten der Vorwelt zum Dienste der „Nachkommenschaft verewiget; wer hat uns in den Gränzen un„serer Einsichten die größten Beweggründe zur Erkenntniß unse„rer selbst gegeben; wer hat mit einer wahren Zauberhand die „Menge unserer Gebrechen vermindert, und uns an dem Rande „des Todes das Leben gezeigt; wer hat die Bande der Gesell„schaft geknüpft, und uns aus Barbaren zu Menschen geschaffen; „wer hat in den ungesittetsten Weltaltern die Begriffe von der „wahren Würdigkeit der Seele in einem kleinen Lande ausge„dehnet; wer hat die blutigen Siegeszeichen kriegerischer Völker „mit anmuthsvollen Blumen umwunden; wer hat uns nicht die „neue Welt, die ihre Laster mit den unsern vermehret, und die „Einfalt unserer Sitten durch ihr Gold verdorben hat, sondern „die Welten, die aus unbegreiflichen Fernen durch bloße Gläser „zu uns strahlen, zur Ehre des Schöpfers entdeckt? O Rous„seau===! Künste und Wissenschaften haben es gethan". In diesem Tone fährt der Hr. Verf. fort die Künste und Wissenschaften zu erheben, und zeigt, wie aus den Vorzügen in denselben ein löblicher Nationalstolz entspringen könne. Die Stelle,

in welcher gezeigt wird, wie die Künste diese Art des Stolzes besonders hervorbringen können, ist allzu schön, als daß wir sie übergehen könnten. „Athen", heißt es, „hat in dem Ceramico „die Statuen seiner erlauchten Bürger aufgeführet, und Griechen„land ist mit den Ehrensäulen seiner Helden angefüllt gewesen; „das Angedenken ihrer Thaten war bey jedem Blicke rege, den „man auf diese sichtbaren Zeugnisse ihres Ruhmes warf. Bey „dem bloßen Anschauen der Bildsäulen des Harmodius und des „Aristogiton erneuerte sich in den Gemüthern der Athenienser „der Abscheu für die Tyranney, und machte täglich die Dank„barkeit gegen diese Verfechter ihrer Freyheit lebhaft. Die aller„größten Männer des alten Roms bekannten, daß sie bey dem „Anblicke der Bilder ihrer erlauchten Voreltern die außerordent„lichsten Triebe zur Tugend empfanden. Man hätte denken „sollen, die Gräber haben sich geöffnet, und die Seelen der Hel„den seyen wiederum auf der Erde erschienen, um in der Sprache „der Unsterblichen die Wege zum Großen, zum Schönen und „zum Edlen zu lehren; so sehr wurde die römische Jugend mit „den Trieben zur Ehrbegierde angefeuert, wenn sie die Bildnisse „dieser Männer bei gewissen feyerlichen Anlassen erblickte". Hierauf handelt der Verf. von dem edlen Stolze, der hierdurch bei den Griechen und Römern entstehen mußte. Von diesem kömmt er plötzlich auf unsere Zeiten, und zwar erstlich auf die Franzosen, denen er das größte Recht zueignet, wegen der Aufnahme der Künste und Wissenschaften in ihrem Lande stolz zu seyn. „Ich bin eben so geneigt", sagt er, „die wahren Vorzüge dieser „Nation zu erkennen, als ich mir oben ein Vergnügen machte, „den eingebildeten Vorzügen derselben ihr Recht widerfahren zu „lassen". Er vertheidigt die jetzigen Franzosen wider die Klagen, die einige von ihren Landsleuten selbst führen, daß der wahre Geschmack und die Liebe zu den Wissenschaften bei ihnen seit den Zeiten Ludwigs des 14. gefallen wäre, und erhebt die neuern Schriftsteller über die gepriesenen Schriftsteller aus den Zeiten Ludwigs 14.; besonders ist der Herr von Montesquieu sein Held, von welchem er sagt, daß er allein im Stande sei, einer ganzen Reihe von Gelehrten, die unter der vorigen Regierung lebten, die Waage zu halten. Überhaupt, glaubt er, müßten die jetzigen Zeiten sehr viel in der Vergleichung gewinnen, wenn man dem nicht seltenen Gewäsche der größten Schriftsteller aus den Zeiten Ludwigs des Großen die gedankenreiche und wahrhaftig

philosophische Schreibart eines Diderot, eines d'Alembert, eines Rousseau, eines Voltaire, eines Maupertuis, oder eines Montesquieu entgegensetzen wollte. Von den Franzosen kömmt der Hr. Verf. zu den Engländern, und von diesen zu den Schweden, denen er auch wegen der sorgfältigen Verbesserung ihrer bürgerlichen und Land-Öconomie einen Nationalstolz erlaubt. Mit welchem Rechte dieses geschieht, wollen wir nicht ausmachen. Wir sollten glauben, eine Nation könne wohl auf große Genies, aber nicht auf fleißige Öconomisten stolz seyn. Das Genie ist eine angeborne Eigenschaft der Seele, die sich öfters fortpflanzt und wie ein lebendiger Quell immer mehr und mehr ausbreitet. Der Fleiß und die Sorgfalt hingegen sind erworbene Fertigkeiten, die, wie das Wasser in einem Teiche, an dem Orte stehen bleiben, wo sie die Arbeit hervorgegraben hat. Die Enkel und Nachkömmlinge können wohl die Wohlthaten davon genießen, aber ihrer Nation deswegen keine Vorzüge zuschreiben, die ihr gleichsam eigen seyn, und sich allen Mitbürgern in einem gewissen Verhältnisse von Natur einpflanzen sollten.

Ferner handelt der Hr. Verf. von dem Nationalstolze, der aus der Regierungsform eines Landes entsteht. Man kann sich leicht vorstellen, daß er diesen Stolz bloß den freien Staaten erlauben wird. Er weiß die Vortheile der Freiheit, der Mittelmäßigkeit und Gleichheit, welche in einer wohleingerichteten Republik herrschen, und die Liebe zum Vaterlande, die daraus entspringt, so feurig und lebhaft zu beschreiben, als nöthig ist, wenn man nach dem, was die Alten über diese Materie geschrieben, noch immer lesenswürdig bleiben will. Besonders ist die Lobrede auf die Liebe zum Vaterlande mit vieler Beredsamkeit ausgearbeitet. „Der gerechte, der erlaubte, der vernünftige „Nationalstolz", heißt es, „ist in den Republiken die Liebe zum „Vaterlande, und die Liebe zum Vaterlande ist der eigentliche „Nationalstolz. Was war diese süße Empfindung, die alles, was „uns angenehm und reizend ist, die die Liebe zu unsern Eltern, „zu unsern Kindern, zu unsern Anverwandten und zu unsern „Freunden in sich hält, die den Tod, den bittern Tod, leicht, „die ihn ruhig, die ihn angenehm machte, so bald er diesem ge„heiligten Namen ein Opfer war? Was war die Liebe zum „Vaterlande anders, als ein wahrer Nationalstolz? War sie nicht „in dem Herzen eines Römers ein Gefühl des vorzüglichen „Werthes dieser Königinn der Städte, die ihr Haupt über alle

„Reiche der Erden empor hob, die mit ihrem Scepter den Mee„ren befohlen, die den Orient und Occident nach ihrem Willen „gebogen, die die Belohnerinn aller Künste, die Beschützerinn „aller Wissenschaften geworden, welche ihre lachende griechische „Gestalt in derselben ernsthaften Schooße mit der römischen „Majestät verwechselt hatten? Was ist in den kleinsten Republi„ken das Wort Vaterland? Noch ist es nicht veraltet, — — es „hält Liebe, es hält Hochachtung, es hält Dankbarkeit, es hält „Entzückung in sich"; und an einem andern Orte: „Kein inner„licher Trieb des Menschen kann nach der Aussage der wenigen „großen Seelen, die von dieser rührenden Empfindung durch„drungen sind, der Liebe zum Vaterlande verglichen werden; „weder Montagne, da er seine Versuche schrieb, weder Descartes, „da er neue Welten aufführte, weder Burnet, da er den Bau „der Erde bestimmte, noch Newton, da er die wahren Gesetze „der Natur so wohl durch Erfahrungen, als durch die Kraft „seiner Meßkunst entdeckte, fühlten, nach dem erhabenen Aus„drucke des Mylord Bolingbroke, eine größere Freude, als der„jenige fühlt, der ein wahrer Patriot ist, der alle Kräfte seines „Verstandes, seine Gedanken, seine Thaten alle dem Vortheile „des Vaterlandes aufopfert. Diese Regung bemächtigt sich mit „einer unwiderstehlichen Kraft des ganzen Menschen, sie unter„drückt alle andere Leidenschaften, sie hebt unsere Augen von der „sanften Aussicht in die Thäler der Ruhe weg, sie reißt uns „durch die gedrungenen Schaaren, durch gezückte Schwerdter „und feurige Wetter, und welches noch mehr ist, durch den „dunkeln Hinterhalt der Feindschaft, der Rache, der Mißgunst „und des Neides unserer eigenen Mitbürger hindurch, und be„reitet uns die Triumphe, die nur das Herz des Patrioten „fühlt". Wir wissen nicht, mit welchem Rechte man den Patrioten, in der weitläuftigsten Bedeutung genommen, deren dieses Wort fähig ist, dem Lehrer der Weisheit vorziehen will. Sie sind beide Wohlthäter der Menschen, sie opfern beide ihre Gedanken, ihre Ruhe und Bequemlichkeit dem Besten des menschlichen Geschlechts auf; aber die Wohlthaten des Patrioten sind in dem kleinen Bezirk seiner Mitbürger eingeschränkt, und stürzen vielleicht einen großen Theil der übrigen Menschen in den Untergang; der Weise aber erhebt seine Absichten zu dem Besten des gesammten menschlichen Geschlechts, und schließt Niemanden von der Zahl derjenigen aus, die er glücklich zu machen wünscht.

Die Bemühungen des Patrioten betreffen nur zeitliche Vortheile, die doch endlich der Veränderung und dem Wechsel der Zeiten unterworfen sind; der Weise hingegen verschafft ewige, unvergängliche Vortheile, die den spätesten Enkeln noch nützen, die die Besserung der Seele zur Absicht haben, und öfters in die ganze Seligkeit des Menschen einen nicht geringen Einfluß haben. Jedoch es ist hier der Ort nicht, sich hierüber weitläuftiger einzulassen. Beim Schlusse des Werks erinnert der Hr. Verf. selbst, der zweite Theil seiner Abhandlung gefalle ihm besser, als der erste. „Carl der andere", fügt er hinzu, „warf dem berühmten „Dichter Waller vor, er habe in seinen Versen den Cromwell „weit besser gelobt, als ihn; ja, gab dieser zur Antwort: Wir „Dichter kommen besser in der Erfindung, als mit der Wahr„heit zurechte". Die Zusätze, welche dem Werke angehängt worden, enthalten einige nähere Nachrichten und Betrachtungen über die asiatischen Völker, nachdem der Verf. in währendem Drucke der Abhandlung aus andern Absichten sich mit ihnen näher bekannt zu machen gesucht hat. Wir haben unserm Auszuge einige Gedanken daraus an den Stellen, die ihnen der Verf. angewiesen, einverleibt.

Der Tod Abels in fünf Gesängen von Geßnern. Zürich bey Geßnern 1758. 226 S. in klein 8°.

(aus der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 4. Stück 2. 1759. S. 706—745.)

„Ich habe mich an einen höhern Gegenstand gewagt", sagt der Dichter in der Vorrede, „um zu wissen, ob meine Fähig„keiten höher hinaus reichen, als ich sie bisher versucht hatte. „Eine Neugierde, die jedermann haben sollte. Man macht oft „einen Dichter furchtsam, der in einer gewissen Dichtart glück„lich gewesen ist, und will ihn in diese Sphäre einzäunen, als „wenn er da die ganze Bestimmung und die ganze Stärke sei-

„nes Genies gefunden hätte; wenn er oft mehr durch äußere „Umstände, und vielleicht mehr von ungefähr, als durch beson„dern Trieb desselben, auf diese Bahn ist geführt worden". Dieser Gedanke ist sinnreich, aber auch vielleicht nichts mehr als sinnreich. Es giebt Proben, die ein Genie mit sich selbst anstellen kann, ohne daß es nöthig hat, das eigensinnige Publikum zu Rathe zu ziehen. Will man der Selbsterkenntniß nicht trauen, so wähle man Freunde, auf deren Einsicht man sich sicherer verlassen kann, als auf den zweifelhaften Ausspruch des unschlüssigen Richters, den man das Publikum nennt. Zwar wenn dieses Vorurtheil keine schlechteren Gedichte zur Welt bringt, als den „Tod Abels", so mag es immer eine Wahrheit seyn!

In der Folge begegnet der Verf. dem Einwurfe, den man wider die biblischen Gedichte hat machen wollen, und beschließt die Vorrede mit einer artigen Satyre. „Noch giebts eine gewisse „Gattung Leute", heißt es, „die zu gut zu leben wissen, als „daß ihnen Helden gefallen sollten, die von nichts als Religion „reden, so ernsthaft sind, und so wenig feinen Witz haben. — „Diesen muß ich im Vertrauen sagen, daß mir, als einem jun„gen Herrn, der auch zu leben wissen will, an ihrem Beyfall „gar zu viel gelegen ist, und daß ich, um sie gut zu behal„ten, das gleiche Sujet auch für sie zurichten will. Ich will „dann trachten eine Liebesintrigue (und was ist ein episches Ge„dichte ohne das? Alles, was seinen Geschmack hat, muß es „verlachen), das werd' ich darinn anbringen, Abel wird dann „ein zärtlicher junger Herr seyn, und Kain wie ein französischer „Hauptmann, und Adam soll nichts reden, das nicht ein be„tagter Franzose, der die Welt kennt, sagen könnte". Diese Satyre wird auch uns treffen, denn wir werden in unserer Beurtheilung dieses Gedichts auch eine Liebesintrigue vorschlagen, die der Dichter hätte in seinem Plane anbringen sollen; aber keine französische, unsere ist orientalischen Ursprungs.

Wir wollen unsern Lesern einen etwas weitläuftigen Auszug aus dem Gedichte vorlegen, und unsere Beurtheilung am Ende hinzufügen. Solche Werke zu beurtheilen, ist eine angenehme Beschäftigung; man hält sich gern bei einer Arbeit auf, die Vergnügen macht.

Erster Gesang.

„Ein erhabnes Lied möcht' ich itzt singen, die Haushaltung „der Erstgeschaffenen nach dem traurigen Fall, und den ersten, „der seinen Staub der Erde wieder gab, der durch die Wuth „seines Bruders fiel. Ruhe du itzt, sanfte ländliche Flöte, auf „der ich sonst die gefällige Einfalt und die Sitten des Land„manns sang *)". Hier folgt eine Anrufung an die Muse oder die Begeisterung, wie der Dichter diese profane Gottheit erklärt. Sie nimmt zwei ganze Seiten ein; und so schön sie auch ist, so scheint sie hier an diesem Orte wegen ihrer großen Ausdehnung nicht die beste Wirkung zu thun. Endlich fängt sich das Gedicht an: „Die stillen Stunden führten den rosen„farbnen Morgen herauf, und gossen den Thau auf die schat„tichte Erde — da giengen Abel und seine geliebte Thirza aus „ihrer Hütte hervor, in die nahe geruchreiche Laube von Jasmi„nen und Rosen". Die Beschreibung dieses Paars ist überaus malerisch: „Zärtliche Lieb' und reine Tugend gossen sanftes „Lächeln in die blauen Augen der Thirza, und reizende Anmuth „auf ihre rosenfarbne Wangen, und weiße Locken flossen am ju„gendlichen Busen und ihre Schultern herunter, und umschweb„ten ihre schlanke Hüften; so gieng sie dem Abel zur Seite. „Braune Locken kraußten schatticht sich um die hohe Stirne des „Jünglings, und zerflossen auf seinen Schultern; denkender „Ernst mischte sanft sich in das Lächeln der Augen; in schlan„ker Schönheit gieng er daher". Thirza bittet den Abel, ihr den neuen Lobgesang zu singen, den er gestern auf der Flur gedichtet hat; und Abel besingt das Lob des Schöpfers und die Entstehung des Weltgebäudes, der Wahrheit weit anständiger, als Silen beim Virgil auf Verlangen der schönsten der Najaden gesungen. „Weiche, du Schlaf, von den Augen", stimmt

*) Vielleicht würde der Dichter besser gethan haben, wenn er dem Virgil auch in der Ordnung der Gedanken nachgeahmt hätte: „Ruhe du itzt, sanfte Flöte", u. s. w. „Ein erhabnes Lied möcht' ich itzt singen"; so wie jener: Ille ego, qui quondam gracili modulatus avena, e. c. arma virumque cano; damit die Ankündigung nicht von der Anrufung durch einen so fremden Gedanken getrennt werde.

er an, „entweichet, ihr flatternden Träume! die Vernunft geht „wieder hervor, und erhellet die Seele, wie die Morgensonne „die Gegend erhellet. Sey uns gegrüßt, du liebliche Sonne, „hinter den Cedern herauf! Du gießest Farb' und Anmuth „durch die Natur, und jede Schönheit lachet verjüngt uns wie„der entgegen". Der ganze Gesang ist, seiner Länge ungeachtet, überaus angenehm; und es würde ihm auch an Erhabenheit nicht fehlen, wenn nicht die starken Züge durch das sanfte Colorit, das Hrn. Geßner eigen ist, öfters gemildert worden wären; z. B.: „der starke Löw' entwickelte sich, halb Kloß „noch und halb Löwe versucht er's die ersten Töne zu brüllen; „dort bebt' ein Hügel, und itzt gieng er belebt als Elephant „daher". Man vergleiche dieses mit dem männlichen Colorite des Hrn. von Haller:

Du hast den Elephant aus Erden aufgethürmt,
Und seinen Knochenberg beseelt.

Thirza dankt ihrem Geliebten mit Freudenthränen für die Entzückung, in welche sie sein Gesang gesetzt hat. Adam und Eva hatten vor der Laube den Morgengesang gehört, traten hinein und umarmten ihre Kinder. „Auch Mehala, Kains Ver„mählte, war in die Laube getreten, der Kummer über Kains „ungestümes und rohes Gemüthe hatt' Ernst auf ihre Stirne „und sanfte Wehmuth in ihre schwarze Augen gegossen, und „Bläße auf die Wangen von dunkeln Locken umflossen". Diese Beschreibung sticht vortrefflich mit dem Gemälde der Thirza ab. „Sie hatte am Geländer der Laube geweint; aber sie hatte die „Thränen von den Wangen getrocknet, trat lächelnd in die „Laube, und grüßte mit zärtlicher Freundschaft den Bruder und „die Schwester". Kain hörte im Vorübergehen den Gesang und sahe, wie sie alle Abel umarmten, worüber er eifersüchtig wird. Er beklagt sich über die rohe Arbeit, die ihm zu Theil worden: „Mir bleibt weder Zeit noch Muth zum Singen. Wenn ich „des Tages Last ausgestanden habe, dann fordern meine Glie„der Ruhe, und am Morgen wartet die Arbeit schon wieder „auf meinem Felde. Den sanften müßigen Jüngling (er stürbe, „trüg' er einmal meine Tageslast) verfolgen sie immer mit Freu„denthränen und zärtlichen Umarmungen. Ich hasse die weibi„sche Zärtlichkeit". Die in der Laube waren, betrübten sich sehr über diese unfreundlichen Reden des Kain, die sie gehört hatten,

und Adam verließ sie, ging dem Kain nach auf das Feld, um Zufriedenheit und Liebe in der Brust seines Sohnes zu erwecken. Das Gespräch zwischen Adam und seinem Sohne Kain, auf dem Felde, ist eines der lebhaftesten in dem ganzen Gedichte. Einige Wendungen darin sind meisterhaft. Z. B. Kain sagt, nachdem ihm der Vater seinen beständigen Unmuth verwiesen: „Müßt ihr denn in meinem männlichen Ernst nichts als häß„liche Laster suchen? diesem Ernst auf meiner Stirne kann ich „nicht befehlen, daß er in Thränen und sanftes Lächeln zer„fließe. Soll der Adler girren wie die sanfte Taube?" Der Vater zeigt ihm, daß er sich betrüge, wenn er glaubt, die Unzufriedenheit sei ihm natürlich. Es stünde in seiner Gewalt, allen Unmuth aus seiner Brust zu verbannen und sein Gemüth aufzuheitern. „Was sollen mir diese Vermahnungen?" sagte Kain ängstlich. „Könnt' ich's aufheitern, o dann müßt' alles „um mich her lachen, heiter seyn, wie der Morgen! Kann „ich dem Sturme befehlen, daß er nicht wüte, und dem hin„reißenden Strom, daß er still stehe? Ich bin vom Weibe „zum Elende gebohren, die größeste Schale des Fluchs hat der „Herr auf die Geburtsstunde des Erstgebohrnen gegossen". Die Erinnerung des Fluchs preßte Thränen aus den Augen des Vaters. „Ach Sohn!" sprach er, „ja — ach ja! der Fluch „hat alle vom Weibe Gebohrnen betroffen; aber ach Geliebter! „sollte der Herr mehr Fluch über die Geburtsstunde des Erstge„bohrnen ausgegossen haben? — Das hat er nicht gethan, er, „der unendlich ist und gütig. Nein, Kain!" u. s. w. Er fährt fort ihn väterlich zu vermahnen, und ihm vortreffliche Bewegungsgründe zur Tugend vorzustellen. „Dem Sturme „kannst du nicht befehlen", sagt er unter andern, „daß er nicht „tobe, und dem hinreißenden Strome nicht, daß er still stehe; „aber deine Vernunft kannst du aus dem Dunkeln hervorrufen. „Sie kann mächtig dem Tumult befehlen, daß er schweige", u. s. w. Kain wird durch diese beweglichen Vorstellungen nur noch verdrießlicher, und er läßt sich seinen Unmuth sogar verleiten, dem Vater den grausamen Vorwurf zu machen: „diese „Weichlichkeit, die ihn so beliebt macht, so viel Freudenthränen „euch entlockt, hat den Fluch über uns alle gebracht, da du im „Paradiese durch ein paar Thränen zu leicht erweicht". Doch die Härte dieses Vorwurfs macht sein Gewissen rege. „Ich „elender!" fährt er fort, „bald hätt' ich dir Vorwürfe gemacht.

„Ich ehre dich, Vater, und schweige". So sprach Kain, und ging zu seiner Arbeit.

Adam ging traurig weinend zurück, und rang die Hände über seinem Haupt. Reue, Mitleiden und Gewissensbisse werden nunmehr in dem Busen des ungehorsamen Sohnes auf einmal rege. Er eilt und wirft sich zu den Füßen seines Vaters, fleht um Vergebung von Gott und seinem Vater, vom Bruder, und von Allen, die er beleidigt hat. Dieser Zug ist natürlich, und zeigt von Seiten des Dichters Einsicht in das menschliche Herz. Die Vermahnungen hatten nicht so viel gewirkt, als die Übereilung, zu welcher er sich durch den Unmuth hat verleiten lassen. Adam richtete ihn auf, drückte ihn an seine Brust, und wollte ihn hinführen, seinen Bruder zu suchen und ihn zu umarmen. Doch Abel und seine Mutter, Mehala und Thirza hatten sie im Gesträuche behorcht; sie eilten voller Entzückung und Freudenthränen hervor, versöhnten sich mit dem Kain auf das zärtlichste, und gelobten einander, das Vergangene zu vergessen. Sie gingen mit einander in die Laube, den Tag festlich zu feiern; und die Freude beflügelte ihre Füße. Die Schwestern gingen voran, und zierten die Tafel mit mannigfaltigen Früchten, mit wohlriechenden Blumen untermischt: „ein frohes Gemische von Glanz und Farben, und lieblichen „Gerüchen; sie setzten sich hier zum frohen Mittagmal; Freude „und Munterkeit mit ihnen, und anmuthige Gespräche führten „schnell den sanften Abend herauf".

Zweiter Gesang.

Dieser ganze Gesang ist eine Episode. Adam und Eva erzählten auf Verlangen ihrer Kinder, was ihnen begegnet, nachdem sie das Paradies verlassen mußten. „Fange die Geschichte „an, Geliebter, sprach Eva, da, wo ich das letzte mal zum „Paradies zurück weinte, und da an deinen Busen sank. Aber, „was ich damals empfand, Adam, das laß mich sagen, du „würdest, um meiner zu schonen, den Auftritt nur mangelhaft „sagen". Eva erzählt hierauf ihre wehmüthigen Empfindungen, als sie an der Neige eines Hügels das hoch emporstehende Paradies von ferne erblickte: „Da, da stand ich still, und „weinte laut zurück. Ach! vielleicht das letzte mal seh' ich dich,

„meinen Geburtsort, dich Paradies, wo du, o darf ich, Ge„liebter, dich nennen? eine Gattinn vom Schöpfer dir flehteſt, „und dein Unglück da aus deiner Seite ſich wand. Wem duf„tet ihr itzt, ihr Blumen, die meine pflegende Hand auferzog? „Wer wandelt in eurer geruchreichen Dämmerung, ihr ſchattich„ten Lauben? — Ich werde euch nicht wieder ſehen, mir „Sündebefleckten iſt jene balſamiſche Luft zu rein, jene Gegend „zu heilig. Weh mir! wie iſt der Menſch gefallen! Der „Freund der Engel, er, der ſo rein, ſo ſelig aus des „Schaffenden Händen gieng! Und du biſt auch gefallen, du — „o! ich darf dich nicht, Geliebter, nennen! von mir verführt „biſt du auch gefallen". In dieſem Tone fährt ſie fort zu jammern. Adam richtet ſie durch männliche Troſtgründe auf, und zeigt ihr, wie groß die Gnade des Richters ſei, der ſie weit milder geſtraft, als ihre Sünde es verdient, deſſen unendliche Gnade noch in der Züchtigung über ſie waltet. „Du ſchwiegeſt", ſetzt ſie ihre Erzählung fort, „und ich umarmte dich und trock„nete mit meinen Haarlocken die Thränen aus meinen Augen, „und da giengen wir den Hügel hinab den Pappelbäumen zu, „die vor dem Felſen ſtanden". Eva ſchwieg, und Adam verfolgte die Geſchichte. Sie fanden eine Höhle in dem Felſen, und neben ihr eine rauſchende Quelle. „Hier", ſagte Adam, „laß uns unſer Nachtlager bereiten, aber Eva, ich werde den „Eingang vor nächtlichem Überfall der Feinde ſchützen müſſen. „Was für Feinde? fragt' Eva ängſtlich. Haſt du nicht ge„merkt, ſo ſprach ich, daß der Fluch alles Geſchaffene betrof„fen hat, daß die Bande der Freundſchaft unter den lebenden „Geſchöpfen aufgelöſt ſind, und der Schwächere des Stärkern „Raub iſt? Dort über dem Felde ſah ich einen jungen Löwen „ein ſchüchternes Rehkalb mit feindlichem Gebrülle verfolgen. — „Wir ſind nicht mehr die gebietenden Herren dieſer Geſchöpfe — „die zuvor mit freundlichem Schmeicheln um uns her ſpielten, „der fleckichte Tieger und der zottichte Löwe jagten, mit drohen„dem Feuer im Auge, brüllend neben uns vorbey. — Ich will „Geſträuche vor den Eingang der Höle flechten". Als ſie in der Höhle ſaßen, zog ſich ein Ungewitter herauf, das erſte Ungewitter, ſeitdem ſie das Paradies verlaſſen. Die Empfindungen, welche dieſe neuen Ankömmlinge in die unvollkommene Natur bei dieſer ſchrecklichen Erſcheinung haben mußten, ſind natürlich und nach der Wahrheit geſchildert. Doch wir eilen zu

einer andern artigen Erdichtung, die gewiß eine von den vorzüglichsten in diesem Werke ist. Das erste Paar ging des Morgens aus der Höhle, um eine Wohnung zu suchen, die mehrern Reichthum und mehrere Mannigfaltigkeit an Nahrung und Schönheit habe. Sie verfolgten ihren Weg dem Hügel zu, der einen Garten voll Bäume auf grasreichem Rücken zu tragen schien. „Da sah Eva zur Seite einen Vogel, wie er „ängstlich und mit traurigem Geschrey in kleinen Zirkeln umher„flatterte, dann ohnmächtig mit bebendem Gefieder auf einem „niedern Gesträuche sich hinsetzte. Sie trat näher, und ein „andrer Vogel lag leblos vor dem Trauernden im Gras. Lang „betrachtete ihn Eva über ihm gebückt, da hub sie ihn von der „Erde auf, und wollte ihn wecken. Er erwacht nicht, sprach „sie, und legte mit zitternder Hand ihn ins Gras. Itzt fieng „sie an zu weinen; der du da trauerst, so redete sie ihn an, „vielleicht, ach! vielleicht war's dein Gatte! Ich bin's, die „Fluch und Elend über jedes Geschöpf gebracht hat, du unschul„dig Leidender, ich bin's, ich Elende! Sie weinte laut, wandte „sich zu Adam und sprach: was ist dieß für ein Übel! Ein „entsetzliches Übel! Jeder Empfindung unfähig, jedes Glied „ohnmächtig versagt seine Dienste; wie nenn' ich's? Tod ... „Verwesung? O mir schauert's durch alle Gebeine!"

Adam tröstete sie abermals, und sie gingen dem Hügel zu. „Wir wandelten durch das fruchtbare Gesträuche, das seinen „Fuß umkränzte. Auf seiner Stirne stand eine Ceder aus den „kleinern Fruchtbäumen empor, und streuete hoch herunter weit „verbreitete Kühlung, und in ihrem Schatten floß eine Quelle „durch Blumen". Hier schlugen sie ihre Wohnung auf. Adam hub an, „unter dem Schatten der Ceder eine Hütte zu bauen, „und pflanzt' einen Zirkel von Pfälen in die Erde, und flocht „von einem zum andern Wände von schlanken Gesträuchen. — „Als ich hingieng an den Fluß, erzählt' er, Schilfrohr zum „Dach über die Hütte zu sammeln, da sah ich fünf Schafe, „weiß wie kleine Mittagswolken, und einen jungen Bock in ih„rer Mitte am Ufer weiden. Leise trat ich näher, zu sehen, ob „sie mich auch flöhen, wie der Tieger und der Löwe, die sonst „vor meinen Füßen gespielt hatten; aber sie flohen mich nicht, „und ich trieb sie mit einem Rohrstab vor mir her auf den „Hügel, dahin ins hohe Gras, wo Eva, beschäfftigt, aus über„hangendem Gesträuche eine Laube zu wölben, die kleine Schaar

„nicht sah, bis ihr Geblöcke sie rief. Da sah sie sich um, ließ „freudig die Gesträuche aus ihren Händen zurückflattern, stand „erst schüchtern still, dann rief sie: O sie sind freundlich, wie „im Paradiese! Seyd mir gegrüßt! ihr sollt bey uns wohnen, „angenehme Gesellschaft! ihr sollt bey uns wohnen! Hier ist „hohes Gras und wohlriechende Kräuter, und eine klare Quelle „— So sprach sie, und streichelte ihre wollichten Rücken". Man merkt es, daß hier der Dichter in seinem Elemente ist. Seine ländlichen Erdichtungen sind naiv, voll einfältiger Natur, und schmeicheln der Einbildungskraft mit den allerangenehmsten Schilderungen. Adam fährt fort zu erzählen. Sie saßen vor dem Eingange der Hütte im Schatten, und Eva machte traurige Betrachtungen über den Tod, den sie an dem Vogel gesehen, und auch an den welkenden Blumen und erstorbenen Gesträuchen bemerkt hatte; Adam aber bejammerte einen schmerzlichern Verlust, als den Verlust des Lebens. „Das quält mich", sagt er, „daß ich aus der Gegend verbannt bin, wo Gott sicht„barlich zu wandeln beliebte, wo er in gemildertem Glanze im „Hayn wandelte, wenn die heilige Stille seine Gegenwart „feierte". Er fuhr fort zu klagen; da erschien ihnen ein Engel, und sagte ihnen im Namen des Herrn: „Mich schließt kein „Himmel ein, jeder Punkt meiner Schöpfung ist meiner Gegen„wart voll. Oder wer macht, daß die Sonnen fortleuchten? „Wer, daß die Sterne in ihrem Laufe nicht still stehen? — „Wer erhält die Wesen, daß sie leben und athmen, und wer „erhält dich, daß du nicht hinsinkst und verwesest? Ich bin „bey dir, spricht der Herr, und dein geheimster Gedanke ist mir „offenbar". Adam thut einige Fragen an den Engel, und erkühnt sich endlich ihn zu bitten, er sollte ihm das Geheimniß erklären, was die große Verheißung sei: des Weibes Saame soll der Schlange den Kopf zertreten; und was der Fluch sei: du sollst des Todes sterben? Der Engel enthüllt ihm einen Theil von diesen unerforschlichen Geheimnissen, so weit den Geschaffenen sie zu sehen vergönnt ist, befiehlt ihm, einen Altar auf dem Hügel zu bauen; und wenn dann jährlich am Tage, da die Verheißung geschehen, eine Flamme vom Himmel steigen und auf dem Altar lodern wird, so soll er ein junges Lamm opfern, daß die Flamme dasselbe verzehre. Vielleicht hätte Adam über diesen Befehl erstaunen sollen. Der Begriff, jährlich ein

Lamm zu opfern, müßte den ersten Menschen weit mehr befremden, als das Ungewitter selbst, das er in den Wolken sich zusammenziehen sah. Freilich war es von Seiten des Dichters eine nothwendige Vorbereitung zu Abels Opfer im dritten Gesange, welches ohne dieses vorhergegangene Gebot sehr unnatürlich gewesen wäre. Wir würden nicht gewußt haben, wie Abel auf den Einfall gekommen sei, dem Herrn zu Ehren ein Thier zu schlachten. Allein wir sind durch diese Vorbereitung noch nicht befriedigt. Wir wissen nicht, warum Adam da zu fragen aufgehört, wo wir vielleicht zu fragen angefangen haben würden; an Gründen hat es dem Dichter doch gewiß nicht gefehlt, dieses Gebot begreiflicher zu machen. Doch Adam schweigt, und der Engel zeigt ihm und Eva noch vor seinem Weggehen, daß sie nicht einsam auf der Erde wohnen, und daß die Luft mit Geistern angefüllt sei, welche theils ihre Schutzgeister sind, theils die Veränderung in der Natur unsichtbar wirken und, wenn sie von ihrer Arbeit ruhen, in Chöre vertheilt, zum Lobe des Höchsten singen. Die Verrichtungen dieser Geister werden ungemein annehmlich beschrieben; und die Fabeln der Rosenkreuzer, deren sich Pope im „Lockenraube" zur Satyre bedient, erscheinen hier in einer feierlichen, ernsthaften Gestalt, die ihnen vielleicht nicht anstehen würde, wenn das Gedicht überhaupt nicht mehr von der angenehmen als von der erhabenen Gattung wäre.

Adam baueto den Altar, und Eva pflanzte einen weiten Kreis von Bäumen, ein nachahmendes Paradies, rings um die heilige Stätte. Unter diesen Beschäftigungen floh der Sommer mit seiner Hitze und mit seinen Annehmlichkeiten, und der unfreundliche Winter schlich langsam heran. Die Beschreibung des Winters ist allgemein, und in Vergleichung gegen die schönen Beschreibungen des Frühlings und des Sommers ziemlich schwach. Wir finden keine von den malerischen Zügen darin, die uns die Natur vor Augen legen, und auch wirklich nicht anders als nach der Natur geschildert werden können. Hr. Geßner hat sie doch in seiner Idylle vom Winter sehr wohl zu treffen gewußt. — Den folgenden Frühling, sagt der Dichter, hub Adam an, ein kleines Feld am Hügel zu bauen, und gesammelte Saamen in die befruchtende Erde zu streuen, oder fruchtreiche Gewächse an den Hügel zu verpflanzen. Das Verpflanzen läßt man sich noch endlich gefallen. Wer mag aber wohl Adam das Säen gelehrt haben? Wenn ihm der Engel nicht das Geheimniß of-

fenbart hat, so hat er unmöglich wissen können, daß die Gewächse den zweiten Frühling aus eben den Körnern entsprossen seien, die den Stauden im vorigen Sommer entfallen sind. Der Dichter läßt Eva sogar diese Bemerkung gleich den ersten Sommer machen, und damals war es noch weit unwahrscheinlicher. Sie sagt S. 65.: „frische Früchte ersetzen die hingefal„lenen Früchte, und aus dem hingestreueten Saamen der wel„kenden Blumen blühen ihre Kinder hervor". Gewiß, dieses Geheimniß der Natur war würdig und nothwendig genug, den ersten Menschen von einem Engel entdeckt zu werden.

Adam ging an einem Morgen aus seiner Hütte, und sah die Flamme auf dem Altare lodern. Da schlachtete er das schönste der Lämmer zum Opfer. „Erbärmlicher Anblick für „mich!" ruft er aus; „ein Schauer erschütterte mich, die Hand „wäre mir ohnmächtig hingesunken, hätte die Heiligkeit des Ge„schäfftes, der Befehl des Herrn meinen Muth nicht erhöhet". Er legte das geschlachtete Lamm auf den Altar, und Eva kam und streuete wohlriechende Blumen auf das Opfer. Da verzehrte die Flamme das Opfer und verlosch.

Nicht lange hernach findet Adam die Mutter der Menschen an einer Quelle sitzen, und der Erstgeborne lag in ihrem Schooße. Adam segnete seinen ersten Sohn mit Freudenthränen, und dankte dem Herrn, der der Mutter in ihren Schmerzen beigestanden. „Ja, du Mutter der Menschen!" sagt er endlich zu Eva, „so werden Geschlechter um dich her aufblühen. Ein„sam stand so jene Myrrhe, da sprosseten liebliche Kinder rings „um ihren mütterlichen Stamm; und so oft der Frühling sie „wieder schmückte, so oft lächelte entfernter ein neu aufkeimen„des Geschlecht um ihre frühe Kinder her, und nun ist's ein „kleiner geruchreicher Hayn, weit umher gepflanzt". Man wird in dem ganzen Gedichte kein so schönes Gleichniß mehr finden. Es ist zwar nicht neu, aber doch sehr wohl angebracht und eben so wohl ausgedrückt. Bald hernach ward Mehala, dann Abel und endlich Thirza geboren. „Gelobet sey der Herr, sagt „der erste Vater zum Beschlusse seiner Erzählung, der so viele „Wunder der Gnade an uns allen that. Lasset zärtliche Lieb' „und reine Tugend nimmer aus eurem Herzen weichen, so wird „die Gnad' und der Segen vom Himmel immer bey' euren Hüt„ten wohnen".

Adam schwieg, und sie saßen und „horchten noch lang um

„den Mann und den Vater her: sie hatten jede Scene seiner „Geschichte nachempfunden, oft kamen Thränen und Blässe auf „ihre Wangen, oft Heiterkeit und Lächeln, und itzt huben *) „sie alle an, dem Vater der Menschen Dank zu sagen. Kain „dankt auch, aber er hatte männlicher, nicht geweint und nicht „gelächelt". Dieser kleine Zusatz thut nicht die beste Wirkung. Wenn Kain bei Anhörung einer rührenden Geschichte gleichgültig bleiben konnte, so war seine Härte wirklich ein Temperamentsfehler. Der Dichter hätte ihn lieber Thränen vergießen oder, wie jener Tyrann, sich seiner Thränen schämen lassen sollen. Ein unempfindlicher Mensch ist ein unwürdiger Charakter. Er wird aber wahrhaftig tragisch, wenn er von Natur Empfindungen hat, und durch das Verderbniß des Willens sie zu haben sich schämt.

Dritter Gesang.

Sie gingen aus der Laube hervor. Abel umarmte seine Geliebte, und sie hatten beide unaussprechliche Freude über die Rückkehr der Tugend und der brüderlichen Liebe in Kains Brust. Auch Mehala ging Kain zur Seite nach der Hütte. Sie redet von der Freude, die Jedermann hatte, als er seinen Bruder mit brüderlicher Liebe umarmte; und Kain findet Ursache, mißvergnügt darüber zu seyn, so wie Alle, die ohne Ursache mißvergnügt sind, sich die Gelegenheit dazu vom Zaune brechen. „Eure überströmende Freude", sagt er, „beleidigt mich. Ist's „nicht, als ob sie laut zu mir sagte? Kain hat sich gebessert, „vorher war er ein böser lasterhafter Mann, ein Hasser seines „Bruders und . . . lächerlich! Hab' ich den Bruder gehaßt, „weil ich nicht immer mit meinen Thränen und mit meinen „Umarmungen ihn verfolgte? Ich habe den Bruder nie ge„hasset, aber sein zärtliches unmännliches Wesen, mit dem er „mir jede Zuneigung stahl, das, das beleidigte mich! Mehala!"

*) Wir wissen nicht, warum sich der Dichter so sehr in das Anheben verliebt hat. Er bedient sich dieses Zeitworts vielfältig, und dennoch macht es mehrentheils die Periode ohne Noth weitschweifig.

Auch das iſt ihm nicht recht, — denn was kann einem ſolchen Menſchen recht ſeyn? — daß der Vater ihnen die Geſchichte vom Falle erzählt. Wenn ſie nicht wüßten, meint er, daß ſie ein Paradies verloren, ſo könnten ſie ihr Elend leichter ertragen. Mehala weint, und bittet ihn, den zurückſchleichenden Gram zu bekämpfen, ehe er ſich ſeines Gemüths bemächtigt. Er verſpricht, den zurückſchleichenden Gram zu bekämpfen, und umarmt ſeine Geliebte.

Anamelech, ein hölliſcher Geiſt, hatte ſchon lange Kains Betragen behorcht. „Zwar, er war von der niedrigſten Klaſſe „der Geiſter, aber an Stolz, und Ehrgeiz nicht geringer, als „Satan. — Er war's, der nachher jenen verruchten König „vermochte, Jeruſalems unſchuldige Jugend zu morden. Lächelnd ſah er's, wie die menſchliche Satane unter den Kindern „wüteten, an bluttriefenden Mauern ſie zerſchmetterten, oder „mit blutigem Schwerdt in den ringenden Händen der Mutter „tödteten". Damals aber hatte er noch keine große Thaten verrichtet, und er ging auf Abenteuer aus. Er ſenkt ſich zur Erde, und will das gefallene Menſchengeſchlecht noch weiter verführen. „Dort", ſagt er, „auf dem Felde, ſteht einer mit „finſtrer gerunzelten Stirne; darf ich den Zügen ſeines Geſichtes „trauen, ſo werd' ich große Thaten durch ihn thun".

Der Verworfne ſchwebte jetzt an Kains und ſeines Weibes Seite. „Kaum waren ſie in die Hütte getreten, da ſtand er „ſtill und ſprach mit höhniſchem Lächeln — Bekämpfe den zu„rückſchleichenden Gram! — elender Kämpfer! — ich will die „zerſtreueten Wolken des Unmuths dichter und ſchwärzer über „deinem Haupte ſammeln, dicht und ſchwarz, wie Wolken, die „mit ewiger Finſterniß die Stirnen hölliſcher Gebirge umhüllen. „Leichte Mühe! Du ſelbſt ſammelſt ſie ſchon, ich darf dir nur „helfen". Des Nachts ward Adam krank, und die Kinder gingen alle des Morgens hin, ihn zu beſuchen. Sie ſtehen traurig um das Bette des Vaters; er liegt gequält, aber doch ruhig, ermattet, aber doch heiter, bittet Eva und ſeine Kinder, nicht ſo ſehr zu jammern. Sie ſollten zu dem Herrn hoffen, er würde vielleicht Hülfe ſenden; ſie ſollten ſich aber auch auf den ſchlimmſten Fall bereit machen, damit ſie dem Jammer alsdann nicht unterlägen. „Itzt gehet hinaus, Kinder! gehet, „betet, vielleicht will eine ſanfte Ruhe meine müden Glieder er„quicken".

Die Kinder gingen leise seufzend aus der Hütte, nur Eva blieb zurück. Adam verbarg sein Gesicht in verhüllende Felle, da indessen der mächtige Kummer seine Seele durchströmte. Eva saß, die Hände ringend, an seiner Seite, weinte, und sprach leise mit sich selber, daß sie den Schlummernden nicht wecke. Sie halten beide ziemlich lange Selbstgespräche, die wir füglich überschlagen können. Kain war hinausgegangen auf sein Feld. Er betete, aber sehr kurz. „O Gott! laß den Geliebten „nicht sterben!" sagte er; und nun wiederholt er die Anmerkung, die er schon so oft gemacht hat. „Ich mußte weinen", sagt er, „bei dem Bette des Vaters, sein Seufzen und seine „Reden giengen mir durch die Seele, aber wie mein Bruder „konnte ich nicht weinen. — Wird man nun wieder sagen, ich „sey von rohem Gemüthe, Abel liebe den Vater mehr, weil ich „nicht, wie er, geschluchzt habe?"

Abel hingegen betet desto länger, und seine Thränen flossen noch, da die Kains schon lange vertrocknet waren. Indem er in tiefster Demuth betend auf der Erde lag, erschien ihm ein Schutzengel, und lehrte ihn aus Blumen und Kräutern einen heilenden Trank für den kranken Vater kochen. Der Engel gab Abel die Blumen und die Kräuter, und verschwand. Abel bereitet den Trank, bringt ihn dem Vater, welcher davon genest. Nun umarmen sie alle Abel, durch den der Herr geholfen hat, und der Vater segnet ihn. Kain kam eben vom Felde zurück; „vielleicht, daß man meiner Hülfe bedarf", dachte er, „vielleicht, „ach! stirbt mein Vater, und ich Elender höre nicht den letzten „Segen von seinen Lippen". Er kam eben, da sie Abel umarmten und der Vater ihn segnete. Er vernimmt die Ursache der allgemeinen Freude, tritt hin zum Bette des Vaters, und spricht: „gelobet sey der Herr, der dich uns wieder schenkt; „aber, o Vater! hast du keinen Segen für mich? Ihn hast „du gesegnet, durch den der Herr geholfen hat; segne mich, Va„ter! ich bin dein Erstgebohrner!" Der Vater segnet ihn auch, und wünscht ihm beständigen Frieden in seinem Herzen und ungestörte Ruhe an seiner Seele. Kain umarmt seinen Bruder, aber nur zum Scheine; denn er war sehr unzufrieden mit dem Vater, daß er den Segen erst erbitten mußte, und mit dem Herrn und seinen Engeln, daß ihm kein Schutzengel erschienen. „Mit Verachtung gehen sie neben mir vorüber", klagt er, „wenn „ich auf dem Felde meine Glieder müd' arbeite, und der

„Schweiß von meinem braunen Angeſicht fließt; dann gehen ſie „mit Verachtung vorüber, ihn zu ſuchen, der mit zarten Hän„den in Blumen tändelt, oder bey den Schafen müßig ſteht, „oder aus dem Überfluß ſeiner Zärtlichkeit einige Thränen weint, „weil dort, wo die Sonne untergeht, die Wolken itzt roth „ſind, oder weil der Thau auf bunten Blumen flimmert". Gegen Abend geht Adam hinaus ins grüne Geländer vor der Hütte, und dankt dem Herrn in einem langen, feierlichen Gebete für ſeine Geneſung. Abel ſagt zu Kain: „Geliebter, wir „wollen dem Herrn opfern, daß er unſer Flehen erhört hat — „ich will das jüngſte Lamm aus meiner Heerde auf meinen Al„tar bringen. Und ich, antwortet Kain, will dem Herrn „opfern, was die Armuth des Feldes mir giebt. Freundlich ant„wortet Abel: der Herr achtet wenig auf das Lamm, wenig „auf die Früchte des Feldes, die vor ihm brennen, flammt nur „reine Andacht im Herzen deſſen, der opfert —

„Ha! erwiederte Kain, zwar ſchnell wird Feuer vom „Himmel dein Opfer verzehren, denn durch dich hat der Herr „Hülfe geſendet, mich hat er nicht gewürdigt. Aber ich will „hingehen und opfern. Wahrer Dank lodert in meinem Buſen, „der wiedergeſchenkte Vater iſt mir theuer, wie dir. Der Herr „handle mit mir Elenden nach ſeinem Wohlgefallen."

Kain hatte vortrefflich geweiſſagt, denn er wußte, daß ſein Herz nicht rein vor dem Herrn war. Abel opferte ſein Lamm, „und die Flamme loderte hoch in die Nacht empor. Denn der „Herr hatte den Winden befohlen zu ruhen, und der Gegend, „ſtill zu feyern, denn das Opfer war ihm angenehm".

Kain legte von den Früchten des Feldes auf ſeinen Altar, und entzündete ſein Opfer; aber da „rauſchten ängſtlich die Ge„büſche, und ein Wind heulte daher, verwehete das Opfer und „umhüllete den Elenden mit Flammen und Rauch. Er bebte „vom Altar zurück, und itzt kam eine ſchreckliche Stimme aus „dem ſchauervollen Dunkel der Nacht, ſie ſprach: warum erbe„beſt du, und warum iſt Entſetzen auf deinem Angeſicht? „Wirſt du dich beſſern, dann will ich deine Sünde dir verge„ben. Beſſerſt du dich nicht, dann ruhet die Sünde und ihre „Strafe vor deiner Hütte. Was haſſeſt du deinen Bruder, ihn, „der immer gefällig gegen dir iſt, und dich als den erſtgebohr„nen ehret?" Die Stimme ſchwieg, und Kain gieng ſchauernd vom Altare weg. Da ſah er von ferne die Opferflamme ſei-

nes Bruders mit sanftem Wallen aufsteigen, und jetzt erwacht eine entsetzliche Verzweiflung in seiner Brust. Die Rede, die er bei dieser Gelegenheit hält, ist vorzüglich schön; und wenn der Leser nicht der allzu häufigen und allzu langen Selbstgespräche in diesem Gesange schon müde wäre, so würde sie ihn noch mehr ergötzen.

Vierter Gesang.

Kain ging vor Sonnenaufgang aus seiner Hütte. Mehala hatte ihn durch ihr unvorsichtiges Schluchzen und Jammern in dem Schlafe gestört, eben da die schrecklichen Bilder der Einbildung verschwunden, und ihm einige Ruhe gönnen wollten. „Er gieng und murmelte vor sich her, seine Stimme tönte in „der einsamen stummen Morgendämmerung, wie ein ferner „Donner. — Itzt stand er unter dem von einem Felsen über„hangenden Busch; o hier, hier versage mir deine Hülfe, deine „Erquickung nicht, süßer Schlaf! so sprach er; wie bin ich so „unglücklich! Entkräftet suchte ich dich in meiner Hütte, und „kaum hast du deine Flügel über mich gedeckt: so mußte die „Stimme des Wehklagens mich wecken. — Vergönne mir, „Erde, die du in deinem zu strengem Fluch ermüdende Arbeit „forderst, um länger zu leben, länger elend zu seyn . . . Ver„gönne mir von dieser Arbeit wenige Augenblicke zu ruhen!“ so sprach er und entschlief.

Anamelech, sein Plagegeist, schmiegte sich ihm zur Seite, und gab ihm einen entsetzlichen Traum ein; einen weissagenden Traum von dem künftigen Zustande der Verderbniß und der Ungleichheit unter den Menschen, da die Kinder der Wollust und des gemächlichen Lebens ihre arbeitsamen Brüder durch List unter das Joch bringen werden, um für sich arbeiten zu lassen. „Der Träumende sah itzt ein weitausgebreitetes Feld, mit ein„samen Hütten bedeckt, wo einfältige Armuth wohnte, und seine „Söhne und ihre Kinder achteten die mittägliche Sonne nicht, „die ihre brennende Stralen auf ihre braune Nacken hinstreuete“. Sie waren mit ihrer Feldarbeit beschäftigt, „indeß daß ihre „Weiber in den Hütten die Armuth der Wirthschaft und die „übelbestellte Tafel besorgten. Eliel, der erste von seinen Söh„nen, hub ächzend eine schwere Last von dem Felde auf die

„Schulter; Schweiß floß vom braunen Geſichte, und Un„muth ſaß auf der Stirne. Wie elend iſt dieß Leben! ſo „klagt' er unter der Laſt hervor, wie voll Müh' und Be„ſchwerden! Wie ſchwer liegt der Fluch auf Kains Söh„nen!" Er klagt und wankt mit der Laſt auf den Schultern ſeiner Hütte zu.

Jenſeits des Feldes ſah er eine blumige Flur, auf welcher Abels Kinder in Wolluſt und Bequemlichkeit wohnten. Die Beſchreibung, die der Dichter von dieſer Gegend macht, iſt reizend, aber den Zeiten des Träumenden nicht angemeſſen. Er vergleicht ſie mit Tempe, mit Gnidus, auf welchem der Venus Tempel ſtand, und die Söhne und Töchter Abels mit Liebesgöttern und Grazien. Der Dichter hätte vielmehr die Einbildung des Träumenden, als die ſeinige, ſollen ſpielen laſſen. Einer von den Jünglingen beredet die übrigen, ihr wollüſtiges Leben ſei immer noch ſo mühſam. Die Natur lacht uns zwar mit allen ihren Schönheiten an, ſagt er; „doch fordert ſie Pflege „und Arbeit, zu ermüdende Arbeit für uns, die ſanftern Ge„ſchäfften uns widmen. Der Hand iſt es ſchmerzlich das Feld „zu bauen, die gewöhnt iſt, die ſanften Saiten der Harfe zu „rühren". Er thut ihnen den Vorſchlag, des Nachts die Ackerleute auf jenem Felde zu überfallen, wenn ſie in hartem Schlafe liegen, und ſie gebunden in ihre Wohnungen hinüberzuführen, damit die Männer für ſie die Arbeit verrichten, und die Weiber und Töchter ihre Mädchen bedienen mögen. Der Anſchlag wird gebilligt und ausgeführt. So träumte Kain und bebte.

Abel hatte indeſſen ſeinen Bruder Kain geſucht, fand ihn in dem vom Felſen überhangenden Buſche, und ſtand vor ihm, indem er träumte. „Wie blaß, wie unruhig er da liegt! ſprach „er . . . Zorn ſcheint auf ſeiner Stirne zu ſitzen. O warum „beunruhiget ihr ihn, ſchreckende Träume? Laßt ſeine Seele „in Ruhe; kommt, ihr angenehme Bilder von ſanften häus„lichen Geſchäfften und zärtlichen Umarmungen — erfüllet ſeine „Einbildungskraft mit Heiterkeit und Wonne, wie einen Früh„lingstag", u. ſ. w. „Als er ſo ſprach, ſah er mit Augen „voll zärtlicher Liebe und mit bangem Erwarten auf ſeinen „Bruder".

„Wie ein zottichter Löwe, der an einem Felſen im Schat-

„ten schläft, der bange Wandrer geht leise weit neben ihm vor-
„über — und plötzlich die tiefe Wunde des schnellfliegenden
„Pfeils in seiner Hüft' empfindet, mit tobendem Gebrülle auf-
„springt, seinen Feind sucht, und ein unschuldiges Kind zerreißt,
„das nicht weit mit Blumen im Grase spielt; eben so sprang
„Kain plötzlich vom Schlaf auf". Er stampfte voller Verzweif-
lung wider die Erde, verwünschte sich, verfluchte seine Geburts-
stunde, und lästerte den allmächtigen Rächer, der ihm und sei-
nen Kindern ein ewiges Elend bestimmt hat.

Abel wird blaß vor Entsetzen, tritt näher und zweifelt, ob es sein Bruder sei? „Ein verwoefner Empörer, die Gottes
„Donner vom Himmel stürzten, trägt vielleicht triegend seine
„Gestalt, und lästert. — Wo ist mein Bruder? — ich fliehe —
„wo ist er, daß ich ihn segne? Hier ist er, donnerte Kain,
„hier! Du lächelnder freudethränender Liebling des Rächers und
„der ganzen Natur, du, dessen Nattergezücht einst allein in der
„Welt glücklich seyn wird. — Ha! eine Hölle lodert in mei-
„nem Busen mit allen ihren Qualen!" — Mit Thränen in den Augen sucht ihn Abel zu besänftigen. „Was für ein
„Traum hat dich getäuscht, Geliebter? — Was für ein Un-
„gewitter tobt um dich her? — Hab' ich unwissend dich be-
„leidigt, mein Bruder! Denn ... bey allem, was heilig ist,
„beschwör' ich dich — verzeihe mir, und laß mich dich umfas-
„sen". Abel trat näher, und wollte des Bruders Knie umfas-
sen, aber er sprang zurück. „Ha Schlange! ... du willt mich
„umwinden! so rief er, hub wütend den Arm und schwang die
„Keule durch die heulende Luft, auf Abels Haupt. Der Un-
„schuldige sank vor ihm hin mit zerschmettertem Schädel, blickt'
„mit Verzeihung im starrenden Auge noch einmal ihn an, und
„starb".

„Kain stand in betäubendem Schrecken todtblaß"; er bricht in verzweiflungsvolle Reue aus, er weckt seinen Bruder, und will ihn aufheben, aber vergebens. Da flieht er in das nahe Gebüsch, und Anamelech triumphirt.

Jetzt wird ein Engel von dem Allerhöchsten geschickt, die Seele des Sterbenden in den Himmel zu begleiten. Die Reden des Engels mit der Seele, ihre Umarmungen, und die Gesänge der Schutzengel der Gegend, die sie auf dem Fluge begleiteten, machen nicht den geringsten Theil von dem 4ten Gesange aus.

Jedoch sie sind von der Beschaffenheit, daß sie keinen Auszug leiden. Es dürfte indessen Niemanden gereuen, sie in dem Gedichte selbst durchgelesen zu haben.

Der Dichter kömmt wieder zu Kain, zeigt ihn in seiner wildesten Verzweiflung, und läßt eine Stimme aus den Wolken ihm zurufen, und das Strafgericht ihm verkündigen, welches wir in der heiligen Schrift bei eben derselben Gelegenheit lesen. Die Wuth und die Verzweiflung des Mörders sind mit starken Zügen geschildert. Da aber die Selbstgespräche in diesem Gedichte allzu lang und allzu häufig sind, so eilen wir lieber zu einer andern Scene, die durch einige Handlung belebt ist.

Adam und Eva sind indeß aus ihrer Hütte gegangen, und Adam sprach: „laß uns hinausgehen auf die blumichte Flur, „wo Abels Herde im Thau geht, vielleicht finden wir den from„men Sohn, wie er einen neuen Lobgesang dem Schöpfer „singt". Doch Eva erwiederte, sie habe hier ein Körbchen voll Feigen und gedörreter Trauben, das wolle sie ihrem erstgebornen Sohne bringen. „Denn, Geliebter!" setzt sie hinzu, „jeder „Gedanke, jeder Schritt sey mir gesegnet, der den schwarzen „Wahn bey ihm zerstören hilft, er sey von uns nicht geliebet". Adam dankt ihr wegen dieser sorgfältigen Aufmerksamkeit und geht mit ihr.

„Sie waren hinter einem Gebüsche hervorgegangen, Eva „zuerst. Wer liegt da? sprach sie, und trat erschrocken zu„rück . . . Adam . . . wer liegt da? . . . nicht wie ein Ru„hender bequem, wie an den Boden hingeworfen, das Gesicht „gegen der Erde . . . diese goldnen Locken sind Abels". Sie traten näher. „Ha Entsetzen! schrie Adam und bebte; Blut „. . . Blut fließt von der Stirne . . . ums Haupt! O Abel! „Geliebter! rief Eva, hub seinen erstarrten Arm auf, und sank „an Adams bebendes Herz. Beide von Entsetzen sprachlos", als Kain, der in seiner Verzweiflung herumlief, sich verirrte und der Scene näher kam; „ich hab' ihn erschlagen! rief er, „bebet vor diesem Donner, ich hab' ihn erschlagen! Verflucht „sey die Stunde, da du dein Weib umarmtest, mich zu er„zeugen! verflucht die Stunde, da du mich gebahrst, Weib! „Ich hab' ihn erschlagen! So rief Kain und floh".

Beide saßen noch lange betäubt und sprachlos. Endlich erwacht Adam zuerst. Wir wollen unsern Lesern das Vergnü-

gen nicht rauben, dieſe wehmüthige und ſehr rührende Scene in dem Gedichte ſelbſt ganz zu leſen. Auch den Troſt des Engels, der ihnen erſcheint; — doch nein! daraus führen wir eine kleine Stelle hier an: „Weinet nicht untröſtlich, ſpricht „er, der Abels Schutzengel war, als wär' er ganz dahin; un„tröſtlicher Jammer gebühret unſterblichen Seelen nicht. Der „Tod hat ſeine Seele der niederdrückenden Feſſeln des Leibes „entladen, frey und ungeſtört iſt itzt ſeine Tugend, ſeine Ver„nunft und ſeine Wiſſensbegierde. — Weinet um ihn, Ge„liebte! aber nicht untröſtlich — bald wird der Tod euch nach„holen, zwar in verſchiedenen Geſtalten, aber dem Frommen „immer ein lang erwarteter Freund". Der Engel befiehlt ihnen auch zuletzt im Namen des Ewigen, den entſeelten Leib in eine Grube zu ſenken und mit Erde zu bedecken. Adam, durch himmliſchen Troſt geſtärkt, ermuntert Eva aus ihrem Jammer: „Geliebter! ſprach ſie, ich will an deinen hohen Trö„ſtungen, an deiner ſtärkern Tugend will ich Schwache mich „veſt halten, wie ſchwaches Epheu am ſtarken Stamme ſich veſt „hält. Itzt nahm Adam die Leiche auf ſeine Schulter, und „weinte unter der traurigen Laſt, und Eva ſchluchzte an ſeine „Seite gelehnt; ſo giengen ſie den Hütten zu".

Fünfter Geſang.

Mehr als die Hälfte von dieſem Geſange iſt von aller Handlung leer, und enthält nichts als Reden, Klagen, Winſeln und Jammern, die dem Leſer, wenn ihn das Vorgehende gerührt, ziemlich langweilig ſcheinen müſſen. Vielleicht iſt es nicht ſo ſchwer, eine Leidenſchaft zu erregen, als ſie zu unterhalten. Man muß das Herz durch neue Situationen von allen Seiten angreifen, wenn es nicht erkalten ſoll. Lange Betrachtungen und Reden, Unterredungen, darinnen Einer das Wort nimmt, wenn der Andere zu ſprechen aufgehört hat, und wenn ſie noch ſo beweglich und rührend ſind, ſind für den in Affect geſetzten Leſer zu langſam. — Wir haben geſehen, wie ſich Adam und Eva verhalten, als ſie ihr Elend erfahren. Thirza und Mehala wiſſen noch nicht, wie unglücklich ſie ſind. Wenn ſie es aber ſo plötzlich wie jene erfahren, ſo werden ſie vermuthlich eben dieſelben Empfindungen haben. So ſchließt ein jeder

Leſer am Ende des 4ten Geſanges; und dieſe Vermuthung der Leſer iſt eine gefährliche Klippe für den Dichter. Wenn er nicht die Scene verändert und eine neue Situation zeigt, ſo glaubt der Leſer immer, mehr vorher empfunden zu haben, als ihn der Dichter fühlen läßt, und lieſt mit Verdruß. Die Poeſie des Styls iſt zu ſchwach, den Affect zu unterhalten; denn ſie kann ihn kaum erregen.

Nicht nur die Empfindungen der Thirza und Mehala, auch die Beerdigung Abels, das Gebet auf ſeinem Grabe, der Thirza nächtliche Klagen auf dem Grabmal ihres Geliebten, und Kains Verzweiflung ſind Gegenſtände, die der Dichter ſchon erſchöpft hat. Unſere Leſer werden es uns vermuthlich Dank wiſſen, daß wir dieſe Stellen übergehen; und wir werden es ihnen Dank wiſſen, daß ſie uns der Mühe überheben, einen Auszug daraus herzuſetzen.

Mit deſto größerm Vergnügen hingegen werden wir uns bei der vortrefflichen Situation aufhalten, die der Dichter am Ende des Gedichts angebracht. Wir werden hier bloß abſchreiben, und die Rührung des Leſers durch keine unzeitige Anmerkung unterbrechen. Kain irrt aus dem Gebüſche auf das Grab ſeines Bruders, und von dem Grabe in das Gebüſch, von der entſetzlichſten Verzweiflung herumgetrieben. Er faßt den Entſchluß, von den Hütten, die er elend gemacht, und von der ganzen Gegend, die ihn verabſcheuet, in eine Wüſte zu fliehen. „Doch wie könnt' ich, jammert er, ach Mehala! ach meine „Kinder! wie könnt' ich ewig von euch fliehen, und nicht noch „einmal vor euch mein Elend weinen? Vor dir Mehala! „vielleicht daß du Thränen des Mitleids für mich weinſt, viel„leicht mir nachſegneſt . . . Segneſt? . . von Gott verflucht, „wünſch' ich noch Segen von dir? Haſſe mich, fluche mir „nach, — dann will ich fliehen, belaſtet mit dem Fluche der „ganzen Natur, und mit dem Fluche von dir . . . hölliſcher, „unausſprechlicher Jammer! Geliebte! ich kann nicht fliehen, ich „geh', itzt geh' ich vor euch, mein Elend zu weinen — und dann, „dann will ich fliehen". Er ging vom Grabe weg und wankte der Hütte zu. Vor der Hütte ſtand er, blaß wie ein Todter, und zitterte, und jetzt wagt er's, und bebt über die Schwelle.

„Mehala ſaß da, beym blaßen Lichte des Monds. Selbſt „blaß, wie der Mond in Wolken gehüllt; ſie weint auf ihrem „einſamen Bette, und die winſelnden Kinder um ſie her. Sie

„sah ihren Mann, und sank lautschreiend, ohnmächtig auf ih„rem Bette hin. Indessen liefen die weinenden Kinder herbey, „und winselten um seine Knie. Vater! ach . . . Vater! tröste „sie, tröste die weinende Mutter! Ach was für Jammer ist „in unsere Hütte gekommen! Sey uns willkommen, Vater! „wie lange hast du deine Rückkunft gezögert! — Voll unaus„sprechlichen Schmerzens vermocht' er nicht zu reden, sank in „den Staub vor seines Weibes Füsse, und die Kinder weinten „um ihn her. Mehala erwachte, und sah, wie ihr Mann vor „ihren Füssen sich wand, und den Staub mit Thränen netzte. „O Kain! Kain! rief sie, und riß die Haarlocken von ihrem „Haupte. Mehala, so stammelte Kain, — vergönne diesen „letzten Trost mir im unaussprechlichen Elende! fluche mir „nicht, Mehala! daß ich es wage, vor dir mich im Staube „zu wälzen; ich will fliehen, in die öde Welt hinaus fliehen, „von Gott verflucht. — O fluche mir nicht, mir deinem elen„den Mann. Kain! Kain! rief Mehala, Mörder des besten „Bruders, mein Mann! O Kain! Kain! was hast du ge„than? Ihr antwortete Kain, und blickte zu ihr auf. Sein „Blick redete seine Qualen alle; verflucht sey die Stunde, da „ein Traum aus der Hölle mich täuschte! ach! ich wollte diese „winselnden Kinder von einer Zukunft voll Elend retten, und „erschlug ihn, verflucht sey die Stunde, und erschlug den „frommen Bruder. — Die schreckliche That! Vergiß mich, „Mehala! vergiß deinen Mann, — ich will fliehen, ewig von „dir, ewig von euch, Kinder, fliehen, von Gott verflucht. „Die Kinder heuleten um ihn her und rangen ihre kleinen „Hände über den lockichten Häuptern, und Mehala sank an „seine Seite hin. Empfange diese Thränen, diese Zeugen des „Mitleids, sprach sie, und weinte; du willt fliehen, Kain, in „die einsame Welt hinaus fliehen? O wie könnt' ich in diesen „Hütten wohnen, indeß daß du einsam in Wildnissen jammerst? „Nein, Kain! mit dir will ich fliehen, dir zur Seite; — „würde nicht jeder traurige Ton, der um mich tönete, mich „mit der Angst schrecken? vielleicht ist er's, vielleicht jam„mert er dort".

Kain kann sich vor Erstaunen über ihre Tugend kaum fassen. „Trostes genug für mich Elenden", sagt er, „daß du mich „nicht hassest, mir nicht flucheſt, du Tugendhafte! Solltest „du mit mir die Strafe des grösesten Verbrechens tragen?"

Er bittet ſie, in den Wohnungen der Frommen zu bleiben und ihn zu vergeſſen. Sie aber beharret auf dem Entſchluſſe, mit den Kindern ihm in den Wildniſſen zu folgen, mit ihm ſein Elend zu tragen, und mit ihm vor Gott zu weinen und zu beten. „Denn, Kain! ſagt ſie, Gott erhört die Gebete des „büßenden Sünders. O du! rief itzt Kain, wie ſoll ich dich „nennen? o . . . o! wie ein heiliger Engel! was für Troſt! — „Mehala! mein Weib! ja, itzt wag' ich's dich zu umarmen. — „Dann nahm das zärtlichſte Weib ihr jüngſtes Kind an die „Bruſt, ihrem Manne gab ſie die Rechte, ein andres gieng an „der Rechten des Vaters, und Eliel und Joſua wiſchten die „Thränen von den Wangen, und giengen freudig vor ihnen „her aus der Hütte". Mehala blieb bei den Hütten noch wie unentſchloſſen ſtehen. Da rief ihr eine unſichtbare liebliche Stimme nach: „geh, edles Weib! ich will im erquickenden „Traume der Mutter deine Großmuth ſagen, daß du hinaus„geheſt an der Seite deines Mannes Gnade von dem Allmäch„tigen zu flehen".

Die letzte Beſchreibung, wie ſie mit den Kindern fortgehen, iſt ein überaus naives Gemälde. Warum hat ſie Hr. Geßner nicht zu einer von den Vignetten gewählt?

Wir wollen nunmehr das Gedicht mit kritiſchen Augen betrachten. Wir haben vernommen, der Dichter ſei Willens, es zu verbeſſern. Wenn dieſes an dem iſt, könnten ihm vielleicht einige von unſern Anmerkungen nicht undienlich ſeyn. Der große Haufen der deutſchen Recenſenten iſt mehrentheils ſchüchtern, wenn ſie ein Werk eines berühmten Schriftſtellers beurtheilen ſollen. Dieſe Blödigkeit muß ſie in den Augen der Welt, und ſelbſt in den Augen des Verfaſſers ſehr erniedrigen. Kein Schriftſteller von Genie wird unſere Freimüthigkeit tadeln, auch alsdann nicht, wenn es ihn ſelbſt betrifft. Er wird allezeit lieber ſtrenge Beurtheiler als nachſehende Anzeiger haben wollen.

Der Gegenſtand des Dichters iſt, wie uns der Titel lehrt, der Tod Abels. Allein die Handlung iſt nicht einfach. Der Dichter ſelbſt kündigt im Anfange ſeines Gedichts eine zweifache Handlung an: „die Haushaltung der Erſtgeſchaffenen nach dem „traurigen Fall, und den erſten, der ſeinen Staub der Erde „wieder gab". Vielleicht hat ihm der 2te Geſang für eine Epiſode zu lang geſchienen, und er hat den Inhalt deſſelben mit

in den Plan flechten wollen. Jedoch der ganze Plan ist fehlerhaft. Am Ende des 1sten Gesanges sind alle Schwierigkeiten gehoben. Kain hat sich völlig mit seinem Bruder versöhnt, alles ist ruhig; also hat das Geschichtchen hier ein Ende. Der 2te Gesang ist eine Erzählung, die in das Ganze nur einen entfernten Einfluß hat. Mit dem 3ten Gesange fängt sich die Handlung, und also das Gedicht erst an; und am Ende des 4ten stehen die wenigen Triebräder der Handlung, die der Dichter in Bewegung gesetzt, schon wieder stille. Ohne den ausdrücklichen Befehl des Engels würde die Beerdigung Abels nicht mehr zur Handlung gehört haben. Man vergiebt dem Homer kaum das Leichenbegängniß des Patroclus, da doch nach den Vorurtheilen der Griechen das Begräbniß mit zu dem Tode gehörte. Durch welche Erdichtungen hat der Poet den Haß des Kain wider seinen Bruder wahrscheinlich zu machen gesucht? Die vorzügliche Liebe der Ältern für den Abel, wegen seiner schönen Lobgesänge? Dieses ist etwas. Allein der kleine Unmuth, der daraus bei dem Kain entsteht, läuft ohne Schaden ab, und Kain scheint wieder besänftigt. Die Krankheit des Adam und seine Genesung durch den Abel also; dieses ist die wichtigste Begebenheit in dem ganzen Gedichte, aus welcher die ganze Handlung entspringt; und wie arm, wie matt ist nicht diese Erdichtung!

Statt dieser magern Fiction also hätten wir unserm Dichter eine Liebesintrigue vorgeschlagen. Die Rabbinen haben eine Tradition, Abel sei mit einer Schwester als Zwilling zur Welt gekommen. Auf dieses Mädchen habe Kain, als Erstgeborner, ein Vorrecht zu haben behauptet; sie aber habe den Abel, als ihren Zwillingsbruder, mehr geliebt. Diese Tradition hätte dem Dichter vielleicht einen reichen Stoff zu Erdichtungen geben können. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß die Liebe den ersten Haß zwischen Brüdern verursacht.

Wie kömmt es aber, daß der Dichter gar nicht daran gedacht, den Tod Abels, den Hauptzweck des ganzen Gedichts, nur mit einem Worte vorzubereiten? Daß Abel in diesem Gedichte umkommen werde, weiß der Leser bloß aus dem Titel. Er erfährt es aber von dem Dichter nicht eher, und Kain selbst läßt es sich nicht eher, träumen, bis die Keule niedersinkt und Abels Haupt zerschmettert. Ein so unvermutheter Streich betäubt mehr, als er erschreckt; denn er sieht einem Zufalle

ähnlicher als einer überlegten Handlung. Das wahre tragische Schrecken überfällt uns nur alsdann, wenn wir das Unglück vorher gefürchtet haben, wenn uns die Gefahr einigermaßen geahndet hat, wir aber nicht geglaubt, daß sie so nahe wäre; vielleicht hat sich der Dichter gescheuet, Kain einen überlegten Brudermord zuzuschreiben. Er scheint überhaupt nicht kühn genug gewesen zu seyn, Kain so lasterhaft zu machen, als er vermöge der Anlage hätte werden sollen. Dadurch aber hat er den Tod Abels nicht genug mit der Handlung verbunden; und es ist beinahe so viel, als wenn er seinen Held hätte unversehens vom Berge herunterstürzen lassen.

Die Hauptfiction in diesem Gedichte ist also, ohne Umschweif zu reden, schlecht. Desto schöner hingegen sind die Nebenerdichtungen, mit welchen es ausgeziert ist, und die wir fast alle in unserm Auszuge angeführt haben. Der Leser wird bemerkt haben, daß sie durchgehends von der Natur der Schäfergedichte sind, außer der letzten Scene, da Kain seine Hütte besucht, welche wahrhaftig tragisch ist. In allen übrigen Fictionen sieht man ein Genie, das sich mehr in der angenehmen und sanften, als in der großen und schrecklichen Natur gefällt. Er malt allezeit lieber ein lachendes Gefilde als eine Wüste, lieber den Sommer als den Winter, und Eden lieber als die Hölle. Seine ernsthafte Tugend ist etwas weichlich, und seine stärksten Leidenschaften sind Zärtlichkeit und Mitleiden. Kurz! Geßner hat den Namen, aber nicht die Art seiner Gedichte verändert; er ist in der Epopee immer noch der unnachahmliche Schäferdichter.

Unter den Charakteren hat uns Mehala am meisten gefallen. Eine leidende Tugend, die standhaft genug ist, ihr Elend zu ertragen, ist das angenehmste Schauspiel in der ganzen Natur. Nur da verläßt sie ihren Charakter etwas, wo sie Kain durch ihr Jammern in der Ruhe stört. Adam und Abel sind so, wie Eva und Thirza, ähnliche Charaktere, die nur dem Alter nach unterschieden sind. Der Charakter des Kain könnte zweifelhaft scheinen. In unsern Tagen würde Kain ein ehrlicher, braver Mensch seyn, den es verdrießt, daß er allein für das Haus sorgen und Brod schaffen muß, da indessen sein Bruder frommen Beschäftigungen obliegt, Freudenthränen weint, und lächelt. Dieses ist aber dem Dichter nicht zur Last zu legen. Wir müssen uns in die Zeiten versetzen, von welchen er dichtet. Die Menschen hatten damals ihre Bedürfnisse noch nicht

vervielfältigt. Die Natur reichte ihnen wenig, aber sie brauchten noch weniger; und also konnte der fleißigste Mensch seine Zeit zwischen Arbeit und Muße theilen. Es war also Neid, Unzufriedenheit, und Rauhigkeit des Gemüths von Seiten Kains, wenn er seinem Bruder diese Muße nicht gönnte. Zudem kann der Mensch im Stande der Natur nicht die Laster selbst haben, die jetzt den Erdboden verwüsten; denn ihm fehlten die Mittel, solche auszuüben. Ehre und Reichthum, die großen Verführer, waren damals noch gar keine Begriffe. Der einzige Weg für den Dichter, einen lasterhaften Charakter zu schildern, war also, ihm den Saamen zu allen Lastern in das Gemüth zu legen; und dieses sind Neid und Unzufriedenheit. Wer in diesen sorglosen Zeiten unzufrieden war, der hatte die völlige Anlage, lasterhaft zu seyn. Wir würden also an dem Charakter des Kain nichts auszusetzen finden, und ihn vielmehr für sehr wohl gewählt halten, wenn der Dichter nur da, als die Leidenschaft in wirkliche Flammen geräth, der Bosheit des Kain den letzten Druck hätte geben, und ihn einen überlegten Brudermord hätte wollen begehen lassen. Die Reue hätte deswegen immer noch darauf folgen können; denn sobald die Rache vollzogen ist, so verschwindet gewöhnlichermaßen der Haß, und macht dem Mitleiden und der Reue Platz. Der Charakter des Kain aber wäre dadurch bestimmter geworden; denn jetzt wissen wir beinahe nicht, ob dem Kain nicht zu viel geschieht, so ein schielendes, ich weiß nicht was, ist aus dem Charakter geworden.

In diesem Stücke scheinen sich die Herren Schweizer insgesammt von einer falschen Kritik verführen zu lassen. Sie machen sich falsche Begriffe von der Moralität der Charaktere in Epopeen, und glauben, sie müßten alle moralisch gut seyn; daher wollen sie gern alle ihre Personen vollkommen tugendhaft schildern. Kaum daß sie es wagen, einen einzigen lasterhaften Charakter aufzuführen; und auch diesen geben sie sich alle Mühe zu mildern, bis endlich so ein Mittelding daraus wird, das nirgends recht hinpaßt. Wenn man von solchen Vorurtheilen eingenommen ist, so kann man unmöglich etwas anders hervorbringen, als ein schön moralisches Geschwätz, ohne Leben, ohne Handlung und ohne Interesse. Es ist wahr, die Charaktere der Alten sind fast alle so unbestimmt, daß man nicht weiß, ob man sie tugendhaft oder lasterhaft nennen soll. Allein sie sind auch alle so. Die Alten haben selten Charakterstücke gemacht. Alle

ihre Gedichte sind, so zu sagen, Intriguenstücke, wo die Sittlichkeit der Charaktere wenig Einfluß in die Handlung hat. Daher bildeten sie ihre Charaktere so, wie sie die Handlung mit sich brachte. Die Handlung war das Hauptwerk, und nicht die Charaktere. In den neuern Stücken aber, wo die Handlung unmittelbar aus der Moralität fließt, müssen die Hauptpersonen alle stark abstechende Charaktere haben; und da hüte man sich, mehr als Einen vollkommen tugendhaften Charakter anzubringen. Die vollkommene Tugend hat nur eine einzige Weise, daher würden die Personen völlig einerlei Sinnes seyn müssen. Welch eine ekelhafte Einförmigkeit und welch eine Mattigkeit muß dieß nicht verursachen?

Jedoch hier ist der Ort nicht, dieses weiter zu untersuchen. Es scheint auch vom Hrn. Geßner noch etwas mehr zu seyn, als der Fehler einer falschen Kritik. Sein Kain ist noch ein Meisterstück gegen den Charakter des Anamelech, der nach den Begriffen der allerfehlerhaftesten Kritik nicht gerechtfertigt werden kann. „Er war von der niedrigsten Klasse der Geister", sagt der Dichter, „aber an Stolz und Ehrgeiz nicht geringer, als „Satan". Niedrig heißt in der Hölle, wer keine Macht hat. Ein unmächtiges Wesen aber, das so stolz und so ehrgeizig ist, als Satan, ist mehr verachtungswürdig als schrecklich. Er ist auch in allen seinen Reden und Thaten mehr niedrig und klein, als entsetzlich, mehr schwülstig als fürchterlich. Geßner versteht die Sprache der elysäischen Felder weit besser, als die Sprache der Hölle!

Dieses bringt uns auf unsern vorigen Gedanken zurück. Wenn ein Dichter bei sich mehr Neigung zu dem Sanften und Angenehmen, als zum Wilden und Schrecklichen verspürt, so ist dieses Anzeigung genug, für welche Sphäre sein Genie bestimmt sei; und er sollte es sich eine Warnung seyn lassen, seiner Natur keinen Zwang anzuthun.

Noch ein Wort von der Poesie des Styls! Diese ist durchgehends überaus wohlklingend und lieblich, öfters lieblicher als der Gegenstand erfordert. Es ist beinahe eben die unnachahmliche Sprache, die der Verf. in seinen Idyllen führt; nur daß er sich hier weniger vor Schwulst gehütet hat, weil er hat erhaben seyn wollen. Z. B. S. 38. sagt Kain: „in meinem „eignen unverwahrten Herzen steigen diese schwarzen Wetter„wolken empor, und donnern jede Freude von mir, von ihnen

„weg"; und S. 39.: „da hat ein Schauer meine Seele gefaßt, „hat aus dieſem häßlichen Schlamme ſie empor gerißen".

Die häufigen Umarmungen und Freudenthränen, die im 1ten Geſange faſt auf allen Seiten vorkommen, das öftere Weinen überhaupt, und die Flickwörtchen hin und daher wollen wir unſerm Verf. nicht zur Laſt legen. Sie ſind von den größten Dichtern unſerer Nation eingeführt worden; und es gehört nicht ſowohl Geſchmack als Freimüthigkeit dazu, ſie zu tadeln. Was die Maler Costume nennen, und wir im Deutſchen durch das Übliche ausdrücken möchten, hat der Dichter bis auf einige Kleinigkeiten, die wir in dem Auszuge angemerkt haben, ziemlich wohl beobachtet. Nur ſcheint uns das Händedrücken und Händeküſſen S. 118. nicht den Zeiten gemäß zu ſeyn; dieſes war wahrſcheinlicher Weiſe damals kein Zeichen der kindlichen Ehrfurcht, und jenes kein Zeichen der väterlichen Liebe.

Mit einem Worte: Hr. Geßner hat uns ein Gedicht geliefert, welches ſich das erſte Mal überaus angenehm leſen läßt; denn was kann ein Geßner ſchreiben, das ſich nicht mit Vergnügen leſen ließe? Bei der zweiten Durchleſung aber fängt man an, mit kritiſchen Augen ſich umzuſehen, und dieſe Probe hält das Gedicht nicht aus. Es fehlen ihm die mächtigen Triebfedern der Handlung und das durcheinandergeflochtene Intereſſe, zu welchen eine Erfindungskraft im Großen erfordert wird; und dieſes ſind wir gewohnt in einem Gedichte von fünf Geſängen, das kein Lehrgedicht iſt, zu erwarten.

Lady Johanna Gray, ein Trauerſpiel, von C. M. Wieland.

Frustra leges et inania jura tuenti scire mori sors optima! Zürch, bey Heidegger und Compagnie, 1758. 108 Seiten, in gr. 8°.

(aus der Bibliothek der ſchönen Wiſſ. und der fr. K. Bd. 4. Stück 2. 1759. S. 785—802.)

Dieſes Trauerſpiel iſt, bevor es im Drucke erſchienen, von der Ackermann'ſchen Geſellſchaft zu Zürich aufgeführt worden;

und es gereicht dem dasigen Publico eben so wohl als dem Dichter zur Ehre, daß es mit Beifall aufgenommen worden. Die deutschen Dichter haben selten das Glück, ein Parterre zu finden, das Einsicht und Geschmack genug hat, die wahren erhabenen Gesinnungen in ihrer völligen Größe zu fühlen und mit ihrem Beifalle zu krönen. Indessen kann der Beifall des Publici nicht alles entscheiden. Bei der ersten Aufführung kann der Kenner selbst nichts als einzelne Schönheiten und Situationen beurtheilen; und wenn diese sich gut ausnehmen, so ist er zufrieden. Nach vielfältig wiederholten Vorstellungen erst ist er im Stande, das Ganze zu fassen, und von der Anlage und Symmetrie der Theile zu urtheilen. So lange unsere Empfindungen beschäftigt sind, können wir nichts als das Gegenwärtige beurtheilen; wenn aber der Überlegung Platz gemacht wird, so fangen wir an, das Gegenwärtige mit dem Vergangenen gegen einander zu halten, und einen jeden Theil in seiner Beziehung auf das Ganze zu betrachten.

Es giebt Stücke, die, im Ganzen betrachtet, tadelhaft sind, und sich, gleichsam der Kritik zum Trotze, durch unzählige Vorstellungen im Beifall erhalten. Wenn dieses geschieht, so müssen die Situationen so außerordentlich rührend seyn, daß sie die untern Seelenkräfte allezeit beschäftigen, und uns niemals Zeit lassen, an das Ganze zu denken. Der Kunstrichter hat sich in diesem Falle vor dem sehr schädlichen Vorurtheile zu hüten, als wenn die Regeln des Ganzen allezeit das Vornehmste wären. Hat der Dichter Genie genug, die Fehler der Anlage durch die Gewalt der Leidenschaften, die er erregt, unserer Bemerkung zu entziehen; so macht sich der Kunstrichter lächerlich, wenn er seine Empfindungen verläugnet, und nach Regeln urtheilt, über die sich der Dichter weit hinweggesetzt hat. Es ist hier der Ort nicht, diese Materie auszuführen. Unsers Wissens haben die Kunstrichter noch sehr wenig daran gedacht, die Gränzen der Regeln und des Genies auseinanderzusetzen.

Das gegenwärtige Trauerspiel Johanna Gray hat viele von den glänzenden Schönheiten, die bei der ersten Vorstellung einnehmen können. Die Schreibart ist für die Declamation überaus bequem. Das Metrum ist frei und abwechselnd, die Perioden harmonisch und deutlich, und der Vortrag edel, blühend, doch nicht zu sehr geschmückt. Die Gesinnungen und Charaktere darin sind erhaben und heroisch. Diese pflegen selten sehr heftige

Leidenschaften zu erregen. Die Leidenschaft, die ihnen eigenthümlich zukömmt, ist die Bewunderung; und diese kann die Seele mehr erheben und in angenehme Entzückung fortreißen, als in Schrecken und Betrübniß stürzen. Wir erinnern dieses, um die Fehler des Plans desto freier bemerken zu können, und dem Einwurf zuvorzukommen, als hätte der Dichter durch die Heftigkeit der Leidenschaften die Fehler in der Anordnung hinlänglich bedeckt. Die Ausflucht des Hrn. Wieland in der Vorrede, er habe sich die Simplicität des Euripides zum Muster vorgestellt, dadurch er vermuthlich einigen Einwürfen hat zuvorkommen wollen, bedarf keiner Widerlegung. Man muß seltsame Begriffe von der Simplicität des Euripides haben, wenn man sich getrauet, den Plan der „Johanna Gray" für euripidisch einfach zu halten. Eine kurze Erzählung des Wieland'schen Plans wird unsere Leser in den Stand setzen, von der Anlage desselben zu urtheilen.

In dem ersten Auftritte bringt Lady Johanna Gray ihrer vertrauten Sidney die betrübte Botschaft von dem Tode des Königs Edward. Lady Johanna ist untröstlich über den frühzeitigen Hintritt dieses tugendhaften Königs; und sie zittern beide für das Schicksal, das England drohet, wenn Maria, die der römischen Religion zugethan ist, den Thron besteigen sollte. Lord Guilford, Gemahl der Johanna, erscheint im 2ten Auftritte, und erzählt seiner Gemahlinn, der Senat sei jetzt versammelt, um die Angelegenheit der Thronfolge zu bestimmen; denn wie man sagt, so hat Edward ein Testament hinterlassen, dadurch Maria des Throns entsetzt ist. Ein Officier kömmt und ruft Lord Guilford in den Senat. Lady Johanna überläßt sich ihrer vorigen Betrübniß.

Im ersten Auftritte des 2ten Aufzuges entdeckt Northumberland, Vater des Lord Guilford, in einem Monologe, er habe das Testament untergeschoben, um die Gemahlinn seines Sohnes, Lady Johanna Gray, auf den Thron zu setzen. Lady Johanna erscheint, und Northumberland sagt ihr, sie sei durch des Königs letzten Willen und durch die Einwilligung des Senats zur Königinn von England erklärt. Johanna, die von allen ehrsüchtigen Gedanken weit entfernt ist, glaubt Anfangs, es sei nicht sein Ernst; doch als er sie dessen versichert, fängt sie an, ihm die stärksten Einwürfe entgegenzusetzen. Vergebens bemüht er sich, sie zu ehrgeizigen Absichten zu bereden, ihre gerechten Be-

sorgnisse Kleinmuth und ihre Zweifel weibliche Gedanken zu schelten; sie beharrt darauf, es sei ungerecht, Marien den Thron zu rauben, auf den sie das nächste Recht hat. Northumberland sieht Lady Suffolk, die Mutter der Johanna, sich nähern, und geht ab, in Hoffnung, die Vorstellungen der Mutter würden mehr Gewalt über Johanna haben, als die seinigen. Im 3ten Auftritte wendet Lady Suffolk alle ihre mütterliche Gewalt über Johanna an, sie zur Annehmung der königlichen Würde zu bereden. Dieser Auftritt ist rührend. Nichts vermag uns so leicht zu bewegen, als der Streit verschiedener Gesinnungen, der mit Zärtlichkeit geführt wird. Endlich fängt die kindliche Ehrfurcht an, ihre Gewalt zu zeigen. Johanna scheint nachzugeben; aber sie fragt noch:

— — Wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron' auf Heinrichs Schwesterkinder
Zu übertragen, ist die Reihe denn
An mir? — Was müßte meine Mutter seyn,
Eh' mir der Thron gebührte?

Lady Suffolk.

Deine Mutter!
Und stolzer auf den Titel deiner Mutter,
Als auf den Ruhm, die glänzende Monarchinn
Der ganzen Welt zu seyn, u. s. w.

Durch diese mütterliche Zärtlichkeit wird Johanna ungemein gerührt. Lady Suffolk merkt, daß sie bewegt sei, und entfernt sich, um ihr Zeit zur Überlegung zu lassen, oder vielmehr dem Dichter zu einem Monologe Platz zu machen.

In diesem Monologe entschließt sich Johanna abermals, der Stimme ihres Gewissens zu folgen, das ihr verbietet, ein Unrecht zu thun, und sich nicht durch falsche Schlüsse blenden zu lassen. Doch Suffolk und Guilford erneuern den Kampf. Sie bitten sie, das Vaterland nicht vergebens nach einer tugendhaften Beherrscherinn seufzen zu lassen; ihr Gemahl wirft sich zuletzt zu ihren Füßen, und fleht:

— — Sieh in mir, Johanna,
Dein Vaterland zu deinen Füßen liegen.
Du kennst das Elend, das auf alle wartet;
Auf alle, die die Fesseln Roms zerbrachen,
Auf alle Redlichen. — Ach! Kerker, Bande,
Und Schwerdt und Flammen sind den Heiligen
Gebräut, den unbeweglichen Bekennern

Des Evangeliums! — Die Grauſamkeit
Der Prieſter ſchont des ſchwächeren Geſchlechts,
Der Kinder nicht! Der Säugling ſelber wird
Des Speers geweihtes Eiſen färben! — Ach!
Erbarme dich des namenloſen Elends,
Das die ergrimmte Wut, der dürre Blutdurſt
Des Aberglaubens deinem Volke dräut!
Erbarme dich — — —

Suffolk unterſtützt die Bitte des Guilford. Johanna kann ihren Gemahl nicht länger vor ſich knieen ſehen. Sie ergiebt ſich, und ſagt:

— — Nehmet mich, mein Vater!
Nimm, Guilford, mich, macht aus Johanna Gray,
Was euch gefällt — — —

Northumberland erſcheint, und meldet der neuen Königinn, der Senat erwarte ſie, um den Eid der Treue vor ihr abzulegen; Johanna erwiedert:

Ich folge dir! — — Geheimnißvolles Schickſal!
Wie ſpielſt du mit den Menſchen! — dieſe ſchnelle
Verwandlung — — doch ich ſchweige! Höre du,
Der du die Unſchuld dieſes Herzens kenneſt;
Die heißen Seufzer meiner bangen Seele!
Häuft dieſer ſchwarze Tag das Maaß des Unrechts
Auf Englands Haupt, iſt dein gerechter Zorn
Noch nicht verſöhnt, und warten neue Plagen,
Sich über dieſes unglückſel'ge Land
Zu ſtürzen — — Gott! So höre mein Gebet!
Verſchone ſeiner! laß auf mich allein
Die Strafe fallen! mich allein
Für mein geliebtes Volk zum Opfer werden!

Der dritte Aufzug.

Johanna unterredet ſich mit ihrer Vertrauten. Sie hat den Bitten der Ihrigen nachgegeben, aber ihr Gemüth iſt nichts weniger als ruhig. Ihr Herz iſt beklemmt, und ihr ahndet das Unglück, das über ſie verhängt iſt. Guilford meldet ihr, Northumberland ſei jetzt in einer Schlacht mit den Anhängern Mariens begriffen, und werde bald im Triumph einziehen und ihre Feinde ihr zu Füßen legen. Johanna entſetzt ſich über das Wort Feinde. „Meine Feinde?" ruft ſie aus;

Ach das ist euer Werk! Ich Unglückselige!
Ich hatte keinen Feind! Mein sanftes Herz
Hat nie des Hasses Regungen empfunden.

Vergebens bemüht sich Guilford, ihr Muth einzusprechen. Sie stellt ihm die schlüpfrige Höhe vor, auf welche sie ohne ihre Einwilligung gestiegen, und das Ungewitter, welches sich durch diesen Fehltritt über England häuft. Wie gern wollte sie ihre jetzige Größe mit ihrer vorigen Lebensart vertauschen, und ruhig und unbemerkt sich durch die Welt schleichen. Ihr Gemahl will sie trösten; allein ihr Vater Suffolk erscheint, und bringt die traurige Botschaft, Northumberland, die Stütze ihrer Sache, sei verrathen, und mit ihm alles verloren:

— — Das Heer, an dessen Stirne
Wir ihn gesehen, war ein Schwarm Verräther.
Schon auf dem Wege schmolzen sie zusehends
Von seiner Seite weg. Mit einem kleinen Haufen
Stößt er auf Sussex. Plötzlich fliehen auch
Die wenigen, die ihm geblieben waren,
Mariens Anhang zu. Die Luft erschallt vom Namen
Der neuen Königinn, und jauchzend rufen alle:
Maria leb', es sterb' Northumberland!

So sicher und voller Vertrauen Guilford vorher war, so verzweiflungsvoll ist er jetzt. Er faßt den letzten Muth, und eilt, was er kann, noch zu ihrem Besten zu thun. Suffolk ist voller Bestürzung, nur Johanna scheint jetzt am ruhigsten. Sie ergiebt sich gelassen den Fügungen der Vorsehung, und erwartet mit einer bewundernswürdigen Heiterkeit des Gemüths, was diese über sie und England beschlossen. Lord Suffolk erzählt, Northumberland sei gefangen, Sussex habe sich der Stadt bemeistert, und Maria schon den alten Wüthrich Gardiner vorausgeschickt, der in ihrem Namen der Stadt Befehle verkündige, die nur Jammer prophezeien. Guilford kömmt mit der wildesten Verzweiflung zurück, und ruft aus:

— — Verwünscht sey diese Welt,
Und das Gezücht von Schlangen und Harpyen,
Das sie bewohnt! — Wie? — Sind dieß Menschen? — Nein!
Des Abgrunds Rachen hat euch ausgespien,
Verräther! Euer Hauch vergiftet
Die milde Luft! der Erde Schmuck verdorrt,
Wohin ihr die verfluchten Tritte setzet!
Wie tobt mein feurig Blut! — —

Er hat erfahren, daß alle Freunde, auf die ſie gebauet, die der Johanna vor wenig Stunden den Eid der Treue ſchwuren, Marien zugefallen ſind. Lady Johanna bleibt immer noch unerſchüttert. Murre nicht, mein Herz, ſagt ſie; die Leiden, die der Himmel uns zuſchickt, ſind ſüßer als ſelbſt gewählte Freuden. Guilford fährt fort zu toben:

— — Ein Augenblick
Hat rings um mich die Welt in eine Hölle
Verwandelt! die ich Menſchen glaubte,
Sind Furien und Schreckgeſpenſter worden!
O! dieſes blaue himmliſche Gewölbe,
Der Thron des Tags, iſt nur ein ſchwarzer Kerker
In meinen Augen! dieſe Frühlingsluft,
Der Blumen reinſter Athem, haucht nur Gift!
Mich dünkt, ich ſteh' allein auf den Ruinen
Der eingeſunknen Welt, von todten Schatten
Und Schreckniſſen umringt — —

Dieſe Stelle hat viel ähnliches mit den Verwünſchungen des Hamlet beim Shakespear, welcher in ſeiner Melancholie ſich gegen diejenigen, die ihn anhören wollen, erklärt: This goodly frame, the earth, seems to me a steril promontory; this most excellent canopy, the air, look you, this brave o'erhanging firmament, this majestical roof fretted with golden fire, why, it appears no other thing to me, than a foul and pestilential congregation of vapours.

Gardiner erſcheint mit triumphirendem Stolze, und befiehlt der ihm folgenden Wache, Guilford und Johanna zu feſſeln und in dem Tower feſt zu ſetzen; er begleitet dieſen Befehl mit dem beleidigenden Hochmuth, den die Prieſter anzunehmen wiſſen, wenn ſie Macht in Händen haben. Johanna geht, ohne ein Wort zu reden, ab; aber Guilford declamirt noch zum Beſchluſſe des 3ten Aufzugs:

Zertheilt euch, Wolken, daß ich ſeh', wie ſelbſt
Die Engel über dieſen Anblick weinen!

Der vierte Aufzug.

Der Schauplatz iſt ein Zimmer im Tower, in welchem ſich Johanna mit ihrem Guilford unterredet. Sie ſtärkt ihn durch ihr Beiſpiel, ſich dem Rathſchluſſe der Vorſehung zu unterwerfen und den Tod ſtandhaft zu erwarten. In dieſem Auftritte zeigt

ſich Johanna in ihrer wahren heroiſchen Größe. Ihre Tugend iſt männlich, erhaben und beinahe catoniſch. Sie ſagt:

— — Des Elends bangſten Scenen,
Und allem, was die menſchliche Natur
Mit Angſt erfüllt, was uns in jeder Ader
Das Blut erſtarren macht, und jede Nerve zittern,
Dem Tode ſelbſt ins grauenvolle Antlitz
Mit unbewegtem Blick zu ſchauen,
Dieß, Guilford, iſt, was wir itzt lernen müſſen.

Sie fahren in ihrer melancholiſchen Unterredung fort, als ſie plötzlich den Herzog von Suffolk gewahr werden, der auf Mariens Befehl der Haft entlaſſen worden iſt. Er macht ihnen zu einer gleichen Gnade Hoffnung, und ſagt, Gardiner, der Biſchof von Rocheſter, werde zu ihnen kommen, um Johannen den Willen der Königinn anzukündigen. Gardiner erſcheint, und zeigt ſeinen Charakter von der häßlichſten Seite. Er beſitzt den Verfolgungsgeiſt eines grauſamen Prieſters, ſammt aller Heuchelei und Niederträchtigkeit, die damit verbunden zu ſeyn pflegt. Er erhebt Anfangs die königliche Huld der Maria, und bietet Johanna ihre Gnade an; aber er thut alles dieſes auf eine ſo beleidigende Weiſe, daß ein ehrliebendes Herz allezeit lieber den Tod als eine ſo demüthigende Gnade annehmen wird. Sobald er aber merkt, daß Johanna über ſeinen Antrag unwillig wird, und die Begnadigung ausſchlägt, die ihr angeboten wird; ſo verändert er die Sprache, wird ſanfter, und fängt an Johannen zu ſchmeicheln. Er erhebt ihre Schönheit, ihre Tugend und ihre rühmlichen Verdienſte, und ſchreibt ihr Vergehen einer jugendlichen Unerfahrenheit zu. Er ſagt:

— — Lady! dein Vergehen
Verdient Verzeihung! dieſe edle Unſchuld,
Die dein Geſicht umlächelt, ſpricht für dich!
Maria will ſich nur durch Großmuth rächen.
— — — — —
Die Fürſtinn will nicht, daß du für dein Leben
Ihr danken ſollſt! großmüthig ſtellt ſie es
In deine eigne Macht.

Johanna fordert eine nähere Erklärung, und Gardiner giebt ihr die Bedingung zu verſtehen, unter welcher ihr das Leben in ihre eigne Macht gegeben wird. Sein heiliger Eifer entbrennt wider die Ketzerei des letzten Königs Edward. Dieſer Edward, heißt es:

Hat einem Raubthier gleich die Kirche Gottes
Durchwühlt, beraubt, zerstört. Die stillen Wohnungen
Der Gottgeweihten, die der Welt entsagen,
Sind eingestürzt, die Priester ausgetrieben.
— — — — — —
O Schand'! o Greuel! Ketzerische Füße
Entweihen ungescheut die Heiligkeit des Altars!

Er fährt in diesem enthusiastischen Tone fort, bis er auf Maria kömmt:

— — Die Gottesfurcht
Besiegt mit ihr den Thron. Ein heil'ger Eifer flammt
In ihrer frommen Brust, von allen Greueln
Dieß Land zu säubern, und die Last des Fluchs
Von ihrem Volke abzuwälzen.
Sind sanft're Heilungsmittel ohne Frucht,
So mag Britannien durch's Feur gereinigt werden!
Die Häresie, die schon ihr Schlangenhaupt dem Himmel
Entgegen thürmt, muß ausgerottet seyn!
Maria bebt, auf einem Thron zu sitzen,
Den noch der Bannstral schwärzt — —

Sie fordert also von Johanna einen Rückfall zur römischen Kirche, und hofft, ihr Beispiel würde Myriaden Verirrte nach sich ziehen und mit ihr zugleich erretten. Die Kirche, setzt er hinzu,

Die Kirche — Schau, sie streckt voll Zärtlichkeit
Die Arme nach dir aus, sie öffnet lockend
Dir ihren mütterlichen Busen! Schau, ich selbst
Ermied're mich, Verweis' und Drohungen
In Bitten zu verwandeln! — Mitleid
Und angewohnte Regungen erweichen
Mein Herz für dich! — Bedenke dich! Prinzeßinn!
Dein Heil, dein Leben schwebt auf deinen Lippen!

Johannens Antwort ist ihrer würdig. Sie zeigt ihm die Häßlichkeit seines unwürdigen Antrags, und die Verachtung, mit welcher sie ein schändliches Leben ansieht, das sie so theuer erkaufen soll:

Was soll mir nun das Leben? Soll ich mich
Durch Übelthaten zu dem bangen Anblick
Der schreckenvollen Scenen aufbehalten,
Die eure heil'ge Wut mir weissaget?
O! Nein! Gesegnet sey der Tod! der Führer
In eine beßre Welt! Gesegnet sey
Der Mund, der ihn mir angekündigt hat!

Gardiner geht mit der Drohung ab, sie würde durch ihre Verweigerung nicht nur sich allein, sondern ihrem Vater und Gemahl zugleich das Todesurtheil sprechen. Suffolk und Guilford suchen Johanna zu bereden, ihr Leben anzunehmen; aber sie bleibt unbewegt. Endlich kömmt ihre Mutter dazu. Ihre zärtlichen Klagen rühren die empfindliche Brust der Johanna so sehr, daß sie in Ohnmacht sinkt. Dieser Auftritt ist der rührendste in dem ganzen Trauerspiele. In der That ist dieses beinahe die einzige interessante Begebenheit in dem ganzen Stücke, die den Namen einer wahren tragischen Handlung verdient. Johanna ermuntert sich kaum wieder, als Gardiner zurückkömmt, und sagt, Northumberland sei nicht mehr. Er habe vor seinem Ende noch bekannt, daß er sowohl Edward als Johanna verrathen, indem er aus Herrschsucht dem sterbenden Edward das Testament abgezwungen. Er habe seine eignen Ränke endlich verflucht, mit Verwünschung öffentlich seinem Glauben entsagt und sich mit der römischen Kirche wieder versöhnt. Guilford ist vor Betrübniß außer sich, und Johanna, der Gardiner abermals die Wahl in die Hände giebt, bittet nur für Guilford und ihren Vater. Sich selbst bietet sie willig zum Opfer dar:

O Mylord! ihr auch hattet einen Vater!
Erbarmt euch meiner! laßt mich nicht die Schuld
An seinem Tod' mit in die Grube nehmen.

Gardiner.

Hartnäckiges, selbst unerbittlich Weib!
Du flehst umsonst! — Sie sterben unvermeidlich,
Wofern du nicht —

Johanna.

— — O! so vergebet mir,
Mein Vater, mein Gemahl! vergieb mir, theure Mutter;
Ihr wißt, mit welcher heißen Zärtlichkeit
Euch meine Seele liebt — doch unbegrenzte Liebe
Ist sie nur Gott, nur ihrem Schöpfer schuldig!
Laßt uns wie Christen sterben!

Gardiner läßt sie alle von der Wache abführen, und heißt sie, sich zum nahen Tode bereiten.

In dem letzten Aufzuge kömmt eigentlich nichts veränderliches vor; und wir begreifen nicht, wozu der Dichter zwischen

dem 4ten und 5ten Aufzuge noch eine Nacht vorbeigehen läßt. Eine so ruhige Zwischenzeit, auf welche nichts erfolgt, als daß alles vollzogen wird, was den vorigen Tag ist beschlossen worden, muß nothwendig den letzten Funken von Action auslöschen, und das Gemüth der Zuschauer zu einer Zeit einschläfern, da es am heftigsten durch neue Vorfälle erschüttert werden sollte. Man muß diese Grundregel beständig vor Augen haben: die Poesie des Styls kann den Mangel der Action nie hinlänglich ersetzen; und wenn die Katastrophe eines Trauerspiels völlig so ist, als wir sie erwartet haben, so kann die stärkste Poesie die Zuschauer nicht in der gehörigen Aufmerksamkeit erhalten. Der 4te Aufzug hat uns am Ende an dem Tode der Johanna, ihres Vaters und ihres Gemahls nicht mehr zweifeln lassen. Lord Suffolk's gedenkt der Dichter in dem letzten Aufzuge mit keiner Sylbe mehr. Johanna selbst scheint ihren Vater ganz vergessen zu haben; und sie weiß eben so wenig als die Zuschauer, wo der Dichter diese wichtige Person gelassen hat. — Alles, was in dem 5ten Aufzuge vorgeht, ist dieses. In dem Gefängnisse der Johanna unterredet sich diese unglückliche Prinzessinn mit ihrer Mutter und mit Guilford. Dieser wird von der Scene zum Tode gerufen. Lady Suffolk geht ab, weil sie nicht länger da bleiben kann. Guilford wird von einem Officier zum Tode geführt. Sidney kömmt und erzählt ihrer Prinzessinn, wie standhaft Guilford gestorben sei. Man bringt den Leichnam des Guilford unter die Augen der Johanna, um sie durch diesen Anblick noch mehr zu martern. Lady Johanna declamirt noch eine Weile, und dann fällt der Vorhang zu, ohne daß wir einmal unterrichtet werden, wie es der Heldinn des Trauerspiels, der Johanna Gray, noch endlich ergangen sei. Welcher Zuschauer wird nicht lieber den schönen 4ten Aufzug wiederholt, als die armselige Entwickelung in dem 5ten Aufzuge vorgestellt sehen wollen? Wie steht es aber um die Simplicität des Euripides, die der Dichter seinem Plane zuschreiben will? Uns dünkt, Hr. Wieland habe die historische Simplicität mit der tragischen verwechselt. Eine Begebenheit ist historisch einfach, wenn sie mit keinen Episoden beschwert ist und von ihrem ersten Ursprunge an, durch eine einfache Folge von Ursachen und Wirkungen, bis zum Ende ausgeführt werden kann. Will aber der Dichter eine solche Begebenheit ohne Episoden für die Schaubühne zurichten, so muß er den historischen Ursprung weglassen, und seine Be-

ſchichte da anfangen, wo ſich das Hauptintereſſe des Stückes hervorzuthun beginnt. Die Einfalt der Tragödie erfordert nicht nur eine einzige Geſchichte, ſondern auch vornehmlich ein einziges Hauptintereſſe. Dieſes vorausgeſetzt, muß ein Jeder geſtehen, daß der Tod Edward's und die Krönung der Johanna, womit der Dichter zwei ganze Aufzüge anfüllt, nicht eigentlich zur tragiſchen Simplicität gehören. Sie machen den hiſtoriſchen Urſprung der Begebenheit aus, und ſchaden noch vielmehr dem Intereſſe des Stückes. Denn was braucht der Zuſchauer zu wiſſen, daß Edward nur heute geſtorben, und Johanna kaum eine königliche Ephemeris geweſen? Der Dichter hätte da anfangen ſollen, wo Johanna von dem Ausgange der Schlacht ihr Schickſal erwartet. Hier nimmt die große Handlung ihren Anfang. Alles vorhergehende, welches eigentlich nur darin beſteht, daß Johanna ungern den Thron beſtiegen, hätte in einem einzigen Auftritte erzählt werden können. Der Zuſchauer würde an dem Schickſale der Johanna weit mehr Antheil nehmen, wenn er nicht wüßte, daß ihre königliche Würde gleichſam ein Traum von einigen Stunden geweſen; und wenn der Dichter in der einfachen Glücksveränderung der Johanna Stoff genug gefunden hätte, die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer durch fünf Aufzüge zu erhalten, alsdann hätte er ſich rühmen können, dem Euripides nachgeahmt zu haben.

Der unverzeihlichſte Fehler des Dichters aber iſt, daß er dem Zuſchauer am Ende des 4ten Aufzugs ganz ohne Noth entdeckt, Northumberland ſei ein ſchändlicher Verräther, der aus Herrſchſucht ſeine eigenen Kinder in das Unglück ſtürzt. Wir intereſſirten uns Anfangs für die leidende Tugend der Johanna; aber wir erfahren jetzt, daß ſie ſich über die Ihrigen mehr zu beklagen hat, als über ihre Feinde. Sie iſt mehr eine betrogene, als eine verfolgte Unſchuld. Sogar der Charakter des Gardiner verliert dadurch von ſeiner Häßlichkeit; und Maria verdient nunmehr weit weniger unſern Haß, nachdem wir wiſſen, daß ſie gerechte Sache hat. Da der Dichter, wie er in der Vorrede erinnert, „nur die moraliſche Größe ſeiner Heldinn in ein helles Licht ſetzen wollte", ſo hätte nothwendig der Charakter Northumberland's, welcher in dieſem Stücke ohnedem nur eine Nebenrolle ſpielt, unbeſtimmt bleiben müſſen. Die Verrätherei dieſes Lords, dieſe an ſich große Triebfeder der Handlungen, welche in gegenwärtigem Stücke nur ſchädliche Folgen hat, würde zu einem

andern Plane passen, in welchem der Charakter des Northumberland und die daraus erstandenen Begebenheiten besser ausgeführt würden.

Wir bemerken zum Beschlusse noch dieses. Die Kunstrichter, welche den Dichtern rathen, nichts als vollkommen tugendhafte Personen aufzuführen, mögen aus dem Exempel dieses Trauerspiels lernen, wie schädlich ihr Rath für tragische Dichter sei. Der Charakter des schändlichen Gardiner's ist der einzige, der die ganze Action belebt. Ohne ihn würden alle Personen des Stückes einerlei Gesinnungen und einerlei Absichten haben. Die Lebhaftigkeit des Guilford unterscheidet ihn zwar etwas von den übrigen tugendhaften Charakteren. Sie erzeugt auch wirklich einiges Interesse da, wo ihn die Tugend zu verlassen scheint, und er wider die gesammte Menschheit in eine wilde Raserei ausbricht. Gardiner aber setzt alles in Bewegung. Er bringt sogar die Gelassenheit der Johanna zur Ungeduld, erregt den heftigsten Streit der Gesinnungen, und setzt die moralische Größe der Heldinn durch den Contrast selbst in das stärkste Licht. Wäre die Bosheit Northumberland's mit dem Hauptinteresse des Stückes zu vereinigen gewesen, so hätte die Handlung durch die Vollständigkeit des Contrasts weit mehr Leben, und der Charakter der Johanna einen weit stärkern Glanz bekommen; denn ihre Tugend würde sich mehr in Werken, als in erhabnen Sprüchen gezeigt haben. Die Lebhaftigkeit der Handlung ist die Seele des Trauerspiels; und die gelassenen tugendhaften Charaktere können uns nicht anders gewinnen, als wenn sie durch stark abstechende Farben gleichsam hervorgebracht werden.

Wir hoffen, Hr. Wieland werde sich durch unsere freimüthige Beurtheilung nicht abschrecken lassen, ferner an der Aufnahme der Schaubühne zu arbeiten. Er ist Dichter genug, künftig wenigstens ein deutscher Thomson zu werden, wenn er nur bessere Plane erfinden, und die Simplicität der Alten von ihrer wahren Seite kennen lernen wird.

Moſes Mendelsſohn's Antheil an den Briefen, die neueſte Litteratur betreffend.

Aus den Briefen, die neueſte Litteratur betreffend.

Aus dem erſten Theil.

IX. Den 1 März 1759.

20ſter Brief.

Sorgen Sie nicht! Sie ſollen zeitig genug mit unſern neuen Weltweiſen bekannt werden. Sie werden zeitig genug das traurige Schauſpiel, eine Wiſſenſchaft in ihrem Verfall, erblicken; — und eine ſolche Wiſſenſchaft, in welcher wir vor kurzem ſo wichtige Progreſſen gemacht, in welcher Deutſchland die größten Männer aufzuweiſen hatte; eine Wiſſenſchaft, die dem unbeſtimmten Nationalcharakter der Deutſchen etwas eigenthümliches zu geben ſchien. Die Königinn der Wiſſenſchaften, die ſich ſonſt aus Herablaſſung ihre Magd nannte, iſt jetzo, dem Wortverſtande nach, zu den niedrigſten Mägden heruntergeſtoßen worden.

Die arme Matrone! ſagt Shaftesbury; man hat ſie aus der großen Welt verbannt und auf die Schulen und Collegien verwieſen. Nunmehr hat ſie auch dieſen ſtaubigen Winkel räumen müſſen. Des Cartes hat die Scholaſtiker, Wolf den Des Cartes, und die Verachtung aller Philoſophie auch endlich den Wolf verdrängt. Der Schauplatz iſt ledig, und dem

Anſcheine nach wird Crusius bald der Weltweiſe nach der Mode werden.

Unterdeſſen lebt alles in einer allgemeinen Anarchie. Sie ſollten mit Verwunderung unſere jungen Leute, die von der hohen Schule zurückkommen, von Philoſophie reden hören. Sie beurtheilen alles, lachen über alles. Sie werden Ihnen dreiſt genug unter die Augen ſagen, daß die beſte Welt eine Grille, die Monaden ein Traum, oder ein Spaß des großen Leibnitz, Wolf ein alter Schwätzer, und Baumgarten ein dunkler Grillenfänger ſei, die albern genug waren, was Leibnitz ſcherzweiſe vorgebracht, in ein ernſthaftes Syſtem zu verwandeln. Dieſe plötzliche Veränderung dürfte Ihnen ein Räthſel ſcheinen? Wiſſen Sie alſo, daß einige kleine Brochüren (ſie werden Ihnen nicht unbekannt ſeyn; denn ſie haben das Glück gehabt, Preisſchriften zu werden) unſern Weltweiſen die Augen geöffnet. Sie haben das Sectirerjoch endlich abgeſchüttelt; ſie ſind Eklektiker geworden, ſchwören zu keiner Fahne, auch nicht einmal zur Fahne der Vernunft. Juſti, der vor einigen Jahren wider die Monaden zu Felde zog, hatte das Glück, der damals obſiegenden Wolfiſchen Philoſophie den erſten Stoß beizubringen. Allein er wußte ſich in ſein Glück zu finden. Zufrieden, daß er gekrönt vom Kampfplatze zurückkam, zeigt er ſich jetzt von einer ganz andern Seite, und iſt aus einem mittelmäßigen Metaphyſikus vielleicht ein vortrefflicher Cameraliſt geworden. Reinhard aber, der die beſte Welt beſiegte, ſcheint vor Freuden ganz außer ſich zu ſeyn. Die Ehre, die ihm vielleicht nur deswegen widerfahren, weil er unter den ſchlechten Schriften die beſte einſchickte, ſcheint ihm ein göttlicher Beruf zu ſeyn, ſeinen Eifer zu verdoppeln. Baumgarten ſieht es und ſucht, unſere kleinern Geiſter zu zittern. Der einzige Premontval thut ihm noch einigen Widerſtand. Nunmehr glaubt Hr. Reinhard, in den Stücken, in welchen ihm auch dieſer Recht giebt, ganz gewiß Recht zu haben.

Das Abenteuerlichſte iſt, daß alle Einwürfe, die von dieſen Herren wider die Wolfiſche Philoſophie vorgebracht werden, nichts weniger als neu ſind. Lange, Buddäus und ihre Anhänger haben eben dieſelbe, und noch mehrere, weit gründlicher vorgetragen. Jene wurden ausgepfiffen, und ihre heutigen Ausſchreiber machen Aufſehen. Werden Sie mir nun bald einräumen, daß die Wahrheit die Sache des Publikums gar nicht ſei? Sein Beifall iſt Leichtgläubigkeit, und ſein Tadel Eigenſinn.

Man trägt sich heutiges Tages mit der Grille, alle Wissenschaften leicht, und ad captum, wie man es zu nennen beliebt, vorzutragen. Dadurch glaubt man die Wahrheit unter den Menschen auszubreiten, und sie wenigstens nach allen Ausmessungen auszudehnen, wenn man ihren innern Werth nicht vermehren kann. Vielleicht sind die Wolfianer nicht wenig an diesem Vorurtheile schuld gewesen. Mich dünkt aber, es sei nichts so schädlich, als eben dieser königliche Weg zu den Wissenschaften, den man hat finden wollen. Wolf hat die Geometrie leichter vorgetragen als Euklides, und ich wünschte, daß ich die Geometrie nie aus dem Wolf gelernt hätte. Eben derselbe große Weltweise hat seine Lehrsätze und Beweise des Rechts der Natur zum bequemen Gebrauche ins Kurze zusammengezogen, und hat sie verstümmelt. Einige seiner Anhänger haben die tiefsinnigsten Wahrheiten aus seiner Philosophie leicht, faßlich, und so Gott will, auch schön abgehandelt. Was war aber die Wirkung davon? Man hat in allen artigen Gesellschaften von Monaden, vom Satze des zureichenden Grundes, des Nichtzuunterscheidenden u. s. w. gesprochen. Es waren Modeworte, die man aus Galanterie kennen mußte. Man trug Wahrheiten im Munde, davon weder Geist noch Herz durchdrungen war. Um die Beweise der angenommenen Sätze bekümmert man sich wenig, weil man überzeugt seyn wollte; noch weniger aber dachte man an die Schwierigkeiten, die durch das beliebte System gehoben oder die mit demselben verbunden sind. Die Wahrheit selbst ward durch die Art, wie man sie annahm, zum Vorurtheile. Lieber mag sie mit der größten Heftigkeit angefeindet werden, ehe sie sich unter der Gestalt eines Vorurtheils einen kalten Beifall erschleichen soll!

Sie mögen meinen Geschmack immer seltsam schelten. Mich vergnügen die unruhigen Begebenheiten in der Gelehrtengeschichte eben so sehr, als in der weltlichen. Und sie sind wirklich der Aufnahme der Wissenschaften so vortheilhaft, als dem Flor der Staaten. Beide müssen durch Widerwärtigkeiten in Bewegung gesetzt werden, sonst gerathen ihre Säfte in eine tödtliche Fäulniß; beide müssen in ihrem Fortgange einen gewissen Punkt nicht überschreiten, sonst verlieren sie an innerlicher Stärke, je mehr sie ihre äußere Gränzen erweitern.

21ſter Brief.

Noch ein Wort von der Revolution in der Weltweisheit! Baumgarten hat in der Vorrede zur 3ten Auflage ſeiner Metaphyſik eine Stelle, die mir merkwürdig geſchienen. Sie enthält gründliche Betrachtungen über den jetzigen Zuſtand der Weltweisheit, und, mit einiger Veränderung, zugleich die Urſachen, warum auf den Flor einer jeden Wiſſenſchaft überhaupt gemeiniglich ihr naher Fall zu folgen pflegt. Vielleicht iſt Ihnen dieſe neue Auflage noch nicht zu Geſichte gekommen. Sie iſt zu einer Zeit *) erſchienen, da Sie dem wundervollſten Feldzug beigewohnt, der vielleicht je iſt gethan worden; zu einer Zeit, da Sie und der bei Olmütz verunglückte Jacobi gezeigt, wie leicht, wie anſtändig es Weltweiſen ſei, unter der Anführung eines Weltweiſen den größten Gefahren zu trotzen. Unſer vortrefflicher Baumgarten, der, wie Sie wiſſen, bloß für die Wahrheit zu leben wünſcht, hatte damals einige Zwiſchentage, an welchen ihm ſeine tödtliche Krankheit Ruhe ließ; und er wendete ſie an, ſeine Metaphyſik verbeſſert herauszugeben. Von den Verbeſſerungen ein ander Mal; jetzt will ich Ihnen die Stelle aus der Vorrede herſetzen, die mich aufmerkſam gemacht hat.

Er redet von dem Schickſale der Philoſophie zu unſerer Zeit, und ruft mit einer philoſophiſchen Verwunderung aus: „Wie ſchnell drehet ſich das Rad der menſchlichen Dinge! Wie „plötzlich wechſeln die Veränderungen mit einander ab! Ich habe „das vierzigſte Jahr noch nicht erreicht, und in dieſer Zeit er„fahren, daß die ſogenannte Leibnitz-Wolfiſche Philoſophie an„fangs mit Waffen beſtritten wurde, die man beynahe für heilig „und unverſehrlich ausſchrie. Viele hielten ſie für verloren, und „unvermögend ſich zu vertheidigen. Nicht lange hernach ſchien „ſie zu triumphiren. Jetzo wird ſie mit eben denſelben Gründen „wieder beſtritten, die aber nur deswegen vielen ſo ſtark ſcheinen, „weil ſie von einigen für neu gehalten werden. Als ich den „letzten antiwolfianiſchen Lectionen beywohnte, die zu Halle ge„halten wurden, konnten ſich viele kaum des Lachens enthalten, „ſo oft der gute Alte wider die Allgemeinheit der Lehre vom

*) Im Jahr 1757.

„zureichenden Grunde, und wider die einfachen Dinge disputirte. „So unerheblich schien alles, was er vorbrachte. Und siehe! „dasselbe Gericht wird wieder aufgewärmet, und zwar von solchen, „die vor einigen Jahren diese Philosophie mit beyden Händen „angenommen".

„Wer aber die Natur des Menschen kennt", fährt unser Weltweise fort, „wird sich hierüber nicht verwundern. Sätze, „die wir aus einer vorgefaßten Meinung angenommen, sie mögen „noch so wahr seyn, müssen über kurz oder lang, wenn es uns „einmal ein Ernst wird, die Wahrheit zu untersuchen, wieder „vorgenommen werden, da sie alsdenn leicht verdächtig, oder „wohl gar zweifelhaft scheinen können. Sind wir nun bey die„ser Untersuchung eilfertiger, als wir seyn sollten; so werden sich „uns die Gegengründe durch ihre Neuheit empfehlen. Die Hof„nung uns durch sonderbare Meinungen hervor zu thun, kömmt „hinzu, und reißt unsern schwankenden Beyfall völlig auf die „entgegen gesetzte Seite. Wenn ich dieses bedenke, so freue ich „mich mit meinem Schicksale, daß ich anfänglich unter den „Widersachern dieser Philosophie erzogen worden, und die Gegen„gründe fast eher eingesehen habe, als die Lehren, die in der„selben vorgetragen werden; denn dieses hat verursachet, daß ich „erst nach sorgfältiger und genauer Untersuchung verschiedenes, ja „sehr vieles aus dieser Philosophie angenommen. — — Ich habe „jetzt den Nutzen davon, daß ich nicht mehr zu wanken, und so „oft meine Neigung zu ändern nöthig habe, so gern ich es auch „thäte, wenn ich von der Gewalt der Wahrheit dazu getrieben „würde. Nun zweifele wer da will, an den ersten Quellen der „Erkenntnis, die man als eine eigenthümliche Lehre der Leibnitzi„schen Philosophie betrachtet; es zweifele wer da will, an den „ersten Quellen des Daseyns, die in derselben gelehrt werden, „an den Monaden, oder einfachen Dingen. Ich habe sowohl „jene als diese einst geleugnet, und denn in Zweifel gezogen; „endlich habe ich nachgedacht, und sie wahr befunden". So weit unser Weltweiser.

Ich weiß nicht, ob Ihnen hierbei der Befehl einfällt, der einst dem Herrn P. M. ist ertheilt worden, nicht immer über den Wolf, sondern über den Locke zu lesen. Die Wolfianer würden meines Erachtens bei dieser Veranstaltung gewinnen. Die jungen Leute würden Schwierigkeiten, unauflösliche Schwierigkeiten finden; die eingeschränkten Köpfe unter ihnen würden

dadurch abgeſchreckt, und die Genies vielmehr angetrieben werden weiter zu gehen. Jene würden durch ihre Mittelmäßigkeit die Wiſſenſchaft nicht ſehr mißhandeln, und dieſe den Überfluß recht genießen, nachdem ſie vorher den Mangel recht empfunden.

Freuen Sie ſich! Uns iſt das Schickſal in dieſem Stücke ſo günſtig geweſen, als Baumgarten. Erinnern Sie ſich noch, was für ein Buch von Widerlegungen wir fertig hatten, als wir den Wolf das erſte Mal durchliefen? Wir waren kaum in der zweiten Hälfte, ſo fingen wir ſchon an zu zweifeln. Wir gingen ihn noch einmal durch, und unſer Buch ward den Flammen übergeben.

22ſter Brief.

Freilich iſt es eine Miturſache von dem Verfalle der Metaphyſik, daß viele Anhänger des großen Wolf bloße Metaphyſiker von Profeſſion ſeyn wollen. Sie haben einen kleinen Schatz von allgemeinen Wahrheiten. Dieſe ordnen ſie nach Belieben; bringen ſie bald ſo, bald anders in Capitel; erklären, ſchließen und beweiſen vielleicht richtig nach der Methode. Man findet aber bei ihnen keine weite Ausſichten in andere Wiſſenſchaften, keine fruchtbaren Anſchläge, ihre Münze in der gelehrten Republik durchgehends gäng und gebe zu machen. Sie graben in reichen Minen, und laſſen die Schätze da liegen, wo ſie ſie gefunden haben.

Auch darin ſtimme ich Ihnen bei: der Mißbrauch der mathematiſchen Begriffe hält Viele ab, die philoſophiſchen Gründe anzunehmen, die ihnen zu widerſprechen ſcheinen. Jordanus Brunus hat ſchon bemerkt, die wirkliche Theilbarkeit des Stätigen in unendlich kleine Theile ſei eine fruchtbare Quelle von Irrthümern in der Naturlehre und Weltweisheit. Dieſe unendliche Theilbarkeit iſt ein mathematiſcher Begriff. Die Mathematiker haben Mühe, ihre Punkte, Linien, Flächen und ſtätige Körper zu vergeſſen. Sie ſind in ihrer Wiſſenſchaft von fruchtbaren Folgen; daher wollen ſie ſie als lauter wirkliche Dinge in die Naturlehre und Metaphyſik hinübertragen, und entrüſten ſich, wenn man ihnen hier das Bürgerrecht verſagt. Zu unſerer

Zeit ſind neue Idole hinzugekommen. Die Analiſten haben neue Erfindungsmittel erdacht, die in ihrer Wiſſenſchaft, der Wahrheit unbeſchadet, angenommen werden können und von herrlichem Nutzen ſind. Sie haben unendliche Größen, unendlichmal unendliche Größen; ſie haben ein Verhältniß von nichts zu einer endlichen, von einer endlichen zu einer unendlichen Größe, und ſogar ein Verhältniß von nichts zu nichts. Alle dieſe bequeme Erfindungsmittel in der höhern Mathematik hat man in der Natur geſucht, wo ſie nicht anzutreffen ſind, und in die Weltweisheit einführen wollen, wo ſie zu den abenteuerlichſten Folgerungen Anlaß geben.

Dieſen Fehltritt hat man oft begangen. Man hat Begriffe realiſirt, die in jener Wiſſenſchaft als bequeme Vorausſetzungen eingeführt worden ſind. Leibnitz nannte ſie notiones tolerabiliter veras. Sie kommen mit der Wahrheit nicht völlig überein; ſie können aber in gewiſſer Abſicht an ihre Stelle geſetzt werden, wenn das Falſche, das ſie mit ſich führen, in Anſehung dieſer Abſicht keine Veränderung macht. Sie ſind alſo nur zu dulden, ſo lange ſie in ihren Gränzen bleiben; außer denſelben aber müſſen ſie ſich nie in das Gefolge der Wahrheiten einſchleichen, um Unordnungen anzurichten.

Wenn ich die Aufgabe zu beantworten hätte, wie die Sprache zu Vorurtheilen Anlaß geben kann, ſo würde ich die gemeine Sprache vielleicht nicht ſo viel beſchuldigen, als die Sprache der Gelehrten. Wie iſt man z. B. auf die Thorheit gefallen, die Natur zu vergöttern? Die Gelehrten haben bemerkt, daß die Quelle der Veränderungen in der ſichtbaren Welt einer Subſtanz ähnlich ſei: denn ſie hat das Fortdauernde ſowohl, als die Abwechſelungen, die eine Subſtanz ausmachen. Sie gaben dieſer neuen Subſtanz einen beſondern Namen, nannten ſie Natur, und ſchrieben ihr in beſondern Fällen alle Wirkungen der erſchaffenen Kräfte zu. Die Erfindung hat ihren vielfältigen Nutzen. Allein man vergaß, daß es nur eine Erfindung ſei; man bildete ſich unter dem Worte Natur ich weiß nicht was für einen Götzen ein, und ſetzte ihn endlich auf den Thron der Gottheit.

Zu wie viel ſeltſamen Folgerungen hat nicht der Begriff vom Stande der Natur Anlaß gegeben, nachdem man ihn ſich als einen wirklichen Zuſtand eingebildet, darin die Menſchen einſt

gelebt? Und dennoch ist er nichts anders als eine bequeme Erdichtung der Sittenlehre, um die erworbenen Rechtsame, die zugezogenen Pflichten und Obliegenheiten von den ursprünglichen zu trennen. Der Name hat verführt, man hat den abstracten Begriff für etwas wirkliches gehalten.

Ohne so weit zu gehen, bedenken Sie nur, wie nützlich es in dem gesellschaftlichen Leben der Menschen gewesen, gewisse seltne Metalle zu allgemeinen Zeichen aller Güter und Habseligkeiten einzusetzen, und ihnen einen erdichteten Werth beizulegen. Wohnt ihnen aber kein Exempel bei, daß man diesen erdichteten Werth für wirklich, die Zeichen für die Güter, und durch einen seltsamen Sprung für die Glückseligkeit selbst genommen hat?

X. Den 8 März 1759.

23ster Brief.

Die unumstößliche Evidenz in der Mathematik beweist nichts für die allgemeine Wahrheit ihrer Grundsätze. Sie sind unläugbar, aber nur nach einer gewissen Voraussetzung, die bloß in dem Bezirke der mathematischen Wissenschaften so viel gilt als die strengste Wahrheit. Unser Verstand ist zu eingeschränkt, von allen Eigenschaften der Körper zugleich ohne Verwirrung zu philosophiren. Man hat sie also in der Einbildung trennen müssen, ob sie gleich in der Natur nie getrennt sind. Die Ausdehnung ist eine Eigenschaft des Körpers, in welcher wir die mehresten Merkmale deutlich unterscheiden können. Der Punkt, die Linie, die Fläche, die Ausmessungen nach der Länge, Dicke und Breite, das Verhältniß, die Gleichheit, die Ähnlichkeit u. s. w. — sind lauter Bestimmungen der Ausdehnung, die wir deutlich genug wahrnehmen können, wenn wir uns die Ausdehnung im abstracten Begriffe als eine Substanz vorstellen wollen. Diese deutlichen Merkmale geben Gelegenheit zu den allereinfachsten Grundsätzen; und hierauf beruht die große Evidenz der mathematischen Wissenschaften.

Die Mechaniker haben den Körper von einer andern Seite betrachtet. Sie haben die Beweglichkeit von seinen übrigen Eigenschaften getrennt, und sogar die Ausdehnung bei Seite gesetzt. Man weiß, daß sie öfters den Körper ansehen, als wäre er in einen einzigen Punkt concentrirt. Da sich die Bewegung durch Linien ausmessen läßt, so haben sie sich der Grundsätze der Mathematiker bedienen können; daher geben sie in Ansehung der Evidenz den mathematischen Wissenschaften nichts nach.

In der Ontologie sondert man auch die Zusammensetzung von den übrigen Eigenschaften des Körpers ab; man formirt Grundsätze, und beweist nach der Länge, was einem zusammengesetzten Wesen zukommen müsse. Allein die Merkmale der Zusammensetzung sind so deutlich, so einleuchtend nicht, als die Merkmale der Ausdehnung; daher fehlt der Lehre von der Zusammensetzung (componibilitas) die augenscheinliche Überzeugung, daran sich die Mathematik unterscheidet.

Will man aber von dem Körper überhaupt philosophiren, so müssen die Wahrheiten mit einander verglichen werden, die man von seinen Eigenschaften einzeln herausgebracht. Der Mechanikus muß die Ausdehnung, und der Meßkünstler sowohl die Beweglichkeit als das Wesen der Zusammensetzung nicht in Zweifel ziehen wollen; d. h. er muß seine Absonderungen nicht realisiren, er muß nicht mehr darauf dringen, daß eine stätige Ausdehnung nach der Länge, Breite und Dicke in der Natur vorhanden sei.

Die Ausdehnung nach der Länge, Breite und Dicke bringt mich auf eine Erklärung vom mathematischen Körper, die ich vor einiger Zeit in einem arabischen Weltweisen gelesen. Ich werde sie Ihnen hierher setzen, weil ich sie leicht vergessen könnte. Sie wissen, daß die gemeine Erklärung nicht recht deutlich ist. Hören Sie nun, wie sich mein Araber ausdrückt. Es ist Abu Chamed in seinen „Lehrmeinungen der Weltweisen". „Eine Ausdehnung", sagt er, „innerhalb welcher man „aus einem einzigen Punkte drei Linien ziehen kann, die wechselsweise auf einander senkrecht stehen, wird ein Körper, die „Linien aber Länge, Breite und Dicke genannt". Was dünkt Ihnen von dieser Erklärung? Sie setzt nichts als Punkte, Linien und rechte Winkel voraus, die man alle nach mathematischen Begriffen, unabhängig von der Definition des Körpers,

erklären kann. Macht Sie dieſe Erklärung nicht bald begierig meinen alten Araber näher kennen zu lernen?

24ſter Brief.

Nichts von dem Araber! unſere neueren Weltweiſen müſſen vorangehen, denn unſere Zeiten ſind älter. Sie werden nunmehr Reinhard's Examen de l'Optimisme vermuthlich durchgeleſen haben. Geſtehen Sie mir, ſo wenig Wolfianer Sie auch ſeyn mögen, ſind nicht ſeine ſtärkſten Einwürfe, auf die er ſich am meiſten zu gute thut, fehlerhafte Verſetzungen der Begriffe aus der Mathematik in die Philoſophie? Ja er hat ſich nicht einmal die Mühe gegeben, in die Tiefen der Algebra einzudringen. Die Regeln der gemeinen Rechenkunſt haben ihm Gründe an die Hand gegeben, verſchiedene von Leibnitzens Sätzen über den Haufen zu werfen; zu beweiſen, daß in Anſehung einer einzigen Vollkommenheit zwei oder mehrere völlig gleichgültige Ausnahmen ſtatt fänden, daß in dieſem Falle der Zuſtand einer völligen Gleichgültigkeit vorhanden ſei, den Leibnitz für unmöglich hielt; und daraus den Schluß zu ziehen, daß der Wille eines vernünftigen Weſens nicht allezeit durch die Regel der Vollkommenheit allein gelenkt werden könne. Laſſen Sie ſich die Buchſtaben A und B nicht irre machen, die bisweilen in ſeiner Abhandlung vorkommen. Es iſt nichts als gemeine Arithmetik. Er ſchließt ungefähr folgendergeſtalt *): „Man nenne die Hauptregel der Vollkommenheit A, eine ihr „untergeordnete Regel a; den Mangel, welcher entſteht, wenn „die Ausnahme von der Regel A geſchieht, B; ſo wie den von „Seiten der untergeordneten Regel a entſtehenden b. Nun ver„halte ſich die Quantität der Vollkommenheit in A zu der in „a = 3 : 1; der Mangel B in Anſehung der Regel A = 1 : 9; „der Mangel b in Anſehung der Regel a = 1 : 3". In dieſem Falle, ſagt Hr. Reinhard, iſt es völlig einerlei, von

*) S. 27.

welcher Seite die Ausnahme geschieht. Sie mag von der allgemeinen oder von der untergeordneten Regel gemacht werden, so beträgt der Mangel in beiden Fällen nicht mehr und nicht weniger als ½.

Diesen Satz macht er in der Folge allgemein, und drückt ihn folgendergestalt aus: „wenn ein vernünftiges Wesen durch „den Streit verschiedener Regeln der Vollkommenheit genöthigt „wird, eine Ausnahme zu machen, und es findet, daß allezeit, „die Ausnahme mag geschehen von welcher Seite man will, „nicht mehr und nicht weniger Vollkommenheit gewonnen und „verloren wird; so ist das vernünftige Wesen alsdann in dem „Zustande der völligen Gleichgültigkeit zwischen den verschiedenen „möglichen Ausnahmen". Hierdurch wird das ganze Leibnitzische Lehrgebäude niedergerissen.

Wenn wir solche handgreifliche Fehler in den Lehren eines großen Mannes zu finden glauben, so sollten wir billig einiges Mißtrauen in unser Urtheil setzen. Gemeiniglich pflegt alsdann der Irrthum auf unserer Seite zu seyn. Sie werden bald sehen, daß sich Hr. Reinhard in diesem Falle befunden.

Wenn man eine Größe ausmessen will, so muß man ein bestimmtes Maaß annehmen, mit welchem entweder das Ganze oder verschiedene Theile desselben gleich groß sind. Dieses gilt sowohl von der intensiven als von der extensiven Quantität. Wenn die Einheit, oder das Maaß, das ich annehme, mit der auszumessenden Größe weder im Ganzen noch in den Theilen übereinkommt, so fällt die Möglichkeit des Ausmessens weg. Dieses wird Hr. Reinhard eingestehen.

Nun behaupten die Leibnizianer, und man hat sie hierin noch nie widerlegt, zwei vollkommen gleiche Größen fänden nur alsdann statt, wenn man mit den Mathematikern die Qualität bei Seite setzt, und von der Quantität im abgesonderten Begriffe redet. In der Natur, wo sich die Quantität allezeit auf die Realität beziehet, beweisen sie, daß zwei vollkommen gleiche Größen eben so wenig vorhanden seyn können, als zwei vollkommen ähnliche oder übereinkommende Dinge (congruentia). Reinhard läugnet zwar den Satz des Nichtzuunterscheidenden. Warum hat er aber die Beweise nicht entkräftet, die Wolf und Baumgarten davon gegeben? Er muß sie nicht gelesen haben, wenn er glaubt, die ganze Kraft ihres Beweises beruhe nur darauf, daß der Schöpfer keinen zureichenden Grund gehabt hätte, eines

von den ähnlichen Dingen hier-, das andere dorthin zu setzen. Dieses ist das schwächste unter ihren Beweisthümern.

Die Leibnizianer sind also berechtigt, sich eines Satzes, den ihr Gegner nicht widerlegt hat, zu ihrer Vertheidigung zu bedienen. Nimmt man nun den Satz des Nichtzuunterscheidenden in der allgemeinsten Bedeutung, so kann man in dem strengsten philosophischen Sinne niemals sagen, diese Ausdehnung, dieser Grad verhalte sich zu einem andern, wie 1 : 3. Denn dieses setzt zum voraus, daß ein Theil der größern Quantität der kleinern völlig gleich sei. Man kann nicht sagen, zwei Summen von Realitäten wären sich einander völlig gleich, weil die eine durch die Menge dasjenige ganz genau ersetzt, was ihr am innern Werthe fehlt. Man kann eben so wenig sagen, zwei verschiedene Ausnahmen könnten einen gleich großen Mangel verursachen. Wenn ein Ding dem andern gleich groß, oder vollkommen ähnlich seyn soll, so muß es eben dasselbe Ding seyn. — Nunmehr laufen Sie des Hrn. Reinhard Abhandlung noch einmal durch, wenn Sie Geduld übrig haben, und sagen Sie mir, ob ein einziger von seinen Einwürfen Stich hält? Was kann er ausrichten, wenn er solchen Gegnern arithmetische Gründe vorlegt, ohne zu beweisen, daß sie in der Metaphysik angewendet werden können?

25ster Brief.

Ich muß einem Einwurfe zuvorkommen, den Sie mir vielleicht machen könnten. Wenn kein genaues Verhältniß zwischen den Graden statt findet, dürften Sie einwenden: wie haben denn einige Weltweise eine Mathesin intensorum gewünscht, und Baumgarten sogar die ersten Linien dazu entworfen? Doch Sie können mir diesen Einwurf nicht machen. Das richtige Verhältniß findet sowohl in der Meßkunst der Grade, als in der Meßkunst der Ausdehnung statt, wenn man die Quantität im abgesonderten Begriffe betrachtet, und die Qualität bei Seite setzt. Daraus aber rückgängig zu schließen, daß es auch im concreten Begriffe eine völlige Gleichheit oder ein genaues

Verhältniß geben müsse, heißt, am gelindesten davon zu reden, ein entsetzlicher Sprung.

Der Herr von Leibnitz hat zwar die völlige Gleichheit niemals, so viel ich mich erinnere, mit ausdrücklichen Worten geläugnet, und dürfte Einigen scheinen, den Satz des Nichtzuunterscheidenden bloß auf die völlige Ähnlichkeit eingeschränkt zu haben. Allein Baumgarten hat unumstößlich dargethan, daß sich diese beiden Sätze nicht trennen lassen. Er beweist *), daß weder zwei unähnliche Dinge völlig gleich, noch zwei ungleiche Dinge vollkommen ähnlich gedacht werden können.

Brucker **) führt einige Stellen aus Jordani Bruni Schriften an, in welchen dieser Weltweise mit ausdrücklichen Worten behauptet, es gebe weder zwei völlig gleiche, noch zwei völlig ähnliche Dinge in der Natur. Es ist dieses keine von den Stellen, in welche man hineinlegt, was man nicht darinnen findet. Wenn Brucker anders recht anführt, so kann man sich nicht deutlicher ausdrücken, als Brunus sich hierüber ausgedrückt hat. Mich dünkt, Leibnitz müßte Brunus Schriften nicht so fleißig gelesen haben, als Einige glauben. Er würde sonst gewiß nicht vergessen haben, den Satz des Nichtzuunterscheidenden auch auf die völlige Gleichheit auszudehnen. Mit seinem übrigen System stimmt die Allgemeinheit dieses Satzes vortrefflich überein.

Die Stoiker sollen schon, wie abermals Brucker bemerkt, den Satz des Nichtzuunterscheidenden gelehrt haben. Er glaubt dieses aus folgender Stelle des Cicero zu beweisen: dicis, nihil esse idem, quod sit aliud. Stoicum est quidem, nec admodum credibile, nullum esse pilum omnibus rebus talem, qualis est alius, nullum granum. Allein, mit dieses großen Gelehrten Erlaubniß, aus dieser Stelle läßt sich nur beweisen, daß die Stoiker die völlige Congruenz zweier Dinge geläugnet. Nihil esse idem, quod sit aliud, sagt der römische Philosoph. Von der geläugneten Congruenz aber bis auf den Satz des Nichtzuunterscheidenden des Leibnitz war noch ein ziemlicher Schritt zu thun.

---

*) Metaph. §. 272. 273.

**) Hist. crit. phil. Period. III. p. 2. lib. 1. S. 404.

Eine andere Stelle im Cicero hat mich aufmerkſamer gemacht. Eine von ſeinen unterredenden Perſonen widerlegt die Meinung des Democritus, welcher unendlich viele Welten geglaubt, darunter ſich viele völlig gleich und ähnlich ſind; cui non assentior, ſagt der Römer, propter id quod dilucide docetur a politioribus physicis, singularum rerum singulas proprietates esse *). Dieſer Satz der feinern Naturkündiger, wie ſie Cicero nennt, ſcheint weiter zu gehen als auf die bloße Congruenz. Ein jedes einzelne Ding, ſagten ſie, hat ſeine einzelne Eigenſchaften; mit andern Worten: nichts kommt einem Dinge völlig auf eben die Weiſe zu, wie es einem andern Dinge zukommt. Iſt dieſes nicht der Satz des Nichtzuunterſcheidenden in der weiteſten Bedeutung, die man ihm geben kann, und die ihm noch von keinem Neuern gegeben worden? Denn daß zwei wirkliche Dinge nicht eine einzige Beſtimmung völlig gemein haben können, hat noch keiner von den Neuern behauptet, ob es ſich gleich aus ihrem Syſtem beweiſen läßt, und überhaupt ein fruchtbarer Begriff zu ſeyn ſcheint.

XI. Den 15 März 1759.

26ſter Brief.

Hier ſind zwei Abhandlungen von den Saamenthierchen, die ein Freund der Leeuwenhoekiſchen Entdeckungen, wie Sie, nicht ungeleſen laſſen wird. Die erſte iſt im Jahr 1756 zu Nürnberg gedruckt, und führt den Titel **) —. Jedoch der völlige Titel würde eine ganze Seite einnehmen. Sie enthält phyſikaliſche Beobachtungen der Saamenthierchen in einem Sendſchreiben von M. F. L. Die zweite iſt von eben demſelben Verfaſſer im Jahr 1758 zum Vorſchein gekommen, und dieſes Mal hat es ihm beliebt, ſich zu nennen. Er heißt Martin

*) Acad. Quaest. lib. IV. c. 18.

**) „Philoſophiſche Beobachtungen derer Saamenthiergens". Der Herausg.

Frobenius Ledermüller, und ist Notarius und Procurator zu Nürnberg. Man findet darin einen Versuch zu einer Rettung der Saamenthierchen, eine kurze Beschreibung der Leeuwenhoekischen Mikroskope, und einen Entwurf zu einer Geschichte des Sonnenmikroskops. Sie werden über die Unannehmlichkeit des Vortrags desto leichter hinwegsehen, da man in dergleichen Abhandlungen mehr auf die Sache als auf den Vortrag zu sehen gewohnt ist. Durch die Erfindung und Verbesserung der optischen Werkzeuge hat man in den neuern Zeiten der geheimnißvollen Natur so manches Geständniß abgezwungen. Von der einen Seite hat man durch vortreffliche Ferngläser die entlegensten Weltkörper gleichsam heruntergezogen, und die Schöpfung im Großen bewundern gelernt; von der andern Seite ist es uns gelungen, die allerkleinsten Räume durch die Kunst zu vergrößern, und neue Welten im Unendlich-Kleinen zu entdecken. Da es unmöglich war, den Bezirk unserer sinnlichen Empfindungen zu erweitern, so hat man die Gegenstände in die Gränzen der Sinne hineingetragen, welche die Natur weit über dieselbe hinaus gesetzt hatte. Was von den Alten durch den kühnsten Flug des Genies nur gemuthmaßt werden konnte, was ihre eingeschränkten Köpfe niemals eingestehen wollten: daß nämlich die Natur im Allerkleinsten so wie im Allergrößten voller Ordnung, Vollkommenheit und Organisation sei; das haben die Neuern den Sinnen gleichsam unmittelbar dargestellt. Wer nunmehr zweifelt, der braucht nur die Augen aufzuthun; und wer hartnäckig seyn will, muß weder dem Verstande noch den Sinnen trauen.

Die scharfsichtigen Weltweisen unter den Alten hatten die rauhe und unorganische Materie schon längst aus der Natur verbannt. Wenn man die Herrlichkeit der Schöpfung zwischen den Gränzen unserer Empfindungen einzäunen will, so muß man albern genug seyn, die Allmacht mit dem Maaßstabe unserer Sinne ausmessen zu wollen. Plato und Hippokrates haben sogar schon von den Saamenthierchen geredet. Allein sie haben sie nur gleichsam geweissagt. In dem vorigen Jahrhunderte sind sie von Ludw. von Hammen durch die Vergrößerungsgläser entdeckt, von Leeuwenhoek, Hartsoeker und Andern sorgfältig beobachtet, mit allen Umständen beschrieben, und beinahe außer Zweifel gesetzt worden. Sie fanden zwar immer noch einigen Widerspruch; allein die Einwürfe, die dawider gemacht

wurden, waren von keiner sonderlichen Erheblichkeit *). Buffon war der Einzige, der wichtige Zweifel dawider zu erregen schien.

Dieser sinnreiche Naturforscher will beobachtet haben, daß die Leeuwenhoekischen Saamenthierchen nichts als Kügelchen wären, die sich vielleicht maschinenmäßig und ohne thierisches Leben in der flüssigen Materie bewegen können. Die Schwänzchen, mit welchen sie Leeuwenhoek, Wolf und Andern im Flüssigen wie fortzurudern schienen, waren zufolge seiner Beobachtungen nichts als zähe Faden, die sich den Kügelchen anhängen, indem sich diese von der klebrigen Materie losreißen, aus welcher sie hervorkommen. Diese Faden, sagt er, hat Leeuwenhoek für Schwänze der Thiere gehalten, die sie lebhaft hin und her bewegen. Sie sind aber nichts als angehängte Theile, die den leblosen Kügelchen in ihren maschinenmäßigen Bewegungen eine Zeit lang folgen. Nach und nach werden sie dünner, und endlich schwimmen die Kügelchen frei herum, und die Faden verschwinden. Das seltsame System, das Hr. Buffon auf diese und andere Beobachtungen gründet, ist bekannt, und bestätigt die gemeine Anmerkung, daß es schwerer sei, zu bauen, als niederzureißen.

Man setzte zwar gleich Anfangs einiges Mißtrauen in die Buffon'schen Beobachtungen. Es schien fast unglaublich, daß alle die großen Naturforscher, die den Saamenthierchen willkührliche Bewegung und angewachsene Schwänze zuschreiben, nicht recht gesehen haben sollten. Man widersprach dem französischen Naturkundigen vielfältig; und Needham selbst, auf den er sich so oft beruft, schien mit seinen Behauptungen nicht völlig zufrieden zu seyn. Niemand aber hat, so viel ich weiß, so deutlich gezeigt, worin Hr. Buffon geirrt haben mag, als Hr. Ledermüller. Er beweist aus desselben eigenen Schriften, daß er sich weder des rechten Vergrößerungsglases bedient, noch den Gegenstand gehörig beobachtet habe.

Buffon hat sich, in der Vignette vor dem 2ten Theile seiner allgemeinen und besondern Naturgeschichte, vor einem zusammengesetzten Vergrößerungsglase stechen lassen, in welchem man

*) S. Haller's Anm. über Boerhave's Vorles. §. 657. Not. L.

die Gegenſtände von oben herunter ſieht; und er giebt dieſem Inſtrument den Vorzug vor den einfachen und zuſammengeſetzten Mikroſkopen, in welchen man die Gegenſtände waagerecht und gegen das Licht erblickt. Mit einem ſolchen Glaſe, wie des Hrn. Buffon, hat auch Ledermüller nicht mehr als Buffon ſehen können. Er fand Kügelchen oder Körner, die herumſchwammen, und konnte keine Schwänze entdecken. Er bemerkte aber auch die Art von Bewegungen nicht, die Buffon ſeinen Kügelchen zuſchreibt. Er ſahe keine Faden, und keine Bemühung der Kügelchen, ſich von der äſtigen und klebrigen Materie loszureißen.

Er nahm ein Cuffiſches Gläschen, das im Durchmeſſer über 180 mal mehr vergrößerte, als das Buffon'ſche, und in die Röhre des Buffon'ſchen Inſtruments gar nicht geſchraubt werden konnte. Er bediente ſich eben deſſelben Inſtruments, das Hr. Buffon verwirft, in welchem man nämlich die Gegenſtände von der Seite und gegen das Licht erblickt. Er zeigt, wie er die Unbequemlichkeit verhütet, die der franzöſiſche Beobachter beſorgt hat; und jetzt ſah er die Saamenthierchen gar deutlich, zwar nicht ſo groß als die Leeuwenhoekiſchen, aber doch weit größer, als ſie Buffon vorgeſtellt hat. Sie hatten nicht nöthig, ſich erſt von der zähen Materie, wie Buffon vorgiebt, loszureißen; denn ſie waren ſchon völlig gebildet, und mit beweglichen Schwänzen verſehen, ſobald er den erſten Blick in das Glas richtete. Sie bewegten ſolche ſehr lebhaft nach allen Seiten, gleich den jungen Fröſchen, welche erſt aus dem Laich hervorgekrochen ſind. Ja er erkannte den Unterſchied der angehängten Faden von den angewachſenen Schwänzen gar deutlich; denn die letztern waren mit dem Körper gleich durchſichtig, und der Augenſchein zeigte ihm, daß ſie zu den Körperchen gehörten, und weder angeklebt noch angeheftet waren.

Zur Probe, ob man ein vollkommenes Mikroſkop beſitze, ſchlägt Hr. Ledermüller einige Subtilitäten vor, die er mit den ſeinigen geſehn und Andern gezeigt hat. Die erſte betrifft die Aale und Schlänglein im Buchbinderkleiſter und Eſſig. Er glaubt, Buffon würde ſie unter ſeinem Vergrößerungsglaſe bei weitem nicht ſo groß, als er ſie vorſtellt, erblicken, und das Experiment gar nicht anſtellen können, das Hr. Ledermüller wirklich gemacht hat. Denn er hat eines von dieſen kleinen Schlänglein

zerſchnitten, und durch ſein Vergrößerungsglas wahrgenommen, daß drei lebendige junge Schlänglein, und 12 Eierchen oder Embryonen herausgefallen ſind, die er aufrichtig und ohne alle Vergrößerung hat in Kupfer bringen laſſen. Er nennt auch die Freunde, denen er ſolche im Mikroſkop gezeigt.

Allein Hr. Buffon hat dieſes Experiment wohl gekannt. Er beſchreibt ſolches ſehr deutlich, hält aber die Schlänglein für keine wirkliche Thierchen, ſondern, wie die Saamenthierchen, bloß für organiſche Theile, die ſich vermöge ihrer Structur fortbewegen. In dem 2ten Theile ſeiner Naturgeſchichte am Ende des 9. Cap. lieſt man folgende Stelle: „Die Älchen, die ſich „im Kleiſter bilden, entſtehen ebenfalls aus der Vereinigung der „organiſchen Theilchen, von dem weſentlichen Theile des Korns. „Die erſten Älchen, die zum Vorſchein kommen, ſind gewiß „nicht von andern erzeugt, und gleichwohl erzeugen ſie andere „Älchen. Man kann ſehen, wie kleine Älchen, und in ſehr „großer Menge, aus ihnen herausgehen, wenn man ſie mit „der Spitze einer Lanzette zerſchneidet. Es ſcheint, als wäre des „Thieres Körper nur eine Scheide oder ein Sack, der eine „Menge anderer kleiner Thierchen enthält, welche vielleicht wieder „Scheiden von eben der Art ſind, in denen ſich nach dem „Maaße, daß ſie größer werden, die organiſche Materie zuſammenſetzt und die Aalgeſtalt annimmt".

Man ſieht alſo, daß Buffon die Älchen von der zweiten Linie wohl bemerkt habe. So groß und ſo deutlich muß er ſie aber nicht geſehen haben, als ſie Ledermüller abbildet; ſonſt hätte er ihnen unmöglich das thieriſche Leben abſprechen können. Die Schwierigkeit, woher die erſten Älchen, die zum Vorſcheine kommen, erzeugt worden, da es doch lebendiggebärende Thierchen ſind, iſt ſo leicht nicht zu beantworten. Sie iſt ſchon von einem Engländer erregt worden, welcher dergleichen lebendiggebärende Älchen im Sauerteige wahrgenommen *). Vielleicht ſind ſie Ovipara zugleich, und die Eierchen fallen aus der Luft in die gährende Materie; vielleicht auch können die Thierchen

*) S. die Philosophical Transactions S. 178. Nr. 13. Art. oder Hamb. Mag. 2ten Bandes 2tes Stück

selbst in der Luft herumschweben, und sich da niederlassen, wo sie Nahrung finden. Doch dieses sind Muthmaßungen!

27ster Brief.

Sobald die Feuchtigkeit dick zu werden und zu vertrocknen anfing, bemerkte Hr. Ledermüller diejenige Bewegung, welche Buffon den Thierchen zuschreibt; denn die Thierchen bemühten sich, von der klebrigen Materie loszukommen, an welche sich die Schwänze angehängt hatten. Er verdünnte die zähe Materie wieder mit etwas lauem Wasser; und seine Thierchen fingen an, sich wieder so lebhaft zu regen als vorhin.

Er mochte aber sein Sperma noch so warm halten, so zeigten sich ihm dennoch die lebendigen Creaturen nicht länger als zwei Stunden, mehr oder weniger. Nach der Zeit begannen die leblosen Kügelchen Buffon's, mit ihren angehängten Faden zum Vorschein zu kommen. Sie waren aber von den geschwänzten Thierchen sowohl der Gestalt als der Bewegung nach gar leicht zu unterscheiden. Gleichwohl sagt Hr. Buffon, er habe seine Beobachtungen nach 12 und 24 Stunden, ja nach drei ganzen Tagen, immer noch angestellt. Was konnte er zu einer solchen Zeit mit den besten Gläsern anders sehen, als todte Körner und Kügelchen, die von der klebrigen und ästigen Materie sich losrissen, dergleichen man auch im Geblüte wahrnimmt? Der Verf. führt aus den Ephemeridibus eine merkwürdige Abbildung des ästigen Blutes an, die mit dem Buffon'schen ästigen Saamen eine große Ähnlichkeit hat. Mich wundert nun nicht mehr, daß Hr. Buffon seine Kügelchen auch in derjenigen Materie, die er den weiblichen Saamen nennt, wahrgenommen hat.

Leeuwenhoek wäre also wider die stärksten Einwürfe des Hrn. Buffon gerettet. Jedoch noch eine einzige Beschuldigung muß von ihm abgelehnt werden. Dieser Naturforscher hat seine Saamenthierchen gar zu groß gezeichnet. Sie zeigen sich durch die besten englischen Gläser so groß nicht; und man hat Ursache, mit dem Hrn. Buffon wenigstens zu zweifeln,

ob Leeuwenhoek zu ſeinen Beobachtungen die beſten Gläſer gehabt habe.

Herr Ledermüller ſucht ſeinen Leeuwenhoek auch hierin zu rechtfertigen. In dem Sonnenmikroſkop, deſſen Buffon, man weiß nicht warum, gar nicht gedenkt, zeigen ſich die Thierchen in eben der Größe, wie ſie Leeuwenhoek vorſtellt; und obgleich das Sonnenmikroſkop gemeiniglich für eine ſpätere Erfindung gehalten wird, ſo ſcheint es doch unſerm Verf. gar nicht unmöglich, daß Leeuwenhoek eine Art von einem ſolchen Inſtrument beſeſſen, mit welchem er mehr geſehen, als Buffon mit den gemeinen Vergrößerungsgläſern hat ſehen können. Dieſer Vermuthung ſucht er in dem, der zweiten Abhandlung angehängten Verſuch einer Beſchreibung des Sonnenmikroſkops und deſſen Urſprungs wahrſcheinlich zu machen; allein mit allzu ſchwachen Gründen. Glauben Sie, daß folgender Schluß die Sache entſcheide? Hr. Cuff verfertigt die vortrefflichſten Sonnenmikroſkope in London; dieſer bekennt frei, er habe im Jahr 1740 vom Hrn. Dr. Lieberkühn das erſte zu Geſichte bekommen. Hr. Dr. Lieberkühn kam damals aus Holland nach England; alſo hat Lieberkühn das Sonnenmikroſkop aus Holland mitgebracht, und Leeuwenhoek, der ein Holländer war, muß eines beſeſſen haben. Soll man dieſes ſo geringen Grundes wegen die Erfindung des Sonnenmikroſkops um eine ſo merkliche Zeit zurückſetzen? Es iſt wahr, die Zauberlaterne iſt ſeit mehr als hundert Jahren bekannt, und das Sonnenmikroſkop iſt der Zauberlaterne ſo verwandt, daß man von dieſer auf jenes nur einen ſehr kleinen Schritt zu thun hatte; allein die Wahrheiten, zu welchen man den kleinſten Schritt zu thun hat, bleiben öfters am längſten unentdeckt.

28ſter Brief.

Die zweite Abhandlung des Hrn. Ledermüllers enthält nichts merkwürdiges. Der Verf. erzählt, was ſeit Leeuwenhoek's Zeiten einer und der andere Schriftſteller von Saamenthierchen gehalten; bei welcher Gelegenheit ſo manche Wiederholung,

manches nichtsbedeutende Urtheil, einige schlechte Einwürfe, und vielleicht noch schlechtere Beantwortungen vorkommen. Die Gründe für und wider das Leben und die Fruchtbarkeit der Saamenthierchen sind von dem Herrn von Haller weit gründlicher auseinandergesetzt worden. Hr. Ledermüller scheint in seinem „Versuch zu einer Rechtfertigung der Saamenthierchen" nur die Stimmen sammeln zu wollen.

Eine einzige wichtige Stelle führt er dennoch an, die vielleicht mehr entscheidet, als alles, was jemals zum Behuf der Lehre von den Saamenthierchen ist gesagt worden. Ich meine das Schreiben des sel. Hrn. Lieberkühn an den Hrn. Professor Hamberger, das der Letztere in seiner Physiologie eingeschaltet hat. Je weniger Schriften die gelehrte Welt von einem Lieberkühn aufzuweisen hat, desto kostbarer muß den Liebhabern der Wahrheit jede Zeile seyn, die man von demselben aufbehalten; und gegenwärtiger Brief ist von der Beschaffenheit, daß man ex ungue leonem erkennt. Man sieht mit Verwunderung, wie viel ein Genie vermag, wenn es mit Geduld und Geschicklichkeit in den Handgriffen in einem Subject zusammenkommt.

Ich schweige von den vortrefflichen anatomischen und physiologischen Ideen, die dieser große Naturforscher in besagtem Schreiben äußert, und mit der Unachtsamkeit eines Mannes, der zu viel vermag, gleichsam verschwendet. Die Wissenschaften sind gedoppelt zu bedauern, wenn diese großen Anschläge mit ihm gestorben sind; wenn es ihm seit der Zeit, da er diesen Brief geschrieben, an Lust oder an Gelegenheit gefehlt hat, dieselben ins Werk zu richten.

(Der Beschluß folgt.)

XII. Den 22 März 1759.

Beschluß des 28sten Briefes.

Die Beobachtung der Saamenthierchen aber, die er in eben demselben Sendschreiben seinem vormaligen Lehrmeister mittheilt, kann ich bei dieser Gelegenheit unmöglich übergehen. Sie sind außerordentlich und entscheidend genug, dem verjährten Streit der Weltweisen wegen der Erzeugung der Thiere auf einmal ein Ende zu machen, wenn sie von andern Naturforschern bestätigt werden sollten. Man zweifelt, ob in dem Saamen Thierchen sind, ob diese Thierchen zur Zeugung der Frucht unmittelbar dienen, oder nur eine Nebenverrichtung dabei haben, wie der Herr von Maupertuis in der Physik der Venus behauptet; und wenn die Thierchen unmittelbar zur Befruchtung dienen, so zweifelt man noch, ob die Frucht aus einem einzigen Thiere entsteht oder aus vielen zusammengesetzt wird? Wenn das richtig ist, was Hr. Lieberkühn gesehen haben will, so ist alles entschieden. Er hat ein Saamenthierchen gleichsam auf der That ertappt, eben da es im Begriff war, sich in die Frucht zu verwandeln.

Er bekam ein Eichen oder eine sehr kleine menschliche Frucht, die man mit dem weggehenden Blute in einer Theeschale aufgefangen hatte. Nachdem er die feinen Fäserchen, die wie die Placenta aussahen, mit dem allersubtilsten Zänglein einzeln ausgerauft, und ein dünnes Häutchen, das die Frucht umgab, durch die Kunst geöffnet; entdeckte er statt der Frucht, die er suchte, die Gestalt eines ordentlichen Saamenthierchens mit zwei anhangenden Körperchen, welche er für die Herzkammern halten zu müssen glaubte. Diese anhangenden Körperchen, sagt Lieberkühn, habe er auch sonst an den Saamenthierchen wahrgenommen, obgleich nur mit den besten Gläsern, in einer gewissen Lage, und mit Mühe und Aufmerksamkeit. Hat es nun mit dieser Ähnlichkeit der Frucht mit den Saamenthierchen seine Richtigkeit, so ist gar nicht zu zweifeln, daß die Saamenthierchen die Grundbildung des Menschen enthalten.

Es gelang unserm Naturforscher, sich von dieser Ähnlichkeit zu überzeugen. In einer trächtigen Hündinn fand er eine Frucht, die der vorhin angeführten menschlichen ähnlich war. Was aber dort wie das Schwänzchen eines Saamenthierchens aussah, hatte sich hier in den Rückgrat verwandelt. Die Wirbelbeine und die Seiten-Fortsätze waren durch ein mittelmäßiges Glas zu erkennen; die spitzigen Fortsätze aber waren noch nicht gebildet. An den mit Blut gefüllten Körperchen zeigte sich die Aorta. Was konnten sie selbst also anders seyn, als die Herzkammern? Hieraus schloß Lieberkühn nicht nur mit mehrerer Gewißheit, daß die Frucht wirklich aus einem Saamenthierchen entspringe; sondern er gerieth auf eine neue Wahrheit, daß nämlich das Schwänzchen des Saamenthierchens zum Rückgrat werde. Diesen Gedanken erinnere ich mich auch schon in Haller's Anmerkungen über die Boerhavischen Vorlesungen angetroffen zu haben. Allein Lieberkühn hat diese Hypothese fast in einen Erfahrungssatz verwandelt.

Er legte die Hypothese zum Grunde: „das Schwänzchen „des Saamenwürmleins wird zum Rückgrade des künftigen „Thiers". Aus dieser zog er Folgerungen, und verglich sie mit der Erfahrung; wenn Sie ihm anders glauben wollen, daß er erst geschlossen und hernach Erfahrungen angestellt habe. Wenigstens haben wir keinen Grund, seine Aufrichtigkeit hierin in Zweifel zu ziehen; und ich glaube, Hr. Lieberkühn habe wenig Muße gehabt, verlorne Versuche anzustellen. Er schloß also folgendergestalt: Die Fische müssen nach dieser Voraussetzung an ihren Saamenthierchen lange, aber schwer zu erkennende Schwänze haben; denn sie haben viele Wirbelbeine, aber ihre Knochen sind durchsichtig. — Die Frösche und die Schnecken müssen Saamenthierchen ohne Schwänze haben, denn sie haben keine Wirbelbeine. — An den Thierchen der Schildkröten muß etwas besonderes zu sehen seyn. Denn weil sie das Schild statt des Rückgrats haben, so müssen ihre Saamenthierchen hinten dick, unbeweglich, und mit keinen Schwänzen versehen seyn. Da sie aber vorn einen Hals mit einem kleinen Kopf haben, der beweglich ist, so müssen die Saamenthierchen derselben vorn so etwas wie ein Schwänzchen haben, sich damit bewegen, und also mit dem, was sonst das Köpfchen zu seyn pflegt, hinten nach-, mit dem Schwanze aber voranrücken; denn sonst müßte sich das Thier wirklich rückwärts bewegen.

Alle diese kühnen Vermuthungen trafen ein. Man liest mit so viel Erstaunen als Vergnügen, wie genau Lieberkühn die Erfahrung mit seinen vorher gemachten Schlüssen hat übereinstimmen sehen. Die Natur scheint sich gleichsam nach den Einfällen ihres Lieblings bequemt zu haben.

Ein jeder Liebhaber der Wahrheit muß diese Beobachtungen von einem geschickten Naturforscher wiederholt zu sehen wünschen. Wenn man sie bewährt fände, so würde es um manche gekünstelte Lehrgebäude von der Erzeugung gethan seyn, die bisher Aufsehen gemacht haben. Die „innerlichen Formen" des Buffon, die „plastischen Maschinchen", das „Mengsel vom männlichen und weiblichen Saamen", und tausend andere wohlausgesonnene Kunstwörter, die man für Lehrbegriffe gehalten hat, würden der einfältigen und ungekünstelten Wahrheit Platz machen müssen.

29ster Brief.

Sie finden den aus dem Cicero angeführten Satz zwar nicht ungereimt: singularum rerum singulas proprietates esse, oder wie ich ihn mit andern Worten ausgedrückt: nichts kommt einem Dinge völlig so zu, wie es einem andern Dinge zukommt. Sie möchten ihn aber nicht gern für die Langeweile annehmen. Die Erfahrung scheint für ihn die Gewähr zu leisten; allein Sie fordern Beweise, dadurch die Allgemeinheit eines Grundsatzes außer Zweifel gesetzt werden muß. Vielleicht kann ich Sie befriedigen! Ich muß mich aber vorerst erklären, wie ich diesen Satz verstehe. Man läugnet, wie mich dünkt, keinesweges, daß eben dieselbe beständige oder veränderliche Eigenschaft verschiedenen Dingen zukommen kann; man ist nicht in Abrede, daß der abgezogene Begriff des Geschlechts in allen darunter enthaltenen Arten, so wie der abgezogene Begriff einer Art in allen einzelnen Dingen anzutreffen sei, die sie in sich begreift. Man behauptet aber, daß dieser abgezogene Begriff des Geschlechts in verschiedenen Arten verschiedene Bestimmungen und Einschränkungen erhalte, dergestalt daß er einer Art nicht völlig so zukommen könne, wie einer andern; und dieses gilt auch von

den Bestimmungen, welche die Art ausmachen, in Ansehung der einzelnen Dinge: dergestalt, daß keine einzige Bestimmung zweien Dingen auf eine völlig ähnliche Weise zukomme. Wenn Cicero die angeführten Worte nicht so verstanden, so hätte er sie meines Bedünkens doch so verstehen sollen.

Die Wahrheit dieser Behauptung zu beweisen, bediene ich mich des Baumgarten'schen Grundsatzes, daß „nichts in der Welt ohne Folgen sei" *). So wenig ein Ding ohne zureichenden Grund ist, daraus sich alles verständlich erklären läßt, was dem Dinge zukommt; eben so wenig ist etwas so unfruchtbar, daraus nichts folgen, dadurch sich nichts sollte erklären lassen. Ich setze diesen Grundsatz als bewiesen zum voraus.

Nun sei a diejenige Bestimmung, die zwei Dingen, b und c, auf eine völlig ähnliche Weise zukommen soll. Sie wird also in b mit den übrigen Bestimmungen d, e, f u. s. w.; in c aber mit den Bestimmungen g, h, i u. s. w. verbunden seyn. Die Verschiedenheit der übrigen Bestimmungen, mit welchen die Bestimmung a in verschiedenen Vorwürfen, b und c, verbunden ist, kann in Ansehung dieses a selbst nicht ohne alle Folgen seyn. Daher muß a in dem Vorwurfe b andere Einschränkungen und Abänderungen leiden als in dem Vorwurfe c, und folglich beiden nicht völlig auf eben die Weise zukommen. Aus dem angenommenen Satze also, daß etwas zwei Dingen auf eine völlig ähnliche Weise zukommen könne, sind wir durch eine bündige Schlußfolge auf den entgegenstehenden Satz gekommen, daß nämlich nichts einem Dinge so zukommen könne, wie es einem andern Dinge zukommt; und also wäre mein Satz erwiesen.

Damit Sie aber auch an der Fruchtbarkeit dieses Grundsatzes nicht zweifeln; so will ich Ihnen einige Folgerungen hersetzen, die sich aus dem Satze des Nichtzuunterscheidenden, wie er in den Schulen gelehrt wird, nicht ohne Umschweif beweisen lassen, aus diesem weit allgemeinern Grundsatze aber gleichsam von selbst fließen. Diese sind:

1) keine Eigenschaft kann mehr als einer einzigen Selbstständigkeit im höchsten Grade zukommen;

---

*) Nihil est sine rationato. Baumg. Metaph. §. 23.

2) einem zuſammengeſetzten Weſen kann nicht eine einzige Beſtimmung im höchſten Grade zugeſchrieben werden;

3) ein Weſen, dem eine einzige Eigenſchaft im höchſten Grade zukommt, muß auch alle übrige Eigenſchaften im höchſten Grade beſitzen, und folglich unveränderlich ſeyn;

4) es giebt ſo wenig vollkommen harte und elaſtiſche, als vollkommen dichte und lockere Körper in der Natur; denn auch die Eigenſchaften, die Phänomena ſind, können dem Körper nicht im höchſten Grade zukommen.

Alle dieſe wichtigen Sätze ergeben ſich von ſelbſt, wenn wir den Satz des Nichtzuunterſcheidenden auf alle mögliche Accidentien ausdehnen, die einem Weſen zukommen können. Die Beweiſe davon belieben Sie ſelbſt in ſchulgerechte Form zu bringen.

Aus dem zweiten Theil.

XVI. Den 19 April 1759.

34ſter Brief.

Kennen Sie einen deutſchen Profeſſor, der Leibnitz des Hylozoismi *) beſchuldigt und beim Gliſſonius das ganze Leibnitziſche Syſtem zu finden geglaubt hat? Hier iſt eine kleine Diſſertation, die im Jahr 1758 zu Gröningen herausgekommen, in welcher die Sache unſres großen Leibnitz gründlich vertheidigt wird. Sie führt den Titel: Friderici Adami Widderi A. L. M. Phil. Dr. et Prael. Publ. Dissertatio philosophica

*) Ein Lehrgebäude, nach welchem man der Materie ein Leben zuſchreibt; von ὕλη die Materie, und ζωή das Leben.

de Hylozoismo et Leibnitianismo. Die philoſophiſchen Kunſtrichter pflegen zwar ſehr oft Lehrmeinungen verſchiedener Weltweiſen zuſammenzureimen, die in der That kaum einige allgemeine Grundſätze mit einander gemein haben. Sie kennen die Syſteme der Weltweiſen, ſo wie unſere politiſchen Geſchichtsſchreiber die Geheimniſſe der Cabinette, nur von der äußern Seite, und wie ſie ihnen in öffentlichen Blättern vorgeſtellt werden. Sie urtheilen aber deſto zuverſichtlicher, je weniger ſie wiſſen; und da ihnen die Redensarten und Formeln eines jeden Syſtems geläufig ſind, ſo können ſie mit leichter Mühe in den Meinungen der Weltweiſen Ähnlichkeiten finden, wo keine ſind. Vielleicht ſind aber ſo verſchiedene Lehrgebäude als des Gliſſonius und des Leibnitz ſelten für eins gehalten worden. Was muß der für einen Begriff von Leibnitzens Syſtem haben, der ihn für einen Hylozoiten hält?

Leibnitz, der da behauptet, die Materie ſei keine wirkliche Subſtanz, ſondern nur eine ſelbſtſtändige Erſcheinung; er, der zu den einfachen Dingen ſeine Zuflucht nehmen muß, weil er die Eigenſchaften der trägen Materie nicht für die Quelle der Bewegung halten kann; — der kann doch wohl unmöglich dieſer trägen, und nach ſeinem Syſtem bloß leidenden Materie ein Leben zugeſchrieben haben? Daß aber Gliſſonius die Materie wirklich für belebt gehalten, zeigt der bloße Titel ſeines philoſophiſchen Tractats *). Ich will Ihnen die kurze Parallele zwiſchen dem Leibnitziſchen und Gliſſonius'ſchen Lehrgebäude herſetzen, mit welcher Hr. Widder ſeine Diſſertation beſchließt. Entgegengeſetzter können ſich kaum zwei philoſophiſche Lehrgebäude ſeyn!

Gliſſonius.

„Ich nehme keine einfache Subſtanzen an, aus welchen „die Körper beſtehen ſollten; und halte vielmehr die Materie „ſelbſt für eine Subſtanz, und ihre Natur für ein gewiſſes be„lebtes Principium, das ſowohl den geiſtigen als materiellen

*) Tract. de natura substantiae energetica, s. de vita naturae, ejusque tribus primis facultatibus, perceptiva, appetitiva, & motiva. Lond. 1672. 4°.

„Subſtanzen zukommt. Dieſer erzeugenden und mit Leben be„gabten Natur eigne ich eine ſolche Kraft zu, daß ſie nicht nur „von allem, was geſchehen ſoll, und wie es am füglichſten ins „Werk zu richten, eine genaue Kenntniß hat, ſondern ſogar in „den Thieren den Leib und die Sinne bauet. Indeſſen iſt dieſe „Natur keinen mechaniſchen Geſetzen unterworfen, ſondern die „Materie wirkt alles durch ihr innerliches Leben; ſie iſt ſich ih„rer ſelbſt bewußt, ordnet, unternimmt und vollzieht alles mit „Vernunft. Alle Bewegungen alſo, die wir in den Körpern „wahrnehmen, ſind Wirkungen und Anzeigen dieſes in der Ma„terie verborgenen Lebens".

Leibnitz.

„Ich halte die Materie, oder dasjenige, was in dem kör„perlichen Weſen ausgedehnt und träge iſt, für keine Subſtanz. „Ich behaupte, ſie ſei bloß eine Erſcheinung, deren zureichender „Grund in den einfachen Subſtanzen zu ſuchen iſt, die nach ei„nem gewiſſen Geſetze mit einander verknüpft ſind, einen Körper „auszumachen. Ich lege aber allen Subſtanzen, die zuſam„mengeſetzten nicht ausgenommen, eine Wirkungskraft bei, von „welcher alle Veränderungen, die natürlicher Weiſe mit ihnen „vorgehen, hergeleitet werden müſſen; aber nicht wie Einige, „die Gott unmittelbar alles verrichten laſſen; auch nicht wie die„jenigen, die zu erzeugenden und belebten Naturen ihre Zu„flucht nehmen, um die Erſcheinungen in der Natur zu erklä„ren. Dieſes ſind Hirngeburten der Weltweiſen, die mehr „träumen als philoſophiren. Die Bewegungskraft, die ich allen „Körpern zuſchreibe, hat weder Leben noch Bewußtſeyn, ſon„dern iſt gewiſſen mechaniſchen Geſetzen unterworfen, nach wel„chen ſie ihre Wirkungen ausübt, ſobald ihr durch einen Stoß „die Gelegenheit dazu gegeben wird".

Vielleicht hat der Tadler Leibnitzens die dunkeln Vorſtellungen, die dieſer Weltweiſe den einfachen und wahren Subſtanzen beilegt, für das Leben der Materie genommen. Allein wußte er denn nicht, daß nach Leibnitzens Syſtem den Kräften der einfachen Subſtanz weder Bewußtſeyn noch Vernunft zukommt? ja daß ſie eigentlich keine Bewegungen wirken, ſondern in andern einfachen Subſtanzen ſolche Veränderungen hervorbringen, daraus im Zuſammengeſetzten eine Erſcheinung erfolgt, die wir

Bewegung nennen? Muß man also nicht alle Begriffe umkehren, wenn man die einfachen Substanzen Materie und ihre Kräfte Leben nennen will?

So gründlich aber Hr. Widder zeigt, wie verschieden die Systeme sind, die man für einerlei hat halten wollen; so ist er dennoch an einem andern Orte in einen ähnlichen Fehler verfallen. Er behauptet *), Spinoza habe seine vornehmsten Lehren Strato dem Lampsacener zu danken; da doch Strato und Spinoza vielleicht eben so verschiedener Meinung gewesen, als Gliffonius und Leibnitz. Alles, was wir von dem System des Strato wissen, besteht in folgenden vier Sätzen, die uns Cicero und Plutarch aufbehalten haben **):

1) In der Natur befindet sich die völlige göttliche Kraft, welche Dinge erzeugt, vermehrt und vermindert, aber nichts empfindet.

2) Eine Welt zu verfertigen, hat man keine Wirkungen der Götter vonnöthen; die Natur kann alles verrichtet haben, was nur vorhanden ist. Nicht daß die Dinge aus rauhen und glatten, mit einfachen oder doppelten Spitzen versehenen Körperchen, die im Unendlich-Leeren herumschwimmen, entstanden wären; dieses waren seiner Meinung nach Träume des Democritus, die er für die Langeweile angenommen; sondern

3) Alles was geschieht, geschieht durch Gewicht und Bewegung.

4) Die Welt ist kein Thier, sondern das Natürliche folgt auf dasjenige, was zufälliger Weise oder von ungefähr geschieht. Der Anfang nämlich war eine zufällige Bewegung, die Eigenschaften der natürlichen Dinge aber haben sie fortgesetzt.

So viel man aus diesen wenigen Sätzen schließen kann, muß Strato ungefähr dieses System gehabt haben. Er hielt nämlich die Materie für ewig, und glaubte, es herrsche kein Geist in der Natur, der sie regiere; sondern eine göttliche Kraft ohne Empfindung sei in derselben anzutreffen, die vermittelst des Gewichts und der Bewegung alle Veränderungen in der Welt

*) S. III. c. 1. §. 5.

**) Vid. Brucker, Hist. crit. phil. Tom. I. p. 846.

hervorbringt. Dieſe Bewegung ſei nicht ſo ewig als die Materie; ſondern nachdem ſie einſt von ungefähr oder von ſelbſt entſtanden, werde ſie nunmehr durch die Eigenſchaften der Dinge fortgeſetzt und unterhalten.

Sagen Sie mir doch, was hat alſo Strato mit einem Weltweiſen gemein, welcher glaubt, es exiſtire nicht mehr als eine einzige Subſtanz, die eine unendliche Ausdehnung und eine unendliche Denkungskraft hat, und alle Körper wären Modificationen dieſer allgemeinen Ausdehnung, ſo wie die Seelen der allgemeinen Denkungskraft? Hierin liegt der Grund des Spinoziſtiſchen Lehrgebäudes. Wo lehrte Spinoza aber, daß die Materie eine göttliche Kraft ohne Empfindung habe? Wo hat Spinoza je daran gedacht, alles durch Gewicht und Bewegung erklären zu wollen? Hielt er nicht vielmehr die Ausdehnung und die Gedanken, ſo wie Des Cartes, für Dinge von ganz verſchiedener Natur? Iſt es nicht eine von ſeinen Hauptlehren, daß man die Modificationen der Gedanken nicht durch Gewicht und Bewegung erklären könne? Hat Spinoza der Bewegung einen Anfang zugeſchrieben, und zwar einen Anfang von ungefähr? Muß nicht vielmehr ſeiner Meinung nach ſowohl die Bewegung, als die Materie nothwendig ſeyn? Man kann hieran unmöglich zweifeln, wenn man nur ein wenig mit Spinoza's Irrthümern bekannt iſt. Das Einzige, worin dieſer Weltweiſe mit dem Strato vielleicht übereinſtimmen möchte, iſt, daß ſie beide dem höchſten Weſen die Freiheit des Willens abſprechen; aber auch dieſes nur vielleicht; denn Brucker bemerkt mit Recht, daß aus allen Überbleibſeln des Stratoniſchen Syſtems mit keiner Gewißheit erhelle, was er von Gott gehalten habe. Den Einfluß deſſelben in die materielle Welt mag er allenfalls geläugnet haben. Dieſes aber hat er weniger mit Spinoza, als mit vielen andern irrigen Weltweiſen gemein.

Was Sie am meiſten befremden wird, iſt die Art und Weiſe, auf welche Hr. Widder dem Spinoza mitfährt. Welche bittere Beſchuldigungen! „Sed hominem (Spinozam) quoque Atheorum fontibus hortulos irrigasse suos, Deumque, licet nullum prorsus agnosceret coleretque a mundo distinctum, ideo tantum in Ethica sua diligenter admodum nominasse, ut omnem amoveret invidiam, turpitudinemque disciplinae suae tegeret facilius et dissimularet". Iſt dieſe Liebloſigkeit einem Weltweiſen anſtändig? Muß denn Spinoza, weil

er geirrt hat, auch nothwendig boshafte und schändliche Absichten gehabt haben? Lehrt uns nicht vielmehr die Erfahrung, daß sowohl Irrthum ohne Bosheit, als Bosheit ohne Irrthum seyn könne?

XVII. Den 26 April 1759.

35ster Brief.

Ich bin eben so neugierig als Sie auf die deutsche Übersetzung der Mischna, die der Herr Capellan Rabe *) hat ankündigen lassen; aber aus einem ganz andern Grunde. Ich erwarte etwas ganz anderes, als Sie zu erwarten scheinen. Wir wollen sehen, wessen Vermuthung eintreffen wird.

Sie beurtheilen dieses Werk nach dem gemeinen Begriffe, den wir uns von dem Talmud zu machen pflegen, und belustigen sich schon zum voraus an den albernen Mährchen und ausschweifenden Fratzen, daraus es zusammengesetzt seyn wird. Ich denke aber ganz anders. Ich kann mich unmöglich bereden, daß die besten Köpfe eines Volks (und gewiß das jüdische hat keinen Mangel an sehr guten Köpfen) sich seit so vielen Jahrhunderten einzig und allein mit einem Werke sollten beschäftigt haben, das aus lauter abgeschmackten Possen zusammengesetzt ist. Der ungemeine Fleiß, mit welchem sie diesem Studio obliegen, und die orientalische Hitze, mit der ich sie so oft über gewisse Materien habe streiten sehen, scheinen mir zu beweisen, daß ein Genie in dieser Art von Wissenschaft seine völlige Nahrung finden könne. Sie rühmen sich ganz besonderer Regeln zu schließen, deren sie sich in ihrer Wissenschaft bedienen; sie reden so viel von großen und sinnreichen Erfindungen; sie theilen ihre Rabbinen in belesene, scharfsinnige und tiefsinnige Köpfe ein. Und alle diese großen Bemühungen sollen nichts als das alberne Gewäsch zum Grunde haben, das man uns aus dem Talmud

*) In Anspach.

bekannt gemacht hat? Ich gestehe es, ich kann mir von der menschlichen Vernunft noch keinen so demüthigenden Begriff machen.

Ich bat einst einen jüdischen Gelehrten, der bei seiner Nation in großem Rufe steht, mir einen Begriff von dem Talmud zu machen. Wir befanden uns beide als Brunnengäste in F***, wo uns der Ort und die Gelegenheit zu einiger Vertraulichkeit Anlaß gab. „Der Talmud", gab er mir zur Antwort, „ist der „Inbegriff aller unserer Gesetze, Sitten und Gebräuche, unserer „Glaubenslehren und unserer Weisheit". „Sie werden über diese „Beschreibung vielleicht lachen", setzte er hinzu, „vielleicht auch „sich verwundern. Ich weiß, was für einen armseligen Begriff „sich die Weisesten unter Ihrem Volke von unserm Wissen zu „machen pflegen; und da unsere Sache niemals Vertheidiger ge„funden, so hat ihnen ein Jeder einbilden können, was er uns „entweder aus Unwissenheit oder aus unlöblichen Absichten hat „aufbürden wollen. Wie viel Verspottung, unbillige Verachtung „und Nationalhaß haben diese unseligen Vorurtheile nicht zuwege „gebracht! und wollte Gott, sie hätten nur keine blutige Ver„folgungen nach sich gezogen! — Jedoch ich will Sie und mich „mit diesen traurigen Erinnerungen verschonen. Es war ein „Unglück für uns, daß sich unsere Gelehrten nie darum bekümmerten, was man in andern Sprachen zu ihrem Nachtheile „geschrieben; und wenn sie sich auch darum bekümmerten, so „verstanden sie doch die Sprachen nicht, in welchen sie sich hätten vertheidigen müssen". Stehen aber die Mährchen nicht wirklich in dem Talmud, fragte ich, die man uns daraus übersetzt hat? „Die mehresten", gab er zur Antwort, „befinden sich „wirklich darin". Was kann aber in einem Buche vernünftiges seyn, erwiederte ich, in welchem solche abenteuerliche und abgeschmackte Dinge vorkommen? „Wir schließen gerade umgekehrt", versetzte mein Rabbi; „die Dinge, die dem ersten Anblicke nach „ungereimt scheinen sollten, machen etwa den zwanzigsten Theil „des Talmuds aus. Im Übrigen enthält er nichts als gründ„liche Abhandlungen und Betrachtungen über unsere Rechte, un„sern Gottesdienst und andere Gebote des alten Testaments. „Sollten wir also glauben, daß Leute, die so viel Proben von „ihrer Weisheit abgelegt, auf einmal allen Menschenverstand ver„loren haben, und auf Dinge verfallen seyn sollen, die sich kein „Kind weiß machen läßt? Ist es nicht vernünftiger, diese wenigen

„Stellen, die uns anstößig scheinen, für allegorische Vorstellungen „solcher Wahrheiten zu halten, die man zu alten Zeiten dem „Volke mit Fleiß zu verbergen, und nur Leuten von mehrerem „Nachdenken zu verstehen zu geben gewohnt war? Wir glauben „hiervon überzeugt zu seyn, und haben auch schon wirklich den „Sinn von einigen räthselhaften Stellen herausgebracht. Die „wir nicht erklären können, betrachten wir mit einem ehrfurchts„vollen Stillschweigen, und gestehen unsere Unwissenheit".

„Indessen", fuhr er fort, „sind diese Allegorien selbst, in „welchen sie die Wahrheit eingehüllt, nicht alle so widersinnig, „als man glaubt. Öfters enthält auch ihr platter Sinn sehr „gute Sittenlehren, die heilsam und ersprießlich seyn können. „Unsere Lehrer haben hierin die Natur nachgeahmt. Sie be„kleidet öfters die Früchte mit äußern Schalen, die an und für „sich selbst schmackhaft und köstlich sind; nicht selten aber um„hüllt sie den zarten Kern mit einer ungenießbaren Schale, da„mit man, ohne bei derselben sich aufzuhalten, sogleich den köst„lichen Kern suchen möge".

Ich habe meinem gelehrten Juden nichts von der Rabe'schen Ankündigung der Mischna gesagt. Er scheint unsern Gelehrten die Geduld und Arbeitsamkeit nicht zuzutrauen, die nach seiner Meinung erfordert wird, wenn man den wahren Sinn der Mischna oder des Talmuds allenthalben erreichen will. Sobald die Übersetzung heraus seyn wird, werde ich sie ihm zur Beurtheilung vorlegen.

XVIII. Den 3 Mai 1759.

37ster Brief.

Der Hr. Professor Eschenbach zu Rostock hat eine Metaphysik geschrieben (denn welcher Deutsche wird über eine Wissenschaft lesen, ohne ein eigenes Lehrbuch zu verfertigen?), in welcher das Wolfische Lehrgebäude ganz ohne Verschonen niedergerissen wird. Da bleibt keine einzige Erklärung unangefochten, kein Satz unbestritten; und fast keine Seite in Wolf's

Schriften, auf welcher der Hr. Verf. nicht augenscheinliche Widersprüche finden sollte. Ich versprach mir recht viel von diesem Buche. Je mehr ich den vornehmsten Lehren der Wolfischen Weltweisheit anhange, mit desto größerer Begierde lese ich die Zweifel und Einwürfe, die dawider gemacht werden. Denn wenn sie von einem philosophischen Kopfe herrühren, so geben sie immer Gelegenheit, die Wahrheit von einer neuen Seite zu betrachten. Ich machte mir also Hoffnung, bei einem Weltweisen, der mit so vieler Freiheit von der betretenen Bahn abgeht, wenigstens einige neue philosophische Aussichten gewahr zu werden, die man gemeiniglich übersieht, wenn man immer in dem alten Gleise fortgeht. Allein ich ward betrogen. Zweifel von dieser Art muß man nur bei einem Weltweisen suchen, der nicht selber ein System aufrichten will. Hr. Eschenbach aber hat den Kopf von seiner eigenen Philosophie so voll, daß er sich nie verläugnen und in die Gedanken eines Andern versetzen kann. Er tadelt, widerlegt und verwirft, weil ihm außer seinen eigenen Gedanken gar nichts gefällt. Aber ein jeder Schüler in der Wolfischen Philosophie, der nur etwas mehr als Worte hat begreifen gelernt, muß ihm die Spitze bieten können.

Sagen Sie mir doch: kann ein Weltweiser, der nicht bloß mit Worten spielen oder dem Unwissenden ein Blendwerk vormachen will, aus der Lehre, daß die endlichen Dinge einer beständigen Veränderung unterworfen sind, die Folge ziehen, „daß, „wenn ein Räuber nach Verlauf von vierzig Jahren ertappt und „gerädert werde, nicht eben derselbe, der die Mordthat begangen, „sondern ein ganz Anderer, und also ein Unschuldiger, gerädert „werde"? Hr. Eschenbach wärmt S. 43. diese elende Consequenzienmacherei wirklich wieder auf; aber sie verdient keine ernsthafte Widerlegung!

S. 55. trifft die Reihe die Wolfische Erklärung von der Vollkommenheit. Wolf setzte die Vollkommenheit in die Zusammenstimmung des Mannigfaltigen. „Vermöge dieser Erklärung", sagt Hr. Eschenbach, „kann manches, das nach dem Redegebrauch „unvollkommen und fehlerhaft ist, eben deswegen, weil es un„vollkommen ist, dennoch vollkommen heissen. Z. E. eine Uhr, „darinn alle Räder dahin zusammen stimmen, daß sie allemal „die Zeit unrichtig anzeigt, wird eine vollkommene, oder wie man „spricht, eine gute Uhr seyn". Possen! das macht Hr. Eschenbach den Wolfianern nicht weiß, daß eine Maschine, deren Theile

und Bewegungen ohne Ausnahme zusammenstimmen, die Zeiten alle Augenblicke anders anzuzeigen, noch eine Uhr seyn kann. Sie könnte eben so gut eine Wassermühle heißen!

Hr. Eschenbach ist überhaupt sehr sinnreich an Erfindung der Instanzen. S. 93. widerlegt er den Satz, daß die Substanzen die Quelle ihrer Veränderungen in sich haben. „Wenn „z. E. eine Pulvermühle springt", sagt er, „und einen Haufen „Soldaten in die Luft schmeißt: kann man wohl sagen, daß ein „Soldat einen beständigen Trieb habe, aus eigener Kraft in die „Luft zu springen, daß seine Hände und Füsse einen beständigen „Trieb haben aus einander zu fliegen?" Ich will Ihnen diese ganze Stelle hersetzen. Sie enthält lustiges Zeug. „Wolf selbst", fährt Hr. Eschenbach fort, „sagt, daß der Trieb der Körper „herunterwärts zu fallen, von dem Druck eines äussern Körpers „herrühre. Ist dieses wahr (welches mir hier gleich viel ist), so „kann man ja nicht schliessen, daß die Handlungen eines Dinges „allemal von seiner innern Kraft herrühren, sondern von der be„stimmenden Kraft eines andern Dinges. Und ist das Herunter„fallen der ursprünglichen Kraft des Körpers zuzuschreiben, wie „er eben daselbst behauptet; wozu ist der Druck der subtilen Ma„terie nöthig? und warum fällt der Körper nicht im leeren Raume „herunter?" Mit welchen Augen muß Hr. Eschenbach die Wolfischen Schriften gelesen haben, wenn er geglaubt hat, nach den Meinungen dieses Weltweisen könne eine Bewegung plötzlich und ohne eine vorhergehende andere Bewegung entstehen? Ist wohl das Einmaleins für die Einwürfe eines Menschen sicher, der mit offenen Augen nicht sehen will? Doch Hr. Eschenbach hat noch eine Instanz, und hierauf weiß ich nichts zu antworten. „Ein „Dieb", sagt er, „hat eine Kraft zu stehlen: kann man deswegen „sagen, daß sie immer thätig sey, und der Dieb beständig stehle, „auch so gar im tiefsten Schlafe?" Gewiß! die Kraft des Hrn. Eschenbach, Einwürfe zu machen, muß immer thätig seyn! denn er kann diesen nicht anders als im tiefsten Schlaf gemacht haben.

Von diesem Schrot und Korne sind die mehresten Einwürfe dieses Weltweisen. Ihnen und mir aber die Zeit nicht zu verderben, will ich nur noch einen einzigen anführen. Den Beweis, den Wolf für die Existenz Gottes aus der Zufälligkeit der Welt hernimmt, verwirft Hr. Eschenbach S. 499. aus folgenden Gründen. „Denn erstlich", sagt er, „deswegen kann ein

„Ding noch nicht zufällig genennt werden, weil dessen Gegentheil „sich gedenken läßt; sonst kann man mit eben dem Recht „das unendliche Ding und Gott, ja selbst das schlechterdings „Nothwendige, noch immer zufällig nennen — (§. 39, Anm. „2, 3.)". Wir wollen nachschlagen! §. 39. Anm. 2. heißt es: „nach dieser Erklärung" (des Zufälligen nämlich) „kann man „sagen, daß das unendliche Ding (ens infinitum) zufällig sey, „weil dessen Gegentheil (ens finitum) möglich ist". Wie armseelig! wird hier ein Schüler Wolf's ausrufen. Das heißt mit Worten gespielt; ich sage, der Satz: „das unendliche Ding existirt", sei schlechterdings nothwendig, weil das Gegentheil, „das unendliche Ding existirt nicht", unmöglich ist. Wenn ich also das Letztere erweise, so steht das Erstere fest; und ich erweise es daher, weil die Welt den Grund ihres Daseyns nicht in sich haben kann.

Der zweite Einwurf des Hrn. Eschenbach klingt noch seltsamer: „daraus", heißt es ferner, „daß Dinge in der Welt ent„stehen und vergehen, Menschen gebohren werden und sterben, „u. d. g. folgt auch nach den eigenen Grundsätzen des Herrn v. „Wolf nicht, daß sie zufällig sind, d. i. (wie es hier genommen „wird) einen Anfang ihres Daseyn haben". Und rathen Sie, warum? „weil Herr v. Wolf glaubt, die Menschen wären schon „in den Saamenthierchen, und könnten durch die Geburt nur „in einen andern Zustand der Wirklichkeit". Hr. Eschenbach hat geglaubt, die Verwandlungen, die ein Saamenthierchen leidet, könnten mit einem Dinge vorgenommen werden, das nicht zufällig, das also nothwendig ist; oder wenn er dieses selber nicht geglaubt hat, so hat er es seinem Gegner aufbürden wollen, um ihm desto leichter ankommen zu können. Ich will aus Liebe noch die Schuld auf Hrn. Eschenbach's Philosophie schieben, um seine Aufrichtigkeit nicht in Verdacht zu haben.

38ster Brief.

Sie werden vermuthlich auch etwas von des Hrn. Eschenbach's eigenem System wissen wollen. Ich werde Ihnen also eines und das andere daraus anführen. Seine Meinungen ver-

lieren nichts, wenn man sie einzeln vortrügt; der Hr. Eschenbach kann sie unmöglich zusammenhangend gedacht haben.

Er eifert an verschiedenen Stellen wider den Cartesius, daß er die Farben für bloße Erscheinungen gehalten. Ich gestehe es, ich hätte nicht geglaubt, daß man zu unsern Zeiten noch an dieser Wahrheit zweifeln könne. Wenn man bedenkt, daß wir uns die sinnlichen Gegenstände nur nach den Eindrücken vorstellen, die sie in die Gliedmaßen der Sinne machen; wenn man sich aus der Physik erinnert, daß der Unterschied der Farben bloß in dem verschiedenen Grade der Geschwindigkeit besteht, mit welchem sie in unsere Organe wirken; so kann man unmöglich daran zweifeln, daß wir von den Farben ganz andere Begriffe haben würden, wenn wir uns deutlich bewußt wären, wie die Strahlen in die kleinsten Theile unserer Organe wirken. Was ist nunmehr unphilosophischer, als zu glauben, daß die Farben außer uns so und nicht anders wirklich sind, als wir sie uns vorstellen? Allein Hr. Eschenbach sagt S. 128., wenn die Farben bloße Erscheinungen wären, so könnte es mit allen übrigen Eigenschaften des Körpers, und folglich mit dem Körper selbst, eben die Beschaffenheit haben; und hierin mag er freilich nicht Unrecht haben. Auch dieses kann man ihm einräumen, daß es nach diesen Voraussetzungen schwer sei, die Idealisten zu widerlegen. Hat man aber deswegen Grund, die unläugbare Wahrheit der Voraussetzungen selbst in Zweifel zu ziehen?

Doch Hr. Eschenbach hat sich vorgenommen, die Idealisten zu widerlegen, es koste was es wolle! Wir wollen sehen, wie er sie abfertigt. Das Daseyn seines eigenen Körpers beweist er S. 148. folgendergestalt: „Ich denke itzt wachend, d. i. in einem „Zustande, da ich mich nach Belieben so oft und viel ich will, „befragen kann, wachst du? und mir bewußt bin, daß ich wache. „Dieser Satz ist wahr; Ich fühle es, es braucht keines weitern „Beweises. — — Indem ich aber mit wachender Aufmerksamkeit „mich selbst betrachtend sage, Ich denke! indem ich dieses Wort, „Ich, ausspreche; erkenne ich zugleich, daß ich mit verschiedenen „Gliedmassen, Augen, Ohren u. d. g. begabt sey, die zusammen „genommen einen gegliederten Körper ausmachen. — Ich stelle „mir auch itzt, da ich zum ersten male sage, Ich denke, diesen „Körper als ein ausser wirkliches Ding vor; es fällt mir nicht „einmal ein, daß es nur ein blosser Gedanke seyn sollte" u. s. w. Es ist freilich eine verdrießliche Sache, wenn Jemand bei sich

weiß, daß er macht, und ein Anderer will ihn bereden, es könnte ihm nur so träumen. Das Unglück ist, daß es immer noch Leute giebt, die sich mit einem: „ich weiß es ja, daß es keine Einbildungen sind", nicht wollen abspeisen lassen. Als der Ritter Don Quixote seinen Stallmeister bereden wollte, es sei alles Zauberei, was sich mit ihnen zugetragen, seitdem sie auf Abenteuer ausgegangen, antwortete ihm dieser zwar: „ich will es gern „glauben, daß das Meiste durch Zauberei zugegangen, und will „es sogar beschwören, wenn man es verlangt; nur nehme ich „mein Prellen aus, welches ganz natürlich zuging, und gar nicht „in der Einbildung bestanden hat; denn ich habe sehr wohl „beobachtet, daß der Wirth einen Zipfel mit vom Tuche gehalten; „und der verfluchte Schelm prellte mich viel stärker, als die An„dern, und lachte allemal von Herzen dazu. Nun glaube ich „nach meinem einfältigen Verstande, daß, wenn man die Leute „so eigentlich kennt, die es gethan haben, es alsdann für keine „Bezauberung zu halten sei". Allein der Ritter hielt diese Gründe nicht für zureichend; und er glaubte fest, daß auch das Prellen, der Wirth und sein Lachen bloß in der Einbildung des Sancho könne bestanden haben.

Da sich nun Hr. Eschenbach von dem Daseyn seines eigenen Körpers überzeugt hat; so ist ihm nichts leichter, als zu beweisen, daß auch außer ihm Dinge wirklich sind, und zwar eben so und nicht anders wirklich sind, als er sie sich vorstellt. „Erstlich", sagt er, „ich hätte ja sonst meine Augen umsonst. „Wozu nutzen Augen, wenn nichts von allem da, und so be„schaffen ist; als und wie ich es sehe? Zweytens, wäre nicht „eben das Auge und kein anderes Glied zum Sehen gemacht, „warum sehe ich denn nicht mit dem Ohr, oder mit dem Ell„bogen? — Drittens; so bald ich mein Auge verliere, kann ich „nicht mehr sehen", u. s. w. Gewiß! eine sehr neue Anwendung der Lehre von den Absichten der Dinge! Warum läßt man nicht lieber den Idealismus unbestritten, ehe man ihm solche Gründe entgegensetzt?

Das Daseyn einer vom Körper unterschiedenen Seele beweist Hr. Eschenbach aus dem innerlichen Triebe, den alle Menschen haben, wenn es möglich wäre, nicht unterzugehen und vernichtet zu werden; und aus der Gerechtigkeit Gottes. „Nehme „ich die Meynung des Materialisten an", sagt er S. 225., „so „muß ich mir die Unsterblichkeit absprechen, und annehmen, daß

„ich mit dem Tode aufhöre, und alsdenn alles mit mir aus „sey: ich muß also durch eine unvermeidliche Folge das Daseyn „Gottes leugnen, weil, wenn kein solcher Gott da ist, der das „hier unbestrafte Laster dort bestraft, überall kein Gott seyn „kann. Ja ich nehme etwas an, das mit meinem natürlichen „untadelhaften Triebe, dem Wink zur Unsterblichkeit, nicht über„einstimmt". Man hätte wider diesen Beweis nichts, wenn ihn nur Hr. Eschenbach nicht für den unläugbarsten hielte, den man geben kann.

Eine einzige Stelle möchte ich Ihnen durchzulesen empfehlen, nämlich die Demonstration für die Existenz Gottes S. 452. u. flgd. Sie werden vieles darin finden, das für die Langeweile angenommen worden, aber auch einiges, das Aufmerksamkeit verdient. Ich habe nicht ohne Verwunderung den Satz darin angetroffen, den ich Ihnen in einem von meinen vorigen Briefen für neu ausgegeben, daß nämlich kein Ding eine einzige Eigenschaft im allerhöchsten Grade besitzen könne, ohne sie alle im allerhöchsten Grade zu besitzen. Es ist wahr, Hr. Eschenbach stützt diesen Satz auf einen sehr seltsamen Grund. Er meint, das allervollkommenste Wesen könne seines Gleichen nicht haben, sonst wäre es nicht das allervollkommenste Wesen. Alle seine Eigenschaften wären Vorrechte, die keinem andern Dinge neben oder unter ihm zukommen könnten; und also käme keinem Dinge, außer dem allervollkommensten, eine einige Eigenschaft im höchsten Grade zu. Der Beweis ist falsch, aber der Satz ist doch richtig!

XXIII. Den 7 Juni 1759.

42ster Brief.

Die Dissertation des sel. Hrn. Prof. König von der Übereinstimmung der Newton'schen und Leibnitzischen Philosophie ist mir nicht zu Gesichte gekommen. Wie haben Sie aber jemals glauben können, diese beiden Systeme könnten nicht mit einander bestehen? Was für einen Grund hat der Leibnitzianer, die

allgemeine Schwere zu läugnen, und die Entdeckungen des großen Newton zu verwerfen, die unsern Zeiten in den Augen der Nachwelt zur größten Ehre gereichen werden? Die Anhänger Leibnitzens können zwar, nach ihrem Systeme, keine Wirkung in das Entfernte vermittelst des leeren Raumes gelten lassen; sie können also die allgemeine Schwere für keine ursprüngliche Kraft der Körper ansehen, die nach allen Seiten in der Runde in die entferntesten Körper nach einem gewissen Verhältnisse wirkt; sondern die anziehende Kraft, wenn es eine giebt, muß nach ihrem Systeme irgendwo ihren fernern Grund haben, daraus sie sich begreiflich machen läßt. Allein der Weltweise hat demungeachtet die Befugniß, die Bewegungen der Himmelskörper durch eben die Hypothese zu erklären, durch welche er die gemeinsten Begebenheiten auf der Erde erklären muß. Man darf nur bei der Induction stehen bleiben, und in Ansehung der fernern Ursache seine Unwissenheit zugestehen. Wie glücklich wären wir, wenn dieses der einzige Fall wäre! da wir bei dem zweiten Warum den Finger auf den Mund legen müssen. Daß sich die Newtonianer haben verleiten lassen, die anziehende Kraft für eine ursprüngliche Eigenschaft der Körper zu halten, die keines fernern Grundes bedarf, war keine nothwendige Folge aus den Entdeckungen ihres großen Lehrers, sondern eine gewöhnliche Schwachheit der Systematiker, die sich nicht leicht überwinden können, etwas unerklärt zu lassen. Man kann die ungegründeten Folgerungen verwerfen, aber den Entdeckungen muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen.

So viel ist indessen gewiß: wenn es möglich wäre, eine Hypothese zur Erklärung der himmlischen Begebenheiten unmittelbar aus metaphysischen Quellen herzuleiten, so wäre dieses der herrlichste Triumph der Weltweisheit, darauf das menschliche Geschlecht stolz seyn könnte. Wir finden vor der Hand zwischen der Metaphysik und natürlichen Philosophie noch eine entsetzliche Kluft, und sehen kaum die Möglichkeit ein, aus einer Wissenschaft in die andere auf ebenem Wege reisen zu können. Vielleicht hat unsere Nachkommenschaft das Glück, diesen erwünschten Übergang zu finden.

Letztlich noch hat der Pater Boscowich, ein berühmter Mathematiker, ein neues System der natürlichen Weltweisheit bekannt gemacht. Sein Werk ist zu Wien herausgekommen, und führt den Titel: Philosophiae naturalis Theoria redacta

ad unicam legem virium in natura existentium. Auctore P. Rogerio Josepho Boscovich S. J. Seine Theorie, sagt der Verf., stimmt in einigen Stücken mit Leibnitzens, in andern mit Newton's Gedanken überein; in den meisten aber geht sie von beiden ab. Alle Ihre Freunde wünschen Ihr Urtheil über dieses Werk zu vernehmen. Sie sind lange genug Zuschauer gewesen, und mögen nun einmal selbst auftreten!

Ihnen aber die Mühe in etwas zu erleichtern, will ich Ihnen vorläufig einen kurzen Begriff von dem System dieses Paters vorlegen. Aber, wie gesagt, mein Urtheil behalte ich in petto.

Das ganze System des Herrn Boscovich beruht auf dem Gesetze des Stätigen. Der Pater erklärt dieses allgemeine Gesetz der Natur folgendergestalt: „wenn eine Quantität aus einer „Größe in die andere übergeht, so muß sie alle mittlere Größen „durchreisen, die zwischen den beiden Gränzen anzutreffen sind". In währender Veränderung also kommt jedem Augenblicke der Zeit ein bestimmter Zustand zu, der sowohl von dem vorhergehenden als von dem folgenden unterschieden ist. So wie aber die Dauer in einem fort geht, und jeder Augenblick nur gleichsam als der Übergang von der vorhergehenden in die folgende Zeit anzusehen ist; eben also betrachtet Hr. Boscovich den Zustand, welcher jedem Augenblicke zukommt, nur als die gemeinschaftliche Gränze zwischen der vorigen und der folgenden Größe. Will man die Dauer durch eine geradlinige Axe, und die verschiedenen Zustände durch darauf stehende senkrechte Linien ausdrücken, so wird jedem Punkte der Axe eine eigene senkrechte Linie zukommen; und die Gränzen aller dieser Linien werden eine einzige krumme Linie ausmachen, die nirgend durch Spitzen oder Winkel unterbrochen ist, und in ihren kleinsten Theilen nirgend zur geraden Linie wird.

Daß ein solches Gesetz in der Natur wirklich statt finde, beweist Hr. Boscovich einmal durch die Induction. So weit unsere Sinne reichen, geht keine Veränderung in der Natur vor, ohne daß dieses Gesetz auf das allergenaueste beobachtet werde. Es geschieht kein Wachsthum, keine Verringerung durch einen Sprung. Kein Körper wird aus einem Orte in den andern versetzt, ohne den dazwischen liegenden Raum zu durchstreichen. In Ansehung der natürlichen Veränderungen, bei welchen eine Folge auf einander statt findet, hat dieses seine allergenaueste Richtigkeit. In Ansehung der neben einander seienden Dinge aber,

allwo nach der Meinung des P. Boscovich das Gesetz der Stätigen weder nothwendig ist, noch auf das genaueste beobachtet werden kann; scheint ihm die Natur dennoch eine Art von Stätigkeit zu affectiren, und zwischen den Gränzen einer Quantität alle mittlere Grade mitzunehmen. Die Exempel, die er hiervon anführt, sind sonderbar. Sie mögen sie aber in dem Werke selbst nachschlagen.

Der Pater fährt fort zu schließen: die Stätigkeit in den Veränderungen ist also eine durchgängige Beobachtung. Nun steht unsere Art, die Veränderungen der Dinge wahrzunehmen, in keiner solchen Verbindung mit diesem Gesetze, daß wir uns bereden könnten, es fände nur da statt, wo uns die Veränderungen in die Sinne fallen; so wie etwa die Farben oder die Ausdehnung, in Ansehung welcher der Schluß von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare fehlerhaft wäre, weil sie selbst nur allzu sehr von der Art, wie wir uns die Dinge vorstellen, abhangen. Es ist also vielmehr zu vermuthen, die Natur habe sich das Gesetz der Stätigkeit in allen ihren Wirkungen ohne Ausnahme vorgeschrieben, dergestalt, daß es auch da statt findet, wohin unsere Sinne nicht reichen.

Hr. Boscovich beweist sein allgemeines Gesetz aber auch auf eine demonstrative Art. Er setzt zum voraus, die Dauer sei in ihrer Folge stätig; ein jeder Augenblick sei, wie wir oben berührt, als die gemeinschaftliche Gränze des vorhergehenden und des folgenden zu betrachten. Es giebt also keine zwei Augenblicke, die sich einander die nächsten wären, d. i. zwischen welchen nicht eine wirkliche Dauer, eine wirkliche Folge anzutreffen seyn sollte; so wenig es in der mathematischen Linie zwei Punkte, in der Fläche zwei Linien, oder in dem Körper zwei Flächen giebt, die sich einander berühren und einander die nächsten sind. Die Zeit ist folglich nirgend getrennt, allenthalben stätig; daher muß auch der Fortgang der Veränderungen nirgend unterbrochen, sondern allenthalben stätig seyn. Denn wären die Veränderungen irgendwo unterbrochen, so müßte ein Sprung geschehen. Da, wo der Sprung geschähe, würde die Dauer des vorhergehenden Zustandes von der Dauer des folgenden wirklich getrennt, und die beiden Gränzen, oder der letzte Augenblick der vorigen und der erste Augenblick der folgenden Zeit, sich einander die nächsten seyn; welches ungereimt ist. Will man nun diese Ungereimtheit ver-

melden, so muß man zugeben, daß die Veränderungen eben so stätig sind als die Zeit.

Daß aber die Gesetze der Bewegung der vollkommen harten Körper mit dem Gesetze der Stätigkeit nicht bestehen können, ist bereits von Leibnitz dargethan worden. Denn wenn zwei vollkommen harte Körper an einander stoßen, so müssen sie nach der Berührung entweder plötzlich ruhen, oder beide sich mit gleicher Geschwindigkeit nach eben der Richtung fortbewegen. Beides kann nicht anders als vermittelst eines Sprunges geschehen; denn sie haben keine Federkraft, und ihre inneren Theile sind nicht so veränderlich, daß sie sich ihre Geschwindigkeiten sollten nach und nach mittheilen können.

Dieser Schwierigkeit abzuhelfen, sprechen die Leibnitzianer den vollkommen harten Körpern, wie bekannt, das Daseyn ab. Allein Hr. Boscovich meint, die Körper möchten beschaffen seyn, wie sie wollten, so müßte man doch in der fortgesetzten Theilung zuletzt auf Theile kommen, die sich nicht mehr zusammendrücken ließen; und diese würden sich bei der Berührung ihre Geschwindigkeiten plötzlich mittheilen müssen. Wollte man allenfalls auch diese Theile läugnen, so würde man, wie Hr. Boscovich glaubt, nichts gewinnen. Denn sollen sich die Körper wirklich berühren, so müssen sie sich in Flächen, oder in Linien, oder in Punkten berühren. Flächen, Linien und Punkte, sagt Hr. Boscovich, sind wirkliche Affectionen der Körper. Die Flächen sind die wirklichen Gränzen der Körper, so wie die Linien der Flächen, und die Punkte der Linien. Nun mögen sich die Körper, in welchen von diesen Affectionen man will, berühren; so müssen sie sich die Geschwindigkeiten plötzlich mittheilen, und die Veränderungen können nicht so allmälig geschehen, wie es das Gesetz des Stätigen mit sich bringt.

Wie ist dieser Schwierigkeit abzuhelfen? Hr. Boscovich glaubt, man müsse eine Quelle der Bewegung annehmen, vermöge welcher die Geschwindigkeiten der Körper nicht erst bei der wirklichen Berührung, sondern von ferne, sobald sie sich einander näher kommen, verändert werden. Das bekannte Gesetz der Natur von der Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung erfordert, daß man beiden Körpern einen gleichmäßigen Antheil an dieser Veränderung zuschreibe. Daher wird man darauf geleitet, beiden Körpern eine zurückstoßende Kraft beizulegen, welche die Geschwindigkeit, mit der sie sich nähern, schon von ferne nach der

allergenauesten Stätigkeit allmälig verringert, bis sie sich einander nicht mehr nähern, d. h. bis sie entweder ruhen, oder beide sich nach eben der Richtung mit gleicher Geschwindigkeit fortbewegen, welches bei der Bewegung der vollkommen harten Körper geschieht.

Damit aber das Gesetz der Stätigkeit niemals übertreten werde, muß diese angenommene Zurückstoßungskraft fähig seyn, eine jede Geschwindigkeit zu tilgen, mit welcher sich nur zwei Körper einander nähern können; d. h. diese Kraft muß zunehmen, wenn sich die Körper näher kommen; und wenn sie sich am nächsten sind, d. i. wenn sie sich völlig berühren, muß sie unendlich groß seyn. Bestimmter zu reden: die Körper müssen sich einander desto näher kommen, je größer die Geschwindigkeit ist, mit welcher sie sich nähern; niemals aber müssen sie sich völlig berühren können; denn für jede gegebene Geschwindigkeit muß es auch eine gewisse Distanz geben, in welcher sie durch die Zurückstoßungskraft völlig aufgehoben wird, und die Körper nicht mehr antreiben kann, sich einander zu nähern. — Der Beweis hiervon ist leicht. Denn gesetzt, die Zurückstoßungskraft sei nun groß genug, eine gewisse respective Geschwindigkeit zweier Körper, die sich einander nähern, dergestalt zu vertingern, daß sie bei der wirklichen Berührung verschwindet; so würden Körper, die sich mit einer größern Geschwindigkeit einander näherten, bei der Berührung sich entweder durchdringen, oder sich ihre Geschwindigkeit plötzlich mittheilen müssen; beide Fälle aber laufen wider unveränderliche Gesetze der Natur. Folglich muß es keine Geschwindigkeit geben, die nicht bei einer gewissen Annäherung der Körper getilgt werden sollte.

Da nun Hr. Boscovich keine völlige Berührung zugiebt, so können Sie sich leicht vorstellen, was er mit den Körpern anfangen wird. Er setzt sie aus wirklichen Punkten zusammen, die sich einander nicht berühren, sondern im leeren Raume zerstreut sind. Wenn sie sich berührten, sagt Hr. Boscovich, so müßten sie nothwendig zusammenfließen; denn als Punkte haben sie keine verschiedene Seiten, wie die Körper. Diese Schwierigkeit, glaube Hr. Boscovich, habe es immer noch mit den Leibnitzischen Monaden sowohl, als mit den Zenonischen Punkten; und die Leibnitzianer würden sie nimmermehr heben können. Seine Punkte aber können nicht zusammenfließen, weil sie sich nicht berühren; denn er hat ihnen Zurückstoßungskräfte zugegeben,

mit welchen sie sich wechselsweise immer in einer gewissen Entfernung erhalten.

Denken Sie aber ja nicht, Hr. Boscovich habe sich begnügt, seinen Punkten bloß zurückstoßende Kräfte zuzuschreiben. Dieses würde mit gewissen Erscheinungen in der Natur streiten, welche beweisen, daß es auch anziehende Kräfte giebt. Er behauptet vielmehr, und dieses ist das Eigenthümliche seines philosophischen Systems, daß die Kräfte der Punkte sich nach den Entfernungen richten, und daß sie zu verschiedenen Distanzen bald positiv, bald zero, bald negativ werden; wodurch die Körper bald sich anziehen, bald ruhen, bald sich von einander entfernen. Der Übergang von der positiven zur negativen Kraft, und umgekehrt, kann nach dem Gesetze der Stätigkeit geschehen. Denn da sowohl das Positive als Negative eine wirkliche Quantität ist, die durch allmälige Verminderung oder Vermehrung eine aus der andern entstehen können; so können auch die Linien, welche in verschiedenen Distanzen die Kräfte ausdrücken, durch allmälige Ab- und Zunahme von dem Positiven durch das Zero ins Negative, und umgekehrt, übergehen.

Und eben daher glaubt Hr. Boscovich alles durch eine einfache Kraft bewerkstelligen zu können. Eben dieselbe Kraft, sagt er, kann nach einem einfachen Gesetze dergestalt abgeändert werden, daß sie bald anziehend, bald zurückstoßend werde. Um uns einen Begriff von diesem Gesetze zu machen, sucht er den Zug der krummen Linie zu beschreiben, dadurch ungefähr ein solches Gesetz ausgedrückt werden könnte.

(Der Beschluß des Briefes in der folgenden Nummer.)

XXIV. Den 14 Juni 1759.

Beschluß des 42sten Briefs.

Es ist in der höhern Mathematik eine sehr bekannte Sache, daß öfters nach einem einfachen Gesetze eine krumme Linie beschrieben werden kann, die den Augen noch so intricat scheint

Man nehme also eine gerade Linie, welche die Distanzen ausdrückt, für die Axe an; von dem Punkte der völligen Berührung, wenn eine möglich wäre, rechne man auf beiden Seiten die Abscissen, deren jeder bald rechts, bald links eine gewisse Ordinate zukomme. Diese Ordinaten mögen die Kräfte ausdrücken, die jeder Abscisse oder Entfernung zusagen. Die krumme Linie, welche alle diese Ordinaten umschränkt, kann nach einem einfachen Gesetze beschrieben werden, und dennoch die Axe verschiedentlich durchkreuzen; daher denn die Ordinaten bald auf dieser, bald auf jener Seite der Axe zu liegen kommen, und folglich die Kräfte, durch die allergenaueste Stätigkeit, bald aus den Positiven zero und negativ, bald umgekehrt werden können.

Da, wo der Anfang der Abscissen ist, oder wo die Distanz dem Zero gleicht, muß durch die Axe eine senkrechte Linie gezogen werden können, welche die krumme niemals berühret. Denn sollte sie dieselbe berühren, so würde sie eine Ordinate seyn, folglich den Grad der Kraft ausdrücken, mit welcher sich zwei Punkte zurückstoßen, wenn ihre Entfernung dem Zero gleicht. Wenn sich also die Punkte mit einer Kraft näherten, die diese Ordinate überträfe, so würden sie zur völligen Berührung zugelassen werden; und diese findet in der Natur nicht statt. Daher muß die senkrechte Linie, wenn sie auch unendlich verlängert wird, die krumme Linie nicht berühren. Indessen wird ihr diese doch immer näher kommen, weil die Ordinaten in dieser Gegend desto größer werden, je kleiner die Distanzen sind. Eine solche gerade Linie wird von den Mathematikverständigen eine Asymptote, und der Theil der krummen, der mit ihr fortläuft, ein asymptotischer Schenkel genannt. Die Linie der Kräfte nimmt also ihren Anfang von einem asymptotischen Schenkel, schlängelt sich nachher verschiedentlich bald neben, bald durch die Axe; bei welcher Gelegenheit sie alle die Krümmungen machen kann, die zur Erklärung der natürlichen Begebenheiten erfordert werden. Hr. Boscovich wagt aber weder, die Natur dieser Krümmungen, noch die Anzahl der Punkte zu bestimmen, in welchen die krumme Linie die Axe durchschneidet.

In einer gewissen Distanz erlangt die Kraft des Hrn. Boscovich die Natur der Newton'schen allgemeinen Schwere; und wenn diese anders von dort aus unendlich fortgeht, und nirgend wieder zurückstoßend wird, so wird die Linie der Kräfte sich allda abermals in einem asymptotischen Schenkel endigen,

welcher der Linie der Newton'schen Schwere, oder der Hyperbel vom dritten Grade sehr nahe kommt, und mit den Sinnen kaum von derselben zu unterscheiden seyn muß; denn völlig kann er sich in dieselben nicht verwandeln, weil zwei verschiedene Curven sich nur in Punkten berühren können.

Hr. Boscovich hat in einer angehängten Kupfertafel eine solche Linie mit vielen Krümmungen und mit ihren beiden asymptotischen Schenkeln zeichnen lassen. Wem sie wegen ihrer vielen Wendungen nicht einfach genug scheinen sollte, dem giebt der Pater zu bedenken, daß uns die gerade Linie nur deswegen einfach scheint, weil wir ihren Zug mit unsern Sinnen am besten verfolgen können. Vernünftige Wesen, die andere Sinne haben als wir, meint er, könnten die Parabel einfacher finden, als die gerade Linie; und bei ihnen würde es keine Aufgabe mehr seyn, wie man die Parabel rectificirt, sondern vielleicht, wie man die gerade Linie paraboliret.

Und also hätte ich Ihnen von dem ersten Theile des Boscovich'schen Werks eine Art von Auszug gemacht, wenn sich anders von dergleichen Schriften ein Auszug machen läßt. Den 2ten und 3ten Theil haben Sie noch zu erwarten. Im 2ten wird die Verbindung zwischen den Kräften und den Distanzen genauer betrachtet, und im 3ten die Theorie auf die Naturlehre und Mechanik angewendet.

Aus dem dritten Theil.

I. Den 5 Juli 1759.

45ster Brief.

Beinahe dürfte es mich reuen, daß ich Ihnen versprochen, mit dem Auszuge aus dem Werke des Pater Boscovich fortzufahren. Der 2te Theil dieser Schrift enthält die Anwendung

der Hypotheſe auf die Mechanik. Der Pater läßt ſich hier in ungemeine Subtilitäten ein, die ohne Figuren nicht verſtändlich zu machen ſind; und ich möchte meine Briefe nicht gern mit mathematiſchen Zeichnungen ausſtreifen. Ich weiß wohl, daß Sie dieſe Spuren der Menſchheit, wie ſie jener Weltweiſe nannte, als er an einem unbekannten Ufer ausgeworfen ward, eben nicht ſcheuen; allein in Briefen iſt kein bequemer Ort für ſie, und, was das Schlimmſte iſt, dergleichen Speculationen laſſen ſich in keinen Auszug zuſammenziehen. Wollen Sie mich aber durchaus bei meinem Verſprechen halten, ſo nehmen Sie mit einigen der wichtigſten Stellen vorlieb, die ſich am leichteſten durch Worte ausdrücken laſſen. Zum Glück kann ich mit Ihnen kunſtmäßig ſprechen, denn Sie ſind mit vom Gewerke!

Sie werden ſich der Linie der Kräfte noch zu entſinnen wiſſen, auf welcher die Hypotheſe des Hrn. Boſcovich beruht. Sie werden ſich erinnern, daß die Axe die Entfernungen, und die Ordinaten die Kräfte vorſtellen, die jeder Entfernung zukommen. Die Linie, welche alle dieſe Ordinaten umſchränkt, macht verſchiedene Krümmungen, bald neben der Axe her, bald durch dieſelbe; daher die Kräfte bald ab-, bald zunehmen, bald anziehend, bald zurückſtoßend werden. In denjenigen Punkten aber, wo die Linie die Axe durchkreuzt, werden die Kräfte dem Zero gleich. Hr. Boſcovich nennt dieſe Durchkreuzungspunkte die Schranken. In der Entfernung dieſer Schranken erlangen die Punkte der Materie keine neuen Kräfte, weil hier die Ordinaten verſchwinden. Wenn alſo die Punkte, indem ſie in die Schranken eintreten, keine reſpective Geſchwindigkeit haben, und folglich reſpective ruhen, ſo beharren ſie in dieſem Zuſtande, bis ſie von einer andern Kraft aus ihrer Lage verrückt werden; haben ſie aber bei ihrem Eintritte in die Schranken irgend eine reſpective Geſchwindigkeit gehabt, ſo verlaſſen ſie die Schranken mit dieſer Geſchwindigkeit, und gerathen in eine Gegend, wo ſie nach Beſchaffenheit der Ordinaten entweder vermindert oder vermehrt wird. Die Quadrate von dieſer Verminderung oder Vermehrung der reſpectiven Geſchwindigkeit verhalten ſich, wie Hr. Boſcovich beweiſt, ſo, wie die Räume, welche die Ordinaten in ihrer allmäligen Fortrückung beſchrieben haben: wenn man nämlich die Summa der poſitiven Räume von der Summa der negativen, oder dieſe von jener abzieht.

Sie sehen, daß Hr. Boscovich eine Kraft der Trägheit zugeben müsse, ob er gleich derselben mit keinem Worte gedenkt. Seine Punkte bleiben entweder in Ruhe, oder behalten die Geschwindigkeit, die sie einmal besitzen, so lange, bis andere hinzukommende Kräfte ihren Zustand verändern. Hr. Boscovich muß also das erste Newtonische Gesetz der Bewegung völlig in sein System aufnehmen. Dieses lautet: „ein jeder in Bewegung gesetzter Körper wird sich mit eben der Geschwindigkeit nach einer „lei Richtung unendlich fortbewegen, wenn sein Zustand nicht „von neuen hinzukommenden Kräften verändert wird"; nur daß nach dem System des Paters die Entfernung allein allezeit hinreichend ist, dem bewegten Körper neue Kräfte mitzutheilen, und seine Geschwindigkeit bald zu vermindern, bald zu vermehren, bald sogar in eine entgegengesetzte Geschwindigkeit zu verwandeln. Damit aber wird der Allgemeinheit des Gesetzes nichts benommen. Die Punkte und Theile der Materie müssen immer noch, an und für sich, gegen Ruhe und Bewegung gleichgültig seyn; d. h. sie müssen, wie man sich auszudrücken pflegt, eine Kraft der Trägheit besitzen. Ich möchte wissen, warum Hr. Boscovich von dieser Kraft geschwiegen, und wie er sie aus seiner Hypothese herleitet?

Die Beschaffenheit der krummen Linie giebt dem Hrn. Boscovich Gelegenheit, einige allgemeine Eigenschaften derselben festzusetzen, unter welchen folgende in seinem System die fruchtbarste zu seyn scheint.

Die vorhin erwähnten Schranken sind von zweierlei Art. Denn entweder waren die Kräfte vorher zurückstoßend und werden nachher anziehend, oder sie waren vorher anziehend und werden hernach zurückstoßend; und man sieht leicht, daß diese beiden Arten, so lange die Curve sich durch die Axe schlängelt, beständig mit einander abwechseln müssen. Beide kommen darin überein, daß, wenn zwei Punkte sich in der Entfernung einer von diesen beiden Schranken in respectiver Ruhe befinden, sie in diesem Zustande beharren müssen. Wenn sie aber einmal aus dieser respectiven Ruhe verrückt werden, so werden sie in den Schranken von der ersten Art ihrer fernern Verrückung widerstehen, und sich bestreben, in ihren vorigen Stand zurückzukehren; in den Schranken von der zweiten Art aber werden sie sich immer mehr entweder einander nähern, oder von einander entfernen. Denn wenn ihre Entfernung vermindert wird, so

werden ſie ſich in dem erſten Falle einander wiederum zurückſtoßen, und ihrer fernern Näherung widerſtehen; in dem letztern Falle aber werden ſie ſich mit vermehrter Kraft einander nähern. Wird hingegen ihre Entfernung vermehrt, ſo erfolgt das Gegentheil; denn in dem erſten Falle gerathen ſie in die Gegend der anziehenden Kräfte und kehren folglich in ihre erſte Lage zurück; in dem zweiten Falle aber werden die Kräfte zurückſtoßend, daher ſie ſich immer mehr von einander entfernen. Hr. Boſcovich nennt die Schranken von der erſten Art die Schranken des Zuſammenhangens (limites cohaesionis), die von der zweiten Art aber die Schranken des Nichtzuſammenhangens (limites noncohaesionis); und ſie können ſich leichtlich vorſtellen, wie ſehr ihm dieſe verſchiedene Schranken in der Anwendung ſeines Syſtems auf die Naturlehre dienen werden. Hr. Boſcovich hält ſich auch ziemlich lange bei der Betrachtung derſelben auf, und beweiſt ſogar aus denſelben, daß ſich die Punkte der Materie in gewiſſen Fällen beſtändig ſchwingen, d. i. ſich wechſelsweiſe einander nähern und von einander entfernen müſſen; welches alles ihm, wie er verſpricht, in Erklärung der Naturbegebenheiten von unſäglichem Nutzen ſeyn wird. Er will das Gähren und Aufbrauſen, die Bewegung der Lichtſtrahlen, die Natur der elaſtiſchen und weichen Körper u. ſ. w. aus der Zuſammenſetzung dieſer verſchiedenen Arten von Bewegungen erklären, welches er aber hier nur gleichſam berührt; die weitere Ausführung davon erſpart er ſich bis auf den 3ten Theil.

Der Pater kommt hierauf zu dem Syſtem dreier Punkte, die in einander wirken, welche Materie ihm zu einigen ſinnreichen Speculationen Anlaß giebt. Je ſchwieriger aber die Lehre von den wechſelweiſen Wirkungen dreier Körper überhaupt iſt, deſto mehr verdient Hr. Boſcovich an dieſer Stelle ſelbſt nachgeleſen zu werden. Erlauben Sie alſo, daß ich ſie ganz überſchlage, und zur Betrachtung der zuſammengeſetzten Maſſen komme. Sie werden vermuthlich gern erfahren wollen, wie Hr. Boſcovich die gemeinen Geſetze der Bewegung mit ſeiner Hypotheſe vereinigt; denn da er eine neue Theorie der Bewegung zum Grunde legt, ſo muß er auch die Geſetze auf eine ihm eigene Art daraus herleiten. Wir wollen alſo ſehen!

Wir kommen erſtlich zu den Eigenſchaften des Schwerpunkts. Dieſer, ſagt Hr. Boſcovich, gehört zu der Betrachtung der Maſſe überhaupt, ob er gleich dem Namen nach bloß für

ein Eigenthum der Schwere gehalten werden sollte. Die Mechaniker sind gewohnt ihn zu bestimmen, indem sie in einer Fläche den Durchschnitt zweier Linien suchen, die das Gleichgewicht der Flächen halten, und in einem Körper den Durchschnitt dreier Flächen, deren jede das Gleichgewicht des Körpers hält, die sich aber nicht alle in einer einzigen Linie durchschneiden. Wenn es mit diesem Verfahren seine Richtigkeit haben soll, sagt Hr. Boscovich, so muß vorläufig erwiesen werden, daß ein jeder Körper einen Schwerpunkt habe, und daß er auch nicht mehr als einen einzigen haben könne; kein Mechaniker aber hat sich noch bemüht, diese Sätze zu beweisen.

Man versuche es, fährt er fort, den Mittelpunkt der Größe auf eben dieselbe Weise zu bestimmen; indem man nämlich den Durchschnitt zweier Linien sucht, welche die Figur in zwei gleiche Theile zerschneiden, so wird man in handgreifliche Irrthümer verfallen. Warum? Es haben nicht alle Flächen einen Mittelpunkt der Größe. Wenn man also eben demselben Verfahren in Ansehung der Schwere trauen soll, so muß man bewiesen haben, daß alle Flächen und Körper wirklich einen Schwerpunkt, und zwar nicht mehr als einen haben.

Dieses zu beweisen, legt Hr. Boscovich folgende Erklärungen zum Grunde. Er nennt die Fläche, die einen Körper dergestalt durchschneidet, daß die Summe der Entfernungen aller Punkte, aus welchen der Körper besteht, auf beiden Seiten gleich ist, eine Fläche von gleichem Abstande; man mag diese Entfernungen entweder alle durch senkrechte Linien bestimmen, oder alle durch solche, die unter einem gegebenen Winkel gezogen sind; denn das Verhältniß der Gleichheit bleibt in beiden Fällen einerlei. Den Punkt aber, durch welchen keine geradlinige Fläche gehen kann, ohne eine Fläche von gleichem Abstande zu seyn, nennt er den Schwerpunkt; welche Erklärung, wie wir oben erinnert, sich auf die Eigenschaft der Masse überhaupt bezieht, und erforderlichen Falls auf die Schwere angewendet werden kann. Hieraus beweist Hr. Boscovich folgende Sätze:

1) Für jede Fläche von ungleichem Abstande findet sich innerhalb des Körpers eine Fläche von gleichem Abstande, die ihr parallel läuft.

2) Wenn drei Flächen von ungleichem Abstande sich nur in Einem Punkte durchschneiden, so können ihnen drei andere

Flächen von gleichem Abstande parallel gezogen werden, die sich auch nur in Einem Punkte durchschneiden.

3) Wenn drei Flächen von gleichem Abstande sich nur in Einem Punkte durchkreuzen, so sind alle übrige Flächen, die durch denselben Punkt gezogen werden können, gleichfalls Flächen von gleichem Abstande.

4) Zwei Flächen von gleichem Abstande müssen einander durchschneiden. Unter zwei parallelen Flächen muß also eine immer von ungleichem Abstande seyn.

Hieraus fließen die beiden Sätze ganz natürlich:

5) daß eine jede Masse einen Schwerpunkt habe, und

6) nicht mehr als einen einzigen Schwerpunkt haben könne.

Dieser Beweis kann, wo ich nicht irre, auch außer der Hypothese unsers Vaters gültig gemacht werden. Denn will man nicht, wie Hr. Boscovich, alle Körper aus Punkten zusammensetzen, so hat man nur, statt der Entfernungen der Punkte, die Momente, oder das Produkt der Masse in die Entfernung zu nehmen; und die Erklärungen sowohl als die daraus gezogenen Folgerungen behalten ihren Werth.

Jedoch mich dünkt, man könnte in Ansehung der Schwere insbesondere mit weit geringern Kosten beweisen, daß jede Masse einen Schwerpunkt haben müsse. Ich würde nur folgende beide, an sich deutliche Grundsätze vorausschicken.

1) Eine jede Masse kann durch eine geradlinige Fläche in zwei gleich schwere Theile durchschnitten werden. Denn man lasse sie von einer geradlinigen Fläche in ungleich schwere Theile durchschneiden, so wird der eine Theil leichter, der andere aber schwerer seyn. Man lasse ferner diese Fläche innerhalb des Körpers sich dergestalt forbewegen, daß sie sich selbst beständig parallel bleibt; so wird irgendwo das Verhältniß der Theile sich umkehren, der schwerere Theil leichter, und der leichtere schwerer werden. Daher müssen die beiden Theile auch irgendwo vollkommen gleich schwer seyn. Dieser Beweis gilt, mit gehöriger Veränderung, sowohl von Flächen und Linien, als von Körpern, sowohl in Ansehung der Größe, als in Ansehung der Schwere.

2) Wenn man bloß die Schwere zu betrachten hat, so kann man von der Ausdehnung abstrahiren, und annehmen, als wenn die Schwere des ganzen Körpers in der Fläche concentrirt wäre, die ihn in gleich schwere Theile zerschneidet. Auf gleiche Weise kann man die Fläche als in der halbirenden Linie,

und die Linie als in dem halbirenden Punkte concentrirt betrachteten, wenn man unter dem, was halbirt werden soll, nicht die Größe, sondern die Schwere verstehet.

Fließt nun nicht hieraus sehr deutlich, daß jede Masse einen Schwerpunkt haben müsse? Und sieht man nun nicht die Ursache, warum das Verfahren, dessen sich die Mechaniker bedienen, den Schwerpunkt zu finden, alsdann nicht Stich hält, wenn man den Mittelpunkt der Größe dadurch herausbringen will? Die Schwere läßt sich, ihrer Natur unbeschadet, concentriren; daher muß es eine Fläche geben, in welche der Körper, eine Linie, in welche die Fläche, und endlich einen Punkt, in welchem die Linie, und folglich der ganze Körper in Ansehung seiner Schwere concentrirt werden kann; aber die Größe kann von der Ausdehnung nicht getrennt werden.

Der zweite Satz, daß eine jede Masse nicht mehr als einen einzigen Schwerpunkt habe, ließe sich eben so leicht beweisen, wenn dieser Brief nicht mehr bestimmt wäre, Sie des Hrn. Boscovich, als meine eigene Gedanken wissen zu lassen. Kommen Sie also zu unserm Pater zurück!

(Der Beschluß folgt.)

II. Den 12 Juli 1759.

Beschluß des 45sten Briefes.

Es ist bekannt, daß die Wirkung der zusammengesetzten Kräfte durch die Diagonallinie bestimmt werde. Hr. Boscovich will diesen Satz auf eine allgemeinere Art erweisen, als insgemein zu geschehen pflegt. Er sagt: jede Kraft verrichtet in der Zusammensetzung ihre Wirkung nach eben der Richtung und mit eben der Geschwindigkeit, mit welcher sie außer der Zusammensetzung gewirkt haben würde. Um nun eine zusammengesetzte Wirkung auszumessen, hat man nur anzunehmen, die Kräfte hätten nicht zugleich, sondern eine nach der andern gewirkt; und in diesem Fall die Geschwindigkeit sowohl als die Richtung einer jeden zu bestimmen. Der Ort, an welchem sie

den Körper nach dieser Voraussetzung endlich gebracht haben würden, ist eben derselbe, an welchen sie ihn führen, wenn sie alle zugleich wirken; und die Linie, welche von diesem Punkte bis auf den Punkt, wo sich die Bewegung angefangen, gezogen werden kann, bestimmt die zusammengesetzte Richtung sowohl als Geschwindigkeit. Wenn zwei Kräfte zugleich wirken, so macht diese Linie die Diagonale aus; und in diesem Falle kommt die Methode des Hrn. Boscovich mit der gemeinen Weise überein. Allein wenn mehrere Kräfte zugleich wirken, ist man, nach der Methode des Paters, der Weitläuftigkeit überhoben, der Kräfte immer zwei und zwei zusammenzusetzen, und so viele Diagonalen zu ziehen. Man läßt die Kräfte eine nach der andern wirken, und sucht den Ort, dahin sie ihn zuletzt bringen würden. Dieser bestimmt sowohl die Richtung, als die Geschwindigkeit.

Eben desselben Kunstgriffs, die Kräfte, die zu einer Zeit wirken, nach und nach wirken zu lassen, bedient sich Hr. Boscovich, den berühmten Newton'schen Lehrsatz von der Ruhe oder gleichförmigen Bewegung des Schwerpunkts auf eine so allgemeine als leichte Art zu beweisen. Den Satz selbst drückt er nach seiner Hypothese folgendermaßen aus: „Wenn eine Menge „Punkte in einer jeden Lage gegen einander gewisse Massen „Materie ausmachen, und nicht nur gewisse Geschwindigkeiten „und Richtungen haben, sondern noch überdem mit gewissen „Kräften dergestalt wechselsweise in einander wirken, daß je zwei „und zwei Punkte auf entgegengesetzte Seiten gleiche Wirkungen „äußern (aequaliter agant in plagas oppositas); so wird der „allgemeine Schwerpunkt des ganzen Systems entweder ruhen „oder in einer Linie sich gleichförmig fortbewegen, nicht anders, „als wenn die Punkte gar nicht wechselsweise in einander gewirkt hätten. Der Beweis hiervon ist für meinen Raum zu „weitläuftig".

Sie sehen leicht, mein Herr, daß Hr. Boscovich nun bald Land gewinnt. Sobald er diesen Satz des Newton erwiesen, folgert er daraus, daß die Quantität der Bewegung nach einer Direction beständig einerlei, wie nicht weniger, daß die Wirkung beständig der Gegenwirkung gleich sei; und es ist bekannt, daß man nur einen von diesen Grundsätzen anzunehmen hat, um alle Gesetze der Bewegung für den Stoß der Körper daraus herzuleiten. Zwar den Satz, daß in zwei Punkten Wirkung

und Gegenwirkung sich gleich sei, hat Hr. Boscovich zum Behufe des Newtonischen Lehrsatzes ohne Beweis angenommen und zum voraus gesetzt. Die wechselsweise in einander wirkenden Kräfte, mit welchen er die Punkte beseelt, wirken in binis quibuscunque punctis aequaliter in plagas oppositas, d. h. die Wirkung ist der Gegenwirkung beständig gleich. Alles, was Hr. Boscovich nunmehr, ohne einen fehlerhaften Zirkel im Schließen zu machen, aus dem Newton'schen Lehrsatze folgern kann, ist dieses: daß die Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung auch in Massen, d. h. in ganzen Haufen von Punkten, statt finden müsse, sobald man sie in Ansehung zweier einzelner Punkte als ausgemacht zum Grunde legt. Da er aber auf diesen Satz die Gesetze der Bewegung für den Stoß der Körper gründet, so wäre es vielleicht besser gewesen, ihn mit Newton *) aus der Erfahrung anzunehmen, um die Gesetze der Bewegung auf keine willkührliche Voraussetzung zu stützen. Jedoch ich will Ihnen im Urtheilen nicht zuvorkommen. Ich fahre also fort zu erzählen.

Daß Hr. Boscovich keine vollkommen harte Körper zugiebt, dürfte Sie nicht wundern, da nach seinem System die Punkte, aus welchen der Körper besteht, sich allezeit näher kommen und niemals berühren können. Er giebt aber auch keine vollkommen weiche oder elastische Körper zu; und, theilt die natürlichen Körper bloß in unvollkommen weiche und elastische ein, weil die unvollkommen harten doch entweder weich oder elastisch seyn müssen. Wie diese verschiedenen Arten von Körpern aus seinen Punkten entstehen können, werden wir im 3ten Theil erfahren.

Was nun den senkrechten Stoß der Körper betrifft, so erfolgt nach der Hypothese des Hrn. Boscovich alles eben so, wie nach der gemeinen Lehre, nur daß sich die Körper nicht völlig berühren. Hr. Boscovich glaubt, die Bewegung der Körper, die sich einander nähern, erscheine bloß den Sinnen als gleichförmig, in der That aber nehme sie unmerklich ab; und indem sie sich sehr nahe kommen, werde die Geschwindigkeit durch die vermehrte Zurückstoßungskraft so sehr vermindert, bis zwei weiche

*) Philosophiae naturalis principia mathematica. Lex III.

Körper ihre Figur verändern, d. i. in den Theilen, welche ſich zu berühren ſcheinen, eine Geſchwindigkeit rückwärts erlangen, im Ganzen aber neben einander ruhen; zwei vollkommen elaſtiſche, wenn ſolche möglich wären, mit eben der Geſchwindigkeit, und unvollkommene elaſtiſche mit einer geringen Geſchwindigkeit ſich von einander entfernen, als ſie ſich genähert haben.

Beim ſchiefen Anſtoße der Körper betrachtet man, nach der gemeinen Methode, die Linie der Bewegung als eine Diagonale, und löſt ſie in die beiden Seiten des Parallelogramms auf. Die Idee von der Auflöſung der Bewegung, ſagt Hr. Boſcowich, macht einige Schwierigkeit. Man kann ihr zwar die Richtigkeit nicht völlig abſprechen; man begreift aber nicht ſo leicht, wie eine einzige Kraft in zwei andere aufgelöſt werden ſoll, deren jede öfters größer iſt als ſie ſelbſt; denn je ſtumpfer der Winkel angenommen, deſto kleiner iſt die Diagonale in Verhältniß gegen jede der Seiten. Nach ſeiner Hypotheſe findet dieſe Schwierigkeit nicht ſtatt; denn ihm ſtehen ſo viel Kräfte zu Gebote, als er deren bedarf. Wir wollen den einfachſten Fall betrachten, wo man nach der gemeinen Methode zur Auflöſung der Kraft ſeine Zuflucht nehmen muß. Dieſer iſt, wenn ein Körper unter einem ſchiefen Winkel an eine unbewegliche Fläche ſtößt. Hier findet die gemeine Methode eine Zertrennung der Kraft in zwei andere, davon eine der Fläche parallel läuft, die andere aber auf dieſelbe ſenkrecht ſteht. Die ſenkrechte Kraft, ſagt man, wird durch den unbeweglichen Widerſtand gehoben, die parallele hingegen findet keinen Widerſtand, und bleibt nach dem Stoße unverändert. Hr. Boſcovich ſchreitet ohne Auflöſung zu Werke. Er ſchließt alſo: wäre der Körper, welcher ſich der unbeweglichen Fläche nähert, vollkommen weich, ſo würde er von der Zurückſtoßungskraft der Fläche ſo lange zurückgetrieben werden, bis er ſich ihm nicht mehr nähern, d. h. bis er neben der Fläche parallel fortlaufen würde. Dieſe Bewegung in der Parallele neben der Fläche iſt aus der Bewegung des Körpers von dem Stoße (welche unverändert bleibt) und aus der Zurückſtoßungskraft der Fläche zuſammengeſetzt. Könnte der Körper vollkommen elaſtiſch ſeyn, ſo würde die Entfernungskraft, die er durch die Annäherung erlangt, zweimal ſo groß ſeyn, als diejenige, welche ein weicher Körper erlangt. Dieſe, mit der Kraft von dem Stoße zuſammengeſetzt, treiben den Körper unter

einem Winkel von der Fläche zurück, der dem Einfallungswinkel völlig gleich ist. Ist aber der Körper nicht vollkommen elastisch, so muß der Einfallungswinkel größer seyn, als der Winkel, unter welchem der Körper zurückprallt; und so erfolgt, ohne Auflösung der Kräfte, alles völlig so wie nach der gemeinen Methode.

Eben dadurch sucht Hr. Boscovich den bekannten Bernoulli'schen Beweis für die Leibnitzische Ausmessung der Kräfte zu widerlegen. Bernoulli beweist, daß ein Körper, der sich mit der Geschwindigkeit = 2 bewegt, vier andern Körpern die Geschwindigkeit = 1 mittheilen kann; und schließt hieraus, daß sich die lebendigen Kräfte wie die Quadrate der Geschwindigkeiten verhalten müssen. Nach Hrn. Boscovich's Hypothese aber ist die Folge ungegründet. Es ist nicht die erste Geschwindigkeit des Körpers = 2, die sich durch die Auflösung gleichsam vervielfältigt, und Geschwindigkeiten hervorgebracht haben sollte, welche zusammen ihrem Quadrate = 4 gleichen; sondern es sind neue Kräfte, die durch die Annäherung der Körper entstanden sind; daher ist aus derselben für das Maaß der vorigen Kräfte nichts zu schließen.

Im Übrigen kann sich, nach dem System des Hrn. Boscovich, der vorhin erwähnte Körper der unbeweglichen Fläche niemals in einer geraden Linie nähern, sondern in einem solchen Aste von einer krummen Linie, die mit den Sinnen von der geraden nicht unterschieden werden kann. Wenn er der Fläche nahe kommt, so wird die Zurücklassungskraft größer; daher nimmt die Krümmung zu, bis der Körper in einem andern Aste von der Fläche zurückfährt, der abermals mit den Sinnen von einer geraden Linie nicht unterschieden werden kann.

So viel von dem 2ten Theil dieser philosophischen Schrift. Ich weiß nicht, wie bald ich den 3ten Theil werde nachholen können. Hr. Boscovich hat dem Werke auch einige speculative Dissertationen angehängt, von welchen ich Ihnen, sobald es meine Zeit zuläßt, gleichfalls Rechenschaft geben werde.

XI. Den 13 Sept. 1759.

54ster Brief.

Ich nehme mir vor, Sie heute von einem sehr allgemeinen Vorurtheil zu befreien. Nicht wahr, Sie glauben wie Jedermann, daß es unmöglich sei, z. E. eine Mauer oder einen Wall zu durchdringen, ohne eine Öffnung in denselben zu machen? in ein verschlossenes Zimmer zu kommen, ohne irgendwo einzubrechen? u. s. w. Machen Sie sich gefaßt, diesen Irrthum zu verlassen. Ich will Ihnen beweisen, daß alles dieses recht sehr mögliche Dinge sind, und daß nur ein einziger Umstand noch bisher ihre Wirklichkeit verhindert. Besinnen Sie sich nur erst wieder auf die vornehmsten Sätze aus der Boscovich'schen Hypothese; denn auf dieselben wird sich der Beweis stützen, so wie er aus dem Werke dieses Paters genommen ist.

Kein einziger Punkt, fängt Hr. Boscovich, in dem dritten Theile seines so oft erwähnten Werks, an zu schließen, kann eben denselben Raum einnehmen, in welchem ein anderer Punkt oder auch er selbst jemals existirt hat. Denn da jedes Zwischenräumlein der Punkte, so klein es auch immer seyn mag, dennoch, als ein Theil von einer Linie, unendlich viele Punkte einzunehmen fähig ist, die Zahl der wirklichen Punkte aber nur endlich seyn kann; so ist es unendlich wahrscheinlicher, daß die Punkte in allen möglichen Bewegungen und Versetzungen immer andere Räume besetzen, als daß irgend einer wieder in den Raum eintreten sollte, der schon einst von ihm oder von einem andern Punkte ist angefüllt gewesen; und diese unendliche Wahrscheinlichkeit macht eine physikalische Gewißheit aus.

Wenn wir also von den Entfernungskräften abstrahiren, so können alle Körper sich einander, so wie das Licht die durchsichtigen Gegenstände, oder die Feuchtigkeit den Schwamm, dem Augenscheine nach durchdringen, ohne daß eine wirkliche Penetration dabei vorginge. Denn die Punkte des einen Körpers werden gewiß niemals gerade auf die Punkte des andern Kör-

pers, sondern, wie vorhin erwiesen worden, allezeit auf die Zwischenräumlein stoßen, und daher in ihrem Durchgange nirgends aufgehalten werden. Ohne Entfernungskräfte also können sich die Körper zwar nicht wirklich durchdringen, aber doch zu durchdringen scheinen, dergestalt, daß wir in diesem Falle durch die Erfahrung gar keinen Begriff von der Undurchdringlichkeit erlangen könnten.

Allein die zurückstoßenden Kräfte, mit welchen die Punkte ausgerüstet sind, verhindern bei einigen Körpern auch die scheinbare Durchdringlichkeit, indem sie jede Anziehungskraft, noch ehe die scheinbare Durchdringung geschieht, durch entgegengesetzte Kräfte aufheben oder ihre Richtung verändern, mithin den herannahenden Körper entweder zur Ruhe bringen, oder sich anders wohin bewegen lassen. Dadurch aber wird die scheinbare Durchdringung noch nicht ganz unmöglich gemacht. Denn da zu einer jeden Kraft eine gewisse Zeit erfordert wird, ehe sie eine merkliche Wirkung hervorbringt; so kann der herannahende Körper, wenn er mit einer hinlänglichen Geschwindigkeit begabt ist, die scheinbare Durchdringung in einer allzu kurzen Zeit verrichten, als daß die zurückstoßenden Kräfte des durchdrungenen Körpers sollten einen merklichen Widerstand thun können. Wir sehen dieses an einer eisernen Kugel, z. B. die auf einer Fläche fortrollt, auf welche hier und da kleine Stückchen Magnet zerstreut sind. Bewegt sich die Kugel mit einer mäßigen Geschwindigkeit, so wird sie in ihrer Bewegung von der anziehenden Kraft der nahen magnetischen Theile aufgehalten, und wohl gar zur Ruhe gebracht; bewegt sie sich aber allzu schnell zwischen den Magnetstückchen hindurch, ohne sie zu berühren, so hat die magnetische Kraft nicht Zeit genug, ihre Wirkung gehörig zu äußern, und die Kugel wird nur einen ganz unmerklichen Theil von ihrer Geschwindigkeit verlieren.

Hr. Boscovich glaubt hier die wahre Ursach entdeckt zu haben, warum die Lichtstrahlen die durchsichtigen Körper von allen Seiten ungehindert durchscheinen können; denn daß die Lichtstrahlen eine ungemeine Geschwindigkeit besitzen, kann durch die Erfahrung hinlänglich bewiesen werden. Ihre Punkte, meint er, können also so schnell vor den Punkten des durchsichtigen Körpers vorbeifahren, daß die zurückstoßenden Kräfte nicht Zeit genug haben, ihnen einen merklichen Widerstand entgegenzusetzen. Auf gleiche Weise, sagt Hr. Boscovich, würden wir durch ver-

schlossene Thüren und die stärksten Mauern ohne Hinderniß, und ohne die geringste Öffnung hinter uns zu lassen, durchkommen können, wenn wir nur im Stande wären, uns die gehörige Geschwindigkeit zu geben, die seiner Theorie nach dazu erfordert wird. Wenn die Kraft des Pulvers groß genug wäre, so könnte man eine Kugel durch die Wand treiben, ohne ein Loch in dieselbe zu machen, u. s. w.

Was sagen Sie zu diesen Paradoxen? Mich dünkt, es ließe sich dadurch manches wunderbare Mährchen, darüber der Weltweise mit dem Pöbel nicht einig werden kann, zum Besten des letztern gar deutlich erklären. Die Geister können z. E. Leiber haben, wie wir, und dennoch allenthalben ohne Hinderniß durchdringen, und in den verschlossensten Zimmern aus den Wänden hervorkommen. Ein Mensch wird sich schußfrei machen können, wenn er das Geheimniß besitzt, der Kugel mit einer solchen Geschwindigkeit entgegenzueilen, daß sie seinen Körper durchdringt, ohne ihm den geringsten Schaden zuzufügen; und es wird nicht ganz unmöglich seyn, aus einem verschlossenen und versiegelten Kasten das hineingelegte Geld herauszubringen, — eine Begebenheit, von welcher ich einst eine ganze Dissertation gelesen habe.

Sie werden sagen: durch dergleichen Consequenzien läßt sich keine philosophische Hypothese widerlegen? Man würde nichts gewinnen, meinen Sie, wenn sich auch Ihr Boscovich zu allen diesen scheinbaren Ungereimtheiten verstünde?

Sie haben Recht! Dieses war auch ganz und gar meine Absicht nicht. Ich weiß, wie leicht man aus jedem philosophischen System Folgerungen ziehen kann, die dasjenige Ding, das man gesunde Vernunft oder bon-sens nennt, für ungereimt erklärt. Wie weit würde man in den demonstrativen Wissenschaften gekommen seyn, wenn man sich bloß der Führung des bon-sens, der die Gegenstände durch ein sehr blendendes Licht unterscheidet, hätte überlassen wollen?

So viel kann man indessen wider den Hrn. Boscovich durch Consequenzien gewinnen: man kann beweisen, daß seine Hypothese von einem weit größern Umfange sei, als die Natur selbst; und daß man, nach seiner Art, weit sonderbarere Erscheinungen und verwickeltere Begebenheiten erklären könne, als diejenigen, welche in der Werkstatt der Natur jemals zum Vorschein kommen. Mich dünkt, dieses mache ein starkes Vorur-

theil wider eine Hypotheſe aus; ſo viel ſich auch einſt Cartes darauf zu Gute that, daß die Natur für ſeine Hypotheſe zu eingeſchränkt ſei, und daß er ihr Troß bieten könnte, eine Erſcheinung hervorzubringen, die er nicht ſogleich erklären könnte.

In der That kann dieſes Hr. Boſcovich von ſeiner Hypotheſe gleichfalls rühmen. Die allerſeltſamſte Erſcheinung in der Natur koſtet ihm nicht mehr als einige Züge und Durchkreuzungen in der Linie der Kräfte, die er zum Grunde legt, ſo iſt ſie erklärt. Da er die Natur ſeiner Curve nicht genau beſtimmt hat, ſo ſtehen ihm ſo viele Durchkreuzungen der Axe, ſo viele Schranken, ja ſo viele aſymptotiſche Füße, und daher ſo viele und ſo mannigfaltige Kräfte zu Dienſten, als er deren nur immer bedarf. Welche natürliche Begebenheit wird nunmehr ſchwer zu erklären ſeyn? Fragt man: wie kommt es, daß gewiſſe Körper die Beſchaffenheit haben, daß ihre Theile zwar aus ihrer Lage verrückt werden können, aber jederzeit eine Bemühung anwenden, ſich wieder in ihren vorigen Zuſtand zu verſetzen? ſo iſt die Antwort: weil ihre Punkte in ſolchen Schranken ſich befinden, allwo die Kräfte erſt zurückſtoßend, hernach anziehend werden. — Warum bleiben die Theile der weichen Körper in der Lage, in welche man ſie verſetzt? Das macht, weil bei ihnen die Schranken ſehr häufig auf einander folgen, dergeſtalt, daß jeder Punkt, ſobald er eine Schranke verläßt, wieder in eine andere eintritt; allwo er folglich weder angezogen, noch zurückgeſtoßen wird, mithin nach einigen Schwingungen ruhen muß. Noch mehr! die Salze, Eis, Schnee u. ſ. w. ſchießen unter gewiſſen Figuren an; wie geht dieſes zu? — Nichts iſt leichter zu ſagen, als dieſes. Hr. Boſcovich hat gezeigt, daß es in ſeiner Linie ſolche Stellen geben könne, allwo die Punkte ſich nothwendig in gewiſſe Figuren ordnen müſſen, weil ſie ſich in jeder andern Lage zurückſtoßen, und nur in dieſer einzigen einander anziehn. Kurz! die allerſchwerſten Fragen laſſen ſich mit einer erſtaunenswürdigen Leichtigkeit beantworten. Aber was ſind dieſes für Beantwortungen? und was für ein Licht geben ſie uns mehr, als die bloßen Data, die ſie erläutern ſollen? Die Erfahrung lehrt, daß ſich die Theile eines elaſtiſchen Körpers zuſammenziehen, wenn ſie ausgedehnt, und ausdehnen, wenn ſie zuſammengezogen werden. Ein Jeder ſieht, daß hier Kräfte ſeyn müſſen, die in einer größeren Entfernung ein Zuſammenziehen, in einer kleinern aber

ein Zurückstoßen verursachen müssen. Man fragt: was sind dieses für Kräfte? woher entspringen sie? Geschieht nun dieser Frage ein Genüge, wenn man mit Hrn. Boscovich antwortet, die Kräfte der elastischen Körper wären so beschaffen, daß sie in kleinern Distanzen zurückstoßend, in größern aber zusammenziehend werden? Das haben wir gewußt, wird man erwiedern, und so viel zeigt der Augenschein; allein woher kommt diese wunderbare Mannigfaltigkeit der Kräfte? daß man uns hier eine krumme Linie einigemal durch die Axe schlängelt, das erläutert nichts. Wenn der Ursprung der Kräfte erst auf eine andere Weise erklärt wäre, so könnte man uns allenfalls den geometrischen Ort zeigen, dadurch ihre verschiedenen Modificationen in Linien ausgedrückt werden können. Was für ein seltsamer Mißbrauch aber, wenn man uns diesen geometrischen Ort statt einer deutlichen Erklärung aufdringen will!

Und dieser Fehler herrscht durchgehends in dem ganzen physischen Theile des Boscovich'schen Systems. Seine Hypothese hat zu nichts mehr gedient, als ungefähr den Zug der Linie auf eine sehr allgemeine und unbestimmte Art anzugeben; welche allenfalls den geometrischon Ort abgeben könnte, wenn uns eine tiefere Einsicht in die Geheimnisse der Natur das Maaß der Kräfte und ihre mannigfaltigen Abänderungen, und durch diese die wahre analytische Gleichung hätte kennen gelehrt. Aber wie weit ist dieses von einer deutlichen und verständlichen Erklärung der natürlichen Erscheinungen entfernt!

Hier in dem physischen Theile erwähnt Hr. Boscovich auch endlich der Kraft der Trägheit; und er sucht sie aus dem allgemeinen Newton'schen Grundsatze herzuleiten, dessen ich in meinem vorigen Schreiben *) erwähnt habe. Ich glaube aber an eben demselben Orte deutlich genug gezeigt zu haben, daß Hr. Boscovich keinen Schritt thun kann, den Newton'schen allgemeinen Grundsatz zu beweisen, ohne das Gesetz der Trägheit wenigstens in Ansehung der Punkte zum voraus zu setzen; und ich weiß nicht, wie er sich hier wider die Beschuldigung eines fehlerhaften Zirkels retten wird.

An einem andern Orte sieht Hr. Boscovich sehr wohl ein,

*) s. den 45sten Brief.

daß nach seiner Hypothese der Begriff von der Figur der Körper sehr unbestimmt sei, ja sogar, daß die Körper, wenn man will, nur als Flächen oder Linien betrachtet werden können. Denn da nach seiner Hypothese die Körper bloß aus Punkten, die nach allen drei Ausmessungen zerstreut sind, und aus Zwischenräumchen bestehen, so kann man diese Punkte entweder als in einer stätigen Oberfläche eingehüllt betrachten, und in diesem Fall machen sie einen Körper aus; man kann aber auch eine einzige Fläche oder gar eine einzige Linie annehmen, welche in ihren vielfältigen Krümmungen alle Punkte ohne Ausnahme in sich begreift; und in diesem Falle machen die Punkte zusammengenommen keinen wirklichen Körper, sondern uur eine stätige Fläche oder eine stätige Linie aus. Statt diese Beschuldigung von seiner Hypothese abzulehnen, sucht er vielmehr den Begriff von der Figur der Körper auch nach der gemeinen Meinung in Schwierigkeiten zu verwickeln. Er führt eine Stelle aus einer von ihm selbst geschriebenen Dissertation de figura telluris an, in welcher er zeigen will, daß wir mit dem Worte: Figur der Erde, einen sehr schwankenden Begriff verbinden. Sein Beweis ist folgender. „Diejenige Oberfläche der Erde, welche die „Meere, Flüsse, Berge und Thäler umschränkt, ist nicht nur, „wenigstens in Ansehung unser, unregelmäßig, sondern auch un„beständig; denn sie wird mit jeder kleinsten Bewegung der fe„sten und flüssigen Theile verändert. Von dieser Figur der „Erde ist auch niemals die Rede gewesen. Man hat eine an„dere, gewissermaßen regelmäßige Figur dafür angenommen, die „jener am nächsten kommt; man hat sich nämlich vorgestellt, „die Berge und Hügel wären abgetragen, und die Thäler damit „angefüllt worden. Allein auch dieser Begriff von der Figur „der Erde ist schwankend und unbestimmt. Denn so wie unend„lich viele regelmäßige Curven durch eine gewisse Anzahl gegebe„ner Punkte gezogen werden können; eben also können unend„lich viele krumme Flächen dergestalt um die Erde gezogen wer„den, daß sie entweder in gewissen gegebenen Punkten die Berge „und Hügel berühren, oder dieselben auf eine solche Art durch„schneiden, daß die innern leeren Lücken mit der außerhalb der „Fläche befindlichen Materie angefüllt werden können; und alle „diese Flächen können demungeachtet regelmäßig seyn. Es giebt „also unendlich viele verschiedene Flächen, die der Aufgabe Ge-

„nöge thun"; — und hieraus ſchließt Hr. Boſcovich, daß die Aufgabe ſelbſt unbeſtimmt ſeyn müſſe.

Ich bin ſehr begierig, erwähnte Diſſertation des Hrn. Boſcovich ſelbſt zu leſen. Ich kann mir unmöglich vorſtellen, daß ein ſo ſcharfſinniger Mathematikverſtändiger, als Hr. Boſcovich iſt, vergeſſen haben ſollte, daß unter allen dieſen mannigfaltigen regelmäßigen Flächen doch nothwendig eine die allerkleinſte ſeyn muß; und daß ohne Zweifel von dieſer Fläche die Rede iſt, wenn man die Figur der Erde zu beſtimmen ſucht.

(Der Beſchluß folgt.)

XII. Den 20 Sept. 1759.

Beſchluß des 54ſten Briefes.

Die Alten haben geglaubt, die Linie, welche von einem Erdpol zum andern gezogen wird, ſei einem halben Zirkel ähnlich; durch die Entdeckung der Neuern aber weiß man, daß dieſe Linie einer halben Ellipſis näher komme, als einem halben Zirkel. Haben irgend die Alten nicht gewußt, daß man von einem Pol zum andern, durch ſo viel gegebene Punkte man will, unendlich viel regelmäßige Linien ziehen könne? Gewiß, dieſes kann ihnen nicht unbekannt geweſen ſeyn. Allein ſie hielten den Zirkel für die kleinſte regelmäßige Linie, die um die Erde gezogen werden kann; und die Neuern haben gefunden, daß eine Ellipſis, die um die Erde gezogen wird, kleiner ſei, als ein um dieſelbe gezogener Zirkel. Eben dieſelbe Beſchaffenheit hat es mit der Fläche, durch welche man die Geſtalt der Erde beſtimmt. Man ſucht die kleinſte Fläche, die um den Erdball gezogen werden kann; und dieſe ſucht man mathematiſch, aber nicht, wie Hr. Boſcovich behauptet, aestimatione quadam morali, ausfindig zu machen. Und alſo haben die Worte: Figur der Erde oder der Körper überhaupt, nach der gemeinen Hypotheſe eine ſehr beſtimmte Bedeutung. Hr. Boſcovich wird

ganz allein auf diesen Ausdruck Verzicht thun müssen, weil nach seiner Hypothese die ganze Körperwelt als eine einzige stätige Linie betrachtet werden kann, wie ich bereits oben angeführt.

Vielleicht könnte Hr. Boscovich hierin mit den Leibnitzianern gemeinschaftliche Sache machen; denn obgleich nach ihrem System die deutliche Erklärung der Figur nicht eben die Schwierigkeit hat, als nach dem Boscovich'schen, so können sie doch aus andern Gründen ihrem Inbegriffe von einfachen Dingen nicht anders eine Figur zuschreiben, als insoweit die Zusammensetzung derselben als eine selbstständige Erscheinung betrachtet wird. Der Pater hat ohnedem sehr vieles mit dieser Schule gemein.

Außer vielen Stücken, deren ich bereits Erwähnung gethan, stimmt er noch mit derselben ein, daß die Materie in steter Bewegung sei, daß keine Veränderung in dem kleinsten Theile der Körper vorgehen könnte, ohne eine Veränderung im Ganzen nach sich zu ziehen; und läugnet, so wie sie, die Wirklichkeit einer stätigen Größe, eines mathematischen Körpers in der Natur. Er sagt sogar mit ausdrücklichen Worten: Geometria tota imaginaria est, et idealis, sed propositiones hypotheticae, quae inde deducuntur, sunt verae, et si existant conditiones ab illa assumptae, existent utique et conditiones ipsae erutae (§. 369.). Hier geht Hr. Boscovich noch weiter, als selbst die Leibnitzianer. Diese würden sehr Bedenken tragen, zu sagen, die ganze Geometrie beruhe bloß auf der Einbildung.

55ster Brief.

Sie haben den rechten Punkt getroffen! Herr Boscovich scheint auf dem halben Wege zur Wahrheit stehen geblieben zu seyn. Die Ausdehnung, Undurchdringlichkeit und noch einige andere Eigenschaften der Körper erkannte er für bloße Erscheinungen, die ihren Grund in den Kräften der einfachen Dinge oder Punkte haben, an und für sich aber so wenig als die Farben, Wärme und Kälte u. s. w. in den Körpern außer uns so

anzutreffen sind, wie sie sich unsern Sinnen darstellen. Allein von dem Raume und von der Bewegung sah er dieses nicht ein. Was Hr. Boscovich von dem Raume gehalten, werde ich Ihnen weiter unten Gelegenheit haben umständlicher zu erzählen. So viel haben Sie aus dem Vorhergehenden gesehen, daß er seine Ausdehnung aus unausgedehnten Punkten entstehen läßt, und sich mit den Waffen der Leibnitzianer wider diejenigen vertheidigen muß, die hierin einen Widerspruch zu finden glauben, so wenig er auch dieses gestehen will. Allein diese unausgedehnten Punkte, oder einfachen Dinge, wenn man sie so nennen will, stehen ihm von einander ab, und sind in dem leeren Raume, den wir vor uns sehen, nach allen Ausmessungen zerstreut. Er läßt also den Raum wirklich das seyn, was sich unsere Einbildungskraft von ihm vorstellt. Gleichergestalt verfährt er mit der Bewegung; denn da er seinen einfachen Dingen Kräfte zuschreibt, andere einfache Dinge bald an sich zu ziehen, bald von sich zu stoßen, so realisirt er alle Begriffe, die wir uns mit den Sinnen von der Bewegung machen; und muß sogar einen realen Einfluß, eine Wirkung in die Ferne, und viele andere Idole annehmen, die man mit gutem Erfolge aus der Metaphysik verbannt hat.

Und eben deswegen, weil sich Hr. Boscovich nur halb von den Idolen der Einbildungskraft befreit hat, macht er den Leibnitzianern manche Einwürfe, die eine sehr unvollkommene Kenntniß des Leibnitzischen Lehrgebäudes anzeigen. Er sieht z. B. in der Meinung, Leibnitz ließe seine Punkte sich unmittelbar einander berühren; und glaubt, wie ich Ihnen in einem meiner vorigen Briefe geschrieben, man hätte die Schwierigkeit noch nicht gehoben, die dem Zeno vorlängst gemacht worden, daß nämlich unausgedehnte Punkte, die sich unmittelbar berühren, nothwendig in einander fallen müßten. Wird sich der Leibnitzianer nicht hier beklagen, daß man ihm Begriffe vom Berühren und Ineinanderfallen aufdringe, die sich nach seinem System nicht so schlechterdings aus der Meßkunst in die Metaphysik hinübertragen lassen? Mir ist das Berühren, wird er sagen, wie wir es mit den Sinnen begreifen, nichts als eine bloße Erscheinung; so wie der Cartesianer die Farben, und Hr. Boscovich auch die körperliche Ausdehnung für nichts anders erkennt. Von einfachen Dingen hingegen sagt man, fast auf eine figürliche Weise: sie berühren sich, wenn sie unmittelbar

wechselsweise in einander wirken; und diese Berührung muß man nicht mit den Sinnen begreifen wollen; denn was wäre dieses anders, als einfachen Substanzen Erscheinungen zuschreiben, die ihren Grund in der Zusammensetzung haben? In einander fallen aber können einfache Dinge nicht eher, als wenn man die Merkmale aufhebt, daran sie erkannt und von einander unterschieden werden. So lange die Dinge aber verschieden sind, müssen sie mit andern zufälligen Dingen in einem verschiedenen Verhältniß stehen; mithin im Raume neben einander seyn, aber nicht in einander fallen. So erklärt sich Leibnitz an verschiedenen Stellen, und die Leibnitzianer in jedem Lehrbuche. Man kann ihnen Einwürfe machen, sie widerlegen, aber doch unmöglich mit dem Pater Boscovich (§. 317.) sagen, Leibnitz habe seine ausgedehnten Punkte sich berühren lassen, damit ein continuum mathematicum daraus entstehe? Was für ein ungeheures Ding ist ein continuum mathematicum, das aus Leibnitzischen Monaden zusammengesetzt ist! Oder kann man sich es wohl träumen lassen, mit unserm Pater vorzugeben, daß beide, sowohl Leibnitz als Zeno, cum simplicitate, et inextensione, quam iis elementis tribuunt, commiscent ideam illam imperfectam, quam sibi compararunt per sensus, globuli cujusdam rotundi, qui binas habet superficies a se distinctas (§. 137.)? Ich möchte wissen, was Hr. Boscovich von Leibnitz gelesen hat, daß er solche Gedanken hat von seinem System hegen können.

Der Pater hat noch einen ziemlichen Vorrath von Einwürfen wider die Leibnitzische Philosophie hier und da in seinem Werke angebracht. Ich werde Sie aber nicht länger damit aufhalten.

56ſter Brief.

In einer dem Werke angehängten metaphyſiſchen Unterſuchung handelt Hr. Boſcovich von der Seele und Gott. Die Vereinigung des Körpers und der Seele, ſagt er, geſchieht nach drei verſchiedenen Arten von Geſetzen (denn auch hier wird uns nicht mehr geſagt, als die Geſetze, nach welchen die Veränderungen erfolgen), davon zwei von dem Geſetze der Bewegung der materialiſchen Punkte ganz verſchieden ſind; die dritte aber kommt demſelben in etwas nahe, und weicht wiederum in vielen Stücken von ihm ab. Aus gewiſſen örtlichen Bewegungen in den äußern Gliedmaßen entſpringen gewiſſe geiſtige Bewegungen in der Seele; einige nothwendig, als die ſinnlichen Empfindungen, andere durch eine freie Willkühr, als die Entſchließungen des Willens. Dieſes iſt das erſte Geſetz.

Auf dieſe freien Entſchließungen des Willens und innere geiſtige Bewegung der Seele erfolgen, vermöge des zweiten Geſetzes, die örtlichen Bewegungen in den äußeren Gliedmaßen. Hingegen giebt es keine körperlichen Bewegungen, und keine Vorſtellungen in der Seele, welche die freie Wahl des Willens nach einem gewiſſen Geſetze beſtimmen ſollte, dieſes jenem vorzuziehen. Höchſtens, ſagt Hr. Boſcovich, dürften ſie vielleicht gewiſſe Handlungen leichter machen, und die Seele mehr zu dieſen als zu ihrem Gegentheile neigen können. Die Fähigkeit der Seele aber, die wir Willen nennen, muß allezeit die allerfreieſte Wahl behalten, das Gegentheil zu wählen; dergeſtalt, daß ſie bloß aus innerer Beſtimmung ſich auf die Seite lenken kann, wo die wenigſten Bewegungsgründe ſind. — Nach dem dritten Geſetze endlich bewegt ſich die Seele aus ihrem Orte, und folgt allenthalben ihrem Körper nach. Es ſcheint aber nicht, meint Hr. Boſcovich, daß hier, ſo wie bei den materialiſchen Punkten, die Anziehungen und Zurückſtoßungen mit einander abwechſeln ſollten. Er vermuthet vielmehr, die Seele würde auch in der kleinſten Entfernung von dem Körper nicht zurückgeſtoßen, ſondern könne völlig ſowohl von der Materie, als von andern Geiſtern durchdrungen werden.

Der Pater kommt hierauf zu den Beweiſen für das Daſeyn Gottes, und widerlegt durch ſeine Hypotheſe den Einwurf,

daß eine jede endliche Folge von Begebenheiten, die noch ſo ordentlich, noch ſo vollkommen iſt, durch eine beſtimmte Anzahl zufälliger Würfe, bloß vom Ungefähr könne hervorgebracht werden. — Der Hypotheſe der Atheiſten von der Nothwendigkeit der Welt ſetzt er, außer den Gründen, die ihm ſein Syſtem an die Hand giebt, einen Schluß entgegen, welcher mit dem gemeinen Schluſſe von der Unmöglichkeit einer unendlichen Reihe völlig übereinkommt. Hr. Boſcovich, der ihn verbeſſert zu haben glaubt, muß unſere deutſchen Weltweiſen niemals geleſen haben. — Von dem Syſtem der beſten Welt hat Hr. Boſcovich ganz ſeltſame Gedanken. Er glaubt, wir würden, wenn dieſes die beſte Welt wäre, nicht nöthig haben, Gott für unſer Daſeyn zu danken; denn er würde uns ja wegen unſeres Verdienſtes zum Daſeyn haben rufen müſſen, weil die anderen Geſchöpfe, die er in ihrem Nichts gelaſſen, nicht ſo gut zur beſten Welt ſich ſchicken, als wir. Wenn man ihm auch das müſſen wollte hingehen laſſen, das hier doch noch einer wichtigen Einſchränkung bedarf; was für Begriffe hat Hr. Boſcovich von der Dankbarkeit!

Einige mathematiſche Anhänge, die Hr. Boſcovich aus andern von ihm verfertigten Schriften anführt, werden Sie vermuthlich ſelbſt leſen. Wir wollen alſo nur noch hören, was er vom Raume und von der Zeit denkt. Er hat ſeine eigenen Gedanken hierüber aus ſeinen Supplementis Stayanis hergeſetzt, einem Werke, das mir, ſo viel ich mich erinnere, noch nicht zu Geſichte gekommen.

„Sowohl diejenigen", ſagt Hr. Boſcovich, „welche den „Raum für ein wirkliches, ſtätiges, ewiges und unermeßliches „Ding halten, als die, welche ihn mit Leibnitz und Cartes durch „die Ordnung der Dinge erklären; müſſen dennoch einen mo„dum, — wie ſoll ich das Wort ſogleich überſetzen? — eine „Weiſe zu exiſtiren annehmen, die nicht bloß in der Einbildung „beſteht, ſondern wirklich iſt, vermöge welcher die Dinge da „ſind, wo ſie wirklich ſind, die auch ſelbſt ſo lange exiſtirt, ſo „lange die Dinge wirklich da ſind, und verſchwindet, ſobald die „Dinge allda vorhanden zu ſeyn aufhören". — Ja, Hr. Boſcovich meint, man müſſe zwei ſolche Etwas zugeben, man möchte ſie nennen, wie man wollte, das eine für das wo, und das andere für das wann: einen modum, per quem res est ibi, ubi est, und einen andern, per quem res est

tum, cum est. Nun giebt er einem jeden Punkte zwei Reihen von ſolchen wirklichen exiſtirenden Modis, und dieſe machen ſodann den wirklichen Raum und die wirkliche Zeit aus. Denkt man aber die bloße Möglichkeit von dieſen Modis, ſo hat man den leeren Raum und die leere Zeit, wenn man ſich ſo ausdrücken kann, oder den eingebildeten Raum und die eingebildete Zeit.

„Die wirklichen und exiſtirenden Modi entſtehen und verge„hen wieder, ſind untheilbar, unbeweglich, unausgedehnt, und in „ihrer Ordnung unveränderlich". In dem Zwiſchenräumlein der Punkte giebt es einen möglichen Raum, indem wir uns die Möglichkeit immer anderer und anderer Punkte vorſtellen, die zwiſchen den erſten Punkten ihre Modos finden könnten. Hr. Boſcovich beweiſt, daß dieſer mögliche oder eingebildete Raum ſtätig, unendlich, ewig und nothwendig ſei, obgleich alle dieſe Eigenſchaften dem wirklichen Raume nicht zukommen. Endlich wendet er alles, was von dem Raume geſagt worden, auch auf die Zeit an. Ich weiß nicht, was ich aus dieſer bloßen Möglichkeit machen ſoll, von welcher man doch behauptet, daß ſie wirklich ſei. Zwiſchen den Punkten giebt es einen Zwiſchenraum; dieſer Zwiſchenraum iſt wirklich, aber er iſt nichts als ein möglicher Raum. Sehen Sie die Verwirrung, in welche den Pater ſeine Wirkung in die Ferne geſtürzt hat? Er hat einen leeren Raum zugeben müſſen; denn dazu nöthigte ihn ſeine Hypotheſe. Democh wollte er dieſen Raum nicht mit einigen Newtonianern für ein wirkliches, ausgedehntes, untheilbares und ewiges Ding halten. Er machte alſo eine bloße Möglichkeit daraus, und zwar eine Möglichkeit, die entweder exiſtiren muß, — oder ſeine Punkte haben keine wirklichen Zwiſchenräume, und fallen vermöge ſeiner eigenen Hypotheſe in einander. Um ſein Syſtem nicht ſinken zu laſſen, hat er ſich alſo zu handgreiflichen Widerſprüchen verſtehen müſſen.

Dieſes iſt das allgemeine Schickſal der Hypotheſen! Sie paſſen ſich ſelten ganz genau auf die Natur; daher läßt man ſich öfters verleiten, um die Hypotheſe nicht fahren zu laſſen, den erſten und ſicherſten Begriffen Gewalt anzuthun. — Sie werden, wenn Sie das Werk ſelber leſen, noch viele Stellen bemerken, in welchen ſich die Schwäche der Hypotheſen ganz offenbar zeigt. Und dennoch macht die Durchleſung deſſelben ungemein viel Vergnügen. Man ſieht die mächtige Anſtrengung

eines Genies, der ganzen Natur gleichsam Fesseln anzulegen, und sie allenthalben hinzuführen, wohin es von seiner Hypothese geleitet wird. Man sieht mit Verwunderung, was für Triebfedern der Verfasser in Bewegung setzt, seine Hypothese in den Lauf zu bringen; und da ihm seine Aussicht alle Gegenstände von einer neuen Seite zeigt, so kann seine Bemühung so wenig für ihn als für die Leser ganz unfruchtbar ablaufen. Er muß auf seinem Wege hier und da ein Vorurtheil gestürzt, eine Wahrheit entdeckt, eine andere besser bewiesen, oder mit fruchtbareren Folgen bereichert haben; Lohns genug für die sauerste Arbeit, die uns die Untersuchung gekostet hat! Überhaupt ist es rühmlicher und der Wahrheit weit ersprießlicher, mit Genie von ihr abzuweichen, als dasjenige geistlos zu wiederholen, was Andere vor uns schon besser gesagt haben.

Aus dem IV. Theil.

II. Den 11 Oct. 1759.

60ster Brief.

Gesetzt, ein Dichter hat Empfindungen auszudrücken, die ihm fremd sind, die er niemals selbst gefühlt hat; so wird er, wenn es ihm nur nicht an Genie mangelt, wenigstens denken statt zu empfinden. Seine Empfindungen werden das entzündete Feuer der Begeisterung nicht haben, die bei dem Leser ein sympathisches Gefühl erregen kann; er wird aber doch allezeit Gedanken hervorbringen, die gelesen zu werden verdienen. Der denkende Kopf kann spitzfindig und frostig, aber niemals abgeschmackt werden.

Der Hr. Prof. Sulzer sagt irgendwo: „wenn in der „Republik der Gelehrten Gesetze könnten gegeben werden, so „sollte dieses eines der ersten seyn: daß sich niemand unterstehen

„sollte ein Schriftsteller zu werden, der nicht die vornehmsten „griechischen und lateinischen Schriften der Alten, mit Fleiß, und „zu wiederholten malen durchgelesen". Mich wundert es, daß dieser wahrhaftig denkende Kopf gegen die sich selbst bildenden Genies hat so unbillig seyn können. Sein Gesetz hätte uns ja um alle Werke des Shakespear bringen können! Wenn es möglich wäre, so sollte man lieber den Leuten, die nicht selbst denken, das Schriftstellerhandwerk legen, und wenn sie auch die Alten mit noch so viel Fleiß durchgelesen hätten! Das Genie kann den Mangel der Exempel ersetzen, aber der Mangel des Genies ist unersetzlich.

In der gelehrten Republik taugen die geistlosen Köpfe auch nicht einmal zu bloßen Tagelöhnern. Sie können die Materialien nicht einmal auf eine nützliche Weise zusammentragen, die zur Einrichtung eines Gebäudes nothwendig sind. Was sieht z. B. dem ersten Anblicke nach einer Tagelöhnerarbeit ähnlicher, als das Wörterbuchschreiben? Welcher seichte Kopf, der noch so sehr von seiner Unfähigkeit überzeugt ist, wird sich nicht für tüchtig halten, ein Wörterbuch in einer Sprache zu schreiben, die er nur so halbwege versteht? Allein was für große Gaben setzt diese Arbeit nicht von Seiten des Verfassers voraus, wenn sie den Nutzen haben soll, den man von ihr fordern kann! Hören Sie, was der vorhin erwähnte Sulzer davon sagt: „Man kann den Werth eines vollkommenen Wörterbuchs nicht „genug schätzen. Ein solches Werk ist ein Schatz, an welchem „einer ganzen Nation sehr viel gelegen ist. Es erfordert die ver„einigte Kraft verschiedener grosser Männer, denen es weder an „philosophischer Scharfsinnigkeit und Wissenschaft, noch an gros„ser Belesenheit, noch an Einsicht in alle Arten der Wissen„schaften und Künste fehlet. Man würde vielleicht nicht zu viel „sagen, wenn man behauptete, daß die Verfertigung eines voll„kommenen Wörterbuchs die schwerste und fürtreflichste Arbeit „des menschlichen Verstandes sey".

Zum Unglücke pflegen dergleichen Arbeiten mehrentheils ein Raub der schlechtesten Köpfe zu werden. Entweder wollen sich die Genies keiner so undankbaren Arbeit unterziehen, da sie ihre Fähigkeit nur gleichsam unter der Hand zeigen können; oder sie sehen die Schwierigkeiten, die damit verbunden sind, allzu deutlich ein, und verzweifeln, sie mit Ruhm übersteigen zu können. Der schlechte Kopf ist glücklicher. Da er die Hindernisse nicht

sieht, die aus dem Wege zu räumen sind, so stolpert er über alles hinweg; und glaubt sich endlich am Ziele, da er vielleicht noch am weitesten davon entfernt ist.

Diesen Leuten ist keine Unternehmung in der Welt zu schwer. Ich kann Ihnen diese Bemerkung durch ein sehr gelegentliches Beispiel bestätigen. Sie wissen doch, daß der Hr. Prof. Sulzer vor einigen Jahren ein Werk angekündigt, darinnen er die „Grundsätze und Regeln der schönen Künste", nebst dem Wichtigsten aus der Geschichte derselben, hat in alphabetischer Ordnung vortragen wollen. Sie werden auch gehört haben, daß er seit vielen Jahren mit ungemeinem Fleiße an diesem Werke arbeitet, und sich noch nicht im Stande glaubt, die ungeduldigen Liebhaber so bald befriedigen zu können? Der Gewissenhafte! Prof. Gottsched hat seit der Zeit ein Dictionaire der schönen Künste und Wissenschaften *) schon gesammelt, schon in Ordnung gebracht und schon drucken lassen! Sein Werk ist schwarz auf weiß in Leipzig zu haben, indessen daß Sulzer noch Künstler zu Rathe zieht, noch überlegt, ändert und verbessert. Ich wette, Gottsched's Wörterbuch wird verkauft und vergessen seyn, ehe Sulzer's Werk noch zum Vorschein kommen wird!

61ster Brief.

Die Stellen, die ich in meinem vorigen Schreiben von Sulzer angeführt, sind aus einem Werkchen, das den Titel hat: „Kurzer Begriff aller Wissenschaften und anderer Theile „der Gelehrsamkeit, worinnen jeder nach seinem Inhalt, Nutzen „und Vollkommenheit kürzlich beschrieben wird"; davon neulich die 2te, ganz veränderte und sehr vermehrte Auflage herausgekommen. Der Vers. hat es völlig umgearbeitet; und so wie es jetzt ist, verdient es die Aufmerksamkeit aller Liebhaber der

*) Der genaue Titel ist: Handlexikon, oder kurzgefaßtes Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freien Künste.

Anmerk. des Herausgebers.

Wissenschaften. Sie haben hier das Land der Gelehrsamkeit wie auf einer Landkarte vor Augen, und können die Namen, die Lage und allgemeine Beschaffenheit der verschiedenen Provinzen und Städte derselben fast mit Einem Blicke übersehen. Da er mit dem Kanzler Baco verschiedene Absichten hatte, so mußte er auch einen ganz verschiedenen Weg einschlagen. Jener hielt sich am meisten bei solchen Theilen der Gelehrsamkeit auf, die zu seiner Zeit entweder noch zu erfinden oder zu verbessern waren; dieser aber will in einem kurzen Abrisse zeigen, wie weit man gekommen, was die Gelehrten mit ihren Bemühungen ausgerichtet haben. Die unbekannten Gegenden bemerkt er, wie die Erdschreiber zu thun pflegen, nur insoweit die Gränzen des zu beschreibenden Landes sich in dieselben zu verlieren scheinen.

Hr. Sulzer zeigt sich in allen Theilen der Gelehrsamkeit als einen denkenden Kopf, der sich mit philosophischer Scharfsinnigkeit umgesehen, und das weitläuftige Feld der menschlichen Erkenntniß unter Einem Gesichtspunkte zu vereinigen weiß. Schade, daß es ihm nicht auch gefallen, die Werke anzuzeigen, die zur Erlernung einer jeden Wissenschaft am unentbehrlichsten sind! Bei so verschiedenen Vorschlägen zur Anlegung einer nützlichen Bibliothek, die man schon gethan hat, scheint eine solche Arbeit von einem gründlichen Manne noch gar nicht überflüssig zu seyn.

Über die Philosophie ist Hr. Sulzer am weitläuftigsten. Wolf ist fast in allen Theilen derselben sein Held; und er hat die Verdienste dieses unsterblichen Mannes in wenigen Blättern ganz anders anzuzeigen gewußt, als der vielschreibende Gottsched in seinem Quartanten. Die Anmerkungen, die er hier und da über noch auszufüllende Lücken in der Weltweisheit angebracht, sind wichtig. Urtheilen Sie aus folgenden Proben! Bei Gelegenheit der empirischen Psychologie erinnert er die Weltweisen (§. 206.): „die genaueste Aufmerksamkeit „auf die dunkeln Gegenden der Seele (wenn man so reden „kann) zu richten; wo sie durch sehr undeutliche und dunkele „Begriffe handelt. Wolf hat die Würkungen des Verstandes „beym deutlichen Denken und Urtheilen fürtreflich beschrieben. „Wenn man auf eben diese Weise das Betragen der Seele bey „der undeutlichen Erkenntnis und bey den schnellen Urtheilen, „welche aus der anschauenden Erkenntnis folgen, bey allerley

„Arten der Fälle genau aus einander setzte; so würde dieser Theil „der Philosophie noch sehr erweitert werden". In der erklärenden Psychologie hat Hr. Sulzer einige Aufgaben, die der Bemühungen der Weltweisen würdig sind. „Es hat noch niemand „erkläret", heißt es (§. 210.), „wie die Seele ohne merkliches „Nachdenken oder Überlegen gewisse Dinge sehr richtig erkennt, „die durch das längste Nachdenken und sehr deutliche Begriffe „nicht könnten erkannt werden. So könnte z. E. kein Mensch „durch Nachdenken herausbringen, mit was für einer Geschwindigkeit, und mit welcher Richtung der Arm zu bewegen sey, „um mit einem Stein ein entferntes Ziel zu treffen. Durch „die Übung aber kann man zu einer Fertigkeit darin gelangen. „Muß nicht die Seele dabey das alles dunkel einsehen, was sie „nicht deutlich erkennen und berechnen kann? Wie kömmt es, „daß die Seele zweyerley verschiedene Verrichtungen zugleich, eine „durch deutliche, die andere durch dunkele Erkenntnis, sehr gut „verrichten kann? Man kann z. E. im Gehen, oder unter einer Handarbeit, wozu eine genaue Beobachtung vieler Regeln „gehört, sehr deutliche und richtige Untersuchungen über andere „Sachen anstellen, ohne daß eine Verrichtung die andere hindert". Verdienen solche Fragen nicht von der einzigen Academie, die eine metaphysische Classe hat, zum Preise aufgegeben zu werden?

62ster Brief.

Sie begnügen sich mit keinem allgemeinen Urtheil? Sie wollen auch wissen, was ich bei Durchlesung der erwähnten Sulzer'schen Schrift gedacht habe? Viel merkwürdiges eben nicht! Sie wissen, die guten Schriftsteller beschäftigen den Leser so angenehm, daß er selten Zeit hat, für sich selbst zu denken. Hier sind die wenigen Anmerkungen, die ich mich erinnere in währendem Lesen gemacht zu haben.

§. 16. bemerkt Hr. Sulzer: „es wäre nützlich, wenn man „eine allgemeine philosophische Grammatik hätte, welche Regeln „gäbe, nach denen die Vollkommenheit einer Sprache könnte beurtheilet werden; mit diesen Regeln könnten die, durch den

„Gebrauch eingeführte, verglichen, und daraus gerechtfertiget, „verbessert und vermehrt werden.“ Ich weiß nicht, ob die schönen Wissenschaften von dieser Vergleichung Vortheil haben würden. So wie die Sprachen jetzt sind, hat eine jede, so zu sagen, ihre Eigensinnigkeit, die der schöne Geist vortrefflich zu nutzen weiß. Er zieht aus dem Überflüssigen und Unregelmäßigen in seiner Sprache öfters Schönheiten, die eine richtige philosophische Sprache entbehren muß. Nur ein einziges Beispiel anzuführen: die philosophische Grammatik würde vermuthlich die Unterscheidung der Geschlechter bei leblosen Dingen für überflüssig erklären. Was für einen Grund hat man im Deutschen: der Mond, die Sonne, und im Französischen umgekehrt zu sagen? Die philosophische Grammatik würde sich also hierin für die englische Sprache erklären; und gleichwohl würden sich die französischen und deutschen Dichter die Schönheiten ungern rauben lassen, die sie aus diesem unnöthigen Unterschiede der Geschlechter gezogen haben. Einige Sprachen unterscheiden die Geschlechter auch in der Conjugation der Zeitwörter, welches ihren Schriften zu einer besondern Zierde gereicht.

§. 28. heißt es: „Es fehlet der Philologie noch an der „wichtigsten Erfindung, nämlich an der allgemeinen Sprache, „oder vielmehr an der allgemeinen Schrift, welche jede Nation „in ihrer eigenen Sprache lesen könnte, so wie alle Europäische „Nationen die Zahlen und Rechnungen lesen, und wie die Chi„neser und Japaner, ihre sehr von einander verschiedene Spra„chen, durch einerley Zeichen ausdeuten, und also in Schriften „einander verständlich sind. Der grosse Leibnitz hielt diese Er„findung nicht für unmöglich, und er hat sehr stark daran ge„arbeitet und sich mit der, einem so durchdringenden Kopfe „schwehrlich eiteln Hoffnung geschmeichelt, damit einigermassen „zu Stande zu kommen. Es ist sehr zu wünschen, daß die „grosse Schwierigkeiten die Sache nicht gänzlich unterdrückten“. Wenn ich diese Stelle recht verstehe, so verlangt Hr. Sulzer eine allgemeine Schrift, deren Zeichen unmittelbar die Begriffe, nicht aber erst die Laute, und vermittelst dieser die Begriffe ausdrücken soll. Ich sehe aber nicht ein, worin die große Schwierigkeit liegen soll, eine solche Schrift zu erfinden? So wie man die Begriffe durch 25erlei Laute ausdrückt, eben so wohl kann es durch so viel geschriebene Zeichen geschehen. Ja mich dünkt, es sei in allen üblichen Sprachen nicht nothwendig, sich

die geschriebenen Zeichen erst mit den Lauten vorzustellen, sondern man könnte, der Natur der Sache gemäß, sogleich die Begriffe damit verbinden. Bei dem geschriebenen Worte Tugend kann ich mir sowohl die Erklärung dieser Fertigkeit der Seele, als die Laute vorstellen, mit welchen ich das Wort ausspreche. Daß aber insgemein vielmehr das Letztere zu geschehen pflegt, rührt von einer ganz andern Ursache her. Wir haben nämlich von den Lauten einen stärkern Begriff als von der Erklärung der allgemeinen Worte; daher fallen uns jene, vermöge des Gesetzes der Einbildungskraft, leichter und geschwinder bei Erblickung der geschriebenen Zeichen ein, als diese. Bei einfachen Begriffen, da wir von der Sache selbst eine fast eben so lebhafte Vorstellung haben als von den Lauten, wie z. B. Linie, Dreieck, roth, süß u. s. w., fällt es schon etwas leichter, sich mit den geschriebenen Zeichen unmittelbar die Sache selbst zu denken.

Man nehme aber einen Taubgebornen, und lasse ihn z. E. die deutsche Sprache in Schriften lernen. Dieser wird mit den geschriebenen Zeichen unmittelbar die Sachen und Begriffe selbst verbinden, so lange er sich von der Aussprache noch keine Vorstellung machen kann. Man führe ihn hernach in die Ammon'sche Schule, und lehre ihn, in verschiedenen andern Sprachen, außer der deutschen, sich mit Worten ausdrücken, dergestalt, daß er nunmehr z. E. deutsch schreiben und nicht sprechen, französisch, englisch, italiänisch u. s. w. im Gegentheil sprechen, aber nicht schreiben können mag. Diesem wird es einerlei seyn, eine ihm vorgelegte deutsche Schrift französisch, englisch oder italiänisch auszudeuten. Hätte also Leibnitz weiter nichts gesucht, als eine Schrift, die sich in verschiedenen Sprachen auslegen läßt, so hätte er vielleicht so große Schwierigkeiten nicht gefunden.

So viel ich mich aber erinnere gelesen zu haben, dachte Leibnitz auf eine Erfindung, die nichts weniger als zur Philologie gehört. Er hatte nämlich vor, eine allgemeine Algebra zu erfinden, die sich nicht bloß auf die Größe und ihre Verhältnisse einschränken, sondern auf alle mögliche Vernunftschlüsse erstrecken sollte. Hr. Sulzer bemerkt an einem andern Orte (§. 104.) einen Vortheil der Algebra, daß „in dieser Wissen„schaft, worin, als durch die allergenaueste Vernunftschlüsse her„ausgebracht wird, diese Schlüsse auf eine ganz mechanische Art

„können gemacht werden, so daß durch bloße Versetzung gewisser „Zeichen, oder durch eine Art Rechnung in einer Minute eine „Reihe von Schlüssen aus einander hergeleitet werden, wozu „durch die ordentliche Sprache die Zeit eines ganzen Tages nicht „würde hinreichend seyn." Diesen Vortheil nun dachte Leibnitz allen Wissenschaften überhaupt zu stiften. Er hielt es nicht für unmöglich, die ersten Merkmale, die wir an den Dingen erkennen, und die Arten, wie wir sie verbinden, durch Zeichen anzudeuten, und aus diesen Zeichen eine Art von algebraischen Gleichungen herauszubringen. Es ist hier der Ort nicht, dieses weitläuftiger auszuführen; und wozu wäre es auch nöthig? Wolf hat in seiner lateinischen Ontologie *) einige hierher gehörige Sätze, die der Sache ein vortreffliches Licht geben; und ich würde mit vielen Worten doch nicht mehr als den Wolf ausschreiben. So viel ist gewiß! eine allgemeine Sprache hätte es seyn sollen; aber nur für Gelehrte, sowie die Analysten unter sich eine Art von allgemeiner Sprache haben. Die Philologen würden sich mit dieser Sprache gewiß nichts zu thun machen.

(Der Beschluß folgt.)

III. Den 18 Oct. 1759.

Beschluß des 62sten Briefes.

Ich weiß wohl, daß sich verschiedene Gelehrte bemüht haben, eine allgemeine Schrift zu erfinden, die eine jede Nation in ihrer Sprache sollte lesen und aussprechen können. Becher that, so viel ich weiß, den ersten Versuch. Seine Schrift führt den Titel: Joh. J. Becheri Spirensis Character pro notitia linguarum universali etc. Francof. 1661. 8°. Andere haben es nach ihm, auch an ihren Bemühungen nicht fehlen lassen. Allein ich begreife nicht, was eine solche Erfindung für Nutzen

*) §. 964. u. flgd.

haben soll? Entweder man muß so viel einfache Zeichen erfinden, als Sachen sich denken lassen, — und in diesem Falle ist die Verwirrung unbeschreiblich; oder man setzt eine gewisse Anzahl einfacher Zeichen fest, und bedient sich vielfältiger Zusammensetzungen derselben. Diese Zusammensetzungen sowohl, als die Ordnung in ihrer Folge auf einander, muß, wie in den üblichen Sprachen, ihre gewisse Regeln haben; und man hat erstlich keine von den Schwierigkeiten vermieden, die man findet, eine neue Sprache zu erlernen. Die Gedanken müssen sich überdem aus dieser allgemeinen Schrift in eine jede gemeine Sprache eben so schwer, als aus einer Sprache in die andere, übersetzen lassen; und zur Erfindung und deutlichen Entwickelung der Begriffe hat jene nicht die geringste Bequemlichkeit vor jeder gemeinen Sprache voraus.

Daß aber Leibnitz wirklich mit einer Entdeckung wesentlicher Zeichen, wie man sie zu nennen pflegt, die in der Erfindungskunst große Vortheile bringen sollte, umgegangen, erhellt unter andern daraus, daß dieser große Mann sich mehr als einmal erklärt, man müsse erst auf andere Erfindungen, und unter andern auf eine algebram situs denken, um sich zu dieser größern Erfindung den Weg zu bahnen. Alle diese Vorbereitungen wären unnöthig gewesen, wenn es ihm nur um eine gemeine Zeichensprache zu thun gewesen wäre.

„Die Theorie der Malerkunst", sagt Hr. Sulzer (§. 79.) „lehret, wie das Schöne in sichtbaren Gegenständen durch die „Zeichnung und Farben auf einen flachen Grund vorzustellen „sey". Diese Beschreibung ist unvollständig. Warum nur das Schöne in den sichtbaren Gegenständen? Sollte man nicht hieraus schließen, daß die Malerei die Dinge, die in der Natur nicht schön sind, gar nicht vorstellen müsse? und dieses kann Hr. Sulzer unmöglich gemeint haben. Die Malerei weiß nicht nur die häßlichen Gegenstände auf eine angenehme Art zu bearbeiten; sondern sie ist vielleicht die einzige schöne Kunst, die sich sogar mit den ekelhaften Gegenständen abgiebt. Ich möchte also lieber sagen: „die Theorie der Malerkunst lehrt, wie die sichtbaren „Gegenstände u. s. w. schön vorzustellen sind". Doch auch dieser Beschreibung mangelt ein wesentliches Stück, die Rührung. Sie ist in vielen Theilen der Malerkunst von allzu großer Wichtigkeit, als daß sie aus der Beschreibung ganz sollte wegbleiben können. Ich finde, daß Hr. Sulzer bei der Tanzkunst (§. 83.)

derselben gedenkt; und die Malerei sollte sich bloß mit dem Schönen begnügen?

Noch eine kleine, vielleicht nichts bedeutende Anmerkung über die allgemeine practische Weltweisheit! Hr. Sulzer sagt von ihr (§. 216.): „man könnte ihr den Namen der moralischen „Theorie des Menschen geben". Wolf, der Erfinder dieser Wissenschaft, hat dem Recht der Natur den Namen der moralischen Theorie gegeben. Die allgemeine practische Philosophie aber nennt er generalem theoriam et praxin philosophiae practicae *); denn sie enthält die allgemeinen Grundsätze des Rechts der Natur, der Ethik, Politik und Ökonomik, und also nicht bloß den lehrenden, sondern auch den ausübenden Theil der practischen Weltweisheit. Das Recht der Natur aber enthält, nach Wolf's Sinne, die besondere Theorie der Ethik, Politik und Ökonomik; denn sie lehrt, welche Handlungen des Menschen, in den verschiedenen Verfassungen, in welchen er stehen kann, gut, und welche böse sind. Jedoch ich finde, daß Hr. Sulzer auch in Ansehung des Rechts der Natur von der Wolfischen Erklärung abgegangen, und sie, mit einigen andern Lehrern der practischen Weltweisheit, bloß auf die Theorie der vollkommenen Pflichten (encratica biastica) eingeschränkt hat. Das was Wolf aber Recht der Natur nennt, betitelt Hr. Sulzer Theorie der menschlichen Pflichten; und also mag er unter den Worten: moralische Theorie des Menschen, womit er die allgemeine practische Weltweisheit benennt, sowohl die Kenntniß der Pflichten als ihre Ausübung verstehen; denn beide gehören zur moralischen Wissenschaft des Menschen. In diesem Falle habe ich nichts als eine kleine Dunkelheit an dieser Erklärung auszusetzen.

*) S. dessen disc. praelim. §. 68. 70.

VI. Den 8 Nov. 1759.

66ster Brief.

Wie kommt es, fragen Sie, daß es in der Malerei und Bildhauerkunst eine Idealschönheit, und überhaupt in allen schönen Künsten aliquid immensum infinitumque giebt, das sich die Künstler in der Einbildung zum Muster vorstellen? und bloß die Dichter sollten, nach dem Ausspruche Plutarchs, genöthigt seyn, Gutes mit Bösem, und also Schönes mit Häßlichem zu vermischen? Ich gestehe es, dieser Einwurf hat einigen Schein. Es scheint seltsam, daß die vollkommenste Tugend, diese unendliche Schönheit der Seele, dem Maler des Geistes nicht eben das Urbild seyn sollte, was die vollkommenste Schönheit der Figuren für den Maler der Körper ist. Warum hat dieser seinen Endzweck erreicht, wenn er seinen hohen Begriff von der vollkommensten Schönheit nach der Verschiedenheit des Alters, Geschlechts und der übrigen Mannigfaltigkeiten schattirt? und warum wird von dem Dichter ausdrücklich eine Vermischung von moralischem Bösen gefordert?

Bemerken Sie hier noch einen Umstand, der uns vielleicht näher zum Ziele bringen wird. In allen schönen Künsten ist das Idealschöne am allerschwersten zu erreichen; und die größten Meister sind glücklich, wenn sie ihm nur nahe gekommen sind. Die vollkommen tugendhaften Charaktere aber machen dem Dichter die wenigsten Schwierigkeiten. Ich weiß, daß Richardson mit seinem vollkommenen Grandison leichter fertig geworden, als mit seiner Clementina; und vielleicht auch mit der Clarissa leichter, als mit dem Lovelace. Ein deutsches Exempel anzuführen: wer wird läugnen, daß der Charakter des Camut ungleich leichter durchzusetzen gewesen, als der Charakter des Ulfo? Ich schließe hieraus, daß die Dichtkunst, als schöne Kunst betrachtet, eine ganz andere Idealschönheit habe, als die sittliche Vollkommenheit der Charaktere.

Wir müssen die philosophische Sittenlehre nicht mit der Epopee verwechseln. In jener ist eine vollkommene Tugend, oder die größeste Fertigkeit, in allen Vorfällen seine Handlungen nach den Vorschriften der Vernunft einzurichten, der erhabenste

Gegenstand menschlicher Betrachtung, das Idealschöne, das den Sittenlehrern zwar leicht zu schildern, dem Menschen aber unendlich schwer nachzueifern, und unmöglich zu erreichen ist. Diese Tugend in leiblicher Gestalt würde uns der allerliebenswürdigste Gegenstand seyn; allein unter die erdichteten Personen eines dramatischen Stücks muß sie sich selten mischen. Die Absicht des Drama ist, die Handlungen und Gemüthsneigungen der Menschen nach dem Leben vorzustellen, und gesellige Leidenschaften zu erregen. Seine Idealschönheiten sind also solche Charaktere, die zur Erreichung dieser Absichten die allerglücklichsten sind; und siehe! die vollkommen tugendhaften Charaktere sind es am wenigsten. Wenn ich die Wahl hätte, so wollte ich freilich lieber der fromme Aeneas, der strenge Cato des Addison, als der jähzornige Achilles oder der eifersüchtige Othello seyn; — aber erdichtet haben? Auf diese Frage würde ich mich zum Besten der Letztern erklären. Sie geben mehr Gelegenheit zu Handlungen, sie erregen heftigere Leidenschaften; ihre Erdichtung hat dem Dichter eine größere Anstrengung des Geistes gekostet. Kurz, sie kommen der poetischen Idealschönheit näher, sie sind in ihrer Art vollkommen.

So erhaben, so göttlich der Charakter des Cato in der Natur ist, so wenig nimmt er sich in der Nachahmung aus. In der Natur entzückt er; die Standhaftigkeit in den größten Gefahren, und trotz aller verführerischen Leidenschaften nach den Gesetzen der Natur zu handeln, die herrliche Übereinstimmung der sinnlichen und vernünftigen Begierden erregt Liebe, Bewunderung, uud den stillen Wunsch, über unsere eigene Begierden eben so viel Gewalt zu haben. Allein in der Nachahmung? was kann hier für Bewunderung statt finden? Der Dichter hat keine Leidenschaften zu besiegen; und also kann er seinen erdichteten Personen so viel philosophische Gleichmüthigkeit geben, als er immer will. Es ist keine Kunst, die Schule des Sokrates zu plündern und sich einen rechtschaffenen Mann danach zu dichten, so schwer es auch seyn mag, sein eigenes Leben danach einzurichten. Womit soll uns also der Nachahmer interessiren? Ich weiß ein einziges Mittel: er muß die Illusion so weit treiben, daß wir die Sache selbst, und nicht die Nachahmung zu sehen glauben. Nur alsdann kann der Künstler seiner Nachahmung einen Theil von der Bewunderung versprechen, die der Sache selbst in der Natur zukommt. Allein wodurch ist dieser

glückliche Betrug zu erhalten? Bloß durch die künstliche Erregung der Leidenschaften. Nur diese sind mächtiger als die Sinne, und verführen die Seele, die täuschenden Vorstellungen für wirklich zu halten; daher interessirt die vollkommene Tugend in der Nachahmung nur alsdann, wenn sie zur Action Gelegenheit giebt; wenn sie Leidenschaften erregt, und vermittelst derselben den Leser oder Zuschauer täuscht, daß er eine Wirklichkeit vor sich zu haben glaubt; d. h. wenn sie mit der poetischen Idealschönheit verbunden werden kann; — und wie selten ist dieser Fall!

Plutarch hat also Recht, wenn er die vermischten Charaktere den vollkommen tugendhaften vorzieht; aber der Grund ist falsch, den er davon angiebt. Nicht weil in der Natur Böses mit Gutem vermischt ist; der Künstler hat ja die Freiheit, die Natur zu verschönern. Warum kann er dieses in Ansehung der Schönheit? warum in Ansehung der Leibesstärke, der Tapferkeit und der übrigen Naturgaben? Homers Helena ist schöner als die Natur, sein Achilles tapferer, und vielleicht sein Nestor weiser. Nur die Tugend hat er in der Epopee nicht bis auf den höchsten Gipfel treiben wollen, weil sie in den mehrsten Fällen den Absichten des Dichters zuwider ist und sich nicht mit seiner Idealschönheit verbinden läßt.

Die Alten scheinen dieses überhaupt vortrefflich eingesehen zu haben. In ihren prosaischen Erzählungen, die mehr die Absicht haben, den Verstand zu erleuchten als das Gemüth zu bewegen, trugen sie kein Bedenken die vollkommensten Charaktere den Sterblichen zur Nachahmung vorzubilden. Aber sie hätten mehr als stoisch gesinnt seyn müssen, wenn sie ihren vollkommenen Weisen für alles in allem, und sogar für die geschickteste dramatische Person gehalten hätten. Ich weiß kein einziges dramatisches Stück von den Alten, in welchem vollkommen tugendhafte Personen vorkommen sollten. Ich nehme weder den Oedip noch die Alceste aus, so sehr Sie auch geneigt scheinen, diese beiden Charaktere für moralische Idealschönheiten zu halten. Oedip hat zwar nicht solche Fehler, daß man sein Unglück eine verdiente Strafe nennen könnte. Er zeigt doch aber seine menschliche Seite allzu sehr, und ist von der vollkommenen Tugend eines Sokrates, eines Cato weit entfernt. Es ist eine Vermischung von Tugenden und Schwachheiten, die einen individuellen Charakter ausmacht. Der Charakter der Alceste ist mehr

übermäßige Zärtlichkeit als Tugend; und die Haupthandlung derſelben, die Aufopferung für ihren Gemahl, iſt vielleicht nach den ſtrengſten Regeln der Vernunft eine zu weit getriebene Zärtlichkeit, eine Schwachheit; aber zu welchen vortrefflichen Situationen hat dieſe Schwachheit Gelegenheit gegeben!

67ſter Brief.

Die Staatskunſt hat ſich in den neuern Zeiten ſo weit von der einfältigen Bahn der Weltweisheit verirrt, daß man ſie kaum für ein philoſophiſches Studium mehr erkennen ſollte. Jene ungekünſtelten Plane der alten Staatskunſt ſcheinen ſich ſo wenig als das arkadiſche Schäferleben mit unſern jetzigen Umſtänden zu vertragen. Und dieſes iſt viel mehr eine nothwendige Folge der Zeiten, als ein Fehler der Geſetze oder der Geſetzgeber. Laſſen Sie einen neu aufkommenden Staat nach den einfältigſten Geſetzen regiert werden, ſo werden ſich in Kurzem ſeine Verhältniſſe mit den benachbarten, und vermittelſt dieſer mit den übrigen Völkern der Erde vermehren, und ſeine Bedürfniſſe ſich vervielfältigen; daraus werden dann neue Geſetze entſtehen; und ſo oft dieſe mit den alten collidiren, werden Ausnahmen und Einſchränkungen hinzugethan werden müſſen. Zuletzt wird das Regierungsſyſtem dieſes Volks ſo verwickelt und in einander laufend ſeyn, als immer eines von den Syſtemen, nach welchen die jetzigen Staaten regiert werden. Die Weltweiſen werden unzufrieden ſeyn und ſich die erſte Einfalt zurück wünſchen; allein ſo vergebens, als man ſich zuweilen die unſchuldigen Jahre der Kindheit zurück wünſcht.

Indeſſen gehören ſowohl die Klagen der Weltweiſen als die Verwirrung der Staatskunſt mit zum Laufe der beſten Welt, und ſie ſind auch nicht ganz ohne Nutzen. Indem ſie die Einbildungskraft mit den angenehmen Bildern einer einfältigen Staatsverfaſſung beſchäftigen, prägen ſie den Gemüthern ihrer Mitbürger eine heilſame Liebe zur unſchuldigen Natur ein, dadurch ſie abgehalten werden, dem hinreißenden Strome allzu leicht nachzugeben.

Dieſe Gedanken hatte ich, als ich die Schriften eines J. J. Rouſſeau, die „philoſophiſchen Träume" eines Iſelin, und verſchiedene andere Tractate dieſer Art geleſen; und ſie wurden letzthin bei mir erneuert, als mir erwähnten Herrn Iſelin's Verſuch über die Geſetzgebung *) zu Geſichte kam. Man ſieht mit Vergnügen die inbrünſtigen Wünſche eines Menſchenfreundes, der, unzufrieden, daß er ſie nicht erfüllt ſieht, in ſeiner Einſamkeit „die öden Straßen der geſunden Politik", wie er ſich in der Vorrede ausdrückt, „durchwandert, auf denen man „die Glückſeligkeit der Menſchen, und nicht die Größe und den „Glanz ihrer Beherrſcher ſieht".

Ich werde Ihnen von dieſer kleinen Schrift wenig zu ſagen haben, denn ſie enthält wenig neues: ungefähr die allgemeinen Züge eines vollkommenen Geſetzgebers, ſo wie man ſie nach den Grundſätzen der Weltweisheit entwerfen würde; Forderungen eines mit den Welthändeln unbekannten Weltweiſen, deren Beurtheilung man dem Mann in Geſchäften überlaſſen muß. Hr. Iſelin hat weder durch Beiſpiele aus der Geſchichte noch durch neue Vorſchläge die Möglichkeit ſeiner Forderungen dargethan, und die meiſten tragen offenbar das Zeichen der Unausführlichkeit an der Stirne. Er ſagt z. B. (S. 37.): „In„ſonderheit aber müſſen ſie (die Geſetze) den Reichthümern den „Rang beſtimmen, der ihnen gebührt, und denſelben nicht er„lauben zu den Vortheilen, die ſie ohne diß gewähren, noch „die Ehre, welche die Belohnung der Tugend und der Verdienſte „iſt, ſich zuzueignen. Die Geſetze wären ungerecht und unver„nünftig, wenn ſie den Reichthümern die Bequemlichkeit, das „Wolleben und eine große Pracht verſagen wollten. Sie ſind „aber zernichtet, wenn der Reiche, nur weil er reich iſt, die „Achtung und die Ehre auf ſich ziehet. Alsdenn iſt es um den „Staat geſchehen". Die Warnung iſt vortrefflich! aber was müſſen die Geſetze thun, dieſem Mißbrauche vorzubeugen? Können ſie den Reichthümern die Bequemlichkeit, das Wohlleben und eine gewiſſe Pracht nicht verſagen; ſo können ſie auch nicht verhindern, daß der Reiche diejenigen Mitbürger an ſeiner Bequemlichkeit und Pracht Theil nehmen läßt, die ihm zu gefallen

*) Verſuch über die Geſetzgebung, von dem Verfaſſer der philoſophiſchen Träume. Zürich bey Orell u. Co. 1760.

leben; daß diese hinwiederum dem Reichen zur Vergeltung diejenige Achtung und Ehre bezeigen, welche die Belohnung der Tugend und der Verdienste seyn sollte; und alsdann ist es ja um den Staat geschehen! Es ist leicht zu sagen, was die Gesetze thun sollten; aber, wie? ist eine Frage, die sich der Weltweise allezeit erst selber thun muß, ehe er eine Forderung an den Tag legt.

„Den Frieden mit den Benachbarten", heißt es ferner (S. 42.), „so viel es immer möglich, zu unterhalten, die kriegerischen Tugenden in den Herzen der Bürger zu pflanzen und „zu ernähren, sind die zwey Hauptgrundsätze, nach denen ein „Gesetzgeber sich zu richten hat". Wer wird dieses läugnen? Wenn aber diese beiden Hauptgrundsätze, wie es öfters kommen kann, mit einander streiten, was soll der Gesetzgeber thun? Hr. Iselin hat ihm an einem andern Orte untersagt, seine Völker einer andern Macht zu leihen. Soll er nun einen Krieg anfangen, um die kriegerischen Tugenden in den Herzen der Bürger zu pflanzen und zu ernähren? Baco und fast alle erfahrne Politiker sagen ja, die Menschlichkeit aber seufzt nein; was sagt nun der Weltweise dazu? Diese schwierige Aufgabe ist der Untersuchung eines Menschenfreundes würdig, so wie überhaupt nicht die allgemeinen Gesetze, sondern die nöthigen Ausnahmen in besondern Fällen die größten Schwierigkeiten machen. Wenn die Politiker mit den Weltweisen irgend in einen Streit gerathen, so ist es mehrentheils über die Ausnahmen; in dem Allgemeinen der Gesetze stimmen sie vollkommen überein. Warum beobachtet also Hr. Iselin über jene ein tiefes Stillschweigen?

In der darauf folgenden Stelle ist er etwas weniger allgemein. Ohne einen Blick auf die jetzigen Zeitläufte würde der Weltweise schwerlich auf diese Betrachtungen gekommen seyn. „Unglückselig ist das Volk", heißt es, „dessen Räthe und Be„herrscher groß, mächtig, und selbst gesicherter durch die Unord„nungen des Krieges, nur darauf bedacht sind, wie sie den „Tempel des Janus eröfnen können. Welch ein glückseliges „Geheimnis wäre es nicht, wenn man anstatt neue Auflagen „auszudenken, ein Mittel ausfündig machen könnte, wodurch die „größte Last des Krieges auf diejenigen gewälzt würde, die den„selben anrathen! Welch eine weise Maxime wäre es nicht, „wenn der siegende Theil insbesondere diejenigen Minister des „Besiegten, die den Krieg angesponnen, verfolgte, und sich mehr

„an deren und ihrer Clienten Schätzen und Gütern, als an der „Armuth des unglückſeligen Landmannes erhohlte!“ Laſſen Sie uns dieſen Wunſch von ganzem Herzen unterſchreiben, damit dieſe niederträchtigen Aufwiegler, welche zwar Liſt, aber nicht Tapferkeit genug beſitzen, eine Welt zu verwüſten, ſie wenigſtens nicht ſo gemächlich, ſo unbeſorgt verwüſten mögen.

Die Lehre von der Sanction oder Einführung der Geſetze handelt Hr. Iſelin mit einiger Gründlichkeit ab. Man ſieht, daß er die Theorie der Neuern von der Verbindlichkeit und von den Bewegungsgründen mit Verſtande geleſen. Schade, daß er dieſe ſubtile Materie nicht durch Exempel aus der Geſchichte erläutert!

XI. Den 13 Dec. 1759.

72ſter Brief.

Warum mag es doch ſo ſchwer ſeyn, über den Urſprung der Sprachen mit einiger Gründlichkeit zu philoſophiren? Ich weiß wohl, daß ſich von geſchehenen Dingen, davon wir keine urkundliche Nachrichten haben, ſelten mehr als Muthmaßungen herausbringen laſſen. Allein warum will den Weltweiſen auch keine Muthmaßung, keine Hypotheſe glücken? Wenn ſie uns nicht ſagen können, wie die Sprachen wirklich entſtanden, warum erklären ſie uns nicht wenigſtens, wie ſie haben entſtehen können? Sollte es nicht daher kommen, weil uns die Sprachen ſo natürlich geworden, daß wir nicht ohne dieſelben denken können? So wenig die Augen in ihrem natürlichen Zuſtande das Werkzeug des Sehens, die Lichtſtrahlen, deutlich wahrnehmen, eben ſo wenig mag vielleicht die Seele das Werkzeug ihrer Gedanken, die Sprache, bis auf ihren Urſprung unterſuchen können. Dieſes mag uns ſo lange zur Entſchuldigung dienen, bis ein glücklicheres Genie die Entſchuldigungen unnöthig macht. Da ich ein Freund von dergleichen Speculationen bin, ſo können Sie ſich leichtlich vorſtellen, daß ich die Preisſchrift der königl.

Academie für dieſes Jahr *), die eine philoſophiſche Unterſuchung der Sprachen zum Gegenſtande hat, mit ungemeiner Begierde in die Hände genommen hatte. Die gekrönte Abhandlung des Hrn. Prof. Michaelis in Göttingen iſt meines Bedünkens eine von den wichtigſten Schriften, die wir in dieſer Materie haben. Die Aufgabe erforderte weit mehr als eine bloße Sprachgelehrſamkeit, ſie erforderte auch eine gründliche Kenntniß der Meinungen und eine philoſophiſche Beurtheilungskraft; — Talente, die man ſelten in einer Perſon beiſammen findet. Man ſieht auch, daß unter allen Mitwerbern des Preiſes der einzige Michaelis der Sache gewachſen ſcheint; den Verfaſſer der zweiten Abhandlung in der Ordnung ausgenommen, welcher zur Beantwortung der academiſchen Frage wenigſtens einen ſehr ſinnreichen Anfang geliefert hat. Da aber dieſer geſteht, daß er nicht Zeit gehabt, ſeinen eigenen Plan auszuführen, ſo iſt gewiß dem Hrn. Prof. Michaelis ſeine Abhandlung ſaurer geworden, als ſeiner Abhandlung der Sieg.

Zwar hat Hr. Michaelis einen gewiſſen Punkt in der Aufgabe gar nicht berührt, über welchen ich ſehr geſtutzt, als ich ihn geleſen. Die Academie erklärte ſich bei der erſten Bekanntmachung der Aufgabe: „in wie weit haben die Meinungen eines „Volks einen Einfluß auf ihre Sprache und hinwiederum die „Sprache auf die Meinungen?“ in folgenden Ausdrückungen: „Hierbey kömmt es darauf an, daß man durch verſchiedene „wohlausgeſuchte Exempel zeige: 1) Wie viele wunderliche Wen„dungen und Ausdrücke es in den Sprachen giebt, welche offen„bar von gewiſſen bey denjenigen Völkern angenommenen Mei„nungen herrühren, wo ſolche Sprachen ihren Urſprung genommen „haben. Dieſer erſte Punkt dürfte wohl der leichteſte ſeyn. „2) Das Weſentlichſte würde ſeyn, in gewiſſen einer jeden „Sprache eigenen Wendungen der Redensarten, in gewiſſen „Ausdrücken, und bis auf die Wurzeln gewiſſer Worte den „Urſprung dieſer oder jener Irrthümer, oder die Hinderniſſe zu „zeigen, warum dieſe oder jene Wahrheit nicht herauszubringen „ſey“, u. ſ. w. Ich finde, daß Hr. Michaelis alle Forderungen der Academie gründlich behandelt; aber den letzten Punkt, „die

*) Über den Einfluß der Sprachen in die Meinungen und der Meinungen in die Sprachen.

Hinderniſſe, warum dieſe oder jene Wahrheit nicht herauszubringen ſei", hat er mit keinem Worte berührt; und der Erfolg hat gezeigt, daß die Academie nur die etwanigen weitern Ausſichten hat zeigen wollen, ohne ſo ſehr auf die Ausführung zu dringen.

In der That ſcheint dieſe Stelle etwas ſehr unbeſtimmtes zu fordern. Überlegen Sie nur, daß es hier nicht auf die Hinderniſſe ankommt, warum eine gewiſſe Wahrheit bei dieſem oder jenem Volke ſchwer oder leicht Eingang gefunden, ſondern auf die Hinderniſſe, warum dieſe oder jene Wahrheit „nicht herauszubringen ſei". Der Concipiſt der Aufgabe ſcheint alſo zu vermuthen, es könnten gewiſſe Wendungen der Sprachen verhindert haben, daß wir eine oder die andere Wahrheit haben herausbringen können. Er muß ferner vorausſetzen, dieſe Wendungen könnten allen bekannten Sprachen gemein, und der Natur derſelben ſo einverleibt ſeyn, daß ſie von den Gelehrten nicht wahrgenommen worden ſind, ſo lange man noch in einer von dieſen Sprachen gedacht hat. Wer ſie anzeigen wollte, der müßte eine Sprache verſtehen, die von dem Genie aller bekannten Sprachen weit abgeht, die nichts willkührliches mit denſelben gemein hat; und ſo weit forderte man noch nichts außerordentliches.

Allein ſoll Jemand dieſe Hinderniſſe finden, ſo muß er zugleich die vergebens geſuchten Wahrheiten, davon die Aufgabe redet, entdeckt haben. Beides iſt einerlei Arbeit; denn die Hinderniſſe der Sprache ſind keine Hinderniſſe mehr, ſobald man ſie nur kennt. Die bloße Anzeigung und Beſchreibung derſelben giebt ſchon den mangelhaften Sprachen den glücklichen Schwung, dadurch Wahrheiten an den Tag kommen, die ſonſt nicht herauszubringen geweſen. Ja ich behaupte, der Anzeiger dieſer Hinderniſſe müſſe die verhinderten Wahrheiten in ſeiner fremden Sprache erſt wirklich entdecken, ehe er durch die Vergleichung merken kann, wo uns die Hinderniſſe den Weg verlegen. Er kann ihrer unmöglich gewahr werden, wenn er nicht auf ſeinem beſſern Wege ſchon das Ziel in den Augen hat; ſo wenig Einer, der ſelbſt nicht ſieht, einem Blinden ſagen kann, was ihm für ein Sinn fehlt. Verſtehe ich alſo den angeführten Punkt der academiſchen Frage recht, ſo iſt es eben ſo viel, als wenn man überhaupt die Entdeckung dieſer oder jener Wahrheit verlangt

hätte, die bisher nicht herauszubringen gewesen, ohne zu bestimmen, welche. Konnte die Academie wohl alles Ernstes auf einer solchen Forderung bestehen?

73ster Brief.

Hr. Michaelis hat seine Abhandlung in vier Abschnitte eingetheilt. In dem ersten handelt er von dem Einflusse der Meinungen in die Sprachen; in dem 2ten von dem vortheilhaften, und in dem 3ten von dem nachtheiligen Einfluß einiger Sprachen in die Meinungen und Wissenschaften der Völker; und endlich untersucht er in dem 4ten Abschnitte die Mittel, wie dem schädlichen Einfluß vorzubeugen und der vortheilhafte zu befördern sei. Die ersten drei bestehen mehrentheils aus Exempeln, die in verschiedene Wissenschaften einschlagen, in welchen sich die Wirkung dieses wechselseitigen Einflusses deutlich zeigt. Der Hr. Verf. hat zwar aus diesen mannigfaltigen Beispielen nichts allgemeines abstrahirt, als was die Academie zum voraus setzt: daß nämlich die Sprache und Meinungen wechselsweise in einander einen zum Theil schädlichen, zum Theil auch vortheilhaften Einfluß haben. Allein die Beispiele an und für sich sind Betrachtungen von der größten Wichtigkeit, und verdienen mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Der 4te Abschnitt aber scheint mit etwas weniger Sorgfalt ausgearbeitet zu seyn. Die Mittel, die Hr. Michaelis zur Verbesserung der Sprachen in Vorschlag bringt, sind weder neu noch gründlich. Kein Wunder! Wenn dieser Theil der Abhandlung hätte gerathen sollen, so hätte man aus den Exempeln der drei ersten Abschnitte allgemeine Sätze abstrahiren, und aus diesen die Mittel zur Verbesserung der Sprache herausbringen müssen. Das wäre aber in einer so neuen Materie für das erste Mal zu viel gefordert!

Sie werden vermuthlich keinen Auszug von mir erwarten; denn wie könnten Sie sich begnügen, eine so wichtige Schrift bloß aus einem Auszuge kennen zu lernen? Nein! Sie müssen sie selbst lesen. — Aber Ihr Versprechen? .. — Gut! ich verstehe Sie. Hier sind die Anmerkungen, die ich im Lesen gemacht habe!

S. 24. sagt Hr. Michaelis: „Bisweilen wirkt auch eine „noch versteckte Neben-Idee oder eine andere Bedeutung des „Worts, in der wir es dismal nicht nehmen sollten, und be„trügt uns auf eine geheime Art. Wir sind daher glücklich, „wenn wir ein so vollkommenes Mittelwort haben, dem auch „nicht einmahl in einer anderweitigen Bedeutung Lob oder Tadel „anhänget. Ich will dis mit einem Beyspiele erläutern, welches „eine Gelegenheit giebt, meiner Muttersprache ein Compliment, „wegen ihrer Vorzüge vor der lateinischen zu machen.

„Das allererste, oder, wie man es nennen will, das aller„letzte Gut, die Ursache, weswegen etwas für gut geachtet wird, „setzte Epicur in einer angenehmen Empfindung, voluptate. „Dis lateinische Wort, welches auch die Wollust bezeichnete, „behielt eine anhängende Idee von Weichlichkeit, die der Tugend „und der Tapferkeit entgegen gesetzt war. Wer wird daran zwei„feln, daß die Lehre Epicurs manchem Römer, blos aus Schuld „der Sprache unrichtig, ja so gar verhaßt und höchst verächtlich „scheinen mußte? Die mit Wortspielen und homiletischen Grün„den gefüllten Predigten des Cicero wider den Epicur sind ein „Beweis davon. Dem Lateiner fiel doch bey voluptas stets die „Wollust ein. — Unsere Sprache würde sich des Ausdrucks, „angenehme Empfindung, viel besser bedienet haben. Wenn „ich einem sage: „mein Freund! es ist die Frage, woher es „„komme, daß wir dis für ein Gut, und jenes für ein Übel „„schätzen? Daß wir dis suchen, und vor jenem einen Scha„„der empfinden? Was die Ursache sey? wegen welcher dir es „„lieb ist, geehrt, gesund, aufgeräumt zu seyn; und warum du „„Armuth, Verachtung, Schmerzen, Krankheit, Melancholie, „„ungern hast, und sie gewiß nicht willig übernehmen wirst, wo „„du sie nicht als ein Mittel vor einem grössern Übel bewahrt „„zu werden, oder ein Gut von einer ihnen entgegengesetzten Art „„zu erhalten, betrachtest. Die erste Ursache, oder das, was „„uns eigentlich in dem Guten gefällt, nennet man, wie du „„willst, das erste oder das letzte Gut, finem bonorum. Ich „„behaupte, dies letzte Gut laufe endlich auf einer Empfindung „„hinaus, von der nun sich keines weitern Grundes bewust ist, „„warum sie gefällt, die man nicht wieder als ein Mittel zu „„andern Endzwecken ansiehet, sondern bloß durch ein inneres „„Gefühl hat, sie sey uns angenehm" — — „Wenn ich, sage „ich, so mit einem rede, so wird er leicht zu überzeugen seyn,

„und mir alle die Chicanen nicht machen, damit der römische „Redner den Epicur mishandelte, dessen Vertheidung ich sonst „nicht übernehme, und gern zugebe, daß er oder seine Schüler „aus Schuld des zweydeutigen Wortes, auch bisweilen Wollust „und angenehme Empfindungen verwechselt haben".

Sollte sich Cicero von einer so plumpen Zweideutigkeit haben blenden lassen, nachdem ihm Torquatus das Lehrgebäude Epikurs von der vortheilhaftesten Seite geschildert hat? Sollte der lateinischen Sprache ein Wort gefehlt haben, das dem deutschen Wort angenehme Empfindung zusagt? Unmöglich: Cicero sagt *) mit ausdrücklichen Worten: est enim voluptas jucundus motus in sensu, deutsch: eine angenehme Bewegung in den Sinnen. Was ist dieses anders, als die angenehme Empfindung? Er geht sogar noch weiter; er sagt an eben der Stelle zum Torquatus: „Dieses ist meine Erklärung von dem „Worte voluptas; ich weiß aber auch, was ihr unter diesem „Worte versteht. Ihr zählt zweierlei Arten von Wollust: erst„lich diejenige, die ich beschrieben, die ihr voluptatem in motu „nennt; außer dieser aber gilt euch die bloße Abwesenheit aller „Schmerzen (der behagliche Gemüthszustand, wenn alle Begier„den gestillt sind) für den höchsten Grad der Wollust, den ihr „voluptatem stabilem nennt". Er läßt den Torquatus oft genug wiederholen, daß nach dem Epikur die voluptas stabilis, aber nicht die voluptas in motu das höchste Gut sei. Kann man deutlicher zeigen, daß man seinen Gegner verstehe? oder kann man nach einer solchen Erklärung wohl noch mit einem Wortspiele aufgezogen kommen?

Cicero eifert zwar in homiletischen Predigten, wie sie Hr. Michaelis nennt, wider den Mißbrauch des Worts voluptas. Als ein Vertheidiger des Sprachgebrauchs konnte er die Neuerung unmöglich dulden, daß die Epikuräer das Wort verdrehen, und die Abwesenheit aller Schmerzen, diesen gleichgültigen Zustand der Seele, den höchsten Grad der Wollust nennen. Ja er konnte es nicht begreifen, daß man die honesta nicht aus einer höhern Quelle sollte herleiten können, als aus einer bloßen sinnlichen Empfindung; und diese Beschwerden würden mit einiger Veränderung auch wider die deutschen Worte angenehme Empfindung statt gefunden haben.

*) De finibus bonorum et malorum lib. II. 128.

Jedoch der römische Weltweise hat noch weit triftigere Gründe, mit welchen er den Epikur widerlegt. Der Grieche behauptete, id solum dici honestum, quod est populari fama gloriosum. Er wollte auch der Seele keine andere angenehme Empfindungen einräumen, als die sich schlechterdings auf den Körper beziehen. Dixit etiam nec gaudere quemquam nisi propter corpus, nec dolere. Wider diese irrigen Grundsätze richtet Cicero seine stärksten Waffen. Ja er führt (lib. II. cap. 7.) eine sententiam ratam des Epikurs an, die in der lateinischen Übersetzung also lautet: si ea, quae sunt luxuriosis efficientia voluptatum, liberarent eos deorum, et mortis, et doloris metu, docerentque qui essent fines cupiditatum; nihil haereremus, cum undique complerentur voluptatibus, nec haberent ulla ex parte aliquid aut dolens, aut aegrum, id est autem malum. Diese Stelle giebt dem Römer Gelegenheit zu Folgerungen, die das ganze System des Epikur umstoßen; und wo ich nicht irre, so wäre das System der angenehmen Empfindungen für diese Consequenzien nicht viel besser geborgen gewesen, als das System der Wollust.

Ich weiß wohl, daß berühmte Leute die Vertheidigung der epikurischen Sittenlehre über sich genommen, und die von Cicero und Plutarch gerügten Stellen zum Theil vertheidigt, zum Theil auch für verstümmelt erklärt haben; allein sie haben dem Cicero zwar Absichten, aber keine solche Unwissenheit zugeschrieben, daß er ein System, das er widerlegt, so wenig gekannt haben sollte. Und die Vertheidigung eines Gassendi selbst? Ich glaube, daß sie Epikurs Unschuld, aber nicht sein System retten könne. Der Beweis hiervon überschreitet die Schranken eines Briefes. Jedoch wir wollen einmal den geläutertsten Epikurismus betrachten. Wir wollen die angenehmen Empfindungen der Seele mit in den Anschlag bringen, und daraus ein Lehrgebäude aufrichten, das der Aufrechthaltung der Tugend nicht gefährlich ist. Wird es aber auch mit der Wahrheit bestehen können? Gewiß nicht! wir werden noch immer Schwierigkeiten finden, die den Grund dieses Lehrgebäudes untergraben. Ein gewisser Priester behauptete gegen Sokrates, dasjenige sei gerecht, was den Göttern gefällt. Gefällt es den Göttern, fragte Sokrates, weil es gerecht ist? oder ist es gerecht, weil es den Göttern gefällt? Einen Vertheidiger des Epikurs würde ich auf eine ähnliche Weise fragen: ist die Tugend deswegen ein Gut, weil sie eine angenehme Empfindung

erregt? oder erregt ſie eine angenehme Empfindung, weil ſie ein Gut, eine Vollkommenheit iſt?

Ich finde einen wichtigen Einwurf beim Cicero *), den die ſcharfſinnigſten Vertheidiger des Epikurs noch nicht gehoben haben. Ein Neuerer würde ihn ungefähr folgendergeſtalt vortragen: Gott zieht das Gute dem Böſen vor, das geſteht man ein. Er thut es aber nicht der angenehmen Empfindung wegen; ſondern man muß zu einem höhern Grunde der Vollkommenheit hinaufſteigen, dieſe göttliche Wahl verſtändlich zu erklären. Was bei Gott in dem allerhöchſten Grade angenommen wird, kann bei zufälligen vernünftigen Weſen mit der gehörigen Einſchränkung ſtatt finden. Die Vollkommenheit iſt alſo das höchſte Gut, nicht aber die angenehmen Empfindungen.

XII. Den 20 Dec. 1759.

74ſter Brief.

Das summum bonum hat ſchon ſo Manchen geſchwätzig gemacht. Was Wunder, daß auch ich nicht ſo bald davon ſchweigen kann? Nur noch eine Kleinigkeit! Hr. Michaelis zeigt (S. 26.), daß die Worte zu einer Zweideutigkeit Anlaß gegeben; „summum bonum", ſagt er, „kann auch das aller„größte Gut unter allen bedeuten, und den deutſchen Ausdruck „höchſtes Gut wird man nicht leicht anders verſtehen". Einige Weltweiſe haben es, wie er fortfährt, wirklich alſo verſtanden, und ſich daher mit der unnützen Frage gequält, worin das höchſte (d. i. von nun an das allergrößte) Gut beſtehe. Die Sprache iſt, wie mich dünkt, in dieſem Falle unſchuldig. Summum und maximum ſind nicht allemal gleichbedeutende Wörter; und

*) Lib. II. cap. 34. Quaero enim de te; si sunt dii, ut vos etiam putatis, qui possunt esse beati, cum voluptates corpore percipere non possint? aut si sine eo genere voluptatis beati sunt, cur similem animi usum in sapiente esse nolitis?

die Weltweisen haben sich selbst betrogen, die sie hier für gleichbedeutend gehalten haben. Es ist wahr, der Ausdruck finis bonorum könnte dieser Mißdeutung vorbeugen; allein summum bonum hat einen vielbedeutenden Nebenbegriff, den ich nicht mehr entbehren möchte. Das allerhöchste Gut ist derjenige Gegenstand unsers Verlangens, dem alle andern, die mit ihm nicht zugleich bestehen können, weichen müssen; die allergemeinste Regel der Vollkommenheit des menschlichen Wandels, von welcher, wenn ein Streit der Regeln entsteht, niemals eine Ausnahme geschehen kann. Wenn ich nun mit den neuern Weltweisen annehme, das „allerhöchste Gut sei der ununterbrochene Fortgang von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern", so giebt mir der Ausdruck höchstes Gut noch eine andere Wahrheit zu verstehen. Ich lerne daraus, daß ich, wenn ein Streit unter den Pflichten entsteht, derjenigen den Vorzug geben müsse, welche den erwünschten Fortgang am besten befördert. Wollen wir einen so fruchtbaren Ausdruck fahren lassen, weil er von Unverständigen gemißdeutet wird?

„Ein gegen jenen sehr junger Ausdruck", fährt Hr. Michaelis fort, „Jus naturae, Recht der Natur, hat durch seine Zwey„deutigkeit die Gelehrten eben so sehr verwirret, und die meisten, „die nicht Juristen sind, einer ganzen Disciplin beraubt, denn „was sie Recht der Natur nennen, ist Moral. Wir brauchen „nehmlich auffer der Moral, welche durch die Betrachtung, es „sey ein Gott, der die Moral befehle, in ein natürliches Gesetz „verwandelt wird, noch eine Disciplin, welche bestimmt, was „für Rechte einer gegen den andern hat, die jener ihm zugeben „müsse, wenn er auch keinen Gott glaubt, oder doch Gott für „keinen Gesetzgeber erkennet". Lassen Sie mich hier ein wenig stille stehen! Ich begreife nicht, warum Hr. Michaelis auf der längst widerlegten Meinung beharrt, es gebe kein Gesetz ohne einen befehlenden Gesetzgeber. Wir nehmen in der Naturlehre, Seelenlehre und Meßkunst Gesetze an, ohne die Betrachtung, daß ein Gott sei, der dieselben befehle. Warum denn nicht in der Sittenlehre? Es ist wahr, die Vorschriften und Regeln müssen mit Bewegungsgründen verbunden seyn, wenn sie zu moralischen Gesetzen werden sollen. Diese Bewegungsgründe können von einem freihandelnden Wesen willkührlich mit den Regeln verbunden werden, und in diesem Falle rühren die Gesetze von einem Gesetzgeber her; allein nothwendig ist dieses nicht.

Die sittlichen Regeln, welche ihre Bewegungsgründe mit sich führen, sind auch ohne die Betrachtung, daß ein Gott sei, Naturgesetze.

Kleinigkeit! werden Sie sagen; Hr. Michaelis hat die Freiheit, das Wort Gesetze zu erklären, wie es ihm beliebt; und es beliebt ihm, die Vorschriften eines Gesetzgebers darunter zu verstehen. Also kann er auch die Regeln der Moral nicht anders Gesetze nennen, als insoweit sie von Gott geboten sind. Gut! allein die kleine Unrichtigkeit in der Erklärung scheint eine weit wesentlichere verursacht zu haben. Derjenige, der keinen Gott glaubt oder ihn für keinen Gesetzgeber erkennt, sagt Hr. Michaelis, ist dennoch genöthigt, einem Andern die Rechte einzuräumen, die demselben zukommen. Ich begreife nicht, wie dieses möglich ist, wenn man die Gottesläugner nicht auch sittliche Naturgesetze zuzugeben nöthigt. Die Rechte sind Folgerungen aus den Gesetzen, oder (nach der Erklärung des Hrn. Michaelis, der ohne Gesetzgeber von keinen Gesetzen wissen will) aus den Lebensregeln, die ihre Verbindlichkeit mit sich führen. Das Recht der Natur fließt also unmittelbar aus der Moral; und wer diese läugnet, kann jenes ohne Widerspruch nicht zugeben.

Hr. Michaelis sagt zwar: „was für ein Recht habe ich, „den andern zu zwingen, daß er tugendhaft werde, oder ein „Volk zu bekriegen, weil es der Sittenlehre nicht folget?" Was thut dieses aber zur Sache? Ein Anderer mag leben, wie er will; so bin ich nicht befugt, ihm mit Gewalt etwas vorzuschreiben, so lange er meine Gerechtsame nicht kränkt, so lange er mir das sittliche Vermögen zu handeln läßt, das mir zukommt. Nicht alles, was wider die Sittenlehre läuft, kann mir ein Recht geben, es zu verhindern. Wie aber? wenn ich mein Vaterland vertheidige, wenn ich mich den ungerechten Absichten eines gewaltthätigen Nachbars widersetze: kann ich mein Recht, das ich hierzu habe, anders darthun, als indem ich zeige, es sei eine Folge aus den Gesetzen der Natur, aus den Pflichten der Selbsterhaltung u. s. w.? Ich muß also nothwendig zur Moral meine Zuflucht nehmen, wenn ich beweisen will, daß Jemanden ein Recht zukomme; und wer die Moral durchaus verwirft, der kann Niemanden das geringste Recht einräumen.

Ich finde ferner nicht die mindeste Zweideutigkeit in dem Worte Recht. Hr. Michaelis meint, es könne auch so viel als

Gesetz heißen, z. E. wenn man sagt: das römische Recht. Allein was ist hier zweideutiges? Das römische Recht ist eine Folge aus dem römischen Gesetze, so wie überhaupt alles Recht sich auf ein Gesetz gründen muß. Vermöge der römischen Gesetze kommen gewissen Personen gewisse Rechte zu, sind sie befugt etwas zu thun oder nicht zu thun. Man betrachtet entweder die Ursachen oder die Folgen, und sagt bald: das römische Gesetz, bald: das römische Recht.

Sie werden nunmehr leichtlich einsehen, wie wenig ich dem Hrn. Michaelis in folgender Betrachtung beistimmen kann. Der große Haufe, meint er, habe allezeit das Recht der Natur mit dem Gesetze der Natur verwechselt. „Er verstand das Natur„gesetz, d. i. die Moral, wie sie durch Verbindung mit der „natürlichen Theologie in ein Gesetz verwandelt ist, und er er„eifert sich nicht wenig, wenn andere von manchen Sünden be„haupten, sie streiten nicht wider das Recht der Natur. Zum „Theil gehören die Streitigkeiten über das Schmaussische Natur„recht hieher. — Darüber, wenn Schmauß will, Sodomiterey „sey nicht gegen das Naturrecht, würde niemand erstaunt seyn, „der wußte was Naturrecht ist. Wird wohl jemand behaupten, „daß wir Recht haben, einem Volke den Krieg anzukündigen, „weil es die Sodomiterey duldet?" Wenn Schmauß nur hat sagen wollen, man könne kein Volk bloß der Sodomiterei wegen mit Krieg beziehen, so hätte er schlechtweg sagen sollen, die Pflichten gegen sich selbst liefen nicht wider das Völkerrecht, oder: was der Mensch selber thut, geht keinen Andern an. Meinetwegen möchte er lieber das ärgerlichste Paradoxon behauptet, als sich so linkisch ausgedrückt haben. Sodomiterei ist freilich nicht wider das Recht eines andern Volks, dem es völlig gleich gelten kann, wozu seine Nachbarn die von der Natur verliehene Kraft anwenden wollen, so lange es dadurch nicht beeinträchtigt wird. Allein diese Schandthat läuft doch immer wider das Naturrecht des Sünders selbst. Er hat kein Recht, keine Befugniß, kein sittliches Vermögen, die ihm zu einem bessern Gebrauch ertheilte Kraft auf eine so unnütze Weise zu verschwenden.

Überhaupt steht das Recht der Natur mit der Moral in folgender Verbindung. Die Naturgesetze verpflichten den Menschen zu gewissen Handlungen. Dadurch erlangt er eine sittliche Fähigkeit nicht nur zu diesen Handlungen, sondern auch zu den Mitteln, ohne welche die Handlungen nicht vollzogen werden

können. Dieſe ſittliche Fähigkeit heißt das Recht; und ich kann mich einem jeden Andern mit Gewalt widerſetzen, der mir im Gebrauch dieſes Rechts hinderlich ſeyn will. Dieſes iſt der Urſprung des Natur- und Völkerrechts. Wer ſich aber einbildet, es komme einem Jeden ein Recht zu, ſeinen Nebenmenſchen zu verhindern, daß er nicht laſterhaft ſeyn ſollte; der kann die Schuld ſeiner Unwiſſenheit gewiß nicht auf die Zweideutigkeit der Sprache ſchieben. Nicht die Verwechſelung des Naturrechts mit dem Naturgeſetz hat ihn verführt. Denn da jenes von dieſem herſtammt, ſo kann dieſe kleine Unrichtigkeit keinen ſonderlichen Irrthum veranlaſſen. Er muß vielmehr die Begriffe von dem Urſprunge des Rechts nicht hinlänglich entwickelt haben; und was hilft es ihm alsdann, wenn man auch, wie Hr. Michaelis in Vorſchlag bringt, ſtatt Recht der Natur: Befugniß der Natur ſagen wollte?

75ſter Brief.

Der Unbekannte, deſſen Abhandlung die Academie der zweiten Stelle in ihrer Sammlung gewürdigt, ſchickt der gedoppelten academiſchen Frage eine andere voran, die alſo lautet: „auf was für Art ſind die Sprachen entſtanden; und wie würden ſie noch heut zu Tage entſtehen, wenn man neugebohrne „Kinder, unter der Aufſicht ſtummer Perſonen, von Thieren aufſäugen lieſſe, wie Pſametychus gethan, und ſie hernach in eine „mit Mauern umgebene Wildniß bringen lieſſe, wo ſie eine eigene „und von allen übrigen Menſchen abgeſonderte Geſellſchaft aufrichten müßten?" In der Beantwortung dieſer Frage hat der Verf. viel Scharfſinnigkeit gezeigt. Man kann zwar nicht alles billigen, was er vorbringt; allein an den Stellen, wo man die Wahrheit vermißt, wird man den Witz des Verfaſſers nicht ohne Vergnügen am geſchäftigſten finden.

Es haben ſchon Verſchiedene vor ihm den Urſprung der Sprachen in den nachahmenden Lauten geſucht. Sie haben dieſe Meinung durch verſchiedene Gründe wahrſcheinlich gemacht, und vornehmlich durch die Bemerkung, daß die Grundſprachen reicher an nachdrücklichen Wörtern ſind, als die Sprachen, die von

denselben hergeleitet worden sind. Jene, die dem Ursprunge näher sind, sagten sie, haben die Töne, die sie in der Natur wahrgenommen, weniger verändert, weniger mit willkührlichen Tönen vermengt; daher drücken ihre Worte die Gegenstände, die mit einem Schalle verbunden sind, stärker und natürlicher aus. Doch hat Niemand diesen Satz für so allgemein ausgegeben, als der angeführte Verfasser. Er will alle Wörter, die Namen der körperlichen und unkörperlichen Dinge, die Namen der Farben, Größen, Bewegungen, und aller abstracten Begriffe von den nachahmenden Tönen herleiten; und sucht ihre Verwandtschaft mit denselben durch häufige Beispiele zu beweisen. Sie können sich leichtlich einbilden, daß bei einer solchen Unternehmung seine etymologischen Abtheilungen öfters sehr gekünstelt, und einem bloßen witzigen Spiele nicht unähnlich seyn müssen. An vielen Orten aber ist es ihm gelungen, seine Meinung durch ziemlich wahrscheinliche Wortverwandtschaften zu unterstützen.

Einige der vornehmsten Regeln, nach welchen sich die Völker in Bildung der Sprachen gerichtet haben können, beschreibt er (S. 103.) folgendergestalt: 1) Körper, sowohl lebendige als leblose, die einen Schall von sich geben, bekommen ihre Namen von diesem Schall. Diesen Grundsatz hat er in dem Vorhergehenden wahrscheinlich gemacht. 2) Körperliche Handlungen, als welche ohne Schall selten vollbracht werden können, bekommen ihren Namen von diesem Schall. Beispiele davon, dergleichen sind: hauen, stoßen, zischen, sausen, brausen u. s. w., geben alle Sprachen in großer Menge. An einem andern Orte zeigt der Verf., daß der Schall eben derselben Handlung nicht in allen Umständen gleich sei; daher verschiedene Völker eben dieselbe Handlung durch ganz verschiedene Töne bezeichnen, die aber alle in dem Schalle, der mit der Handlung verbunden ist, ihren Grund haben. 3) Körper, die man von dem Schalle nicht benennen kann, bekommen ihre Namen von einem andern Körper, mit dem sie eine Ähnlichkeit haben. Hier können verschiedene Völker abermals sehr weit von einander abgehen, nachdem ihnen bald diese, bald jene Ähnlichkeit mehr in die Augen geleuchtet. Einige von den Beispielen zu berühren, die der Verf. zur Bestätigung der dritten Regel anführt, so leitet er den Namen Lichtstrahl von der Ähnlichkeit desselben mit einem Pfeile her. Strale bedeutet slavonisch einen Pfeil. Die Abstammung des lat. radius ist bekannt. Licht selbst kommt ihm von Lücke

her, weil es da durchfällt; Blitz von Blick wegen der Ähnlichkeit, u. s. w. 4) Körperliche Handlungen, so von dem Schalle nicht benannt werden können, bekommen ihren Namen von andern Handlungen, mit denen sie eine Ähnlichkeit oder Verwandtschaft haben. Allhier hat der Verf. durch ein sehr langes Geschlechtsregister die Abstammung des Worts blitzen von blöken (schreien wie ein Kalb) dargethan. Blitzen kommt von blicken, dieses von belücken, besehen; lücken, videre, von Lücke, dieses von Loch, locus, daher löcken, legen, locare; Loch aber kommt von Löck, altdeutsch ein Kalb; davon blöken. Was hat aber Loch mit einem Kalbe zu thun? fragen Sie. Eine kleine Geduld! Von Löck, vitulus, kommt löcken oder lecken, d. i. saugen, daher lac, die Milch, daher Locke, papilla; daher Locke, eine Haarlocke, daher Lock, ein Loch. — Dieses mag Ihnen zur Probe dienen, wie weit der Verf. seine Ableitungen herholte.

5) Abstracte Begriffe borgen den Namen von ihren concretis. Hier gehen die etymologischen Ableitungen erst recht an. Besonders hat der Verf. zu dem Namen einiger Farben sehr sinnreiche Herleitungen ausgesonnen. „Blau", sagt er z. B., „nennt der Lateiner ganz natürlich caeruleus von caelum. Der „Celte aber kann dieses, wegen seiner Religion, nicht thun, er „mußte sich daher nach etwas anders umsehen. Der Vogel, auf „dessen Brust und Hals diese Farbe ihren Sitz hat, heißt von „seinem Geschrey: der Pau, Pavo, olim Plau und Plavo. „Dieser Vogel pranget aber mit zwey Hauptfarben, die sind „blau und goldgelb. Die blaue behält der Celte für sich, die „gelbe nennet der Lateiner Flavus". In der Folge zeigt der Verf., wie vieles der Mensch von den zahmen Thieren gelernt, deren Geschrei seine Ohren zum öftersten rührt. Von dem Geschrei der Ente, Taube, des Pfaues und anderer Vögel leitet er einen ziemlichen Theil der Sprachen her. Allein von dem Flügelwerke sollen die Menschen lange nicht so viel geborgt haben, als von den vierfüßigen Thieren, sonderlich von dem Hunde, dem Bären, dem Pferde und dem Ochsen, dem Schafe und der Ziege. Vor allen ist ihm der Bär ein großer Autor in der deutschen Sprache. Dieses sind des Verf. eigene Worte. Alle Ausdrücke, die zum Kriege und zur Tapferkeit gehören, sagt er, habe man diesem Thiere abgeborgt; doch hat er hiervon keine Exempel angeführt.

Eine von den wichtigsten Folgen, die der Verf. aus seiner Untersuchung zieht, ist, daß man nicht so leicht aus jeder Ähnlichkeit in den Sprachen auf die Verwandtschaft der Völker schließen könne. Denn läßt sich anders der Ursprung aller Sprachen auf die Töne der Natur zurückführen, so bleibt nicht so viel willkührliches in denselben, als man insgemein zu glauben pflegt. Daher wird den Sprachen schon von Natur einige Übereinstimmung zukommen; und manche Ähnlichkeit, aus welcher man eine Verwandtschaft der Völker geschlossen, dürfte in der Natur der Sache gegründet seyn.

Der Verf. sagt zum Beschlusse, er habe in der Folge seiner Abhandlung diese Materie weiter ausgeführt, und endlich die eigentlichen Fragen der Academie beantwortet. Er habe die Religion, Sitten und Gebäuche, Lebensart und Zeitvertreibe der alten Celten aus ihrer Sprache entworfen; er habe gezeigt, daß Eine Sprache geschickter sei, dem Verstande zu richtigen Begriffen zu verhelfen, als die andere; er habe die Mängel der Sprachen untersucht, und Mittel dawider vorgeschlagen. Er bäte sich aber von der Academie ein Jahr Zeit aus, dieses alles in Ordnung zu bringen. Die Academie, welche die Abhandlung des Hrn. Prof. Michaelis vor Augen gehabt, hat nicht für gut befunden, den Preis länger auszusetzen. Wir wollen aber hoffen, der Verf. werde sich die Zeit selber nehmen, die ihm die Academie nicht hat geben können. Er mag um ihren Beifall arbeiten, wenn er um ihren Preis nicht mehr arbeiten kann.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.